

### Arbeiten zur Soziologie: Methode, moderne Grossgesellschaft, Rechtssoziologie, Ideologiekritik

Geiger, Theodor

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**

Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Geiger, T. (1962). *Arbeiten zur Soziologie: Methode, moderne Grossgesellschaft, Rechtssoziologie, Ideologiekritik*. (Soziologische Texte, 7). Neuwied am Rhein: Luchterhand. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-89262-5>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universell Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>

GEIGER SOZIOLOGIE

Bd. 123

SOZIOLOGISCHE TEXTE

HERAUSGEGEBEN VON HEINZ MAUS

UND FRIEDRICH FÜRSTENBERG

BAND 7

\*

THEODOR GEIGER

# ARBEITEN ZUR SOZIOLOGIE

Methode - Moderne Großgesellschaft - Rechtssoziologie

Ideologiekritik

Ausgewählt und eingeleitet von

PAUL TRAPPE

Bdd

123

- 7 -



HERMANN LUCHTERHAND VERLAG

HERAUSGEBER

Prof. Dr. Heinz Maus, Marburg/Lahn

Dr. Friedrich Fürstenberg, Erlangen

REDAKTION

Dr. Frank Benseler, Neuwied/Rhein



© 1962 by Hermann Luchterhand Verlag GmbH  
Neuwied am Rhein Berlin-Spandau  
Einbandgestaltung Christian Honig  
Gesetzt aus der Petit Garamond  
Gesamtherstellung:  
Druck- und Verlags-Gesellschaft mbH Darmstadt  
Printed in Germany

1962.4549

## INHALTSÜBERSICHT

Einführung von Dr. Paul Trappe 13

### Einleitung

- |   |  |  |    |
|---|--|--|----|
| * | 1. Was ist Soziologie  |  | 45 |
|   | Aus dem Nachlaß  |  |    |
|   | Gegenstand und Erkenntnisabsicht der Soziologie  |  | 45 |
|   | Zu Geschichte und Stand der Soziologie   |  | 49 |
|   | Sozialwissenschaften und Soziologie  |  | 51 |
|   | 2. Gesellschaft und Gesetzmäßigkeit  |  | 56 |
|   | Übersetzung von »Human Society and Scientific Law«, in:<br>The Canadian Journal of Economics and Political Science,<br>vol. XVIII, no. 2. University of Toronto Press, Toronto<br>1952, p. 184—194 |  |    |

### Teil I Methode

- |   |   |  |     |
|---|---|--|-----|
| * | 3. Das Verfahren der empirischen Soziologie   |  | 75  |
|   | Aus dem Nachlaß   |  |     |
|   | Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten  |  | 75  |
|   | Die andere Linie: Begriffsanalyse   |  | 77  |
|   | Möglichkeit quantifizierender Urteile in der Soziologie. Die introspektive Methode  |  | 79  |
|   | 4. Über Soziometrik und ihre Grenzen  |  | 85  |
|   | Aus: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,<br>1. Jahrgang, Westdeutscher Verlag, Köln/Opladen<br>1948/49, S. 292—302   |  |     |
| * | 5. Statik und Dynamik   |  | 97  |
|   | Aus dem Nachlaß   |  |     |
|   | 6. Eine dynamische Analyse der sozialen Mobilität   |  | 100 |
|   | Übersetzung von »A Dynamic Analysis of Social Mobility«, in: Acta Sociologica, Scandinavian Review of Sociology,<br>vol. 1, fasc. 1, Verlag Ejnar Munksgaard, Kopenhagen (1954), p. 26—34 |  |     |

7. Typologie und Mechanik der gesellschaftlichen Fluktuation	114
In: W. Bernsdorf und G. Eisermann, Herausgeber, Die Ein- heit der Sozialwissenschaften, Franz Eulenberg zum Ge- dächtnis, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1955, S. 84—116	
Fluktuation und Schichtung	114
Rolle des Fluktuationsbegriffes im Gesellschafts- denken	116
Schichtübergang und Fluktuation	117
Persönlicher Übergang und Übergang in der Ge- nerationenfolge	118
Die Fluktuationsfrequenz – eine Funktion des Schichtungsfeldes	120
Dimensionen der Schichtung	123
Auf- und Abstieg	124
— Exkurs über den Akademikerstand als Aufstiegs- ziel	127
Aufstieg und Laufbahn	132
Bedingungen der Fluktuation im stationären Milieu	134
Dynamik gegen Statik	136
Fluktuation als Merkmal der Schichtstruktur	137
Fluktuation und Umschichtung	139
Umschichtung der Gesellschaft erzwingt Status- wechsel von Personen	140
Noch einmal: »Persönlich« und »in der Genera- tionenfolge«	141
Fluktuation und solidarischer Statuswechsel	142
Sozialstruktur und Schichtübergang	143
Umschichtung als Folge von Fluktuationen	145
Der soziologische Doppelaspekt	147
8. Zur Kritik der arbeiter-psychologischen Forschung	151
Aus: Die Gesellschaft, Internationale Revue für Sozialis- mus und Politik, VIII. Jahrgang, S. 237—254, Dietz-Ver- lag, Berlin 1931	

## Teil II Moderne Großgesellschaft

9. Die Legende von der Massengesellschaft	171
Aus: Archiv für Rechts- u. Sozialphilosophie, Bd. XXXIX, Heft 3, Francke Verlag, Bern/München 1951, S. 305—323	

<p>10. Theorie der sozialen Schichtung</p> <p>Erschienen als Stichwort »Schichtung« im Wörterbuch der Soziologie, herausgegeben von W. Bernsdorf und F. Bülow, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1955, S. 432—446</p> <p>Vororientierung</p> <p>Warum nicht Anschluß an Marx</p> <p>Erkenntnisfunktion des Begriffs der Gesellschaftsschicht</p> <p>Logische Struktur des Schichtbegriffes</p> <p>Schichtstruktur und Schichtungsmodell</p> <p>Typen der Schichtung (Schichtstrukturen)</p> <p>Metamorphosen der Schicht</p> <p>11. Zur Theorie des Klassenbegriffs und der proletarischen Klasse</p> <p>Aus: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, Band 54, Berlin 1930, S. 185—236.</p> <p>I. Der Begriff der sozialen Klasse</p> <p>1. Die Fragestellung</p> <p>2. Zur Forschungsgeschichte des Klassenbegriffs</p> <p>3. Die logisch möglichen Klassenbegriffe</p> <p>II. Die Klassengesellschaft</p> <p>1. Typus und Strukturprinzip der Klassengesellschaft</p> <p>2. Das Bild der realen Klassengesellschaft</p> <p>a) Die Entstehung von sozialen Klassen</p> <p>b) Der Entwicklungsgang der sozialen Klasse (Differenzierung und Integrierung)</p> <p>c) Klassenantagonismus als Strukturprinzip und entgegenwirkende soziale Tendenzen</p> <p>d) Zur Frage des Mittelstandes</p> <p>III. Die Phasen des Proletariates und die Typen des proletarischen Bewußtseins</p> <p>1. Die Integration des Proletariates zur sozialen Klasse</p> <p>2. Proteus Proletariat</p> <p>12. Formen der Vereinsamung</p> <p>Aus: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, X. Jahrgang, Neue Folge der Kölner Vierteljahreshefte für Sozialwissenschaften, Verlag Duncker und Humboldt, München und Leipzig 1932, S. 220—239 und S. 355—363</p> <p>I. Lebensvollzug – Lebensmeinungen</p>	<p>186</p> <p>186</p> <p>188</p> <p>189</p> <p>191</p> <p>194</p> <p>197</p> <p>200</p> <p>206</p> <p>206</p> <p>206</p> <p>209</p> <p>213</p> <p>221</p> <p>221</p> <p>225</p> <p>226</p> <p>229</p> <p>231</p> <p>235</p> <p>242</p> <p>244</p> <p>254</p> <p>260</p> <p>260</p>
---	--



II. Einsamkeit als Lebensstil	263
III. Einsamkeit als Disposition	265
Sozialcharakterologischer Exkurs	276
IV. Vereinsamung durch das soziale Milieu	282
1. Hiatus im sozialen Lebensbezirk	284
2. Inadäquates Sozialmilieu	287
13. Erziehung als Gegenstand der Soziologie	293
In: Die Erziehung, Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben, 5. Jahrg., Heft 7, Verlag Quelle und Meyer (jetzt Heidelberg), Leipzig 1930, S. 405—427	
I. Vorbemerkungen	293
II. Forschungsgeschichtliches	294
III. Das Verhältnis zwischen Pädagogik und Soziologie	296
IV. Die autonome Pädagogik und der Begriff der Erziehung in soziologischer Betrachtung	300
V. Veranstaltete Erziehung und Erziehungsziel	304
VI. Programm und Einteilung einer Soziologie der Erziehung	309
VII. Zusammenfassung	314
14. Klassenlage, Klassenbewußtsein und öffentliche Schule	316
Aus: Die Arbeit, Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde, 7. Jahrgang, 4. Heft, S. 260—266 und 5. Heft, S. 331—340, Berlin, April und Mai 1930, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes	
15. Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus	335
Aus: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes, Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1932, S. 109—122	

### Teil III Rechtssoziologie und Ideologiekritik

#### A. Rechtssoziologie

\* 16. Entwurf der Umriss- und Fragestellungen einer Soziologie des Rechts 357

Aus: Die Gestalten der Gesellung, Wissen und Wirken, Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens, 48. Bd., S. 123—131, Verlag G. Braun, Karlsruhe 1928.

17. Soziale Interdependenz und subsistente Norm 364

Aus: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, Acta Jutlandica, Aarskrift für Aarhus Universitet, XIX 2 (S 2), Verlag Ejnar Munksgaard, Kopenhagen 1947, S. 12—19, 22—29 und 54—63

Soziale Interdependenz 364

Gesellige Ordnung als Gebarens-Koordination 365

Gebarens-Modell und Gebarens-Erwartung 366

Handelns- und Zustandsordnung 368

Regelmäßigkeit und gesellige Ordnung 370

Ordnung und Norm 370

Habituelle Ordnung – unreflektiertes Gebaren 372

Norm und Normsatz – Wesen der Norm 374

Die Norm ist kein Befehl oder Imperativ 376

Von der Handlung zur Gewohnheit 377

Von der individuellen Gewohnheit zum allgemeinen Gebarens-Modell 378

Vom Gebarens-Modell zur subsistenten Norm 379

Latente Norm – potentielle Reaktion 380

18. Recht und Moral 385

Aus: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, Acta Jutlandica, Aarskrift for Aarhus Universitet, XIX, 2 (S 2) Verlag Ejnar Munksgaard, Kopenhagen 1947, S. 235—255 und 263—275

Vorbemerkung 385

Die Moral und das Gute 388

Spiritualisierung 391

Drei Formen der Moral 393

Sozialstruktur und Schisma der Moralen 398

Praktischer Wertnihilismus 402

Recht und Moral 406

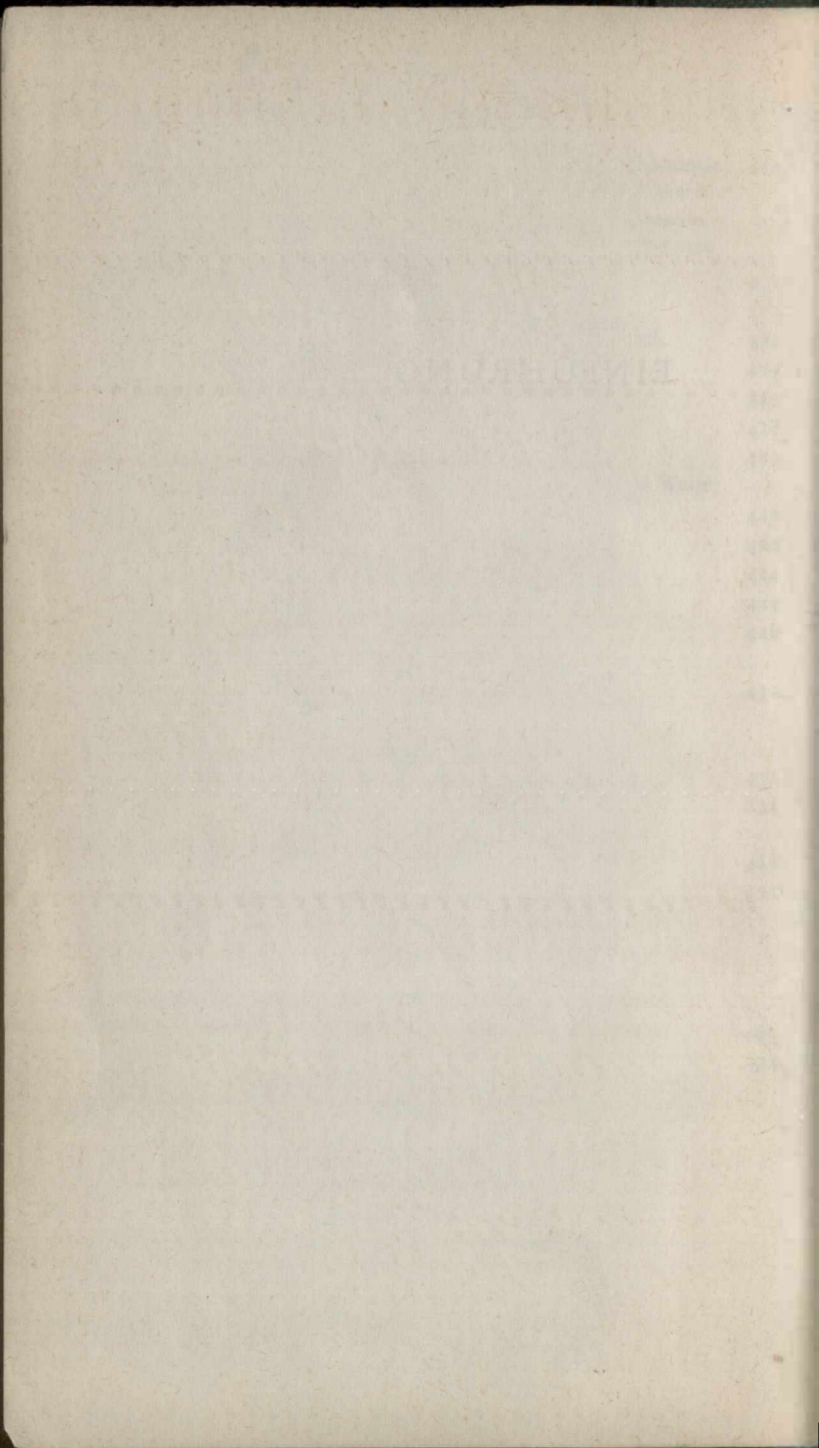
## B. Ideologiekritik

19. Kritische Bemerkungen zum Begriffe der Ideologie	412
Aus: Gegenwartsprobleme der Soziologie. Alfred Vierkandt zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von G. Eisermann, Potsdamer Verlagsgesellschaft, Potsdam 1949, S. 141—156	
Vieldeutigkeit des Begriffs	412
Ideologie und Wirklichkeit	412
Ideologie ist ein Begriff der Erkenntniskritik	414
Die Realfaktoren	415
Genesis der Werturteile	417
Wertung und Werturteil	418
Das Wesen der Ideologie	420
Nicht schlicht falsch, sondern auf besondere Weise abwegig	421
Ideologie auf Theorie begrenzt	422
»Ideologie« ist und bleibt ein »Vorwurf«	424
Ideologiekritik und Wissenssoziologie	425
Emanzipation von der Ideologie	428
20. Befreiung aus dem Ideologiebann	431
(Die Emanzipation von der Befangenheit) Aus dem Nachlaß.	
A. Lehrgeschichtliche Umschau	431
B. Die Mannheimsche Lösung	434
C. Die Pflicht zur Emanzipation und ihre Erfüllung	441
D. Geistespolitisches Schlußwort	455

## Verzeichnisse

Bibliographie: Die Schriften Theodor Geigers	463
Namens- und Sachverzeichnis	474

EINFÜHRUNG



## Einführung

*Theodor Geiger* (1891–1952) ist einer der vielseitigsten und schaffensfreudigsten deutschen Soziologen. Seine internationale Bedeutung für die Sozialwissenschaften beruht auf einer großen Zahl, teilweise in Fremdsprachen veröffentlichter Untersuchungen<sup>1</sup>, die sich vor allem zu folgenden zentralen Themen äußern: Allgemeine Soziologie, Methode der Soziologie, Soziale Mobilität, Masse, Ideologiekritik, Rechtssoziologie. In allen diesen Bereichen hat *Geiger* hochbeachtliche Fortschritte erzielt oder eine Reihe origineller Perspektiven eröffnet, die ihm eine hervorragende Stellung in der heutigen Soziologie sichern sollten.

Dennoch wird *Theodor Geiger* in der Wissenschaft nicht in dem Maße beachtet, wie es ihm zukommen müßte. Vielleicht gilt für ihn das gleiche, was *Karl Jaspers* einmal über *Max Weber* gesagt hat: »Sein Werk in seiner präzisen und weitverzweigten Begrifflichkeit wird gern umgangen wie ein Granitblock, auf den man nicht hinaufklettern mag...«<sup>2</sup> Beim Verständnis der *Geigerschen* Begrifflichkeit und seiner Problemstellungen wirken mannigfaltige Einflüsse zumindest auf kontinentaleuropäische Sozialwissenschaftler hemmend — wenn nicht »abstoßend« —, die *Geiger* während seiner zunächst zwangsweisen (Dänemark und Schweden), später freiwilligen (Kanada und USA) Auslandsaufenthalte erfuhr. Weitere Einflüsse und Anregungen erhielt er aus den zu seinen Lebzeiten noch kaum beachteten Forschungszentren »junger« Länder, so von den methodologisch schrittmachenden Forschungen des *Institute of Statistical Mathematics* in Tokio, und solchen von Nachbarwissenschaften, wie der Philosophie, der Rechtswissenschaft, der Psychologie, der Statistik, der Geschichtswissenschaft. Umgekehrt wirkten seine Forschungen in aller Welt — er war unter den Gründern der *International Sociological Association* (ISA) — und fanden auch bei Vertretern der Nachbarwissenschaften Beachtung, so bei Philosophen, Psychologen, Juristen.

Bei aller Vielseitigkeit ist sein Werk doch hochintegriert; bei aller Berücksichtigung relevanter Forschungsergebnisse in den Nachbarwis-

<sup>1</sup> Siehe Aufstellung seiner Werke S. 463 ff.

<sup>2</sup> *Karl Jaspers, Max Weber, Politiker-Forscher-Philosoph*, München 1958, S. 8.

senschaften ist es eminent soziologisch und dient — wie zu zeigen ist — einigen zentralen Fragestellungen, die in einem weiteren Zusammenhang gesehen und erforscht werden.

Das Werk *Theodor Geigers* ist schon des öfteren behandelt worden<sup>1</sup>, so daß es sich erübrigen möchte, es hier nochmal zu skizzieren. Andererseits sind die Hauptwerke *Geigers* leicht zugänglich, einige seiner leitenden Ideen hat er in lexikalischen Standardwerken der Soziologie selbst prägnant dargestellt<sup>2</sup>. Zudem sei auf seine in dieser Auswahl enthaltenen Schriften verwiesen.

*Diese einleitenden Worte sollen dem Menschen Theodor Geiger, seinem Werdegang und seinem geistigen Standort gewidmet sein.* Leben und Werk stehen hier in ständiger Abhängigkeit; seine Lebenserfahrungen dienen ihm zur ständigen Korrektur seiner Optik, was ihm von seiten seiner zeitweiligen Gesinnungsgenossen häufig Kritik eingetragen hat. Es lag ihm stets fern, eine Erfahrung zur Lehrmeinung gerinnen zu lassen. In seinem Leben und seinem Werk treibt ihn eine nicht ermüdende Dynamik, die ihn immer wieder dazu zwingt, das bisher Geschaffene neu zu überdenken. In seinem politischen Vermächtnis, das erst 1960 aus dem Nachlaß veröffentlicht werden konnte, präziserte er das angenommene Ziel seines Forschens als den »intellektuellen Humanismus«. Dieser sei Lebenshaltung und Gehalt in der modernen, hochtechnisierten Großgesellschaft, der sogenannten Massengesellschaft.

»Intellektueller Humanismus« als Lebenshaltung bedeute »Gefühlsaskese«, »Wertabstinenz« und »Ideologiefreiheit«, deren Gegenpole »Gefühlsüberschwang«, »Befangenheit« und »Ideologiebann« die soziale Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts allzusehr bestimmt hätten. Unter der Wirkung dieser Gegenpole stand *Geiger* zeit seines Lebens; sie quälten den besseren Teil einer ganzen Gelehrten generation, während sie einen anderen bis zur geistigen Entmannung erniedrigten.

1 So von H. Knospe, »Geiger, Theodor«, in: Internationales Soziologenlexikon, hrsg. v. W. Bernsdorf, Stuttgart 1959, S. 175 bis 179; P. Trappe, *Die Rechtssoziologie Theodor Geigers*, Versuch einer Systematisierung und kritischen Würdigung auf der Grundlage des Gesamtwerks, Phil. Diss. Mainz 1959. Daneben liegen einige Nachrufe, mehrere Abhandlungen über einzelne Probleme aus dem Gesamtwerk und einige Rezensionen über einzelne Schriften vor.

2 So die Abschnitte »Führung«, »Gemeinschaft«, »Gesellschaft«, »Revolution«, »Soziologie« in: *Handwörterbuch der Soziologie*, hrsg. v. A. Vierkandt, Stuttgart 1931 (unveränderter Neudruck 1959); ferner »Schichtung« in: *Wörterbuch der Soziologie*, hrsg. v. W. Bernsdorf und F. Bülow, Stuttgart 1955, und »Ideologie« und »Intelligenz« in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften*, 7. Lieferung.

1. — *Theodor Geiger* entstammte dem bürgerlichen Milieu eines Gymnasialprofessors aus München. Er verbrachte seine Kindheit und Schulzeit in Landshut, wohin die Familie nach der Ernennung des Vaters zum Anstaltsdirektor übersiedelt war. Aus *Geigers* Schulzeit ist für seine spätere Entwicklung von besonderem Belang, daß er sich früh und aus privater Initiative für die skandinavischen Sprachen — eingeschlossen das Finnische — und Nationalliteraturen interessierte und als Abitursbelohnung durch seine Eltern eine Reise nach Norwegen unternehmen konnte. Er studierte für vier Semester in München und für weitere vier in Würzburg Rechts- und Staatswissenschaft und legte die erste juristische Staatsprüfung ab. Der bald darauf ausbrechende erste Weltkrieg bringt ihm einen zwangsweisen Abbruch seiner juristischen Ausbildung: Er eilt als Kriegsfreiwilliger zu den Fahnen, verbringt die längste Zeit des Krieges in Rußland, wird dort verwundet und kehrt, dekoriert mit der Verwundetenmedaille, wieder in die Heimat zurück.

Die Nachkriegsjahre gestalteten sich für ihn äußerst schwierig. Zunächst versuchte er, seinen wissenschaftlichen Neigungen nachzugehen, indem er an sein juristisches Studium anknüpfte und bei *Fr. Oetker* in Würzburg promovierte. In seiner Dissertation, *Die Schutzaufsicht*, und der bald darauf publizierten Arbeit *Das uneheliche Kind und seine Mutter im Recht des neuen Staates* werden seine frühen soziologischen Interessen bereits ganz deutlich. In der 1920 erschienenen Arbeit über die Unehelichen untersuchte er beispielsweise die Diskrepanz zwischen sozialer und gesetzlicher Wirklichkeit hinsichtlich der unehelichen Kinder. Wie er an Hand eines selbst gesammelten statistischen Materials feststellen konnte<sup>1</sup>, war die im Gesetz geforderte rechtliche Gleichstellung von ehelich und außerehelich geborenen Kindern keineswegs gegeben. Die Diskriminierung beruhte namentlich auf der gesetzlichen Regelung, daß das uneheliche Kind dem Milieu der Mutter zugehört und diesem entsprechend eine Unterstützung des unehelichen Vaters erhält, während das eheliche Kind regelmäßig dem Milieu des Vaters zugehört. Daraus erwächst aber eine zur Zeit der *Geigerschen* Untersuchung besonders krasse rechtliche und finanzielle Schlechterstellung der Unehelichen: Wie *Geiger* feststellen konnte, entstammten die unehelichen Mütter meist finanziell weitaus schlechter gestellten Schichten als die unehelichen Väter. Da die Kinder solcher *liaisons* dem Lebens-

<sup>1</sup> Siehe auch die diese Untersuchung vorbereitende Studie »Zur Statistik der Unehelichen«, 1919.



haltungsniveau der Mutter gemäß durch die Väter unterstützt wurden, waren sie den ehelichen gegenüber schlechter gestellt und damit für ihr weiteres Leben bereits auf eine gewisse Weise »eingestuft«. — Diese Problematik ist heute rechtlich wie soziologisch immer noch eminent aktuell.

Im Jahre 1918 wurde *Theodor Geiger* Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, in deren Dienst er sich mit großem Eifer und Idealismus stellt. Während er die ersten Jahre nach dem Kriege noch mit unregelmäßigen Beschäftigungen durchsteht — er arbeitet als Journalist und als Nachhilfslehrer —, bekommt er bald in Berlin, wo er seit 1920 wohnt, einen regulären Posten bei der Zeitschrift *Die Fremde Presse*, bei der er die skandinavischen Länder bearbeitet. In den nächsten Jahren ist er zunächst als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der *Volkshochschule Groß-Berlin*, die damals gerade gegründet worden war, sodann, mit gleicher Berufsbezeichnung, beim *Statistischen Reichsamt*, Abteilung für Handelsstatistik tätig. Von 1924 bis 1928 versieht er den Posten eines Geschäftsführers und Dozenten an der genannten Volkshochschule. Er widmet sich hier intensiv der Arbeiterbildung; seine Arbeiten aus dieser Zeit geben darüber Auskunft. Diese auf wenige Jahre beschränkten Tätigkeiten verhalfen ihm zu methodologischen Hilfsmitteln und Einblicken, die ihm für seine späteren wissenschaftlichen Untersuchungen von größtem Nutzen sein sollten und seinen wissenschaftlichen Standort mitbestimmten.

*Geiger* fühlte sich von Beginn seiner Studien an der Empirie auf nachhaltige Weise verbunden. Dies erwies sich zum ersten Male in der »*Unehelichen Mutter*«, es wurde dann in seinen statistischen Untersuchungen, die er während seiner Zeit beim *Statistischen Reichsamt* veröffentlichen durfte, recht ersichtlich. Namentlich in seinen wirtschaftsstatistischen Artikeln wird diese Annäherungsweise an den Forschungsgegenstand offenbar. In den darauffolgenden Jahren bleiben diese Bemühungen deutlich, wenn auch manche seiner Arbeiten — wie sich nachträglich sagen läßt, allzu voreilig — das theoretische Moment in den Vordergrund rücken. Dies vor allem in dem zu seiner Zeit vielbeachteten *Die Masse und ihre Aktion*, in dem er das Phänomen der Masse durchgehend *soziologisch* untersuchte, ferner in *Die Gestalten der Gesellung*, in denen er eine später widerrufenen Theorie der sozialen Gesellungsformen zu entwerfen suchte.

Diese empirischen Interessen *Geigers* sind in der Literatur bisher kaum berücksichtigt worden; *Geiger* wurde vielmehr eine formalsoziologische Ausrichtung in seinen frühen Schriften nachgesagt. *H. Knospe* spricht beispielsweise von »den frühen formalsoziologischen Arbeiten« *Geigers* und meint, *Geiger* hätte sich nach seiner Emigration »von der ver-

stehenden, formalen und phänomenologischen deutschen Soziologie« gelöst und »sich alsbald zur streng erfahrungswissenschaftlichen Soziologie« bekannt<sup>1</sup>. Dabei übersieht *Knospe* einmal die erfahrungswissenschaftlichen Arbeiten *Geigers* der 20er Jahre, zum anderen scheint er das spätere, mehrmalige Bekenntnis *Geigers* zur empirischen Soziologie nicht zutreffend zu interpretieren; denn für Geiger ist »empirische Soziologie ... begriffsanalytisch gelenkte, quantifizierende Untersuchung der sozialen Erscheinungswelt«<sup>2</sup>. In dieser Aussage sind zwei Einschränkungen des »Empirischen« impliziert: Erstens ist Begriffsanalyse »eine Formalwissenschaft, die der Mathematik und Logik verwandt ist«<sup>3</sup>. Zweitens sieht *Geiger* klar, daß die bislang entwickelte soziologische Methode noch nicht zur quantifizierenden Erfassung aller relevanten Erscheinungen ausreicht; es muß die *Introspektion* — als nichtempirisches Mittel! — interimistisch noch zu Hilfe genommen werden. Überhaupt sagt *Geiger* ganz deutlich: »Das Bekenntnis zum quantifizierenden Verfahren darf nun aber nicht zu ultra-empirischer Verachtung rein begrifflich-theoretischer Bemühungen ausarten«<sup>4</sup>. — Diese Einstellung war bei *Geiger* tatsächlich vor und nach seiner Emigration — also durchgehend im Gesamtwerk — gegeben. Die empirische Methode wurde nur, unter dem Einfluß skandinavischer und angelsächsischer Gelehrter, im Spätwerk wesentlich verfeinert<sup>5</sup>. Offenbar ist *Geiger* vor allem deshalb mehrmals fehlinterpretiert worden, weil immer nur ein Teil seiner Arbeiten beachtet worden ist: Aus seiner frühen Zeit sind seine formalsoziologischen Arbeiten bekannt und in der Literatur verarbeitet, weil diese die damalige gelehrte Welt besonders interessierten; aus der späten Zeit sind es vor allem die empirischen Erhebungen oder aber mehr zufällig bekannt gewordene theoretische Arbeiten, die nicht besonders ins Gewicht fielen. Die empirischen Arbeiten der Zeit nach dem Kriege fanden aber ein besonderes Interesse, in dem Maße und fast mit einer solchen Ausschließlichkeit, wie man glaubte, die empirische Soziologie unter nordamerikanischem Einfluß erst entdecken zu müssen. Sie war seit eh und je vorhanden,

1 H. Knospe, »Geiger, Theodor«, in: Internationales Soziologienlexikon, Stuttgart 1959, S. 175.

2 Vgl. P. Trappe, Die Rechtssoziologie Theodor Geigers, 1959, S. 51. — »Das Verfahren der empirischen Soziologie«, in dieser Auswahl S. 75 ff.

3 In dieser Auswahl S. 77 »Das Verfahren der empirischen Soziologie«, und: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, 1947, S. 10.

4 »Das Verfahren der empirischen Soziologie«, S. 77.

5 In diesem Sinne auch R. König, »Theodor Geiger«, in: Acta Sociologica, vol. I, fasc. 1, Kopenhagen o. J. (1954), S. 7 f.

nur merkte man ein »Formalist« nichts von ihrer gedeihlichen Entwicklung.

In *Die Gestalten der Gesellung* finden sich einige Hinweise über Geigers Einstellung der frühen Zeit, vor allem in dem Abschnitt »Umriss und Fragestellungen zu einer Soziologie des Rechts«, die in der nachfolgenden Auswahl wiedergegeben werden. Hier wird die Zweistämmigkeit sozialwissenschaftlicher Forschung, nämlich die Aufspaltung in apriorische und aposteriorische Erkenntnisinstanzen ganz deutlich. Rechtssoziologie sollte in einer »materiellen Kultursoziologie des Rechts« und einer »formalen Soziologie des Rechts« untersucht werden. Beide Bereiche sollten in ihrer Bedingtheit durch »tatsächliche soziale Verhältnisse« erforscht werden, wofür weite empirische Erhebungen notwendig geworden wären. Dies, wiewohl in den richterlichen Entscheidungen, vor allem der kontinentalen Rechtsordnungen, ein bislang kaum genutztes, gewaltiges empirisches Material schlummert, das rechtssoziologisch noch nicht genutzt worden ist. Geiger selbst ist zur Vollendung seiner rechtssoziologischen Studien nicht gelangt; lediglich in seinen »Vorstudien«, die nach meiner Auffassung den Kulminationspunkt seines Schaffens darstellen, rückt er diesem kaum beachteten Bereich näher, muß sich jedoch darin mit den bis dahin gemachten Erfahrungen im Methodologischen, Juristischen und Formal-Soziologischen auseinandersetzen, wodurch diese »Vorstudien« tatsächlich nur zu einer Beschreibung des Problems und des Ausgangspunkts werden.

In der frühen Zeit des Geigerschen Wirkens ist aber vor allem seine Arbeit *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes* für ihre Zeit eminent empirisch; im Untertitel bezeichnet sie Geiger als »soziographischen Versuch auf statistischer Grundlage«. Ein Teil dieser Arbeit ist in die nachfolgende Auswahl aufgenommen worden. Desgleichen stand Geiger mit seinen Arbeiten zur Braunschweigischen Schulreform, zur Erwachsenenbildung und Soziologie der Arbeit und des Betriebes<sup>1</sup> weit ab von einer zur gleichen Zeit allzu einseitig betriebenen theoretischen und nur formalen Soziologie, deren Verbindung zur sozialen Wirklichkeit nicht immer ersichtlich ist.

2. — Im Jahre 1928 erhielt Geiger einen Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie an der *Technischen Hochschule Braunschweig*. Diesen verließ er erst wieder nach der nationalsozialistischen Machtergreifung. Über die Gründe seiner Emigration, mit der er seiner Entlassung aus dem braunschweigischen Staatsdienst zuvorkam, herrscht in der wissenschaftlichen Literatur keineswegs Klarheit. Geiger selbst formulierte später

<sup>1</sup> Siehe die Aufstellung seiner Werke S. 463 ff.

indirekt: Wissenschaft sei Ketzerei<sup>1</sup>, ein Sozialwissenschaftler könne nicht Politiker sein<sup>2</sup>, die Soziologie sei der »never relenting counterpart to political, social, and economic power«<sup>3</sup>, eine unabhängige und kritische Soziologie entfalte sich nicht in einem totalitären Staat<sup>4</sup>, »Aufgabe der (sozialwissenschaftlichen) Intelligenz sei es, die unermüdliche Kritikerin der Macht zu sein«<sup>5</sup>. Alle diese Hinweise aus späterer Zeit treffen für die Situation Geigers um das Jahr 1933 zu.

Die Gründe der Emigration lassen sich so charakterisieren: Einmal hatte Geiger durch seine kritischen Forschungen, von allem durch seine hier abgedruckten Ausführungen über den Nationalsozialismus<sup>6</sup>, andererseits durch kritische Stellungnahmen zur Personalpolitik der Nationalsozialisten in Braunschweig, die Aufmerksamkeit und den Argwohn der neuen Machthaber auf sich gezogen. Für diese, in ihren sozial und geistig gleichmacherischen Bestrebungen, war Geiger allzu unbequem. Das System zog seine Kraft aus der vermeintlichen »Gleichschaltung« aller zu beherrschenden Gruppen; diese wurden noch gegeneinander ausgespielt, was auf der Seite der Systemgegner zu fataler Zersplitterung und Nervosität führte. Diese — in ihrer Zersplitterung politisch handlungsunfähige — »diffuse Masse« der Systemgegner wurde noch durch die ebenso massive wie pathetische Aufdringlichkeit der Parteigänger dezimiert, die jeden, der nicht aktiv an der sogenannten nationalen Erneuerung teilnahm oder sich auch nur passiv verhielt — ganz zu schweigen von denen, die sich kritisch von ihr distanzierten — als Volksverräter deklassierten, aus der »Gemeinschaft« ausstießen und ihn direkt und indirekt bedrohten.

Es sei versucht, die damalige Situation in Form eines kleinen Exkurses zu charakterisieren:

Gerade die massive Politik der gewollt mit nationalen und sozialen Verheißungen angeheizten pathetischen Blindheit brachte manchen Systemgegner in schicksalhafte Konflikte. Einmal wollte ein solcher den Vorwurf des unnationalen Verhaltens nicht auf sich sitzen lassen, andererseits sah er die gerade praktizierte Heraushebung des Nationalen als etwas Ungesundes und Gefährliches an. Zudem sah er die

1 »Videnskab er Kætter«, Kopenhagen 1946.

2 Auskunft von Torben Agersnap, dem ehemaligen Assistenten Geigers.

3 »Sociology and Democracy«, 1944, S. 12.

4 Dto. S. 11.

5 Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft, 1949.

6 »Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus«, in dieser Auswahl S. 335 ff.

fatale innenpolitische, wirtschaftliche und soziale Situation, aus der der Nationalsozialismus erwuchs, als komplexes Ergebnis einer unglücklichen Verstrickung mannigfaltigster Einflüsse wie Weltwirtschaftskrise, verlorener Krieg, zäh streitende Relikte der alten Klassenmächte gegenüber den in den 20er Jahren mit Elan herausgekommenen, politisch emanzipierten Arbeitern und Angestellten. Diese Situation, die die nationalsozialistische Bewegung durch eine berufsständische und (im herkömmlichen Sinne) klassenlose Gesellschaft meistern wollte, macht das zunächst unschlüssige Verhalten vieler Systemgegner verstehbar. Die wenigsten erkannten schon damals die möglichen Gefahren dieser »Sammlung«. Die innenpolitische Not, die sozialen Mißstände, die überwunden werden sollten, nicht zuletzt die maßlose Begeisterung der schon gesammelten »Volksgenossen« ließen manchen Gegner seine Zweifel zurückstellen. Hatte er sich aber einmal entschlossen mitzutun, wurde er von der Organisation der »Bewegung« auf so intensive Weise in Anspruch genommen und in sie integriert, daß es später — als sie ihr wahres Gesicht zeigte oder durch partikuläre Erfolge und internationalen Beifall angereizt in Hybris und chiliastischer Enthemmung mit den bekannten Folgen endete — eines starken Charakters bedurfte, ihr den Rücken zu kehren. Dann war ein Zurück in der Regel ohne Lebensgefahr oder Emigration nicht mehr möglich. Der einzelne war dann völlig mit unterschiedlichsten, derart hierarchisch gegliederten Lebenskreisen verbunden (politisch, militärisch, vormilitärisch, wohlfahrtsmäßig, berufsständisch usw.), daß jedermann durch eine ganze Reihe von »Führern« und Verantwortungsträgern, die ihre mehr oder weniger großen und einflußreichen Zuständigkeitsbereiche begeistert erfüllten, überwacht wurde. Die schnelle und gründliche Ausbreitung dieser Bewegung — wie später auch der hingebungsvolle, totale Einsatz des Volkes während des Krieges — beruhte wohl ganz wesentlich auf der Mobilisierung zahlloser kleiner und kleinster »Führer« und nationaler Verantwortungsträger, die sich, durch eine pausenlos laufende intensive Propaganda mit verfänglichen Idealen gespeist, bis zur Selbstaufgabe hingaben. Jeder war ein »Führer«; da jeder jeweils mehreren hierarchisch gegliederten Lebenskreisen angehörte, konnte er Untergebener und Führer zugleich — wenn auch in unterschiedlichen Kreisen — sein; er kompensierte seine Untergebenheit in dem einen mit dem Übergeordnetsein in dem anderen. Vielleicht gab es in der Menschheitsgeschichte nie eine Epoche mit so vielen Führersymbolen, Rangstufen und Hoheitsabzeichen: Es war eine Epoche der Uniformen, Orden, kleinste Unterschiede begründenden Rangabzeichen (Litzen, Sternchen, »Raupen«, »Heiligenscheine«...). Jeder war »Führer«, vom zehnjährigen Hordenführer bis zum neunzigjährigen Husaren-

general, vom Jungmädel und der Arbeitsmaid über die ordengeschmückte Kinderreiche bis zur Frauenschaftsführerin, -unterführerin, -oberführerin. Wer in einem bestimmten Kreis noch keine Führerqualifikation besaß, durfte ab und an »Führer vom Dienst«, befristeter Führer, sein. Wer *nicht* Führer war, war ein Nichts, ein Spielball der Ideologienkonsequenz und -willkür. Es war eine Massenmobilisierung durch Kompetenzverteilung — teilweise ganz unerhebliche Kompetenzen, die von ebenso gewichtig-getreuen wie subalternen »Führern« erfüllt wurden. Und alle diese kleinen und großen Führer wirkten im Glauben an *den* »Führer — Volk und Vaterland«, begeistert und einsatzfreudig. Ein jeder konnte sich vor allem in seinem Zuständigkeitsbereich aus; für den großen Zusammenhang dachte und sorgte *der* »Führer«. Dieser Auffassung waren schon im Jahre 1933 und 1934 hochrenommierte Sozialwissenschaftler, die da öffentlich äußerten: »Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz«, und: »Der Führer schützt das Recht«.

Es wird verständlich, daß angesichts der so kompakten nationalsozialistischen Einheitsfront die Mehrheit qualifizierter Sozialwissenschaftler das Land verließ. *Theodor Geiger* blieb in dieser Frühzeit des Nationalsozialismus den politischen Tagesereignissen gegenüber abgeschlossen, mit einer gewissen kritischen Distanz. Im Dezember 1932 trat er aus der Sozialdemokratischen Partei aus, »wegen ihrer unverantwortlichen Haltung gegenüber dem zweiten Kabinett der nationalen Konzentration« — wenigstens motivierte *Geiger* diesen Schritt so in einem Schreiben vom 1. September 1933 an den Rektor der *Technischen Hochschule Braunschweig*. In diesem Schreiben verteidigte er sich gegen den Vorwurf der »nationalen Unzuverlässigkeit«, wegen der er als Hochschullehrer entlassen werden sollte<sup>1</sup>. Die Begründung dieses Vorwurfes ist heute nicht mehr zu ermitteln, doch darf angenommen werden, daß sie vor allem in der kritischen Analyse des Nationalsozialismus zu sehen ist. Als Soziologe war er schon in Braunschweig, wo er fünf Jahre lang gelehrt hatte, nicht — wie er es nannte — »programmfromm«. Er setzte sich ebenso kritisch mit den Zielen seiner ehemaligen Parteifreunde, den Sozialdemokraten, auseinander.

Das Verhältnis zwischen Sozialdemokraten und den in die braunschweigische Regierungskoalition eingedrungenen Nationalsozialisten verschärfte sich noch, als *Adolf Hitler* durch Vermittlung der Nationalsozialisten das deutsche Staatsbürgerrecht in Braunschweig

<sup>1</sup> Eine Kopie des Schreibens befindet sich im Archiv der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

verschafft werden sollte<sup>1</sup>. Dieses benötigte *Hitler*, um gegen *Paul von Hindenburg* in der Reichspräsidentenwahl von 1933 kandidieren zu können. *Hitler* war bis 1932 Österreicher. Seine Einbürgerung sollte auf Wunsch der Nationalsozialisten durch seine Ernennung zum a. o. Professor für »Organische Gesellschaftslehre und Politik« vollzogen werden. Dieses Vorhaben scheiterte jedoch an dem einhelligen Widerstand des Senats der *Technischen Hochschule Braunschweig* und der braunschweigischen politischen Opposition, namentlich der SPD. Wie weit *Theodor Geiger* an diesem Widerstand unmittelbar beteiligt war, konnte ich trotz intensiver Nachforschungen nicht ermitteln; wenigstens eine mittelbare Beteiligung *Geigers*, als Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie, halte ich für gewiß. — Trotzdem erhielt *Hitler* die deutsche Staatsangehörigkeit über die weitestgehend von Nationalsozialisten durchgesetzte braunschweigische Regierung: *Hitler*, der sich bis dahin als Schriftsteller bezeichnet hatte, wurde Regierungsrat und als solcher »Sachbearbeiter für wirtschaftliche Fragen des Landes Braunschweig bei der Braunschweigischen Gesandtschaft in Berlin«.

Als belastend ist *Geiger ex post facto* angerechnet worden, daß er sich mit Problemen auseinandergesetzt hatte, die damals allerdings noch nicht typisch nationalsozialistische waren, mit *Eugenik* und *Erbpflege*. Er stand jedoch mit seinen Abhandlungen zu diesem Problem<sup>2</sup> im Gegensatz zu den bereits im nationalsozialistischen »Geist« argumentierenden Gelehrten, die er offen bekämpfte. Später, darauf hat *H. Maus* schon hingewiesen<sup>3</sup>, mußte er sich mit dem Argument, mit seiner Auffassung seinen frühnationalsozialistischen Gegnern gar nicht so ferngestanden zu haben, verteidigen.

Die Haltung *Geigers* in diesen Jahren wird durch die geschilderte Zwiespältigkeit der tatsächlichen sozialen Situation verstehbar, und doch lassen sich ganz konkrete und logisch konsequente Linien seiner Einstellung abheben. Es scheinen sich vier Angelpunkte zur Bestim-

1 Darüber: R. Morsey, »Hitler als braunschweigischer Regierungsrat«, *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 8. Jg., 4. Heft, 1960, S. 419—448, und E. A. Roloff, *Bürgertum und Nationalsozialismus, Braunschweigs Weg ins Dritte Reich*, Hannover 1961, vor allem S. 89—100.

2 »Soziologische Kritik der eugenischen Bewegung«, 1933. — »Erbpflege und Sozialpolitik«, 1933. — »Natürliche Auslese, soziale Schichtung und das Problem der Generationen«, 1933. — »Eugenik, Soziologische Betrachtung«, 1933. — *Erbpflege, Grundlagen, Planung, Grenzen*, 1934 (über diese Schriften zusammenfassend P. Trappe, *Die Rechtssoziologie Theodor Geigers*, Mainz 1959, S. 75 ff.).

3 H. Maus, »Bericht über die Soziologie in Deutschland 1933—1945«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 11. Jg., H. 1, Köln-Opladen 1959, S. 72—99.

mung der Geigerschen Haltung nachweisen zu lassen: einmal die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei aus innerer Verantwortung heraus, deren Ziele, befreit vom parteipolitischen Ballast, er weiter verfolgt, als er der Partei gar nicht mehr angehört; zum zweiten eine nach wie vor geistige Bindung an die katholische Kirche, obwohl er in den 20er Jahren exkommuniziert worden war; zum dritten eine nationale Einstellung, die sich vor allem auf das Kriegserlebnis (er war wie gesagt, in den ersten Kriegstagen, einer Massenbegeisterung folgend, als Freiwilliger eingerückt), den Friedensvertrag und die daran anschließenden, wahrhaft verworrenen nationalen und sozialen Verhältnisse stützte; endlich die kritische Einstellung des Soziologen, der erweislich die Situation der Nationalsozialisten unschmeichelhaft zu zeichnen verstand und mit seiner Kritik an der Partei schlechthin und den »Erbpflegern« im besonderen nicht hinter dem Berge hielt. Letzteres trug ihm den Vorwurf der schon früh in Braunschweig zur Macht gekommenen Nationalsozialisten ein, »gehässig gegen die nationale Bewegung«<sup>1</sup> aufgetreten zu sein.

Wenn er auch den Sozialdemokraten verärgert den Rücken kehrte, so bleibt die Einstellung seiner frühen Schriften prävalent marxistisch. Darüber können seine kritischen Betrachtungen zu »neutralen« Themen nicht hinwegtäuschen. Auch nicht, daß er später unter dem seelischen Druck der bevorstehenden Entlassung und möglichen Einkerkerung oder Ausweisung erklärte, daß er »auch zu Zeiten sozialdemokratischer Regierung mit der Ablehnung marxistischer, freidenkerischer und anationaler Haltungen und Gedanken nicht hinterm Berge gehalten habe, wo irgend der Vortragsgegenstand die Stellungnahme erforderte«<sup>2</sup>. Da er sich der doktrinären Gedankenlosigkeit entschieden entgegenstemmte, blieb er der Partei stets ein »unbequemer und beargwöhnter Außenseiter«<sup>3</sup>. Trotzdem hat er sich in den 20er Jahren in dem Bemühen dieser Partei um soziale Gerechtigkeit, vor allem um Erwachsenen-, namentlich Arbeiterbildung, große Verdienste erworben, worüber seine Schriften dieser Epoche Kunde geben<sup>4</sup>.

Noch einige Worte über seine Einstellung gegenüber der katholischen Kirche: In seiner Kritik der frühen nationalsozialistischen Bewegung ist seine Hochachtung gegenüber der Kirche, und insbesondere der Zentrums Partei, wegen ihrer integren Haltung in diesen Jahren nicht

1 Nach dem Schreiben Geigers vom 1. Sept. 1933 an den Rektor der Technischen Hochschule Braunschweig, siehe auch Anm. 17.

2 Dto.

3 Dto.

4 Ganz deutlich in: »Klassenlage, Klassenbewußtsein und öffentliche Schule«, siehe in dieser Auswahl S. 316 ff.



nur *zwischen* den Zeilen ersichtlich. Er sagt dort, das »Zentrum habe sich als einzige alte Partei, dank seiner klaren, nüchternen und starken Politik, stabil halten können«<sup>1</sup>. Das *Zentrum* sei »der berufene und entscheidende Widerpart der NSDAP«<sup>2</sup>; es sei deswegen verständlich, wenn sich »der (nationalsozialistische) tödliche Haß gegen das »System«... mit doppelter Heftigkeit gegen das *Zentrum* richtet, das in den mittleren Lagen allein erfolgreichen Widerstand leistet und ungebrochen bleibt«<sup>3</sup>. In diesem Zusammenhang äußert sich *Geiger* gänzlich unmarxistisch: »Liefert nicht gerade das *Zentrum* den besten Beweis dafür, daß Weltanschauungen stärker sind, als wirtschaftliche Interessen? ... Hier ist das Beispiel einer Ideologie, die Mentalität gestiftet hat. Praktischer Katholizismus ist keine Konfession – er ist eine Haltung«<sup>4</sup>.

Dieser Zeitabschnitt im Leben *Geigers* ist bestimmend für seine spätere Haltung und die bevorzugten Themen seiner wissenschaftlichen Arbeit. Fortan beschäftigen ihn vor allem Fragen der Massenbeeinflussung, wie das Problem der Reklame, der Ideologie, darüber werden hier einige Arbeiten wiedergegeben, und der sozialen Mobilität, vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der Aktivierung bislang am öffentlichen und sozialen Leben der Nation unbeteiligten Schichten. Diese Interessen verbinden sich dann in den Spätwerken, vor allem den Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts und dem »politischen Vermächtnis«: *Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit*. Es läßt sich so im Gesamtwerk *Geigers* ein ständiges Fortschreiten von einer religiös und parteiideologisch »humanen« Basis<sup>5</sup> zur praktischen Ideologiekritik und Wertfreiheit ausmachen, die auf einen »intellektuellen Humanismus« hinzahlen. Die Braunschweiger Zeit war in ihrer äußeren Verworrenheit und scheinbaren Widersprüchlichkeit für diese Entwicklung ganz entscheidend. Demgegenüber ist die Beeinflussung von den skandinavischen Verhältnissen her, insbesondere seitens der Uppsala-Schule, von denen nunmehr zu sprechen sein wird, fast sekundärer Bedeutung. In Skandinavien fand er zwar eine Reihe wesentlicher Anregungen, die seine Grundeinstellung bestätigten und diese auch eindeutiger in seinen reifsten Arbeiten zutage treten ließen, doch war es kaum eine Wende, gewiß nicht eine Neuorientierung.

1 »Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus«, siehe in dieser Auswahl S. 335 ff.

2 Dto. S. 339.

3 Dto. S. 339.

4 Dto. S. 346.

5 Ganz deutlich in »Formen der Vereinsamung«, siehe in dieser Auswahl S. 260 ff.

3. — Geiger verließ Deutschland, ohne das formelle Verfahren abzuwarten, und emigrierte nach Dänemark. Dieses Land kannte er bereits von früheren Besuchen her; er kannte dort vor allem einige Sozialwissenschaftler, die sich gerne für ihn verwandten. Er ließ sich hier zunächst in Kopenhagen nieder, wo er ein Forschungsstipendium der *Rockefeller-Stiftung* erhielt, das er in Zusammenarbeit mit dem *Institut für Geschichte und Volkswirtschaft* (Institutet for Historie og Samfundsøkonomi) verwertete. Er hält Gastvorlesungen an der Universität Kopenhagen und widmet sich vor allem seinen eigenen wissenschaftlichen Arbeiten. Immerhin erscheinen auch hier einige Arbeiten, die an seine in Deutschland vorgelegten sachlich anknüpfen, so über das Zukunftsbild der Nationalsozialisten, so über spezielle Probleme der Erziehung und Intelligenz.

In dieser Zeit entsteht aber auch eines seiner Hauptwerke, die umfangliche *Sociologi* (1939), in der er versucht, einen Überblick über die bisherige Entwicklung der Soziologie als selbständiger Wissenschaft zu geben. In dieser geht er im systematisch-theoretischen Teil von der Gruppe als Grundkategorie der Soziologie aus, weicht jedoch in ihrer Charakterisierung nicht von seiner noch in Deutschland geäußerten Auffassung ab, nach der »Gruppe«, einer gewissen Ideologie folgend, nicht in »Gemeinschaft« umschlägt. Der einzelne geht nicht in der Gruppe auf, seine Persönlichkeitswerte werden von der Gemeinschaft nicht absorbiert oder neutralisiert, sondern wirken mit denen der anderen Gruppenzugehörigen zusammen. Schon in den in dieser Auswahl wiedergegebenen »Formen der Vereinsamung« hatte er diese Auffassung vertreten: Gemeinschaft sei nicht Einklang, sondern Zusammenklang<sup>1</sup>. Dort sprach er auch von der »molligen Kuhstallwärme des seelischen Aufgehens in der Gemeinschaft«, eine Abwertung des Gemeinschaftsdenkens, die er später in seinen ideologiekritischen Schriften zu erhärten suchte.

Mit diesem Werk der *Sociologi* legte er einen Überblick vor, der als erster seiner Art in einer skandinavischen Sprache großes Aufsehen erregte. Dieses in der internationalen Literatur kaum berücksichtigte Kompendium — in dem theoretischen Teil reich dokumentiert durch historische und literatursoziologische Exkurse — sollte später ins Deutsche übertragen und neu bearbeitet werden. Einige Abschnitte wurden von Geiger in den Jahren vor seinem Tode auch neu bearbeitet; einige davon werden in dieser Auswahl zum ersten Mal veröffentlicht. Die *Sociologi* war in Dänemark als Einführungswerk für seine zu erwartende Lehrtätigkeit konzipiert. Diese Lehrtätigkeit konnte er

<sup>1</sup> Dto. S. 276.

schon vor ihrer Veröffentlichung (1939) im Jahre 1938 als ordentlicher Professor der Soziologie an der jungen Universität in Aarhus beginnen. Diese an sich fruchtbare Zeit wird durch das Einrücken der deutschen Truppen im Jahre 1940 jäh unterbrochen, das ihn zur Aufgabe seiner Lehrtätigkeit zwingt. Er muß Aarhus verlassen. Er darf sich nicht in der Küstenzone Dänemarks aufhalten. Er nimmt Zuflucht bei seinen Schwiegereltern in Odense auf Fünen, wo er sich alle zwei Tage bei der Polizei melden muß. Er arbeitet hier einige Jahre an verschiedenen Projekten, so vor allem an einer soziologischen Analyse des Phänomens der Reklame und dessen sozialpsychologischer Wirkung, und über Fragen der Berufskonkurrenz, mit denen er tatsächlich in soziologisches Neuland vordringt.

Hier verfaßt er aber auch ein umfangreiches Manuskript über die »Soziologie des Denkens«, das er selbst nicht mehr publizieren konnte, das er jedoch mehrmals im Laufe der Jahre überarbeitete und das mit anderen Manuskripten zur Ideologie als Monographie veröffentlicht werden sollte. Nach seinem Tode jedoch blieb dieser in Odense schon vorbereitete Teil bei der posthumen Veröffentlichung von *Ideologie und Wahrheit* unberücksichtigt. So ist *Ideologie und Wahrheit* nur ein Torso; selbst wenn jedoch seine in Odense begonnenen Studien mit aufgenommen worden wären, wäre er ein solcher geblieben: Es kam nicht zur Endreaktion durch den Autor; es blieben Ergebnisse unberücksichtigt, die ihm, ausgehend von der *Uppsala-Schule*, in anderem Zusammenhang bedeutsam erschienen waren. — Der erste Teil dieses in *Ideologie und Wahrheit* unberücksichtigten Manuskripts erschien 1959 im *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*; der zweite Teil, der ursprünglich für unvollendet oder verschollen gehalten wurde, konnte wenig später aufgefunden werden und wird nunmehr in der vorliegenden Auswahl als »Die Befreiung aus dem Ideologiebann« zum erstenmal der Wissenschaft zugänglich gemacht<sup>1</sup>.

Mit den Forschungen zur Reklame steht Geiger nach wie vor unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Propagandamaschinerie, zu deren eigentlicher Analyse er jedoch nicht kommt. Es war dies die Zeit, in der die aufgeputschten und mit Idealen vollgepfropften nationalsozialistischen Massen ihren Betätigungsdrang außerhalb ihrer eigenen Landesgrenzen zu stillen suchten und die Welt durch Blitzkriege, Heldentaten und Verbrechen an Andersgläubigen verblüfften und erschreckten. Später finden wir in Geigers Schriften nur noch Andeutungen, die sichtbar werden lassen, wie sehr ihn die massive Nutzung

<sup>1</sup> »Bemerkungen zur Soziologie des Denkens«, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, XLV/1, Neuwied-Berlin 1959, S. 23—53.

einer tatsächlich wenigstens geistig gleichschaltenden Propagandaapparat beschäftigten. Nach dem Kriege äußerte er in diesem Zusammenhang: »Das Trommelfeuer der Schlagworte, mit dem die gleichgeschaltete Propagandakultur des Dritten Reiches die Bevölkerung zudeckt, verfehlt seine Wirkung nicht; auch der ursprünglich »Andersdenkende« wird, allein schon durch notgedrungenen Gebrauch der neuen Phraseologie mit den entsprechenden Vorstellungen geimpft. Daß er selbst es nicht merkt, darauf angesprochen es leugnet, erweist nur die Stärke der Wirkung«<sup>1</sup>. Zu einer expliziten Analyse dieser Erscheinung kam er jedoch nicht mehr; die in Odense entstandenen Arbeiten können hierfür als Vorstudien angesehen werden.

Im Jahre 1943 mußte Geiger unter dem Druck der Polizeimaßnahmen der Nationalsozialisten, die nun auch schon unter der dänischen Bevölkerung zahlreiche Anhänger gefunden hatten<sup>2</sup>, ins neutrale Schweden entweichen. Dänische Widerstandskämpfer verschafften ihm — und wenig später seiner Frau und seinen Kindern — die Möglichkeit, buchstäblich bei Nacht und Nebel über den Öresund nach Schweden zu entkommen.

Auch hier entfaltet er alsbald, gefördert von den Universitäten, eine rege Forschertätigkeit. Er läßt sich in Stockholm nieder und hält daselbst, außerdem in Uppsala und Lund, Gastvorlesungen. Dieser knapp zwei Jahre währende Aufenthalt bleibt nicht ohne Einfluß auf seine späteren wissenschaftlichen Arbeiten.

Die Soziologie im Gewande einer Rechts- und Sozialphilosophie hatte in Schweden beinahe ein Eigenleben geführt, das nunmehr durch Geiger in seinen Ergebnissen der kontinentalen Soziologie zugänglich gemacht wurde. Insbesondere mit den Angehörigen der metaphysikfeindlichen und positivistischen *Uppsala-Schule* kam Geiger, der faktisch selbst dem philosophischen Positivismus in der Form eines logischen Empirismus immer schon verbunden war, in einen fruchtbaren Gedankenaustausch, der mit beträchtlichem Eifer und persönlichem Engagement von beiden Seiten geführt worden zu sein scheint.

Auch über diese Zeit geben verschiedene Arbeiten aufschlußreiche Kunde, so vor allem *Debat med Uppsala om Moral og Ret*. Neben dieser fruchtbaren Auseinandersetzung beschäftigten Geiger in Schweden Fragen zur Intelligenz und solche zum Schichtungsmodell der modernen Großgesellschaft. Zu beiden Themen veröffentlichte er kleine

1 »Bemerkungen zur Soziologie des Denkens«, S. 32.

2 Über die dänische Nationalsozialistische Partei, von der nach dem Kriege ein vollständiges Mitgliederverzeichnis aufgefunden wurde, legten zwei Schüler von Geiger eine Untersuchung vor: E. Hansen u. H. Brix, *Dansk Nazisme under Besættelsen*, Kopenhagen 1948, 71 S.

Monographien, die nach dem Kriege auch in deutscher Sprache herauskamen, denen jedoch in Anlage und Argumentation etwas Improvisiertes und Vorläufiges anhaftet. Viel wichtiger, wenn auch in der internationalen — ganz besonders in der deutschen — Nachkriegssoziologie kaum beachtet, sind die aus der Debatte mit den Uppsala-Gelehrten entstandenen Arbeiten, an erster Stelle seine *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts* (1947), in denen er allgemein-soziologische, juristische, ideologiekritische Gesichtspunkte zu einer soziologisch fundierten Allgemeinen Rechtslehre verbindet. Einige wesentliche Abschnitte dieser Arbeit werden in dieser Auswahl berücksichtigt. Was die Arbeit zur Intelligenz angeht, stellte sich später heraus, daß ihr nur Hypothesencharakter zukommt; ihre theoretische Vorläufigkeit entlarvte sich später durch die großangelegten empirischen Untersuchungen zur dänischen Intelligenz. Diese empirischen Untersuchungen zur dänischen Intelligenz stehen — wie *Knospe* meint<sup>1</sup> — der grundsätzlichen Darstellung: *Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft nicht zur Seite*, sondern folgen ihr — leider! — erst einige Jahre später nach.

Worum ging es der *Uppsala-Schule*? Es geht ihr, ausgehend von *Axel Hägerström*, um eine streng realistische, wertfreie Jurisprudenz. Der Leitsatz *Hägerströms* hatte gelautet: »Praeterea censeo metaphysicam esse delendam«. Die Metaphysik sei »nichts anderes als eine Reihe von Wortverbindungen, über deren Charakter der Metaphysiker nichts weiß«<sup>2</sup>. Das Recht müsse als Wirklichkeitszusammenhang erforscht werden; *wirklich* sei nicht die Norm als solche, sondern die aktuellen Anschauungen über die Norm, *wirklich* seien die Ideen, die das Rechtsleben konstitutiv bestimmen, wie die Idee des Staates, die Idee der Gerechtigkeit. Diese müßten also erforscht werden. Diese Ideen seien zwar Phantasievorstellungen, die das Gesetz ausdrückt, sie seien aber, wie man nicht kräftig genug betonen könne, etwas Reales. Man beschäftigt sich deshalb mit der Wirklichkeit, wenn man untersucht, was diese Vorstellungen enthalten und an welche Handlungsweisen man bei ihnen gedacht hat<sup>3</sup>. — In diesen so nur knapp skizzierten Lehren fand *Geiger* manches wieder, was ihn seit eh und je beschäftigt hatte. Er ging jedoch weiter als die Uppsala-Juristen und untersuchte das, was sie als »Phantasievorstellungen« bezeichneten, als Ideologien, das, was diesen zugrunde liegt und was auf ihnen aufgebaut

1 *Knospe* a. a. O., S. 177.

2 »Axel Hägerström«, in: *Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Bd. 7, Leipzig 1929, S. 136.

3 *K. Olivecrona, Om lagen och staten*, Lund 1940, S. 54.

wird, als Wirklichkeitszusammenhänge. Er blieb also bei der Phantasievorstellung nicht stehen, sondern versuchte, diese *soziologisch* als auf sozialer Interdependenz und Interrelation beruhend aufzulösen. Die Lehren der *Uppsala-Schule* hielt Geiger für soziologisch unzulänglich<sup>1</sup>, und er analysierte in seinen *Vorstudien* eine Reihe rechtlicher Termini als Erscheinungen der sozialen Wirklichkeit, so »Recht«, das als Ordnungsgefüge neben einer Reihe anderer Ordnungsgefüge besteht, so »Norm«, bei der er zwischen »subsistenter Norm« und »Verbalnorm« unterscheidet, so »Rechtsbewußtsein«, das er in »ideales« und »positives« scheidet und nur dem letzten als »Rechtsgewißheit« Wirklichkeitscharakter zumißt. Dieses Unterfangen Geigers stieß zwar bei den Uppsala-Gelehrten auf größte Skepsis und starken Widerspruch — K. Olivecrona bezweifelt überhaupt, ob eine soziologische Erklärung des Rechts möglich sei<sup>2</sup> —, diese Kritiken führten Geiger jedoch zu intensiven und jahrelangen Studien, die in dem 1947 in Dänemark veröffentlichten *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts* und seinen späteren ideologiekritischen Arbeiten ihren Niederschlag fanden. Mit diesen *Vorstudien* liegt eine der so seltenen Rechtssoziologien vor, die tatsächlich soziologisch sind und nicht an einer angenommenen Grenze soziologischer Interpretationsmöglichkeiten in eine »Philosophie des Geistes« umschlagen<sup>3</sup>. Die Diskussion über die Möglichkeiten der Soziologie bei der juristischen Grundlagenforschung ist heute keineswegs abgeschlossen. Geiger hat diese nach der herkömmlichen Auffassung eigentlich rechtsphilosophische Fragestellung wesentlich belebt, indem er der Rechtssoziologie mehr zutraute, als nur die Wechselwirkung von Recht und sozialer Wirklichkeit zu untersuchen.

Gleich nach dem Kriege kehrte Geiger nach Aarhus zurück. Es entstand hier unter seiner Leitung das Universitätsinstitut für Gesellschaftsforschung, das erste soziologische Forschungsinstitut in Skandinavien überhaupt. Nach dem Kriege nahm die Soziologie in Skandinavien einen beträchtlichen Aufschwung. Es wurden Lehrstühle an verschiedenen Universitäten gegründet. Gemeinsam mit Torgny T. Segerstedt (Uppsala), Veli Verkeo (Helsinki) und Johann Vogt (Oslo) gab Geiger eine Schriftenreihe heraus, *Nordiske Studier i Sociologi*. Der erste Band erschien 1948 mit der schon erwähnten Arbeit über den dänischen Nationalsozialismus<sup>4</sup>. Nach dem Tode Geigers wurde diese in loser

1 *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts*, S. 11, S. 284.

2 K. Olivecrona, »Is a Sociological Explanation of Law Possible?« in: *Theoria*, vol. XV, 2, pp. 182 f., Lund 1948.

3 So bei G. Gurvitch, *Grundzüge der Soziologie des Rechts*, (Soziologische Texte, Bd. 6), Neuwied 1960, S. 218.

4 Siehe oben Anm. 2, S. 27.

Reihenfolge herausgekommene Reihe in die Zeitschrift *Acta Sociologica, Skandinavische Zeitschrift für Soziologie*, umgewandelt, die seit 1954 mit je zwei Heften im Jahr erscheint.

An dem neugegründeten Institut führt Geiger in Zusammenarbeit mit dem *Statistischen Amt der Stadt Aarhus* eine Reihe empirischer Erhebungen durch über soziale Umschichtungen (*Soziale Umschichtungen in einer dänischen Mittelstadt*) und vor allem zur Rekrutierung der Intelligenz (*Den Danske Intelligens fra Reformationen til Nutiden* und *Den Danske Studenters Sociale Oprindelse*), auf deren Grundlagen er noch zahlreiche andere kleinere Arbeiten vorlegt. Bei diesen Forschungen entwickelt er neue Erhebungsmethoden, die der sozialen Dynamik Rechnung tragen sollen, und Darstellungsweisen; von den letzteren soll die in dieser Auswahl wiedergegebene »A Dynamic Analysis of Social Mobility« ein Beispiel sein.

Neben seinen »Feldforschungen« und der Ausarbeitung der dabei gewonnenen Einsichten hält er in den Jahren nach dem Kriege eine große Zahl von Vorträgen, die seine Auffassungen einer breiten Öffentlichkeit bekanntmachen. Regelmäßig erhielt er nach Radiovorträgen große Mengen von Leserbriefen, die insbesondere nach einem Vortrag über die Vermeidbarkeit von Kriegen Begeisterung und aufrichtige Hochachtung zum Ausdruck bringen.

In den Jahren 1951 und 1952 hält er sich als Gastprofessor an der Universität Toronto in Kanada auf, von hier aus unternimmt er auch eine ausgedehnte Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten. — Auf der Überfahrt von Kanada nach Dänemark verstarb Geiger am 16. Juni 1952 an Bord des Schiffes, plötzlich, ohne vorhergehende Krankheit.

## II

1. — Versuchen wir nach dieser kurzen Übersicht über die für das Werk *Theodor Geigers* bestimmend gewordenen Lebensabschnitte nunmehr, die wesentlichen Züge des wissenschaftlichen Weltbildes näher zu beschreiben. Es hat sich erwiesen, daß eine bestimmte Einstellung von den frühen Schriften an wie ein roter Faden das Lebenswerk durchzieht. Diese ist eine soziale, zutiefst humane Einstellung, die ihn in den verschiedensten Bereichen für die sozial Benachteiligten eintreten und kämpfen läßt. Das beginnt wenigstens mit seiner schon genannten Arbeit über die unehelichen Kinder, zieht sich über seine arbeitssoziologischen Arbeiten, über Eugenik, nationalsozialistische Bewegung und politische Fragen wie »Er Krig Uundgaelig?« bis zu seiner erst im

Jahre 1960 posthum herausgebrachten Schrift *Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit*.

Diese letzte Schrift bezeichnet er selbst als sein politisches Vermächtnis<sup>1</sup>. Es ist das Fazit, das er aus seiner Laufbahn zieht. An Hand dieser Schrift und der bislang ermittelten Einsichten in Leben und Werk sei versucht, das Bild des Menschen und Wissenschaftlers *Geiger* nachzuziehen; die verbleibenden Lücken sollen, soweit möglich, aus seinen früheren Schriften ergänzt werden. Es sei noch vorausgeschickt, daß *Geiger* dieses, nunmehr als sein letztes vorliegendes Buch bereits im Jahre 1950 abgeschlossen und, bevor er nach Kanada ging, einem deutschen Verlag zur Verfügung gestellt hatte. Aus mancherlei sicherlich zu leichtfertig und voreilig abgegebenen Voten von Verlagslektoren und -gutachtern kam es hier nicht zu der mit *Geiger* vereinbarten Veröffentlichung. Im Jahre 1960 zog der Verlag *Munksgaard* in Kopenhagen das Manuskript an sich und publizierte es in der Reihe *Acta Jutlandica, Publications of the University of Aarhus*, in welcher schon die so beachtenswerten *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts* (1947) erschienen waren.

Die in *Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit* entwickelte Lehre ist — so sagt *Geiger* — »ebenso gefährlich wie vor einigen hundert Jahren die Deszendenztheorie und wie zu ihrer Zeit jede Umwälzung gewohnter Vorstellungen«<sup>2</sup>. Selbst wenn *Geiger* mit dieser und anderen hier geäußerten Auffassungen mehr auf der Seite des Pathos denn auf der der Nüchternheit steht, verdienen seine Auffassungen, die — wohlverstanden — nicht wissenschaftliche sein wollen, es jedoch über weite Strecken und in den wesentlichsten Teilen sind, größte Aufmerksamkeit. Selbst in *den* wissenschaftlichen Kreisen, die ihn glauben zur Gänze ablehnen zu müssen, wird *Geiger* mit dieser Schrift Anregungen geben können.

Die soziologisch und politisch hochbrisanten Auffassungen *Geigers* rühren an das Krebsübel der modernen Großgesellschaften, an die Kritiklosigkeit und Verführbarkeit der Massen. Diesem Übel soll mit einer an die unterbrochene Aufklärung anknüpfenden Richtung gewehrt werden: dem »intellektuellen Humanismus«. Dieser ist kritisch gegenüber den herrschenden und ständig neu entstehenden Kollektiv-Wertauffassungen, nach denen Menschenmassen leben und sinnloserweise auch sterben. Der intellektuelle Humanismus knüpft an die

<sup>1</sup> Ein Exposé dieses Buches war schon als »Die Legende von der Massengesellschaft« erschienen in *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, XXXIX/3, 1951, S. 305—323.

<sup>2</sup> *Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit*, S. 208.



Lehre Geigers von der theoretischen *und* praktischen Ideologiekritik an<sup>1</sup> und propagiert gegen jegliche Art von kollektiven Wertvorstellungen strikten Wertnihilismus. Trotz dieser Beschränkung auf die Zersetzung kollektiver, aus Urteilen und Beurteilungen einzelner Menschen erstarrten Dogmen, werden hier und dort in den verschiedensten Lagern lieb und »wert« gewordene pauschale Einschätzungen in so ketzerischer Weise zerstört, daß dem Buch und dem darin verdichteten Weltbild Geigers eine anhaltende Diskussion sicher sein wird.

Es wird sich jedoch zeigen, daß der Wertnihilismus — selbst der auf die kollektiv anerkannten Werte beschränkte — keineswegs ein derart radikaler ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Das wird aus einigen Arbeiten Geigers ersichtlich, mit denen er manche zentralen Gedanken dieser Arbeit schon vorweggenommen hatte, nur sie in anderem Zusammenhang erläutert und benutzt hatte<sup>2</sup>. Für Geiger war das Ideologieproblem ein erkenntniskritisches, das zunächst den Forscher selbst betrifft und in weiterer Fassung in den sozialen Beziehungen zur Wirkung gelangt. Dabei räumt er ein, daß zwar Bewertungen durch einzelne Individuen im sozialen Leben immer wirksam sein werden — »primäre Wertungen sind im Sinne des Wertnihilismus zulässig«<sup>3</sup> — daß aber ihre *Theoretisierungen* entlarvt und bekämpft werden müssen.

Das Fazit seines Lebens zieht Geiger aus der sozialen Eigentümlichkeit der modernen Großgesellschaft. Die Verführbarkeit der Massen mit Hilfe theoretisierter Bewertungen deutet ihm das Grundübel des modernen Lebens zu sein. Die Massen der modernen Großgesellschaft seien als solche amorph, unbeweglich, handlungsunfähig. Aber man könne sie sammeln und mobilisieren durch einen »Mythos«, irgendeine Ideologie<sup>4</sup>. Darin liegt die Chance der Diktatoren.

Vor diesem Grundübel sind selbst die westlichen Demokratien nicht gefeit. »Es scheint überhaupt eine große Gefahr für die westliche Zivilisation darin zu liegen, daß die Öffentlichkeit infolge der Ereignisse der letzten 15 bis 20 Jahre fasziniert auf Faschismus und Bolsche-

1 Zusammengefaßt in »Ideologie«, Handwörterbuch der Sozialwissenschaften.

2 So vor allem in *Debat med Uppsala om Moral og Ret*, Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts und den hier wiedergegebenen Arbeiten zur Ideologiekritik, siehe S. 412 ff.

3 *Gesellschaft zwischen Pathos u. Nüchternheit* S. 255 und andere Stellen; S. 143: »... ich wende mich nicht gegen das Irrationale als solches — unser Dasein ist voll davon — sondern gegen eine seiner Erscheinungsformen, die an Wertideen geknüpften Kollektivgeföhle«.

4 *Ges. z w. Pathos u. Nüchternh.*, S. 226.

wismus starrt und dabei eines ganz aus den Augen zu verlieren scheint: daß diese beiden feindlichen Brüder doch nur mit teuflischer Folgerichtigkeit gewisse Grundsätze zum bitteren Ende führen, die als Tendenzen allenthalben spürbar und allenthalben schon in diesen zaghaften Ansätzen eine Bedrohung der Demokratie sind«<sup>1</sup>. Die Bedrohung geht nicht etwa nur von politischen Extremisten aus, vielmehr auch von den führenden Kräften der Demokratien selbst. Immer dort, wo die Masse auf ein gemeinsames großes Ziel hingelenkt werden soll, werden verabscheuungswerte Kräfte mehr oder weniger wirksam. Solche Kräfte, die zur Stützung und Erhaltung der Macht notwendig zu sein scheinen, sind die Ideologien, d. h. zu einem Allgemeingut ausinterpretierte Wertvorstellungen einzelner Menschen.

Den Ideologien war Geiger zeit seines Lebens zu Leibe gerückt. Auf seine erste praktische Ideologiekritik folgte bald seine Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Wie oben gezeigt wurde, hatte er schon 1932 als einer der ganz wenigen Sozialwissenschaftler die nationalsozialistische Bewegung analysiert. Seine Analyse enthielt Urteile über den Nationalsozialismus, die damals in der Soziologie überhört, heute jedoch wieder allmählich in die wissenschaftliche Literatur Eingang finden: »...diese Revolution des Nationalismus ist Wegwendung vom Geist, sie verleugnet den Geist überhaupt, verleugnet die Nation selbst...«<sup>2</sup>. Schon damals äußerte er sich in tatsächlicher Ideologiekritik wie folgt: »Ist es noch national empfunden und gedacht, wenn die Hälfte der Volksgenossen als Landesverräter verschrien werden, weil sie ihres Volkes Heil auf anderen Wegen suchen?«<sup>3</sup> Fast prophetisch beurteilte er die mit verfänglich hohen Idealen aufgeputzte Jugendbewegung: »... aber die Ausbreitung bedroht den ehrlichen, wahrhaften Patriotismus dieses Kernes bürgerlicher Jugend mit der ernstesten Gefahr, daß er sich in sehr breit rollenden Wellen minder lauterer Wassers auflöse«<sup>4</sup>. Zusammenfassend warnt er: »Ein furchtbarer und primitiver Naturalismus der Blutsromantik hat uns überfallen und bedroht den Geist schlechthin«<sup>5</sup>.

Diese tapfere Haltung wurde nie honoriert. Geiger wurde als offener Gegner des Nationalsozialismus von denen, die nach dem Alibi deutscher Wohlanständigkeit forschten und diese fast ausschließlich bei den

1 Dto., S. 227.

2 »Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus«, in dieser Auswahl S. 335, daselbst S. 343.

3 Dto., S. 345.

4 Dto., S. 346.

5 Dto., S. 343.

Kämpfern des 20. Juli zu finden vermeinten, übersehen. Dazu war die Rolle Geigers zumal in einem mit getreuen und enthusiastischen Gefolgsleuten des »Führers« durchsetzten Gelehrtenmilieu, damals zu wenig auffallend und für jene Zeit beinahe unerwartet einmalig.

Geiger war politisch ein Außenseiter und Alleingänger: Als katholischer Christ praktizierte er nicht; die Mitgliedschaft bei der sozialdemokratischen Partei gab er auf, weil, wie er es später begründet haben würde, ein Wissenschaftler nicht Politiker sein könne, tatsächlich weil er der Innenpolitik der sozialdemokratischen Partei einige grundsätzliche Fehler nachsagen zu können glaubte<sup>1</sup>. Diese politische Ungebundenheit — wenigstens gehörte er keinem politischen Lager an — wirkte sich alsdann nachteilig für ihn aus: Als er emigrieren mußte, gab es keine potente Gruppe, die ihn in irgendeiner Weise hätte unterstützen können.

Seine Argumentation in seinem »politischen Vermächtnis«, die der Wahrheit und der Menschenwürde dienen soll, ist unorthodox und provozierend. Er bezieht seine Argumente — in Verwirklichung des Ideals einer freischwebenden Intelligenz (*A. Weber*) — von den verschiedensten Seiten. Er scheut sich nicht, als Kriegsverbrecher abgeurteilte Nationalsozialisten zur Absicherung seiner Argumentation zu zitieren (*Speer*, »der in seiner Nürnberger Verteidigungsrede hervorhob, daß »die höchste Stufe der Technik als ihr Gegenstück eine hohe Kultur der Persönlichkeit und des Intellektes beim Volke voraussetzt — andernfalls ist eine Katastrophe unvermeidlich«<sup>2</sup>); kühl nennt er *Moses Hess* »den Ideologen des Zionismus, der — mit umgekehrten Vorzeichen freilich — Hitlers Rassen- und Herrenvolkskatechismus in artigster Form vorweggenommen hat«<sup>3</sup>. Er schöpfte, ohne irgendeiner aktuellen Geistesströmung sklavisch verbunden zu sein, wo er nur schöpfen konnte, um dem Menschen zu dienen, »dem ewig getretenen, gequälten, geschändeten . . .«<sup>4</sup>.

Das neue Buch knüpft an die frühe Kritik des Nationalsozialismus an. Gerade an diesem weist er nach, wie ideologisch versumpfte Massen politisch verführt werden können. Im Hinblick auf die Situation in den 20er und 30er Jahren führt er aus: »Ein Geschlecht, das nicht ohne Aberglauben leben konnte, erhob sich im dunklen Drang gegen die unerbittliche Vernunft, die mit ihrem wahren Licht die Nebelgebilde der

1 Siehe oben S. 15.

2 *Ges. z w. Path. u. Nüchternh.*, S. 93.

3 *Dto.*, S. 18.

4 *Dto.*, S. 8

Metaphysik<sup>1</sup> zu zerstreuen droht. Die Schwächlichen im Geiste kämpften mit Zähnen und Klauen für ihre Luftschlösser und Lebenslügen . . .<sup>2</sup>. An einer anderen Stelle sagt er: »Unter dem Losungswort ›Gemeinschaft‹ stellte eine Generation, die außerstande war, sich in der nach den Grundsätzen der Rationalität und Effektivität geordneten Massengesellschaft zurechtzufinden, als Gegenbild und Maßstab für eine bessere Welt den Gefühlsüberschwang und die Unreife der Pubertät auf«<sup>3</sup>. Der Nationalsozialismus war »Ausgeburt kranker Phantasie; mit Schauern sahen wir ihre Fleischwerdung im ruchlos fanatisierten Spießbürgertum«<sup>4</sup>. Diese letzte Auffassung steht zwar im Widerspruch zu seinen Ausführungen über die frühe nationalsozialistische Partei — wo er das »Spießbürgertum« bzw. die dieses ausmachenden Schichten nicht erwähnt — doch hat sie rückschauend auf die mit der Zeit das Gesamtvolk erfassende, wenn nicht mitreißende Bewegung, ihre Berechtigung.

2. — Auf dieser Grundlage der für sein Leben und seine Forschungen bestimmend gewordenen Ereignisse und des von ihm soziologisch analysierten Auswuchses eines totalitären Machtstaates, die ihm immer wieder Anregungen zur Gewinnung neuer Perspektiven und Hypothesen vermittelte, untersuchte er gewisse hervorragende Strukturelemente der modernen Großgesellschaft. Solche Forschungen waren durch seine empirisch-analytischen Studien in Aarhus, namentlich diejenigen über die dänische Intelligenz und Probleme der sozialen Schichtung und Mobilität vorbereitet worden. Das Bild, das er von der modernen Großgesellschaft zeichnet, läßt sich in knappen Worten wie folgt nachziehen:

Die sogenannte Massengesellschaft ist nicht — wie häufig angenommen wird — eine atomisierte Gesellschaft, »eine Zusammenballung ungezählter, namenloser Einer«<sup>5</sup>. Um diese Massengesellschaft der Neuzeit interpretieren zu können, muß sie im Zusammenhang und auf der Grundlage ihrer historischen Entwicklung gesehen werden. Sie ist eine folgerichtige Entwicklungsstufe der abendländischen Gesellschaft. Der korporative Vertikalaufbau der mittelalterlichen Gesellschaft ist nach und nach zusammengebrochen: »Die Großgesellschaft ist nicht mehr so gegliedert, daß der einzelne einer festgefügtten Kleingruppe angehört, die Kleingruppen aber pyramidenförmig in Gebilden höherer Größen-

1 Der Begriff der Metaphysik wird bei Geiger abweichend von der heutigen philosophischen Terminologie gebraucht, vgl. P. Trappe, *Die Rechtssoziologie Theodor Geigers* . . . Mainz 1959, S. 281 ff.

2 Ges. z w. Path. u. Nüchternh., S. 18.

3 Dto., S. 16.

4 Dto., S. 21.

5 Dto., S. 30.

ordnungen aufgehen. Der einzelne gehört nun unmittelbar und für eigene Person den umfassenden gesellschaftlichen Großgebilden an<sup>1</sup>. »Atomisierte Massengesellschaft«<sup>2</sup> sei ein einseitiger, die Wirklichkeit nicht erfassender Ausdruck. Der Mensch gehöre in der modernen Großgesellschaft nach wie vor einer Vielzahl von Sozialgebilden an, der Familie, dem Freundeskreis, dem Kreis der Arbeitskameraden und anderen Gruppen. Der Mensch gehört zu Schichten und Klassen; er ist auf vielfältige Weise mit Mitmenschen verbunden.

Die wesentliche Veränderung, die mit der Großgesellschaft jedoch in der Hochzeit der industriellen Entwicklung vor sich gegangen ist, offenbart sich in der Herausbildung von Sozialgebilden, die in Ihrer Größe und räumlichen Diffusionierung einander anonyme Mitglieder umfassen. »Was hier von vornherein ein unmittelbares, sympathisches Verhältnis (der Gruppenmitglieder) ausschließt, ist die sogenannte Massenstruktur dieser Sozialgebilde«<sup>3</sup>. Je größer eine Gruppe wird, um so verbreiteter ist die Anonymität unter den Gruppenmitgliedern. Der einzelne kennt seine Gruppengenossen nicht mehr persönlich, er weiß sich nur mit diesen und jenen anderen auf eine bestimmte Weise verbunden. »Was hier vorliegt, ist ein *versachlichtes* Sozialverhältnis. Man weiß sich nicht verbunden *mit* den anderen als Personen, sondern gleich ihnen beteiligt *an* etwas: dem Intentionsgegenstand des Sozialgebildes«<sup>4</sup>. Diese Versachlichung gewisser Lebenssphären ist eine an das Anwachsen der Gesellschaft gebundene sozialgeschichtliche Entwicklungsstufe. Geiger bezeichnet sie auch als Ausgliederung der Lebens- oder Wirklichkeitssphären<sup>5</sup> innerhalb einer Großgesellschaft. Die Bezeichnung »Massengesellschaft« trifft nur einen Teil der sozialen Wirklichkeit, er berücksichtigt die mehr und mehr entstandenen großen anonymen Sozialgebilde, welche in Anlehnung an Dupréel als »diffuse Massen« bezeichnet werden können. Damit wird ein Sachverhalt soziologisch bestimmt, der schon z. Z. der ersten Arbeit Geigers über das Phänomen der Masse von Schaeffle als »soziale Masse«, Le Bon als »Homogene Masse«, Ginsberg als »Quasigruppe«, Vleugels als »wirkliche und latente Masse« bezeichnet worden war. Dieser Sachverhalt berechtigt jedoch nicht, die moderne Gesellschaft als »Massengesellschaft« zu bezeichnen. Die sogenannte Massenstruktur betrifft nur einen Teil aller darin gegebenen Sozialgebilde.

1 Dto., S. 29.

2 Dto., S. 35.

3 Dto., S. 37.

4 Dto., S. 37.

5 Dto., S. 37.

④ = Differenzierung

Geiger unterscheidet in der modernen Großgesellschaft die Gruppen I. Ordnung von unmittelbar-persönlichem und die Gruppen II. Ordnung von sachlich-distanziertem Typus. Damit steht er durchaus auf dem internationalen Forschungsniveau seiner Zeit, doch bieten seine aus dieser Einsicht gewonnenen Folgerungen originelle und seiner Zeit (zu diesen Ergebnissen kam er um das Jahr 1950) vorausseilende Ergebnisse. — Persönlich-intimes und sachlich-distanziertes Sozialverhältnis schließen sich nicht gegenseitig aus. Gerade des Nebeneinander kennzeichnet die moderne soziale Wirklichkeit<sup>1</sup>.

Um die sogenannte Anonymität der modernen Gesellschaft in einem begrenzten Bereich zu untersuchen, unterwarf sich Geiger einer Selbstüberprüfung seiner Sozialkontakte in einer auf drei Jahreszeiten verteilten, je einmonatigen Beobachtungsperiode. Das so zustande gekommene und methodologisch keineswegs unerschütterliche Ergebnis, daß nämlich das Dasein des einzelnen nicht anonym sei, stützt seine weiteren Folgerungen.

Geiger faßt seine Untersuchungen und deren Ergebnisse wie folgt zusammen: »Es ist eine unverantwortlich übertriebene Behauptung, das gesellschaftliche Dasein der Gegenwart sei »atomisiert«, und der korporativ-hierarchische Lebensstil des Mittelalters sei der als »Massengesellschaft« beschriebenen Kreuzung von Chaos und stupider Marschordnung gewichen«<sup>2</sup>. Der Begriff der Massengesellschaft treffe tatsächlich nur die eine Seite der modernen Großgesellschaft: »Massendasein und Atomisierung sind auf die öffentliche Lebenssphäre beschränkt und finden ihr Gegengewicht in einer entsprechenden Individualisierung des Privatlebens«<sup>3</sup>.

3. — Die Folgerungen, die Geiger aus seinen Lebenserfahrungen zieht, treiben ihn zur Beantwortung der Frage, wie Erscheinungen von der Art der nationalsozialistischen Bewegung in einer dafür anfälligen Großgesellschaft ausgeschlossen werden können. Seine soziologischen Untersuchungen, namentlich diejenigen seiner letzten Jahre, münden sämtlich in einen praktischen Wertnihilismus, wenn nicht hier sogar in einen pragmatischen Soziologismus. Die Erfahrungsbasis Geigers ist dabei immer wieder — und ausschließlich — das nationalsozialistische Erlebnis, gekennzeichnet durch die katastrophalen Betätigungen einer »auf Vordermann gebrachten« Masse, die einmütig hinter ihrem Führer stand.

1 Diese grundsätzliche Unterscheidung ist schon in den »Formen der Vereinigung« enthalten, siehe diese in dieser Auswahl S. 260, vor allem S. 289 f.

2 Ges. z w. Path. u. Nüchternh., S. 44.

3 Dto., S. 47.

Geiger setzt sich für Entideologisierung der öffentlichen Lebenssphäre ein. Die Gesellschaft bedarf zum Überleben der Nüchternheit, am Pathos wird sie zerbrechen. »Wo mit Kollektivgefühlen geladene Menschenmassen und moderne Großtechnik einander begegnen, dort lauert soziales Chaos oder brutale Diktatur am nächsten Kreuzweg«<sup>1</sup>. Ordnung und intellektuelle Zucht seien die Bande der Großgesellschaft. Der *homo intellectualis* müsse über den *homo sentimentalis* den Sieg davontragen: »Sowohl der technische Apparat der Zivilisation als die Struktur der Gesellschaft fordern . . . eine Verlagerung des Schwerpunktes in Richtung auf die intellektuellen Kräfte, eine planmäßige Intellektualisierung des Menschen und seine Schulung in Gefühlsaskese«<sup>2</sup>. Der modernen polyzentrischen (oder mittelpunktlosen) Gesellschaft der Gegenwart sei auf die Dauer nur ein intellektuell hochentwickelter Menschentypus gewachsen. Der intellektuelle Habitus müsse sich wandeln: »Daß der heutige Durchschnittsbürger (den) Anforderungen genüge, kann nur der behaupten, der es für demokratisch hält, dem großen Haufen zu schmeicheln«<sup>3</sup>.

Alles Unheil der letzten Jahrzehnte glaubt Geiger auf die in großen Gruppen wirkenden einheitlichen Wertvorstellungen zurückführen zu können. Er kritisiert dabei nicht etwa die Wertvorstellungen als solche; sein Wertnihilismus ist — wie schon angedeutet wurde — ein auf Kollektiv-Wertvorstellungen beschränkter. Er leugnet keineswegs, daß Werte im sozialen Leben ihren Platz einnehmen müssen. Im kleinen Kreis sind sie essentiell, im großen werden sie immer wirken. Allein im großen können sie verhängnisvolle Wirkungen hervorrufen, da sie hier für den einzelnen nicht mehr originär gebildet und empfunden werden, sondern regelmäßig übernommen, wenn nicht aufoktroiyert werden. Dort ist es nicht mehr eine mehr oder weniger intellektuelle Wertung eines Sachverhalts durch einen einzelnen, sondern die Übernahme einer für den einzelnen kaum überprüfbaren ursprünglichen Bewertung eines anderen. Diese tritt als Ideologie, als theoretisch gemeinte Aussage auf. Geiger fordert eine ständige Kontrolle dieser für eine Mehrheit gemünzten Wertvorstellungen, eine Kritikbereitschaft der einzelnen, damit sie nicht — wie schon so oft — im Strudel der vermeintlichen Wertgemeinschaft umkommen — oder die ihr nicht Zugehörenden zugrunde richten.

1 »Die Legende von der Massengesellschaft«, in: *Acta Sociologica*, I, 1, S. 79.

2 *Ges. zw. Pathos u. Nüchternh.*, S. 87.

3 *Ido.*, S. 92.

An dem Nebeneinander von privater und öffentlicher Lebenssphäre zeigt Geiger die diesen typischerweise entsprechenden Werthaltungen: Im kleinen Kreis herrscht Sympathie; denn die Beteiligten kennen sich gegenseitig. Sympathie im großen Kreis – in der Nation oder der Klasse – ist nicht persönlich-intim, sondern versachlicht; an Stelle der Sympathie tritt hier allzu leicht das auf verschwommenen irrationalen Vorstellungen beruhende *Pathos*. Sympathie und *Pathos* unterscheiden sich in diesem Zusammenhang wie folgt: »Der auf sympathetischem Gemeinschaftsgefühl beruhende Zusammenhalt von Personen (in Gruppen I. Ordnung) hat keine Front nach außen«<sup>1</sup>. In Gruppen II. Ordnung hingegen »bindet das *Pathos* den einzelnen mit starken Banden an die Gruppe, öffnet aber zugleich eine Kluft zwischen ihm und allen denen, deren *Pathos* einer anderen Sache gilt«<sup>2</sup>. Gerade in diesem *Pathos* und der damit eng verbundenen Aggressivität liegt das Übel – auf dieses bezieht sich der Geigersche Wertnihilismus.

Auf was gründet sich nun dieses *Pathos* tatsächlich, gesehen aus der Optik einer ideologiefreien kritischen Wissenschaft? Geiger versucht, dies am Nationalgefühl und Klassenbewußtsein zu erläutern: »Die Substanz dieser Sache, der Inhalt, an den das Nationalbewußtsein sich klammert, ist, auf seine letzten Elemente zurückgeführt, eine Reihe lebendiger und toter Symbole: König, Wappen, Flagge und Hymnus – hinter ihnen aber: ein ideologischer Nebel, ein feierliches Nichts«<sup>3</sup>. Das gleiche gilt nach Geigers Auffassung für das Klassenbewußtsein: »... im Klassenkampf weicht die Sorge um Glück und Gedeih der Klassenglieder einer heroischen Begeisterung für die heilige Sache der Klasse«<sup>4</sup>. So werde aus dem Kampf um konkrete Güter ein Kampf um die Chimäre, ein Kampf um seiner selbst willen«. Die »Sache« sei eine Ideologie – ein zur Erhabenheit aufgeblasenes Nichts.

4. → Einen Ausweg aus diesem Dilemma der für den Bestand der Menschheit so gefahrvollen Ideologienkämpfe sieht Geiger in der verbreiteten Geisteshaltung eines *intellektuellen Humanismus*. Der pathetisch-irrationale Mensch der Großgesellschaft müsse aufgeklärt werden. Die einzige, dem Dasein in den modernen gesellschaftlichen Großgebilden angemessene Haltung sei Gefühlsaskese und Wertabstinenz. Heute herrsche verbreitet ein Widerspruch zwischen der Rationalität der Wirklichkeit und der Irrationalität der sozialen Haltung. Die große Vielzahl kollektiver Wertauffassungen stifte ewige Feindschaft

1 Dto., S. 109.

2 Dto., S. 109.

3 Dto., S. 110.

4 Dto., S. 127.



und Unruhe. »Da zersplitterte Metaphysik nicht sozial bindet, sondern zersetzt ... ist die allgemeine Absage an jegliche ... Metaphysik eine zwar radikale, aber heilsame Reform«<sup>1</sup>.

Nach Geigers Auffassung müsse an die vor einhundertfünfzig Jahren abgebrochene Aufklärung angeknüpft werden, mit dem Ziel einer Demokratisierung der Vernunft; dies sei der »einzige Weg zu einer vernünftigen und »gerechten« Staatsordnung«<sup>2</sup>. Auf diesem Weg würde die Menschheit echten (extensiven) Fortschritt erringen. Geiger möchte eine Staats- und Gesellschaftsreform kreieren, in der intellektuelle Zucht herrscht:

»Intellektuelle Gesellschaftszucht würde bedeuten: 1. daß die Menschen von der irdischen Gesellschaft nicht die Verwirklichung einer göttlichen Wertidee erwarten, sondern sie als das nehmen, was sie ist: ein Gefüge von Veranstaltungen zur Selbstbehauptung der Menschen gegenüber der Natur und ein modus vivendi unter ihnen. Eine Gesellschaftsordnung ist nicht gut oder schlecht in sittlichem oder irgendeinem anderen wertphilosophischen Sinne, sondern sie fungiert unter geschichtlich gegebenen Umständen mehr oder weniger reibungslos.

2. Die Mitglieder der Großgesellschaft schließen sich nach Bedarf der Stunde zusammen, um in rationaler Abschätzung des Verhältnisses zwischen Zwecken und Mitteln gemeinsame, verwandte oder parallel laufende Interessen durch vereinten Einsatz zu fördern. Kollektive Auseinandersetzungen und Kraftproben sind da unvermeidlich. Dagegen wird der Gesellschaft die Belastung durch innere Kämpfe um chimärische Wertideen erspart, in deren Verlauf sinnlos-fanaticher Zerstörungsdrang die durch Entfaltung der Technik gebotenen Möglichkeiten erhöhten Daseinsgenusses ewig aufhebt – und zu Zeiten überkompensiert«<sup>3</sup>.

Geiger zweifelt, ob seine Anregungen realisierbar seien: »Es wird Zeit kosten, die Menschen zur Vernunft zu bringen und der Erfolg wird nie vollständig werden«<sup>4</sup>. Es komme auf den Versuch an. Bei alledem verteidigt sich Geiger prophylaktisch gegen den Vorwurf des Heilsverkünders: »Kritische Aufklärung ist nicht Verbreitung einer wert nihilistischen Glaubenslehre, sondern: Entwicklung eines geistigen Vermögens, das, einmal geweckt, nicht verfehlen kann, nach seinen inneren Gesetzen zu wirken«<sup>5</sup>.

1 Dto., S. 195.

2 Dto., S. 179.

3 Dto., S. 171 f.

4 Dto., S. 254.

5 Dto., S. 255.

Diese »inneren Gesetze«, nach denen sich die soziale Wirklichkeit der Zukunft organisieren möchte, werden bei Geiger nur andeutungsweise charakterisiert und können nur aus dem Gesamtwerk begriffen werden. Über diese Gesetze, den eigentlichen Ursprung und die Ziele aller sozialen Entwicklung kann mit den Mitteln der empirisch-analytischen Soziologie nichts gesagt werden. Über diese Fragen »mag sich entwicklungsphilosophische Spekulation den Kopf zerbrechen«<sup>1</sup> (»Spekulation« gebraucht er gleichbedeutend mit »Metaphysik« — »metaphysisch« ist für ihn alles das, was sich einer »real-wissenschaftlichen« Forschung entzieht, i. e. der Bereich des Transintelligiblen). Geiger glaubt, daß der eigentliche Motor gesellschaftlicher Entwicklung schlechthin soziale Interrelation und Interdependenz sei. Gesellschaft sei dem Menschen »inherent«. Die sozialen Veränderungen entwickeln sich nicht *aus* der Gesellschaft und *durch* die Gesellschaft, sondern *in Vergesellschaftung*<sup>2</sup> — Vergesellschaftung als das »Zusammenspiel ungezählter Gesellschaftsgebilde im umfassenden sozialen Lebensraum«<sup>3</sup>.

Das sind in groben Strichen die Konsequenzen, die Geiger aus seinen Lebenserfahrungen und Forschungen zieht. Diese kurze Charakterisierung kann naturgemäß die Lektüre des Gesamtwerkes nicht ersetzen. Die vorliegende Auswahl soll für das Gesamtwerk nur repräsentativ sein. Es wurde versucht, diese Repräsentation mit Hilfe vorwiegend unbekannter und schwer zugänglicher Arbeiten zu erreichen. Leider konnten nicht alle Forschungsgebiete Geigers berücksichtigt werden, doch ist daran gedacht, auf diese erste Auswahl eine weitere mit speziellen Themen folgen zu lassen. Aus dieser ersten Einführung des Herausgebers möge die Persönlichkeit Theodor Geigers und die enge Verwobenheit von Leben und Werk ersichtlich werden.

Es sei geschlossen mit einem Wort René Königs, der das Glück hatte, Geiger persönlich zu kennen:

»Fanatischer Wahrheitswille, äußerste intellektuelle Redlichkeit und unbeirrbare Leidenschaft zum Forschen und Lehren — das sind die wesentlichen Werte, die Geiger der Soziologie wiedergegeben hat, nachdem sie in der Gefahr stand, sich selbst zu verlieren«<sup>4</sup>.

Bern, im Frühjahr 1961

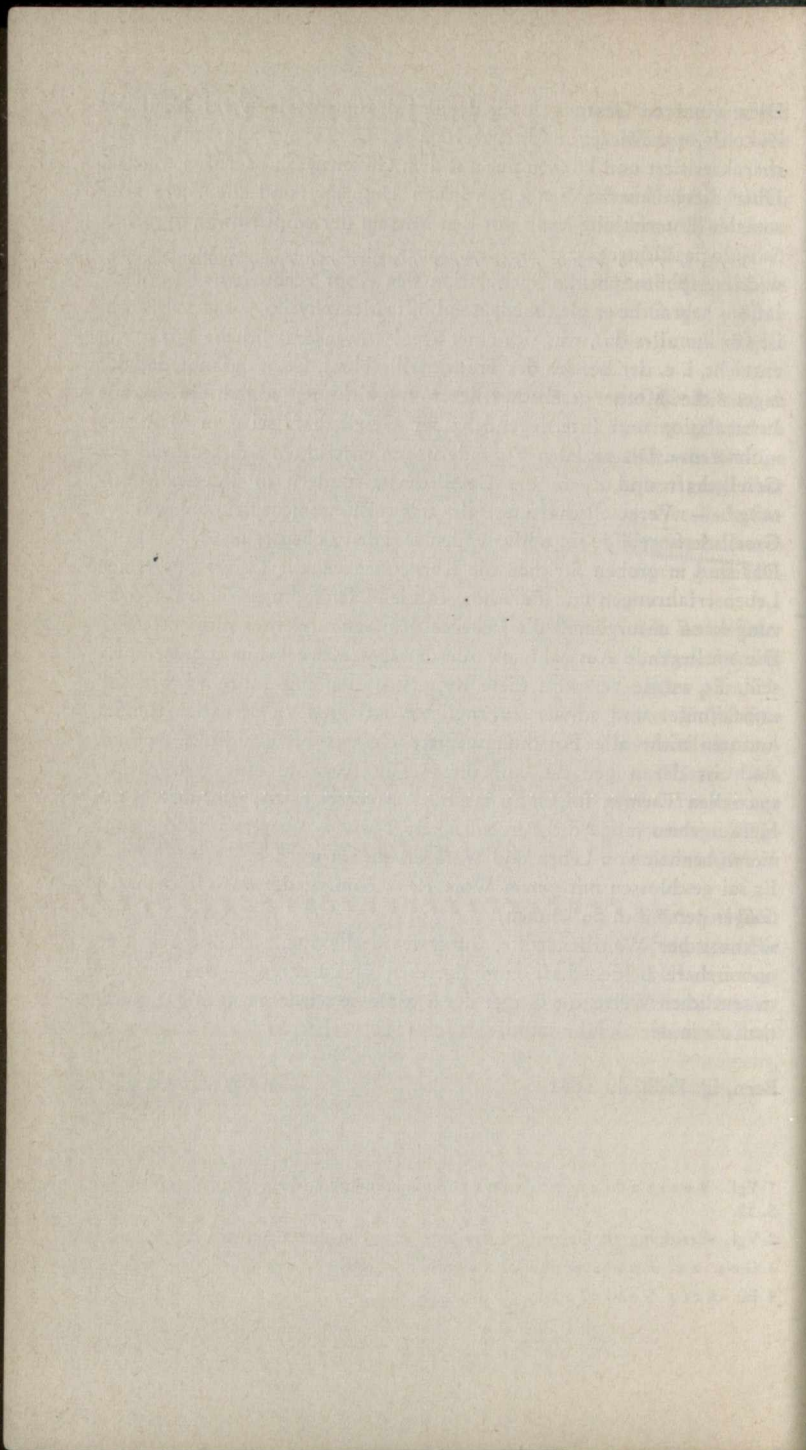
PAUL TRAPPE

1 Vgl. Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, S. 66, S. 12.

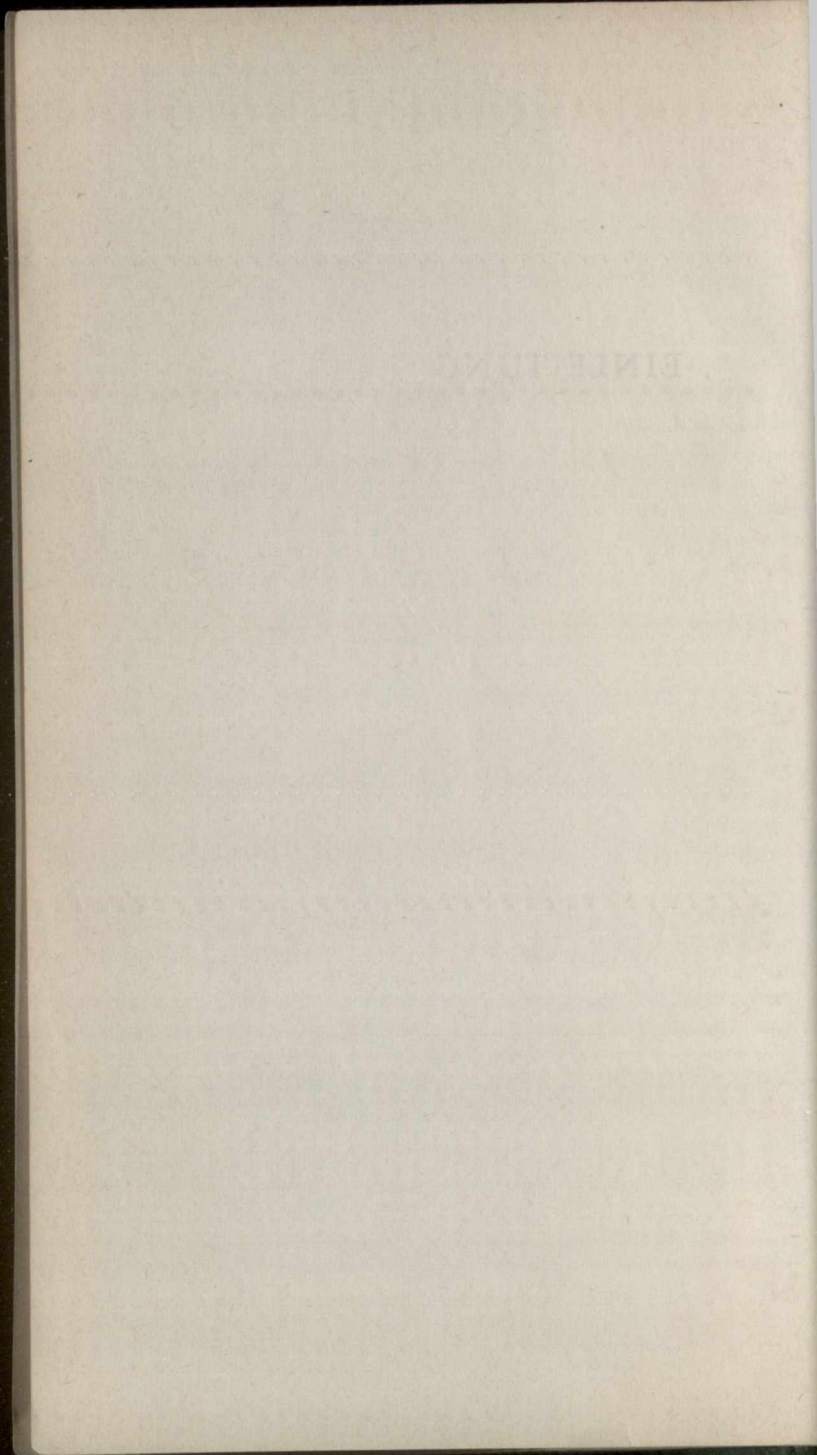
2 Vgl. »Erziehung als Gegenstand der Soziologie«, in dieser Auswahl S. 293.

3 Ges. zw. Path. u. Nüchternh., S. 143.

4 In: Acta Sociologica, I, 1, S. 9.



EINLEITUNG



## 1. Was ist Soziologie?

Aus dem Nachlaß<sup>1</sup>

### *Gegenstand und Erkenntnisabsicht der Soziologie*

An Versuchen, die Soziologie als Wissenschaft zu bestimmen, fehlt es wahrlich nicht. Zumeist — und begreiflicher Weise — tragen sie allzu deutliche Spuren der besonderen Forschungsinteressen ihrer Urheber. Der undankbaren Aufgabe, zu den vorhandenen Definitionen eine weitere zu fügen — und in den gleichen Fehler zu verfallen —, könnte man geneigt sein, dadurch zu entgehen, daß man, wie es in der Tat gelegentlich geschah, die Soziologie kurzweg als das bestimmt, »was die Soziologen treiben«. Damit wäre wenig gewonnen. Zudem wäre es falsch; denn soziologische Forschung ist älter als die Zunft der Soziologen. Der vernünftige Sinn des dreisten Bonmots kann nur sein, daß man nicht durch doktrinäres Festhalten an einer Definition des Faches die Forschung ungebührlich einengen dürfe, daß der Wert neugewonnener Einsicht nicht von der Etikette abhängen kann, die man ihr aufklebt. Davon abgesehen ist es schon der Verständigung wegen nötig, wenigstens ungefähr zu umreißen, worum es sich in der Soziologie handelt. Scharf und endgültig kann die mit einer Definition gezogene Grenze niemals sein. Erstens kommt eine Wissenschaft im Laufe ihrer Entfaltung zu neuen, nicht voraussehbaren Fragestellungen, zweitens aber bedingt die Einheit des Wissenschaftsgefüges, daß die einzelnen Forschungszweige vielfach ineinander übergreifen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß man glaubte, die Soziologie mit der Übersetzung des Wortes in deutsche »Gesellschaftslehre« zureichend bestimmt zu haben. Sie war vermeintlich die Wissenschaft, welche die (insbesondere menschliche) Gesellschaft zum Gegenstand hatte. Die Unhaltbarkeit dieser Definition ist leicht einzusehen. Der Mensch lebt gesellig. Jede Wissenschaft, die vom Menschen und von menschlichen Dingen handelt, hat es irgendwie auch mit geselligen Erscheinungen zu tun. Macht man also mit der Definition ernst, so wird Soziologie zu einer Allerwelts-Wissenschaft, die entweder *synthetisch* aus den Ergeb-

<sup>1</sup> Dieser Abschnitt war als Einleitung für die deutsche Ausgabe der »Sociologie« geplant.

nissen aller sogenannten Kulturwissenschaften ein Destillat zusammenbraut oder gar diese Ergebnisse nur in *enzyklopädischer* Darstellung zusammenfaßt. Das verstand man in der Tat eine Zeitlang unter Soziologie, und daher stammt die noch nicht ganz überwundene Abneigung der Vertreter älterer Kulturwissenschaften, besonders der Historiker, gegen die Soziologie. Sie sprachen ihr das Daseinsrecht ab, behaupteten, daß die Probleme, die sie für sich in Anspruch nehmen könnte, schon längst von ihnen behandelt worden seien und wehrten sich eifersüchtig gegen den ungebetenen Einbruch der Soziologen in ihre angestammten Arbeitsgebiete.

Wenn jede Wissenschaft durch ihren in der dinglichen Welt »für sich gesonderten Gegenstand bestimmt werden sollte, dann allerdings wäre neben den vielen speziellen Kulturwissenschaften kein Raum mehr für eine Soziologie als »Lehre von der Gesellschaft«. Dieser Gegenstand war längst vor dem Auftreten der Soziologie unter einer Reihe älterer Disziplinen aufgeteilt: Staatstheorie und Sozialökonomik, Juridik und Moralphilosophie, Psychologie und Pädagogik, Anthropologie und Ethnologie, Geschichtswissenschaft und Bevölkerungslehre, nicht zu reden von Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft, Philologie, Archäologie u. a. m. Sie alle haben sich irgendwie auch mit der Gesellschaft zu befassen.

Wissenschaften sind aber nicht durch ihre in der dinglichen Welt *konkret* gegebenen Objekte bestimmt. Die Zoologie ist nicht »die Lehre von den Tieren«, da doch auch Paläontologie, allgemeine Biologie, Physiologie und Anatomie von den Tieren handeln. Diese Disziplinen mögen ineinandergreifen, machen sich aber nicht gegenseitig das Daseinsrecht streitig, weil jede sich in anderer Weise mit der Tierwelt befaßt. Was eine Wissenschaft konstituiert, ist die besondere *Blick-einstellung* und *Erkenntnisabsicht*, mit der sie der Erscheinungswelt gegenübertritt und die Art der Fragen, die sie infolgedessen stellt und zu beantworten versucht. Man kann das auch so ausdrücken, daß jede Wissenschaft ihren besonderen, analytisch zu bestimmenden, *abstrakten* Gegenstand habe.

So auch die Soziologie. Ihr in der Dingwelt konkret gegebenes Objekt ist der Mensch – und dieses Objekt hat sie mit einer langen Reihe anderer Wissenschaften gemein. »Die Gesellschaft« aber kann schon deshalb nicht konkretes Objekt der Soziologie sein, weil es – darauf kommen wir nachher noch zurück – ein solches Objekt gar nicht gibt. Richtiger wäre es wohl, der Soziologie *die geselligen Erscheinungen* als Gegenstand zuzuweisen. Damit hat es folgende Bewandnis. Unserer unmittelbaren Alltagserfahrung ist der Mensch als ein gesellig lebendes Wesen gegeben. Das heißt, daß er mit Seinesgleichen vereint auftritt,

gemeinsam mit andern handelt, in seinem Tun und Treiben auf andere Bezug nimmt. Geselligkeit ist m. a. W. ein *Daseinsmodus* des Menschen. Dieser Daseinsmodus und seine Erscheinungsformen sind Gegenstand der Soziologie.

Auch in dieser Auffassung greift die Soziologie vielfach in die Objektbereiche anderer Wissenschaften über. Sie studiert den sozialen Daseinsmodus, wo sie ihn findet, und sie findet ihn auf allen Gebieten menschlichen Lebens und Wirkens von der Wirtschaft bis zur Religion und von der Kunst bis zum Sport. Das heißt aber keineswegs, daß sie anderen Disziplinen ins Gehege geht. Einen und denselben Handlungsverlauf untersucht z. B. der Sozialökonomiker *inhaltlich* als der Güterversorgung dienend, der Soziologe aber *modal* als verbundenes Handeln mehrerer oder als ein auf Mitmenschen berechnetes (an sie »adressiertes«) Handeln des Einers. In diesem Sinne ist G. Simmels viel kritisierte Konzeption der »formalen« Soziologie zu verstehen. Weit davon entfernt, sich in die Arbeitsgebiete anderer Wissenschaften einzudrängen, nimmt die Soziologie sich vielmehr gewisser ungelöster Problemreste an. Die Wirtschaftswissenschaft kann z. B. mit ihren Begriffswerkzeugen und Methoden zwar ökonomische Gesetzmäßigkeiten ermitteln, es zeigt sich aber, daß im wirklichen Wirtschaftsleben diese Gesetzmäßigkeiten durch nicht-wirtschaftliche Handlungsantriebe durchkreuzt oder abgelenkt werden. Die literarische Romantik kann nicht nur mit ästhetischen Kategorien erklärt werden, sondern hat ihre sehr engen Beziehungen zur Gesellschaftsform des beginnenden 19. Jahrhunderts usf. usf. Das Sichtbarwerden dieser innerhalb der älteren systematischen Wissenschaften ungelösten und mit ihren Mitteln unlösbaren Problemreste war sogar einer der wichtigsten Antriebe für das Entstehen der Soziologie als einer Wissenschaft für sich. Auf den verschiedensten Gebieten arbeitende Gelehrte stießen auf solche, den überlieferten Methoden ihrer Disziplinen unzugänglichen Probleme und wurden so selbst zu Bahnbrechern der Soziologie. Das gilt vor allem für Sozialökonomiker und Juristen, Staatstheoretiker, Psychologen und Moralphilosophen. Indem dann die zunächst auf verschiedenen Fachgebieten simultan auftretende Gelegenheits-Soziologie auf breitere Grundlage gestellt und organisiert wird, entsteht die Soziologie als systematische Disziplin.

Sie mengt sich nicht in die Erkenntnisbemühungen anderer Wissenschaften ein, sondern gewinnt deren Gegenständen eine »neue Seite« ab — eben die *soziale Modalität*. Diese ist allen Äußerungen und Erscheinungen menschlichen Daseins gemein, kann von deren sonstigen Bestimmungen analytisch abgehoben und zum Gegenstand besonderen Studiums gemacht werden. Nun soll man diesen Grundsatz abstrahie-



render Verallgemeinerung nicht allzu buchstäblich nehmen. Über den geselligen Daseinsmodus im allgemeinen, ohne Bezugnahme auf das, *was* in geselliger Modalität vor sich geht, ließen sich nur sehr wenige Sätze von dürftigem Aussageinhalt aufstellen. Die sozialen Formen etwa wirtschaftlichen, religiösen und politischen Lebens sind nicht eins, sondern durch diese ihre Gehalte modifiziert. Und es leuchtet ein, daß der Soziologe über die gesellige Modalität wirtschaftlicher Vorgänge nur wenig und nichts Handgreifliches sagen könnte, wenn man ihm verwehrte, über ihren wirtschaftlichen Sinn zu sprechen. Das gleiche gilt aber umgekehrt: Was kann der Sozialökonomiker über Marktfunktionen aussagen, ohne auf die gesellschaftliche Struktur des Marktes einzugehen? Wie käme er überhaupt ohne soziologische Urteile zum Begriff des Marktes? Ob dann eine bestimmte Erkenntnisleistung der Soziologie oder Ökonomik (bzw. in analogen Grenzfällen einer anderen Wissenschaft) zuzurechnen sei, hängt davon ab, wo der Akzent der Fragestellung und Problembehandlung liegt. Warum soll übrigens nicht gelegentlich der Ökonomiker soziologische Erkenntnis zutage fördern — und vice versa? Forschungsdisziplinen sind keine durch Scheidewände abgeteilten Ställe, sondern Spielräume, deren Peripherien einander überschneiden. Gerade dies Ineinandergreifen der Forschungsgebiete gewährleistet die Einheit der Wissenschaft über den Wissenschaften.

In diesem Zusammenhang mögen einige Bemerkungen über den sogenannten *Soziologismus* angebracht sein. Das Wort sagt schon, daß es sich dabei um Soziologie am unrechten Platze handelt. *Systematischer* Soziologismus ist es, wenn die Soziologie sich die zentrale Stellung im Gesamtsystem der Kulturwissenschaften oder gar der Wissenschaften überhaupt anmaßt. Das tat die ältere synthetische Soziologie, wie sie von *A. Comte* begründet wurde. Ein letzter Versuch dieser Richtung im deutschen Sprachbereich war der *F. Oppenheimers. Methodologischer* Soziologismus ist es dagegen, wenn die Begriffsmodelle und Erklärungsprinzipien der Soziologie auf andere Wissenschaften übertragen werden, wenn z. B. die Geschichte der Kunst ausschließlich aus Sozialprozessen erklärt, oder gar der Versuch gemacht wird, die Sätze der Logik und der Erkenntnistheorie auf soziale Tatsachen zurückzuführen (erkenntnistheoretischer Soziologismus).

Von beiden Spielarten des Soziologismus, die übrigens vielfach Hand in Hand auftreten oder ineinander übergehen, glaubt der Verfasser sich freizuhalten. Er ist zwar der Ansicht, daß es im Bereich menschlichen Daseins keine Erscheinung gebe, zu deren Erklärung die Soziologie nichts beizutragen hätte, aber ebenso überzeugt davon, daß die soziologische Betrachtungsweise nicht genügt, irgendeine dieser Erscheinungen erschöpfend zu erkennen.

## Zu Geschichte und Stand der Soziologie

Man hat uns bis zum Überdruß erzählt, daß die Soziologie eine junge Wissenschaft sei. Die Behauptung beruht einzig darauf, daß die Bezeichnung Soziologie erstmals 1837 in *A. Comtes* Vorlesungen auftauchte. Wer glaubt, daß eine Lehre von den gesellschaftlichen Erscheinungen erst damit begonnen habe, der täuscht sich gründlich. Will man dagegen sagen, daß die erfahrungswissenschaftliche Soziologie noch jung sei, so ist das allerdings wahr. Fraglich bleibt aber, ob *Comte* als ihr Urheber gefeiert werden darf, fraglich auch, ob die Soziologie als Erfahrungswissenschaft wesentlich jünger sei, als z. B. die empirische Wirtschaftswissenschaft.

Schon die hellenische Antike hatte eine Lehre von der menschlichen Gesellschaft. Sie war nicht Soziologie im heutigen Sinne, sondern — um eine früher von mir gebrauchte Bezeichnung wieder aufzunehmen — Soziosophie<sup>1</sup>. Nicht Wissenschaft, sondern Weisheit. Mit einem Worte: Metaphysik. Die Gesellschaftslehre älterer Zeit fragte *spekulativ* nach dem »Wesen« der Gesellschaft, nach deren Bestimmung in einem Weltenplan, und leitete daraus *normativ* Grundsätze teils für das Verhalten des einzelnen in der Gesellschaft und sein Verhältnis zu ihr, teils für die rechte Ordnung und Einrichtung der Gesellschaft selbst ab. Aus einer Gesellschaftsmetaphysik wurde eine Gesellschaftsethik und Politik entwickelt. So war das in der Antike bei *Platon* oder den Stoikern beispielsweise, so war es erst recht im christlichen Mittelalter. Hier vor allem war die menschliche Gesellschaft eine göttliche Einrichtung zum Heile der Menschen. Als solche war sie eine Angelegenheit der Moralthologie. Eine göttliche Einrichtung ist über vorurteilslose, analytische Betrachtung erhaben. Man fragt nicht danach, wie die Gesellschaft *ist*, sondern wie sie sein *soll*, um dem Heilsplan dienen zu können.

Eine wissenschaftliche, d. h. Erkenntnis des Seienden aushebende Gesellschaftsbetrachtung wurde erst möglich, als das gelehrte Weltbild sich von religiöser Dogmatik freimachte. So hat man denn gelegentlich die Anfänge der Soziologie im naturrechtlichen Denken des 16. und 17. Jahrhunderts zu finden geglaubt, weil es die theologische Gesellschaftsbetrachtung durch eine profane ablöste. Es ist wohl wahr, daß das Naturrecht — allgemeiner gesagt: die frühe Aufklärung, der es angehörte — ein profanes Weltbild schuf. Da es aber an die Stelle Gottes das Prinzip der weltenlenkenden Ver-

<sup>1</sup> Anmerkung des Herausgebers: siehe die Schrift Geigers »Soziologie oder Soziosophie«, 1929.

nunft setzte, war es nur in anderer Tonart, nicht aber in geringerem Grade metaphysisch und normativ als das theologische Gesellschaftsdenken.

W. Sombart hat das Verdienst, auf die schottisch-englischen Naturalisten als die Ahnen der wissenschaftlichen Soziologie hingewiesen zu haben<sup>1</sup>. Sie waren die Gegenspieler der Naturrechtler ihrer Zeit. Ihnen dürfte man vielleicht auch die französischen Sensualisten zur Seite stellen. — Im Gedankenbereich des Naturalismus ist die menschliche Gesellschaft weder göttliche Einrichtung noch Vernunftnotwendigkeit, sondern eine Naturerscheinung unter anderen. Als solche wird sie aus Instinkten und Trieben erklärt. Moralphilosophen und Juristen mögen das gesellschaftliche Leben zu normieren suchen, die wissenschaftliche Gesellschaftsforschung sucht es ursächlich zu erklären.

Die gleichzeitigen sozialgeschichtlichen Vorgänge waren dieser neuen Betrachtungsweise günstig. Die traditionelle Wirtschaftsform des Mittelalters wich der progressiven. Erhebliche Machtverschiebungen zwischen den bisherigen Gesellschaftsschichten gingen damit Hand in Hand. Der bisherige stabile Gleichgewichtszustand der Gesellschaft geriet ins Wanken. Hinter der Fassade des autoritären Fürstenstaates und in Opposition gegen seine Zwänge beginnt die Gesellschaft des »freien Kräftespiels« und labilen Gleichgewichtes sich durchzusetzen. Die Betrachtung der sozialen Welt als einer Naturerscheinung und des gesellschaftlichen Lebens als Naturvorgang war nicht nur theoretischer Forschungsansatz, sondern auch pragmatisches Programm. Die Wendung, die in der Wirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik durch die Physiokraten gekennzeichnet ist, setzt sich als Naturalismus im gesamten Gesellschaftsdenken durch.

Hier also wird die menschliche Gesellschaft grundsätzlich der naturwissenschaftlichen Forschungsweise unterstellt, d. h. aber: der wissenschaftlichen Betrachtung schlechthin. Der Weg von der Aufstellung des Programms bis zu seiner Ausführung war hier, wie anderswo, lang und dornenvoll. Es gab da Anläufe, Verirrungen und reaktionäre Gegenbewegungen. Die Geschichte der soziologischen Richtungen und Lehrmeinungen ist mehrfach geschrieben worden, und es hätte wenig Zweck, hier einen gedrängten Abriss davon zu geben. Die heutige Lage der Soziologie kann kurz so beschrieben werden:

Die Zeit der großen Systeme ist überstanden. Sie begann mit *A. Comte* und *H. Spencer* und endete mit *F. Oppenheimer*. Neuere Soziologie

<sup>1</sup> »Die Anfänge der Soziologie. — Erinnerungsgabe für Max Weber. Bd. I. München 1923.

befaßt sich mit der Erforschung begrenzter Einzelprobleme. Daher denn auch dieses Handbuch nicht den Gesamtbereich gesellschaftlicher Erscheinungen systematisch darstellt, sondern eine Anzahl wichtiger Probleme und Problemkreise als Beispiele auswählt. — Bis in die Zwischenkriegsperiode hinein bestand ein ziemlich scharfer Unterschied zwischen amerikanischer und europäischer Soziologie. In Europa, und am ausgeprägtesten wohl in Deutschland, standen geisteswissenschaftliche Traditionen dem Sieg der streng empirischen Forschungsweise in der Soziologie (gleichwie übrigens auch in anderen Disziplinen, vor allem der Geschichtsforschung) im Wege. Teils liebte man es immer noch, im Schatten des »linken« oder »rechten« Hegelianismus, der Neuromantik, des Idealismus und anderer philosophischer Richtungen Gesellschaftsmetaphysik für Wissenschaft auszugeben, teils kam man aus der ewig von neuem angefaßten Grundlagenforschung nicht heraus, wozu insbesondere die unselige *Husserlsche* Phänomenologie das ihre beitrug. Von diesen spirituell erhabenen Höhen herab blickte man ziemlich verachtungsvoll auf den soziologischen Amerikanismus. Unbelastet von ähnlichen Traditionen hatten die Amerikaner schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts frischfröhlich soziale Erscheinungen zu messen und zu zählen begonnen. Ihr Empirismus war ohne Zweifel etwas naiv, die Problemstellungen selbst und die Reichweite der Methode waren oft unzulänglich durchdacht. Seither hat eine Annäherung und ein Ausgleich stattgefunden. Wir Europäer haben einzusehen begonnen, daß Spekulation und Konstruktion in einer Sackgasse enden, Amerika ist vom naiven Empirismus zur problematologisch und methodologisch kontrollierten Empirie gereift. Unter den ernsthaften Soziologen aller Länder und Kontinente — von einigen Außenseitern abgesehen — herrscht heute Einigkeit dahin, daß die Soziologie eine reine Erfahrungswissenschaft sei und als solche soweit irgend möglich quantifizierende Methoden anzuwenden, wo aber solche noch mangeln, sie auszubilden habe.

### *Sozialwissenschaften und Soziologie*

In den üblichen Gruppierungen der Wissenschaften wird die Soziologie den sogenannten Sozialwissenschaften zugeordnet. Es gelte dann, ihr innerhalb dieser Gruppe von Disziplinen den rechten Ort anzuweisen und ihr Verhältnis zu den andern Sozialwissenschaften zu bestimmen. Eine undankbare, ja eine unlösbare Aufgabe. Ist doch der Begriff der Sozialwissenschaften selbst von äußerst zweifelhaftem Werte. *J. Schum-*

*peter*<sup>1</sup> bezeichnet »alle die Einteilungen der Wissenschaften meist nur für den befriedigend, der allen einzelnen Wissenschaften ferne genug steht — eine zweischneidige Qualifikation! Und deshalb gibt es im Grunde keine Sozialwissenschaft, sondern nur Sozialwissenschaften, deren Kreise sich vielfach schneiden.« Sogar das ist aber fragwürdig.

Der Begriff der Sozialwissenschaften entstand als drittes und vermittelndes Glied zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften. Diese Zweiteilung aber entstammt einer Zeit, deren gesamte Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie heute unrettbar überholt ist, einer Zeit nämlich, die sich zu einem dualistischen Weltbild bekannte. »Natur« und »Geist« wurden als sichtbare Welt und Überwelt betrachtet, als wesentlich getrennte Seinsbereiche oder Wirklichkeiten, die unter verschiedenen Gesetzlichkeiten (»Kausalität« und »Freiheit«) standen und darum nach grundsätzlich verschiedenen Methoden zu erforschen waren. Solange die menschliche Gesellschaft Gegenstand normativer Theorien war, gehörten diese selbstverständlich den Geisteswissenschaften an. Als aber gesellschaftliche Erscheinungen in zunehmendem Umfang Objekte der Erfahrungsforschung wurden, war guter Rat teuer. Ganz offenbar nämlich befaßten diese Wissenschaften sich auf naturwissenschaftliche Weise mit (ethisch indifferenten) natürlichen Erscheinungen, zugleich aber mit Erscheinungen, die man dem Reich des »Geistes« zuzurechnen gewohnt war. Diese Disziplinen waren also weder Natur- noch Geisteswissenschaften, sondern halb dies halb das, und so vereinigte man sie, die Dualität zur Trias erweiternd, in einer besonderen Gruppe der Sozialwissenschaften, in deren Gegenstandsbereich »Natur und Geist einander durchdringen«.

In Wahrheit zeigte der Fall der »Sozialwissenschaften« doch nur die Unhaltbarkeit einer auch an mancher anderen Stelle schon durchlöcher-ten Einteilung der Wissenschaften. Statt sie aber aufzugeben, hat man an ihr herumgedoktort und darauf viel Energie und Scharfsinn ver-  
geudet<sup>2</sup>. Es interessiert hier wenig, daß die Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften nur sinnvoll ist, wenn man daran festhält, es gebe »Geist« als eine Wirklichkeit *sui generis*. Halten wir uns an die Stellung der Sozialwissenschaften zwischen den beiden andern.

1 *Vergangenheit und Zukunft der Sozialwissenschaften*. München 1915. S. 4.

2 Man vergleiche dazu die sehr großangelegte Untersuchung von E. Becher: *Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften*, München 1921, deren Tiefsinn über die Hohlheit der ganzen Problemstellung nicht hinwegtäuschen kann.

Der Ausdruck Sozialwissenschaften muß doch wohl die Wissenschaften von den gesellschaftlichen Erscheinungen in einem sehr weiten Sinne umfassen. Das heißt dann, daß eine lange Reihe bisheriger Geisteswissenschaften ganz und gar, andere zu erheblichen Teilen den Sozialwissenschaften zuzurechnen sind. Andererseits aber greifen die Sozialwissenschaften auch tief in die Naturwissenschaften ein. Es sei da nur an Wirtschaftsgeographie und Ökologie, Anthropologie, Sozialbiologie, Psychiatrie erinnert. Mit einem Satze: die Dreiteilung ist systematisch unbrauchbar. Sie hat ihren Ursprung in der Annahme zweier getrennter Gegenstandswelten »Natur« und »Geist«, nachmals durch ein mittleres Mischreich ergänzt. Es gibt aber einfach Natur, Geist und Gesellschaft nicht als Gegenstandskategorien. Die *Windelbandsche* Zweiteilung in Natur- und Kulturwissenschaften dagegen ist keine Einteilung nach dem Gegenstand, sondern nach der Methode der Begriffsbildung. Hier fehlt jegliche Voraussetzung für eine besondere Gruppe der Sozialwissenschaften im System. Denn die Wissenschaften von den gesellschaftlichen Erscheinungen gehören dieser Einteilung nach keineswegs zu den Kulturwissenschaften. Es kommt darauf an, ob sie nomothetisch oder idiographisch vorgehen. Im ersten Fall sind sie Natur- im zweiten dagegen Kultur- (oder Geschichts-)wissenschaften. Und es ist nicht einmal möglich, die Gesamtheit der Sozialwissenschaften in solche der einen und der andern Art einzuteilen; denn die Vertreter ein und derselben Disziplin haben die Unverfrorenheit, sich gegen den Machtspruch des Wissenschaftssystematikers aufzulehnen, der ihnen die Methode vorschreibt. Es gibt ja wirklich noch immer idiographische Soziologen, gibt aber, glücklicherweise, sogar Historiker, die generalisierend Gesetze aufstellen wollen.

Es scheint immer mehr, daß eine befriedigende Systematisierung der gesamten Wissenschaften eine unlösbare Aufgabe ist. Vermutlich ist sie auch müßig, insofern sie die Ergiebigkeit der einzelwissenschaftlichen Forschung um nichts fördert. Keinesfalls aber kann die Fachforschung darauf warten, daß ein mit ihren Problemen nur sehr oberflächlich vertrauter Wissenschaftssystematiker ihr den Platz im System anweist, noch wird sie sich darein finden können, daß man ihr Gegenstände und Methoden vorschreibt.

Der Begriff der Sozialwissenschaften kann auf keine Weise als wissenschaftssystematische Kategorie begründet werden. Gebraucht man ihn trotzdem — und warum nicht? — dann nur als eine handliche Bezeichnung, unter der man in gewissen Denkverbindungen alle jene Disziplinen oder Zweige von solchen zusammenfaßt, die irgendwie zur Erkenntnis gesellschaftlichen Lebens beitragen. Ethnologie, Geschichte, Sozialökonomik, Staatstheorie, Juridik, Bevölkerungslehre und Sozio-

logie stehen dann im Zentrum dieses Sammelbegriffs. Dazu kommen Teile der Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Biologie, Medizin, Geographie, Anthropologie, endlich aber gewisse Richtungen und Leistungen der Sprach-, Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft, sofern sie nämlich sozialen Gesichtspunkten folgen.

Was dann alle diese und noch andere Forschungszweige zur Kenntnis der menschlichen Gesellschaft beitragen können, mag zusammengetragen und als *Gesellschaftskunde* bezeichnet werden. Das ist dann eine darstellerische, aber keine Erkenntnisleistung. Eine *Gesellschaftswissenschaft* aber oder *Gesellschaftswissenschaften* gibt es als systematische Einheit nicht.

Unter den Sozialwissenschaften im bisher üblichen Sinne hat man zwischen allgemeinen und speziellen unterschieden — auch dies eine Distinktion von zweifelhaftem Werte. Die speziellen Sozialwissenschaften wären sinngemäß jene, die sich mit abgegrenzten Bereichen sozialen Lebens befassen, etwa mit Wirtschaft, Bevölkerungsverhältnissen, Staat, Recht usw. Als allgemeine Gesellschaftswissenschaften bleiben dann Sozialphilosophie, Soziologie und möglicherweise Sozialpsychologie, weil sie von »der Gesellschaft überhaupt« handeln.

Dies »allgemein« kann dann entweder als *universell* (im synthetisch-enzyklopädischen) oder *generell* (im analytischen Sinne) verstanden werden. Nur das letzte kommt, was die Soziologie angeht, hier in Frage, da deren synthetische Richtung schon oben entschieden abgelehnt wurde.

Die oben genannten Beispiele »spezieller« Sozialwissenschaften zeigen schon, wie wenig fruchtbar die Einteilung ist. Die Ökonomik wäre speziell, offenbar weil sie sich mit einem besonderen *Inhalt* sozialen Treibens, der Güterversorgung, befaßt, die Staatslehre aber, weil es in ihr um eine besondere *Form* gesellschaftlicher Organisation, die politische, geht. Ein *gemeinsames* Kriterium der »Besonderheit« fehlt. Andererseits wäre die Soziologie selbst teils allgemein, teils speziell. Was sie im allgemeinen über den gesellschaftlichen Modus menschlichen Daseins als solchen — ohne Ansehung der besonderen Intentionen- und Handlungsinhalte (Wirtschaft, Religion, Kunst, Sport etc.) oder besonderer Formen des Kollektivdaseins (Familie, Recht, Staat, Gemeinde etc.) sagen kann, ist sehr begrenzt. Eine sogenannte »reine« Soziologie erschöpft ihr Repertoire schnell. Untersucht die Soziologie aber als »spezielle« die gesellschaftliche Modalität näher bezeichneter Bereiche, Handlungssysteme oder artbestimmter Gebilde sozialen Lebens, so verschmilzt sie mit den entsprechenden speziellen Sozialwissenschaften. Staatssoziologie wird zu einem Teil der Staatslehre, Rechtssoziologie zu einer Richtung der allgemeinen Rechtslehre, Sprachsoziologie zu

einem Zweig der Semantik, Wissenssoziologie zu einer Ergänzung der Erkenntniskritik. In solchem Dschungel die viel verzweigten und verschlungenen Ranken zu numerieren, ist ohne ersichtlichen Erkenntniswert.

Daß die Soziologie eine Gesellschaftswissenschaft ist, liegt auf der Hand. Allgemeine Gesellschaftswissenschaft ist sie insofern, als sie die gesellschaftliche Modalität an allen Erscheinungen menschlichen Daseins untersucht. Allgemein in diesem Sinne bleibt sie auch, wenn sie in einem gegebenen Falle monographisch — sagen wir die gesellschaftliche Modalität der Betriebsbelegschaft oder der mittelalterlichen Stadtgemeinde, des englischen Clubs oder der schwedischen Arbeiterpartei, der Schulklasse oder des italienischen Rinascimento untersucht. Die einzelnen Aussagen, zu denen sie kommt, mögen allgemeineren oder engeren Geltungsbereiches sein, d. h. aber einfach verschiedenen Graden der generalisierenden Abstraktion entsprechen. Das aber sind eben Gradunterschiede, kontinuierlich über eine Skala sich erstreckend. Da ist kein bestimmter Punkt zu finden, an dem man mit Fug die »allgemeine« Soziologie enden und die »speziellen« Soziologien beginnen lassen könnte.



## 2. Gesellschaft und Gesetzmäßigkeit

Übersetzung von »Human Society and Scientific Laws«, in: *The Canadian Journal of Economics and Political Science*, *The Journal of the Canadian Political Science Association*, vol. XVIII, no. 2, Toronto University Press, Toronto 1952, p. 184—194.

Die Auffassung, daß wissenschaftliche Gesetze auf den Menschen und die Gesellschaft angewandt werden könnten, ist nicht viel älter als 100 Jahre, und sogar heute noch leugnen viele Historiker und andere Wissenschaftler der sogenannten Geisteswissenschaften standhaft die Möglichkeit, daß man soziologische und historische Gesetze ähnlich den Naturgesetzen ermitteln könnte. In diesem Sinne macht die anglo-amerikanische Epistemologie eine Unterscheidung zwischen den eigentlichen Wissenschaften und den Geisteswissenschaften, wie deutsche und andere europäische Gelehrte zwischen Natur- und Geisteswissenschaft unterscheiden. Solche Unterscheidungen beruhen zum Teil auf einer überwundenen Auffassung vom wissenschaftlichen Gesetz, aber vorwiegend sogar auf einer veralteten Auffassung vom Menschen, der Gesellschaft, der Kultur und der Geschichte.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bedeutet ein wissenschaftliches oder Naturgesetz vor allem ein Kausalgesetz, und solch ein Gesetz beinhaltet, daß die gleiche Sache immer und unausweichlich die gleiche Wirkung »produzierte« oder »auslöste«. Das Naturgesetz war in diesem Zusammenhang nicht so sehr ein Produkt der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern es war angeblich der Natur selbst inhaerent. Der Wissenschaftler »entdeckte« nur momentan vorherrschende Gesetze. Dieses war der Gesichtspunkt der sogenannten realistischen Schule des Denkens. Auf zweierlei Weise ist diese Auffassung vom Gesetz erschüttert worden.

Selbst in den exakten Wissenschaften ist, gerade durch ihren eigenen Fortschritt verursacht, der Kausalitätsbegriff irgendwie erschüttert worden. Die Idee der Notwendigkeit, die ohne Ausnahme vorherrschte, ist durch das Modell einer statistischen Korrelation oder Kovarianz von Phänomenen ersetzt worden, welche in der Masse bekannter Fälle einer gewissen Art aufgedeckt worden waren. Im Hinblick auf die Zukunft bedeutet dies eine vorausschaubare Möglichkeit, welche in Termini von mehr oder weniger exakt gemessenen Quantitäten aus-

gedrückt werden kann. Die statistische Korrelation mag bis zu 100 % zutreffen; die Möglichkeit eines bestimmten Phänomens, das aus einer gegebenen Konstellation von Fakten sich entwickelt, mag mit gleicher Gewißheit für alle praktischen Zwecke ermittelt werden; aber im Prinzip gibt es immer einen Bereich der Abweichung. Die Unterscheidung zwischen den sogenannten exakten Wissenschaften und anderen gesetzermittelnden Zweigen des Wissens wird so nur zu einer graduellen Unterscheidung. Die Quantifizierung und die numerische Benennung von Korrelationen und Möglichkeiten, mag mehr oder weniger exakt sein, die Abweichungsrate kleiner oder größer. Wenn jedoch im ganzen gesehen die Sozialwissenschaften, Geschichte und Geisteswissenschaften in der Lage sind, quantifizierbare Regelmäßigkeiten in ihren entsprechenden Forschungsfeldern zu ermitteln, dann besteht keine Notwendigkeit, im Prinzip zwischen diesen Regeln und den Gesetzen zu unterscheiden, welche durch die Naturwissenschaften etabliert worden sind. Die Grenze in der Methode zwischen den zwei Wissensbereichen ist dann aufgehoben.

An einer anderen Front ist die Idee des Kausalgesetzes mit weit radikaleren Mitteln bekämpft worden. Das Kausalmodell sei, wie gesagt worden ist, von metaphysischem Charakter, da es einem Phänomen die Kraft und Wirkung zuschreibe, ein anderes hervorzurufen oder zu schaffen. *Hume* war der erste, der feststellte, daß die Wissenschaft niemals eine solche Feststellung treffen kann; sie kann nur »Ereignisverbindungen« ermitteln, die in der Zeit aufeinander folgen. Später wurde dieser Kausal-Nihilismus von *Helmholtz* unterstützt und mit größtem Eifer durch *Mach* weiterbetrieben, der das Kausalgesetz als eine Art von Fetischismus anprangerte. Das Kausalgesetz muß, wie er sagt, durch das Modell der mathematischen Funktion ersetzt werden. Wir können nichts als die Folgen von Ereignissen ermitteln. Das Phänomen A ist gewöhnlich begleitet oder gefolgt von dem Phänomen B, wir können in der Lage sein, numerisch festzustellen, in wievielen Fällen dies passiert, wir können die Proportion ermitteln, in wievielen Fällen dies wahr ist, oder wir können auch messen, mit welchem Zeitdurchschnitt B dem A folgt. In diesem Zusammenhang brauchen wir nicht einen endgültigen Standpunkt hinsichtlich des Kausal-Nihilismus einzunehmen. Es gibt keinen Einwand dagegen, die Worte »Ursache« und »Wirkung« zu verwenden, vorausgesetzt, daß sie nicht mehr ausdrücken wollen als die reguläre Folge von Phänomenen A und B. Dies in der Tat ist bereits impliziert durch die statistische Modifizierung des Kausalgesetzes, in welchem kein Platz ist für die metaphysische Auffassung, daß ein Phänomen die Kraft und die Wirkung hätte, ein anderes hervorzurufen.

Was das Verhältnis von Mensch und Kultur angeht, können wir hinsichtlich dieses Zusammenhanges sehr kurz sein. Jene, die die Möglichkeit leugnen, daß man soziale oder historische Gesetze festlegen könnte, sind bekennende Anhänger oder im Unterbewußtsein beeinflusst durch eine dualistische Kosmologie, welche ihre Wurzeln im religiösen Denken hat. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, muß dieser Dualismus von Geist und Materie, Geist und Natur als abergläubisch angesehen werden. Die Ursächlichkeit herrscht, wie man sagte, in der materialen Welt vor und der Mensch ist ihren Gesetzen nur insoweit unterworfen, als seine biologische Natur in Frage steht. Die moralische, kulturelle und historische Welt des Menschen wird beherrscht von den ganz und gar unterschiedlichen Prinzipien des freien Willens und des übernatürlichen Denkens. Dieser Anthropozentrismus, dieses Bei-Seite-Setzen des Menschen als etwas grundsätzlich verschiedenem von dem Rest der Schöpfung, ist wissenschaftlich gesehen absurd. Seine verschiedenen, mehr oder weniger verfeinerten und kamouflierten Versionen, werden in der nachfolgenden Analyse behandelt werden. Worauf es hier ankommt, ist folgendes:

Die mit der Zeit zu Ehren gekommene Unterscheidung zwischen der Natur- und Geisteswissenschaft, hat nur unter der Voraussetzung dieses Dualismus einen Sinn und muß gemeinsam mit ihrer metaphysischen Grundlage überwunden werden. Das dualistische Wissenssystem ist tatsächlich vor langem schon zusammengebrochen, weil die Sozialwissenschaften mitten hinein gestellt worden sind. Sie werden so betrachtet, als wenn sie zu den Geisteswissenschaften wegen ihres Objekts, der Menschheit, gehörten, als wenn sie zu den Naturwissenschaften wegen ihrer Methode, der Quantifizierung, gehörten, insofern als diese Methode in gewissen Sozialwissenschaften oder durch einige ihrer Gelehrten angewandt worden ist.

Die Psychologie hat sich mehr und mehr, wie wir wissen, exakte, experimentelle Methoden angeeignet; wiewohl nach wie vor eine Schule der introspektiven Psychologie besteht. So könnte man sagen, daß die Psychologie heute in zwei Richtungen gespalten ist, von denen eine zu den Naturwissenschaften, die andere zu den Geisteswissenschaften im älteren Sinne gehört. Etwas Ähnliches hat sich bei den Wirtschaftswissenschaften ereignet, durch die Entwicklung der ökonomischen Schule; und in der Soziologie haben wir die älteren Schulen, von denen einige philosophisch sind, einige introspektiv-psychologisch, während unsere Generation die empirische und quantitative Annäherungsweise bevorzugt.

Wie in dem einleitenden Abschnitt gesagt worden ist, gibt es noch Gelehrte, die entweder die Möglichkeit leugnen, soziale, kulturelle und

historische Gesetze zu formulieren, oder die, noch radikaler, das Bestreben, solche Gesetze zu formulieren, anprangern, als seien sie illegitim und der inneren Natur des Menschen und der Kultur fremd. Es gibt weiterhin Leute, die glauben, daß eine der oben genannten Urteile angewendet werden könnte auf das Wissen über den Menschen und seine Tätigkeiten, während andere zugeben, daß gewisse Sozialwissenschaften Gesetze formulieren können; aber diese Leute nehmen davon die Geschichte und einige andere Bereiche des menschlichen Wissens nachdrücklich aus. Nach meinem Dafürhalten sind alle diese Auffassungen falsch. Jede Art wissenschaftlichen Arbeitens strebt nach der objektiven Darstellung irgendeiner Ordnung und eines Musters in der Welt der Phänomene, die uns umgibt. Wie kann dieses auf andere Weise dargestellt werden als durch das Auffinden des Generellen und Allgemeinen in der chaotischen Vielfalt der individuellen Phänomene? Mit anderen Worten, als durch die Darstellung von Korrelations- und Kovarianzgesetzen? Keine anderen Feststellungen können als objektiv wahr nachgewiesen werden; durch eine logische Analyse der Sinneswahrnehmung können diese verifiziert oder widerlegt werden. Wieweit zu einer gegebenen Zeit ein Wissensbereich in der Lage ist, sich nach diesem wissenschaftlichen Ideal zu richten, hängt von dem Stand ab, den er in der Entwicklung der Tatsachenermittlung, der analytischen Methoden und ihren Meßtechniken erreicht hat. In diesem Sinne befinden sich die meisten Sozialwissenschaften im Rückstand gegenüber den Naturwissenschaften. Aber wenn das Bestreben, soziale und historische Gesetze zu ermitteln, hoffnungslos und sogar im Prinzip illegitim wäre, wenn es unvereinbar wäre mit der Natur seines Gegenstandes, dann wären die Geisteswissenschaften, Geschichte und Soziologie durch Definition unwissenschaftlich. Geisteswissenschaft wäre auf keinen Fall Wissenschaft, sondern eine Kunst oder ein beschauliches Nachsinnen, irgendeine Art des Geschichten-Erzählens, ein intellektueller Zeitvertreib — der, wo er sich am besten entwickelt, sehr charmant, sogar anregend und faszinierend sein kann.

Der entscheidende Fall ist in diesem Sinne, wie jedermann weiß, die Geschichte, welche deswegen zweckmäßigerweise zuerst betrachtet werden soll. Einige Historiker, die Nachfolger der positivistischen Schule waren, welche durch *Comte* um 1850 herum begründet wurde, glaubten, daß auch die Geschichte wissenschaftliche Gesetze zu ermitteln habe oder wenigstens doch einen ernsthaften Versuch machen sollte, solche zu ermitteln. Drei Namen sollen genannt werden, die drei verschiedenen Nationen zugehören: Der Engländer *Buckle*, der Franzose *Seignobos*, der Deutsche *Lamprecht*. Diese wurden als Ketzer von den orthodoxen Historikern ihrer Zeit verfolgt. Die Argumente,

welche gegen sie vorgebracht wurden, waren verschiedene und zum Teil widersprüchliche. Sie mögen jedoch als Ausgangspunkte dienen, von welchen das Ergebnis polemisch abgeklärt werden soll.

Unter den Widersachern lassen sich am leichtesten die pragmatischen Subjektivisten zurückweisen. *A. von Harnack* glaubte beispielsweise, daß Geschichte es nicht nötig hätte, objektiv Fakten zu ermitteln. Die Geschichte, so führte er aus, darf sich nicht darauf beschränken, eine Wissenschaft zu sein, sondern muß zur kollektiven Aktion anregen. Der Historiker hat den Verlauf der Ereignisse zu beeinflussen. Er hat zu beurteilen und auszuwählen, welche Elemente der Vergangenheit als wertvoll erhalten werden müssen, welche wegen ihrer Schädlichkeit für die Zukunft unterdrückt werden müssen. In anderen Worten muß die Geschichte subjektiv sein, um den Anforderungen des Heute und Morgen zu dienen. Man kann offenbar nicht beide Wege gehen; man kann nicht einen zugegebenermaßen subjektiven Bericht der Vergangenheit geben und ihn als wissenschaftlich wahr herausstellen. Subjektive Elemente können in die historische Analyse eingedrungen sein trotz des Historikers ernsthaften Bemühens, objektiv zu sein; aber wenn die Geschichte grundsätzlich subjektiv ist, dann kann sie zur gleichen Zeit nicht ein Teil des objektiven Wissens sein. Es ist ein Mythos im pragmatischen Denken von *Pareto*, *Sorel* und ihren totalitären Nachfolgern. Der Historiker ist dann ein Mann, der Geschichte *macht*, und nicht ein Erforscher derselben.

In diesem Zusammenhang ist *Trevelyan* viel folgerichtiger. Auch ihm zufolge ist die Funktion und der Wert der Geschichte hauptsächlich ein erziehungsmäßiger, wiewohl in dem allgemeineren Sinn der Erweiterung des Denkens und des Ausblicks des Menschens, wobei er veranlaßt wird, über die Vergangenheit nachzudenken. In seinem Essay »Klio eine Muse« zieht er jedoch aus dem pädagogischen Zweck den logischen Schluß, daß Geschichte wesentlich unwissenschaftlich ist. Offensichtlich spricht *Trevelyan* nicht von Geschichte als einer wissenschaftlichen Disziplin, sondern von Historiographie, welche etwas anderes ist. Dieser Gesichtspunkt muß jedoch später in einem anderen Zusammenhang diskutiert werden.

Von *Harnack* und *Trevelyan* ist es nur ein kurzer Schritt zu den vor allem deutschen Historikern, die behaupten, daß es nicht Aufgabe der Geschichte ist, herauszufinden, *was* sich in der Vergangenheit ereignet und *wie* es sich ereignet hat, sondern — und hier gibt es verschiedene Formulierungen — die Geschichte muß entweder eine Interpretation der Vergangenheit vom Standpunkt der Gegenwart aus sein oder eine Selbstinterpretation der Gegenwart durch das Medium der Vergangenheit. Deshalb, so sagen diese Historiker, muß die Geschichte der Ver-

gangenheit neu geschrieben werden von jeder und durch jede neue Generation, da jedes Heute eine neue Interpretation des Gestern verlangt.

Wir finden diese Auffassung in *Th. Lessings Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*. Geschichte entsteht, wie er sagt, dadurch, daß Tatsacheneignisse den Charakter historischer Ereignisse annehmen, indem sie in Zeitabfolge gebracht werden, welche zu irgendeiner grundlegenden Bewertung im Zusammenhang steht. So hat die Geschichte ihre Quelle in Wünschen, Notwendigkeiten und Absichten und ist die Materialisierung von Traumvisionen der Menschheit.

Der gleiche Gedanke, daß Geschichte eine bedeutsame Interpretation — bedeutsam für die Gegenwart — ist, trat kürzlich im *Alexander Rüstows Ortsbestimmung der Gegenwart* wieder zutage. In einem ähnlichen Sinne behauptete *K. Mannheim*, daß nicht nur die Geschichte, sondern auch die Wissenschaften vom Menschen im allgemeinen immer wieder die gleichen Tatsachensubstanzen in neuer und immer wechselnder Struktur zu begreifen haben. Vor ihm hob der hochgeschätzte deutsche Historiker *von Below* hervor, daß die politischen Institutionen des Mittelalters ziemlich unterschiedlich von Historikern verschiedener Zeitalter verstanden wurden. Weit davon entfernt, diese Ungereimtheit im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Charakter der Geschichte zu betrachten, schien er stolz auf die Veränderlichkeit dessen zu sein, was er die historische Wahrheit nannte.

Wenn diese Auffassung akzeptiert würde, dann würde die Geschichte sicherlich keine Wissenschaft sein. Man würde sich kaum damit herumquälen herauszufinden, wie sich etwas wirklich ereignet hat. Es würde das genaue Gegenteil von Wissenschaft sein, nämlich eine Ideologie, eine bewußte und zweckhafte Verdrehung von Tatsachen durch den Hohlspiegel heutiger Vorurteile. Von derselben Beschaffenheit sind, wie ich eingestehen muß, die historischen Schriften meines berühmten Landsmannes *Grundtvig*, der seinen nationalistischen Glauben durch die Forderung formulierte, daß »der wahre Däne nicht nötig habe, etwas außer dem zu wissen, was dänisch ist, wenn er nur dieses gründlich wüßte«. Heute wird *Grundtvig* eher als ein Seher und nationaler Führer, denn als ein ernsthafter Historiker geschätzt. Wem würde es jemals einfallen, die historische Fiktion den Platz der historischen Forschung einnehmen zu lassen? Ich denke, daß die realistische Geschichtswissenschaft weit weniger durch eine Mythenkrämerei der beschriebenen Art ersetzt werden kann.

In dem bisher Gesagten sind wir auf zwei Gesichtspunkte gestoßen: Den Aktivismus und die Sinninterpretation. Beide werden nicht nur auf die Geschichte angewandt, sondern von einigen Autoren auch auf

andere Bereiche der Sozialwissenschaft, insbesondere auf die Soziologie. So behauptet *Hans Freyer* in seinem paradoxerweise fehlgenannten Buch *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft*, daß ohne ein soziales Wollen keine soziologische Erkenntnis möglich sei. Dieses ist nicht Pragmatismus in seinem üblichen Sinne, nämlich daß Sozialwissenschaft den Zwecken des sozialen Handelns dienen müsse. Was *Freyer* denkt, ist, daß nur soziale Absichten unsere Augen für den soziologischen Einblick öffnen können. Schärfer ausgedrückt heißt das: Die soziale Aktion ist nicht nur das letzte Ende der Sozialwissenschaft, sondern irgendein Ziel des sozialen Handelns, ist eine Voraussetzung für die soziologische Erkenntnis. In diesem Sinne erklärt er, daß Soziologie die Wissenschaft der bourgeoisen Opposition gegen die mittelalterliche Gesellschaft ist. Ich würde im Gegenteil sagen, daß derjenige, der die Gesellschaft von einem Gesichtspunkt vorgefaßten sozialen Wollens betrachtet, sicher sein kann, daß, was er auch immer sehen wird, nicht objektive Wahrheit sein kann. Und da es wahr ist, daß die Soziologie sich aus dem tatsächlichen Konflikt zwischen postfeudalem Absolutismus und liberaler Demokratie entwickelte, wird sie nur so eine nüchterne und sachliche Wissenschaft, indem sie die antagonistischen Gewohnheiten ihres Ursprungs hinter sich zurückläßt.

Soweit die Sinninterpretation in Frage steht, muß man zwischen zwei gänzlich unterschiedlichen Begriffen unterscheiden. Zunächst ist Sinn ein psychologischer Terminus. Die Frage lautet dann: Welchen beabsichtigten Sinn schreiben menschliche Lebewesen personell oder kollektiv ihren Verhaltensweisen, Gewohnheiten, Aktivitäten, Errungenschaften usw. zu? Welchen beabsichtigten Sinn haben Symbole im Denken derjenigen, die sie gebrauchen? Welchen Sinn hat die Idee des »Heiligen« für den Gläubigen? Welchen beabsichtigten Sinn hatten gotische oder barocke Architektur in dem Bewußtsein des Künstlers und seiner Zeitgenossen? Sinn in dieser Bedeutung des Wortes sind psychologische Tatsachen, und als solche sind sie Objekte der Forschung. Ihre Analyse ist nur durch introspektive Methoden möglich, welche in gewissen Bereichen legitim sind. Bei der Analyse solcher subjektiven, psychologischen Sinne identifiziert sich der Analytiker nicht selbst mit ihnen; er wird sie gerade als irrtümlich, imaginär oder abergläubisch anprangern.

In dem Zitat von *Th. Lessing* hat der Terminus »Sinn« andererseits eine andere Bedeutung. Er bezeichnet nicht einen subjektiv beabsichtigten Sinn, sondern einen vorgeblich objektiven und einen solchen, der der Geschichte inhaerent ist. Andere Autoren diskutieren im gleichen Sinne den inneren Sinn der Gesellschaft. Indem diese Autoren den vorgeblich inneren Sinn der Geschichte oder der Gesellschaft interpretieren,

geben sie vor, irgendeine Art wissenschaftlicher »Wahrheit« abgeschätzt zu haben. Offensichtlich aber liegen solche Feststellungen außerhalb des Bereichs reiner Tatsachen. Sie gehören zur transzendenten Metaphysik. Ein letzter Sinn der Geschichte, Gesellschaft, oder von etwas anderem ist niemals inhaerent und kann niemals aus dem Substratum des Phänomens interpretiert werden, sondern schleicht sich eher unbemerkt von dem Interpretierenden ein. Diese Gelehrten sind mit anderen Worten keine Historiker oder Soziologen, sondern Transzendenz-Philosophen der Geschichte und Gesellschaft. Selbst wenn man einem solchen Vorgehen wissenschaftliche Legitimität zugestehen würde, was ich auf keinen Fall tun würde, könnten sie gewiß nicht an die Stelle einer Tatsachen- und empirischen Forschung von Geschichte oder Gesellschaft gesetzt werden. Das würde genau das gleiche sein, als wenn man die empirische Physik, Chemie und Biologie durch eine Naturphilosophie ersetzen würde, welche in scholastischer Art sich darum bemüht, den letzten Sinn und die Essenz der Schöpfung zu entdecken.

Nach diesen Subjektivisten und Agnostikern wollen wir uns kurz denen zuwenden, die die Möglichkeit leugnen, historische und soziologische Gesetze zu formulieren, weil, wie sie sagen, das Kausalgesetz nicht auf den Menschen angewandt werden kann. In der nicht-menschlichen Welt erzeugen Ursachen Wirkungen; der Mensch auf der anderen Seite handelt nach Motivationen: Kausalität dort — Spontaneität hier. Diese Feststellung hat sicherlich ihre Wurzeln in einer Unbestimmtheitspsychologie. Gesetze können nur insofern festgelegt werden, als der Mensch wegen seiner biologischen Natur Subjekt gegenüber kausaler Notwendigkeit ist. Die wesentliche Substanz der menschlichen Welt ist nicht das, was auf den Menschen wirkt, sondern umgekehrt, was der Mensch selbst tut, in anderen Worten, ist das kulturelle Phänomen. Dieses soll der Bereich des freien Willens sein.

Soweit ich sehe, ist die ganze Kontroverse zwischen Determinismus und Indeterminismus ein unechtes Problem. In unserem Zusammenhang können wir nicht versuchen, diese ziemlich verzwickte epistemologische Fragestellung zu lösen. Wir müssen uns hier auf wenige grundlegende Feststellungen beschränken. Indeterminismus bedeutet in seinem engsten Sinne, daß jedes menschliche Wesen in einer gewissen Situation völlig frei handelt und nach seinen eigenen Entscheidungen vorgeht und deshalb voll verantwortlich im moralischen Sinne ist; solch ein Indeterminismus ist eine theologische Forderung, über welche wir hier nicht nachzubrüten brauchen. Insoweit jedoch, als eine ältere Schulauffassung der Psychologie auf den Menschen angewandt wird, bedeutet das erklärende Motivationsmodell (gegenüber der Verursachung) ganz schlicht, daß menschliche Wesen unterschiedlich gleichen Anstößen



gegenüber reagieren, während Sachen auf gleiche Weise gleichen Ursachen gegenüber reagieren. Dies ist offensichtlich wahr, aber ebenso offensichtlich ist, daß damit nicht ein nichtkausales, erklärendes Modell gerechtfertigt ist. Diese Auffassung von der Motivation schien zu einer Zeit notwendig zu sein, als vom Kausalgesetz angenommen wurde, daß es zu 100 % aus Notwendigkeit bestünde. Heute ist der Kausalitätsbegriff elastisch, um Abweichungen von der generellen Regel zu ermöglichen. Wenn darüber hinaus Kausalität in ihrem engsten Sinne gebraucht wurde, als wenn sie eine notwendige und vollständige Übereinstimmung beinhaltete, dann könnten unterschiedliche menschliche Reaktionen auf gleiche Anstöße in ihrem Modell untergebracht werden. Die individuellen Reaktionsabweichungen beunruhigten nur die älteren Psychologen, weil sie von der willkürlichen Annahme ausgingen, daß die menschliche Natur in ihren Grundlagen in allen Individuen die gleiche sei. Da wir heute über die grundlegenden und angeborenen charakterologischen Verschiedenheiten etwas wissen, müssen wir anerkennen, daß gleiche Anstöße nicht die gleichen Reaktionen hervorrufen können, sofern sie auf verschiedene Charaktere wirken. Abweichungen in der Reaktion widersprechen nicht dem Kausalitätsprinzip, sondern bestätigen es auf gewisse Weise. In den Termini der Kausalität ist die Reaktion die Wirkung. Ihre Ursachen sind sowohl der Anstoß als auch die Persönlichkeit, die ihm ausgesetzt ist. Unterschiedliche Reaktionen auf gleiche Anstöße bedeuten ganz einfach, daß irgendwelche weiteren Analysen notwendig sind. Der Kausalist im engsten Sinne des Wortes würde sagen, daß wir, wenn wir alle charakterologischen Unterschiede kennen würden, in der Lage wären, mit vollkommener Sicherheit vorauszusagen, wie irgendein Individuum auf irgendeinen Anstoß hin reagieren wird.

Weit entfernt von solchen theoretischen Haarsplattereien können wir das Folgende aussagen:

Freier Wille oder kein freier Wille, Verursachung oder Motivation — menschliches Verhalten ist tatsächlich zu einem großen Teil in statistischen Gesetzen erfaßt worden. Was anderes ist experimentelle Psychologie? Lassen Sie mich es in Worten des Indeterminismus und im Hinblick auf das soziale Leben erklären. Wenn man nicht auf das einzelne Individuum, sondern auf die Massen ähnlicher Fälle schaut, offenbart sich der »freie Wille« als ein gewisses Pattern. Jedes verlobte Paar entscheidet durch freien Willen und Konsensus, wann die Hochzeit sein soll; nichtsdestoweniger kennen wir etwas über saisonale Fluktuationen in der Heiratsrate. Hier haben wir ein soziales Gesetz. Als die wirtschaftlichen Zusammenschlüsse die Existenz der Kleinunternehmer bedrohten und der heranwachsende Industrialismus Menschenkraft

benötigte, mußten jedes Jahr Tausende von den Dörfern in die Städte abwandern. Dies war ein soziales Gesetz, so als wenn James und Jack, Ted und Tom, jeder für sich und nach seinem vorgeblich freien Willen, sich entscheiden umzuziehen. In anderen Worten, es mag eine Art individueller und unvorausehbarer Entscheidung sein, wer vom Dorf in die Stadt wandert, aber es ist ein Gesetz und deshalb voraussehbar, daß unter gewissen Umständen so und so viele Individuen werden wandern müssen. Warum soll man deshalb nicht die statistischen Gesetze studieren, die in der Aktion des »freien Willens« des Menschen vorherrschen?

Diese Frage der Verursachung oder Motivation wird in weit gemäßigerer Manier von dem skandinavischen Historiker *Paul Bagge* behandelt, nach welchem der Historiker unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Einschätzung von Kausalgesetzen hat, weil »in dem Bereich der Sozialwissenschaften Ursachen nur durch das unkalkulierbarste aller Mittel Wirkungen haben können: nämlich durch den menschlichen Geist«. Was für den besagten Autor eine Prinzipienfrage ist, wird hier zu einer technischen Frage. Wir möchten hinzufügen, daß die Schwierigkeit nur für den Anhänger des historischen Personalismus unüberwindbar ist, der das historische Ereignis als die individuelle Tat eines großen Mannes zu erklären versucht. Der Historiker, der Massenbewegungen und das kollektive Substratum, das von dem Big Brother manipuliert wird, untersucht, fruktifiziert von dem statistischen Durchschnittsgesetz.

Das meist gebrauchte Argument gegen die Formulierung historischer und manchmal sogar soziologischer Gesetze ist jedoch die sogenannte Einzigartigkeit der menschlichen Personalität und der historischen Ereignisse. Dieser Gesichtspunkt wurde von *Cournot*, *Naville* und vielen anderen vertreten.

In diesem Sinne unterscheidet *Windelband* zwischen nomothetischen und ideographischen Wissenschaften. Die ersten generalisieren und ermitteln Gesetze, während die letzten partikularisieren und die einzigartigen Phänomene beschreiben. Von der Geschichte wird angenommen, daß sie zu dieser Kategorie gehöre. *Bangler* sagt in seiner apodiktischen Art sogar, daß »keine noch so tiefgründige und genuine historische Wissenschaft jemals versuchen wird, die Kausalität von Ereignissen zu erforschen« und »daß der Hauptgegenstand der Geschichte das Ereignis ist, und jedes Ereignis einmalig und unwiederholbar ist«. Diese Melodie ist von vielen anderen auch gesungen worden, wenn auch in verschiedenen Tonarten.

Nach *Rickert* und *Windelband* ist Geschichte ideographisch, da sie sich mit den Ereignissen in ihrer Einmaligkeit beschäftigt. Die Legitimität

der nomothetischen Sozialwissenschaften wird jedoch nicht generell gemeint. Es gibt allgemeine und wiederkehrende Elemente im sozialen Leben und im Hinblick auf diese kann man versuchen, Gesetze zu formulieren. Allein, dies ist nicht die historische Blickrichtung. In diesem Sinne exemplifizierte *W. Sombart* den Unterschied zwischen Geschichte und Soziologie, indem er sagte, daß »beide sich mit dem gleichen Objekt beschäftigen, jedoch beschäftigt sich der Historiker beispielsweise mit der Universität von *Berlin*, während der Soziologe an der *Universität* von *Berlin* interessiert ist«. Wir werden zeigen, daß diese Aufspaltung kaum annehmbar ist.

Lassen Sie uns zunächst betrachten, wie das Prinzip der Einmaligkeit auf die Geschichte einwirkt. Nach meiner Meinung wird Geschichte in diesem Fall mit Historiographie verwechselt. Gewiß handelt diese von dem individuellen Ereignis und der Aufeinanderfolge von Ereignissen in ihrer Einmaligkeit. Als solche kann sie nur beschrieben, nicht erklärt werden als Sachverhalte von Gesetzmäßigkeiten. Beschreibung ist jedoch nicht als solche Wissenschaft. Die Geschichts-Wissenschaft muß sich in irgendeiner Weise von der Historiographie unterscheiden. Auch die Soziologie hat ihre deskriptive Seite, die man Soziographie nennt, welche die allgemeinen Auffassungen der Soziologie, die individuellen und konkreten sozialen Erscheinungen entsprechen, anwendet. Ich sehe sehr wohl, daß die Trennungslinien zwischen Geschichte und Soziologie dadurch verwischt werden. Im Bereich der Sozialgeschichte überschneiden sie sich. Aber Geschichte beschäftigt sich mit vielen anderen Dingen noch, als mit sozialen Gestaltungen und Institutionen, und Soziologie handelt von der Gesellschaft nicht nur aus historischer Perspektive. Ist es eigentlich so bedeutsam, ob ein individueller Bereich wissenschaftlicher Arbeit abgestempelt wird als Soziologie oder Geschichte? Unsere Hauptaufgabe sollte, wie ich meine sein, ob es Wissenschaft genannt werden darf oder nicht.

Wie kann das Einmalige beschrieben werden? Wie es scheint auf zwei Weisen: Wenn es beschrieben wird durch Intuition und in Termini der Ästhetik, dann ist eine solche Beschreibung ein Kunstwerk, nicht ein wissenschaftlicher Akt. Die Sprache wird hier in einer bildhaften, suggestiven Art gebraucht, die lebendige Eindrücke vermittelt. Keine Erklärung wird beabsichtigt. Aber für eine wissenschaftliche Beschreibung gibt es nur eine Art des Vorgehens: Das historische Ereignis zu charakterisieren gemäß generellen Begriffen und Auffassungen. Die Französische Revolution als ein einmaliger Komplex von Ereignissen, kann beispielsweise nicht objektiv beschrieben werden, ohne daß man Termini benutzt wie Revolution, Absolutismus, Demokratie, Parlament, Stände, Klassen, Aristokratie, Bourgeoisie, Klassenkampf usw.

Bei der Behandlung wird hier das einzelne Ereignis als das Ergebnis gewisser allgemeiner Bestandteile, die sich auf einmalige Weise kombinieren, gezeigt. Diese Bestandteile sind die kategorischen Begriffe, welche die Geschichtswissenschaft durch vergleichende Analyse ermittelt hat. Jede wissenschaftliche Beschreibung des Einmaligen setzt mit anderen Worten einen gewissen Referenzrahmen voraus, einen gewissen Satz von allgemeinen Auffassungen, ohne welche das Einmalige sich jedem Versuch, es innerhalb eines geordneten Phänomensystems zu plazieren, entziehen würde. Die verständigsten Epistemologen werden uns deshalb sagen, daß Geschichte nicht eigentlich Gesetze ermitteln will, sondern danach strebt, Typen zu ermitteln. Und Typen sind, wie sie sagen, nicht quantitative, sondern qualitative Begriffe.

Eine solche Typologie ist nicht allein der Geschichte eigentümlich, sondern sie hat ihre Auswirkungen auf viele andere Wissenschaften, so die Soziologie, die Psychologie, die Ethnologie und selbst die Biologie. Im großen und ganzen sind Typen allgemeine Benennungen von Gruppen individueller Fälle. Im Bereich der Phänomenologie ist der Typ ein Produkt der Intuition und zugeschriebener axiomatischer Würde. Ein weiterer Regreß, als der bis auf den Typ, ist unmöglich. Solche Typen sind als innere Visionen wesentlich jeder Diskussion entzogen. Wenn ein anderer Phänomenologe eine andere Typologie für das gleiche Universum von Phänomenen entwirft, gibt es keine Entscheidung, welche von ihnen richtig und welche falsch ist. Dieser Typenbegriff bringt uns zurück zu der verstehenden Interpretation irgendeines verborgenen und inhaerenten Sinnes und selbst zu der schlechtesten Art des Begriffsrealismus.

Typen können andererseits als operative Begriffe entwickelt werden. In diesem Sinne gehört oder ist die Typologie der Wissenschaft ihre allgemeine Theorie. Bevor man mit einer empirischen Untersuchung beginnt, muß man sich entscheiden und das bestimmen, was man erforschen möchte. Gewisse preliminäre und Versuchsbegriffe sind notwendig, um die Art von Phänomen auszuwählen und geistig zu isolieren, die man analysieren möchte. In diesem Falle ist der Wissenschaftler vorbereitet, in jeder Stufe seiner Untersuchung solche typologischen Begriffe abzulegen, welche die empirische Anwendung als unpraktisch, als steril erweist und bei denen sich herausstellt, daß sie sich mit anderen Begriffen innerhalb des gesamten hypothetischen Rahmens überschneiden oder sie zum Teil widerlegen. Hier ist die Typologie nicht die letzte Errungenschaft des Wissenschaftlers, wie es im Falle des Phänomenologen ist, sondern gerade nur ein Ausgangspunkt. Die Typen sind bloß instrumentaler Natur. Der Typ oder eher noch eine differentiale Serie von Typen wird zu empirischen Zwecken

benötigt. Der Wissenschaftler macht einen Versuch, konstante Korrelationen zwischen gewissen Typen verschiedener Ordnungen oder zwischen einem einzelnen Typ und gewissen allgemeinen Zusammenhängen darzustellen.

Mit anderen Worten, insoweit als der Historiker axiomatische Typen darstellt, ist er nur ein weiterer Märchenerzähler. Insoweit als seine Typen andererseits operative und hypothetische sind, sind sie nicht als solche Gesetze, sondern Anfangsstufen in Richtung auf die Ermittlung quantitativer Gesetze.

Wenn der Historiker Typen als Hauptnennen für individuelle Phänomene benutzt, um Korrelationen und Kovarianzen im Strom der historischen Ereignisse festzulegen, zielt sein Streben auf eine nomothetische Wissenschaft, selbst wenn er dabei wie bisher nur in einem bescheidenen Maße Erfolg hat. Einige Gelehrte geben sogar zu, daß der Typ als eine Generalisierung ganz ähnlich einem Gesetze ist, und als ein erster Schritt in Richtung auf die Ermittlung eines Gesetzes angesehen werden könnte. Nach ihrer Meinung darf sich jedoch der Historiker auf keinen Fall dazu verleiten lassen, vom Typ zum Gesetz fortzuschreiten. Allgemeine Begriffe sind, wie *Rickert* sagt, bloß Mittel der Beschreibung; der Gegenstand der Geschichte als einer Wissenschaft ist die »Individualität«. Es scheint wirklich so etwas wie einen *horror legis* zu geben; der Historiker scheint sich vor gesetzimplizierenden Gesetzgeneralisierungen zu scheuen, als wenn es ihn seiner humanistischen Superiorität berauben würde.

Die Idee der Einmaligkeit und ihrer methodologischen Folgerungen ist nicht allein auf die Geschichte beschränkt. Andere Autoren gehen noch viel weiter. Sie erklären, daß in der menschlichen Welt jedes Ding individuell und einmalig ist. Durch Massenbeobachtung und quantitative Methoden werden die Phänomene der menschlichen Kultur denaturalisiert, herabgemindert, und ihrer spezifischen Eigenart beraubt. Was über sie in Termini quantitativer Gesetze gesagt werden kann, ist immateriell und irrelevant. Ihr Wesen kann nur in qualitativen Termini ausgedrückt werden.

Demgemäß finden wir sogenannte »Wissenschaften« der Literatur, der Kunst und Musik, welche intuitive Interpretationen von Autoren und ihren Werken erlauben. Diese Art des Vorgehens, die »Eindringen in den Geist eines Kunstwerks« genannt wird, hat überhaupt keine erklärende Funktion. Was sie erzeugt, ist entweder ein Wiedererzählen, eine umschreibende Darstellung dessen, was in den meisten Fällen der Künstler weit besser ausgedrückt hat, oder sogar eine absichtliche Ummodelung der Absichten des Künstlers in diejenigen des Interpreten. In Ausnahmefällen mögen solche Interpretationen selbst und durch ihr

eigenes Verdienst ausgezeichnete literarische Werke sein — Beiträge zur erklärenden Wissenschaft sind sie nicht.

Auch gegen die soziologische Verwendung von Massenbeobachtung und von Ermittlung darauf gegründeter quantitativer Gesetze ist das Argument vorgebracht worden, daß jede einzelne Person sich von allen anderen unterscheidet und daß deshalb gesetzsermittelnde Massenbeobachtung unpassend ist. Der verstorbene dänische Religionsphilosoph *Wilhelm Grønbech* ging so weit und verdammt die Soziologie im ganzen, weil, wie er sagte, »sie die Statistik benutzt, eine Methode, welche disqualifiziert werden sollte durch die bloße Tatsache, daß sie eine Erfindung der Mathematiker ist«. Vor nicht langer Zeit war ich selbst als Zielscheibe einem ähnlichen Kritizismus von verwandten Meinungsgruppen ausgesetzt. In einigen kürzlich vollendeten quantitativen Studien habe ich den Versuch unternommen, die kulturelle Beteiligung der sozialen Schichten zu erforschen. In einem Falle verfolgte ich den sozialen Ursprung der dänischen Intelligenz und den Wechsel in ihrer Rekrutierung vom Jahre 1500 bis 1900. In einem anderen Falle analysierte ich den sozialen Ursprung der Universitätsstudenten von ihren Großvätern an. Ein gewisser Dr. *Kruuse*, ein sehr guter Freund von mir und ein brillanter Schriftsteller, aber ein treuer Anhänger, um nicht zu sagen Ergebener, der qualitativen Methode, ergriff die Gelegenheit und publizierte einen ziemlich pointierten Essay. Darin beschrieb er die Persönlichkeiten seiner eigenen beiden Großväter, die beide zum höheren Priesteramt gehörten, aber gänzlich verschieden im Charakter und Persönlichkeit waren. Diese beiden, so beschloß er, werden von dem Soziologen mit der gleichen Kategorie klassifiziert. Quantitative Forschung ebnet so alles ein, was wirklich wesentlich ist. Die menschlichen Wesen werden auf anonyme Nummern zurückgeführt — ein Schöpfungsakt in umgekehrter Richtung. Die Wahl dieses Beispiels, in welchem der Schreiber persönlich eine Rolle spielt, möge aus Gründen seiner illustrierenden Bedeutung entschuldigt sein.

Die Betonung, die auf die Einmaligkeit der menschlichen Persönlichkeit gelegt wird, ist in keiner Weise wissenschaftlich gerechtfertigt. Sie ist ein Symptom des naiven Anthropozentrismus und ein Zeugnis blinder Einbildung der menschlichen Gattung. Die menschlichen Wesen sind untereinander verschieden. Genauso ist es mit den Sperlingen, Buchen und Kalksteinen. Aber in dieser ihrer Einmaligkeit sind sie nicht Objekte der Zoologie, Botanik und Mineralogie. Ein jedes einzelne Metallstück unterscheidet sich von anderen Stücken der gleichen Kategorie, aber der Physiker beschäftigt sich mit dem Allgemeinen, nicht mit dem Einmaligen und Zufälligen. So beschäftigt sich der Soziologe mit dem Kollektiv-Allgemeinen und nicht mit dem Individuell-Ein-

maligen. Und dieses allein ist die Aufgabe der Wissenschaft. Wenn also eine festgestellte Korrelation nur auf 60 oder 70% aller Fälle angewandt werden kann, können die verbleibenden 40 oder 30% der Ausnahmen auf Gesetze reduziert werden, indem sie beispielsweise mit besonderen Variationen von Umständen korreliert werden.

Die Tatsache, daß jedes menschliche Wesen auf seine Weise einmalig ist, kann uns von der Aufgabe des Wissenschaftlers nicht entheben herauszufinden, was sie gemeinsam haben, entweder alle von ihnen, oder differenzierte Kategorien und Gruppen innerhalb des menschlichen Universums. Die Wissenschaft gibt nicht vor, das ganze Wesen ihres Objekts zu erschöpfen. Die einmaligen Persönlichkeiten von Dr. *Kruuses* geistlichen Großvätern liegen ziemlich neben der Auffassung, in der soziale Modalität in Termini der Berufsschichtung in Frage stehen. Es mag in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß der heutige Psychometriker gut daran tut, sogar die einmalige Persönlichkeit in quantitativen Gesetzen zu erklären.

Es gibt jedoch noch eine andere Seite dieser qualitativen Besessenheit. Was Dr. *Kruuse* und viele andere vor ihm und mit ihm im Sinne haben, ist das Folgende: Die Generalisierung und analytische Massenbeobachtung lassen das Element der persönlichen Erfahrung, der vitalen, emotionalen, sentimental oder affektiven Bedeutung der Person und der Sache außer Betracht. Es muß nochmals betont werden, daß die Einmaligkeit der Phänomene in diesem Sinne gänzlich außerhalb der Bereiche wissenschaftlichen Denkens liegt. Für Jack hat die Buche auf seiner Wiese, die von seinem Großvater gepflanzt wurde, einen einmaligen emotionalen Sinn. Genauso wie Toms Ehestolz seine Frau gänzlich von allen anderen Frauen unterscheidet. Beide Arten der Zuneigung werden als Phänomene durch den Psychologen studiert. Aber für den Botaniker ist der Baum von Jack gerade noch eine Buche; für den Soziologen ist Toms eheliche Beziehung nur noch ein Fall von Eheleben. Die Einmaligkeit von Anna, wie sie emotional von Tom erlebt wird, ist etwas Immaterielles für den Soziologen, der das Konnubium untersucht, genauso wie es Jacks affektive Zuneigung zu der Buche seines Großvaters für den Botaniker ist.

Die Dichtkunst kann wunderbare Dinge mit solchen Neigungen und Emotionen erreichen. Aber die Wissenschaft ist nicht Dichtkunst und in ihrer prosaischen Art schafft sie nicht minder wunderbare Dinge durch die meßbaren Bestimmtheiten der Phänomene. Sie ist sicherlich nicht »ein Schöpfungsakt in umgekehrter Richtung«. Um diese Diskussion abzuschließen: Solange die Historiker, Wissenschaftler der Geisteswissenschaften und Sozialphilosophen auf qualitativen Methoden bestehen und sich weigern, im Hinblick auf ihre Disziplinen dar-

auf abzuzeigen, Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln, wissen sie nicht einmal, was Wissenschaft ist und wissen nicht, wie etwas wissenschaftlich Lohnendes erarbeitet werden kann.

Es gibt nur eine Art von Wissenschaft und ihre grundlegende Methode ist die folgende: Die Ermittlung von nomothetischen Gesetzen. Die verschiedenen Wissenschafts-Disziplinen wenden nur ihre Techniken der Tatsachenauffindung und Analysen auf ihre verschiedenen Objekte und Probleme an. Insoweit als die Geisteswissenschaft beabsichtigt, Verfahren, die grundsätzlich von denen der Naturwissenschaften verschieden sind, zu benennen, existiert keine Geisteswissenschaft.

Aber an dieser Stelle muß noch ein letztes und nur technisches Argument widerlegt werden. Die Naturwissenschaften sind, wie es immer wieder behauptet worden ist, exakt wegen des Experiments. Im Bereich des Menschen und seiner Aktivitäten ist man von der experimentellen Methode abgeschnitten. Die Antwort darauf mag in drei Punkten zusammengefaßt werden:

1. Nicht alle exakten Wissenschaften haben einen Zugang zur experimentellen Methode. Die Astronomie beispielsweise, muß sich auf die peinlich genaue Beobachtung von Phänomenen, wie sie sich ereignen, beschränken. Bei der Erforschung der menschlichen Phänomene ist man andererseits nicht gänzlich von der Gunst des Experiments abgeschnitten. Wir haben eine hochentwickelte, experimentelle Psychologie, und *Morenos* Soziometrie ist wenigstens zum Teil auf experimentellen Techniken fundiert.

2. Es ist unwahr, daß die Exaktheit der Naturwissenschaften vom Experiment abhängt. Es hängt von der Tatsachenbeobachtung unter kontrollierten Bedingungen ab. Das Experiment, d. h. die künstliche Schaffung von Bedingungen, wie sie für den bestimmten Zweck verlangt werden, ist das leichteste und zuverlässigste Kontrollmittel. Der Zweck des Experiments ist die Sicherung der Bedingungen, unter welchen die Beobachtung möglich ist, wie der Wechsel vom Faktor A, der den Faktor B betrifft, vor sich geht, während alle anderen Elemente die gleichen sind. Aber selbst im unmanipulierten Leben kann das zu untersuchende Phänomen so ausgesucht werden, daß gewisse mitwirkende Faktoren in einem bestimmten, oft sehr hohen Grade isoliert werden können.

Bei der Erforschung der sozialen Welt kann sogar etwas zugunsten der Feldtechnik gesagt werden. Beobachtungen im Felde können diskret genug durchgeführt werden, um die beobachteten Personen in Unwissenheit darüber zu belassen, daß sie Objekte wissenschaftlicher Neugier sind, und so würde man ihr natürliches Verhalten aufrechterhalten. Bei Anwendung der Laboratoriums-Technik kann man kaum



vermeiden, daß die Leute gewahr werden, daß sie das Objekt eines Experimentes sind, und diese Kenntnis kann »ihren Stil verkrampfen«.

3. Exaktheit im epistemologischen Sinne darf nicht mit Genauigkeit verwechselt werden. Was eine Wissenschaft exakt macht, das ist die Messung, die aus Beobachtung unter kontrollierten Bedingungen und der Isolation von Faktoren gegründet ist. Der Grad der Genauigkeit hängt davon ab, wie weit diese Kontrolle und Isolation gesichert werden kann. In diesem Sinne stehen die Erforscher der kulturellen Phänomene zugegebenermaßen größeren Schwierigkeiten gegenüber als der Naturwissenschaftler und die von ihnen ermittelten statistischen Korrelationen werden weniger genau sein. Dies jedoch sind Dinge des Grades, und vieles kann getan werden, um die Beobachtungs- und Meßtechniken zu verbessern.

TEIL I

METHODE

1870  
1871  
1872  
1873  
1874  
1875  
1876  
1877  
1878  
1879  
1880

METHOD

### 3. Das Verfahren der empirischen Soziologie

Aus dem Nachlaß

#### Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten

Erfahrungswissenschaften erstreben die Aufstellung von Gesetzen<sup>1</sup>, d. h. Aussagen über den Zusammenhang zwischen Erscheinungen. Solche Aussagen werden aus logischer Verarbeitung sinnlich wahrnehmbarer Tatsachen induktiv abgeleitet und lassen sich daher verifizieren oder falsifizieren. Ihre Übereinstimmung mit den beobachteten Tatsachen ist nachprüfbar. Es kommt ihnen objektive Geltung zu. So arbeiten die sogenannten Naturwissenschaften, und so muß m. E. jede Wissenschaft arbeiten. Idiographie, was immer sie sein mag, ist nicht Wissenschaft, weil jede Möglichkeit fehlt, ihre Aussagen als richtig nachzuprüfen.

Auch die Soziologie muß also nomothetisch die Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten anstreben. Ein Gesetz ist die Feststellung einer Kovarianz von Erscheinungen. Die allgemeinste und einfachste Form eines Gesetzes ist diese: In  $n\%$  der Fälle, in denen Erscheinung A auftritt, wird auch Erscheinung B beobachtet. Ein Gesetz ist also eine quantifizierende, im weitesten Sinne statistische Aussage. Drei grundsätzliche Bemerkungen sind hieran zu knüpfen.

1. Bekanntlich haben auch die klassischen Naturwissenschaften ihren Gesetzesbegriff von der 100prozentigen *Naturnotwendigkeit* auf eine (angebbare) statistische *Wahrscheinlichkeit* reduziert. Ein Gesetz kann also verschiedene Geltungsintensität haben, entsprechend dem Grade der Kovarianz. Die ausnahmslose Übereinstimmung aller beobachteten Fälle und absolute Gewißheit der Voraussage, gehört also nicht mehr zum modernen Begriff der Exaktheit.

2. Der Begriff der Kausalität wird hier geflissentlich außer acht gelassen. Es erscheint überflüssig, zwischen Kausalitäts- und Konkordanzgesetzen<sup>2</sup> in dem Sinne grundsätzlich zu unterscheiden, daß die

1 Es ist hier nur von den Realwissenschaften die Rede. Die sogenannten Idealwissenschaften stellen nicht Gesetze auf, sondern formale Sätze, die nichts erklären wollen, sondern verschiedene Ausdrücke als tautologisch den gleichen Sachverhalt implizierend nachweisen (Mathematik, Logik, Begriffsanalyse).

2 Auch als Strukturgesetze bezeichnet.

ersten den Zusammenhang zwischen einer vorangehenden Erscheinung A und einer folgenden Erscheinung B, die zweiten aber den Zusammenhang zwischen zwei gleichzeitig auftretenden Erscheinungen A und B feststellen. Dem Unterschied kann durch bloße Hinzufügung der Worte »mit einer Verzögerung (time-lag) von x Zeiteinheiten« Rechnung getragen werden.

3. Die Vermeidung des Kausalitätsbegriffes hat aber darüber hinaus eine prinzipielle Bedeutung. Ohne hier zum erkenntnistheoretischen Streit über den Kausalbegriff (seit *Helmholtz*) Stellung nehmen zu wollen, muß ich kurz angeben, worum es sich handelt. Es wird behauptet, daß das Modell Ursache—Wirkung auf fetischistischen Vorstellungen, metaphysischen Voraussetzungen beruhe. Denn es involviere den Gedanken, daß eine Erscheinung A (Ursache) die »Kraft« habe, eine Erscheinung B (Wirkung) »hervorzurufen«. Darüber könne man nichts wissen. Durch Beobachtung feststellbar sei nur, daß B (mit großer Regelmäßigkeit) auf A folge. Über irgendwelche hinter der Kovarianz wirkenden »Kräfte« wissen wir nichts. Es scheint mir an sich ziemlich belanglos, ob man diese Sequenz mit den Worten Ursache—Wirkung ausdrückt, solange man sich darunter nichts Geheimnisvolles vorstellt. Die Ausdrucksweise ist bequem und kurz. Doch bitte ich meine Leser, wo in diesem Buche die Worte Ursache, Wirkung oder andere dem Kausalmodell verwandte Ausdrücke (weil, kraft, wegen) vorkommen, sie eben nur als sprachgebräuchliche Bezeichnungen für ein Sequenzverhältnis zu nehmen.

Da ein Gesetz die Kovarianz von Erscheinungen auszudrücken hat, erfordert es die *Quantifizierung* von Erscheinungen. Vermute ich z. B. einen Zusammenhang zwischen konfessionell gemischten und mißglückten Ehen, habe ich einerseits die Massen der konfessionell gemischten und homogenen, andererseits der nach irgendeinem geeigneten Maßstab als geglückt und mißglückt anzusehenden Ehen in kreuzweiser Kombination zu quantifizieren. Wenn dann der Vergleich zeigt, daß unter sonst gleichartigen Umständen die mißglückten Ehen unter den bekenntnisgemischten relativ häufiger sind als unter den bekenntnishomogenen, darf die Hypothese als bewahrheitet gelten. Die Alltagssprache drückt das dann so aus: Bekenntnisverschiedenheit der Ehegatten ist eine der Ursachen des Eheschiffbruchs.

Die Quantifizierung kann verschiedenen Genauigkeitsgrades sein. Soll z. B. das Größenverhältnis von X, Y und Z festgestellt werden, so ist der höchste Genauigkeitsgrad erreicht, wenn eine Maßeinheit gefunden und jede der drei Größen numerisch in Maßeinheiten ausgedrückt wird: X — 10; Y — 5; Z — 3. Minder genau ist es, wenn keine der drei Größen numerisch-absolut bestimmt ist, aber die Größenunterschiede

zwischen ihnen numerisch bekannt sind:  $X - Y + 5$ ;  $Z - Y - 2$ . Oder es ist nur eine der drei Größen numerisch ausgedrückt, von den beiden andern jedoch bekannt, daß sie — unbestimmt um wieviel größer bzw. kleiner sind:  $X > (Y - 5) > Z$ . Endlich mag zwar weder der Zahlenwert irgendeiner der drei Größen noch des Unterschiedes zwischen je zweien von ihnen festgestellt sein, wohl aber die Größenfolge:  $X > Y > Z$ .

Es erscheint mir als unbegründeter Perfektionismus, wenn man nur Aussagen der erstgenannten Form als quantifizierend anerkennt, die minder genauen aber als bloß qualitative Aussagen bezeichnet. Ob eine Aussage qualitativ oder quantitativ sei, dürfte in erster Linie nach ihrer Intention und Struktur zu beurteilen sein. Auch die oben zuletzt genannte Aussage ist — wenn auch unvollkommen — quantifizierend und stellt einen Anlauf zu größerer Genauigkeit dar. Deren Erreichung ist eine Frage verfeinerter Methoden, verbesserter Technik. Die Soziologie muß sich vorläufig vielfach noch mit Aussagen niedrigeren Genauigkeitsgrades bescheiden. Ein Grund mehr, um der Weiterbildung der Methode und der Messungstechnik größte Sorgfalt zuzuwenden. Die — insbesondere amerikanische — research-Tätigkeit der letzten Jahrzehnte hat wenigstens hinsichtlich der Erhebungs- und Messungstechnik vielversprechende Fortschritte gemacht.

#### *Die andere Linie: Begriffsanalyse*

Das Bekenntnis zum quantifizierenden Verfahren darf nun aber freilich nicht zu ultra-empirischer Verachtung rein begrifflich-theoretischer Bemühungen ausarten. Dazu war die frühere amerikanische Forschung unverkennbar geneigt. Das äußerte sich in draufgängerischem field-work ohne wohldurchdachte Problemstellung.

Alle induktive Forschung setzt Begriffe voraus. Man kann z. B. nicht Gesellschaftsklassen gegeneinander abgrenzen, ihre Größenverhältnisse bestimmen und sich über den Zusammenhang zwischen Klassenlagen und anderen sozialen Erscheinungen aussprechen, ohne wenigstens einen vorläufigen Begriff von der Gesellschaftsklasse zu haben. Mit solchen Begriffen trifft der Forscher ja eben die Auswahl der Erscheinungen, die er im gegebenen Falle messen, zählen oder wägen will. Es leuchtet aber ein, daß die Auswahl des Forschungsstoffes, ja die Problemstellung selbst befriedigender sein wird, wenn die Ausgangsbegriffe kritisch geklärt sind.

Diese rein theoretische Leistung schiebe ich der soziologischen *Begriffsanalyse* zu, einer Formalwissenschaft, die der Mathematik und Logik

verwandt ist. Es ist ihre Aufgabe, ein in sich widerspruchsfreies hypothetisches System je für sich eindeutiger, d. h. einander nicht überschneidender soziologischer Begriffe aufzustellen. Im Idealfalle wäre ein solches System nach logistischem Vorbilde in Symbolformeln darzustellen, die zu logischer Stringenz anhalten und jede Einmischung der besonders an soziologische Verbalausdrücke sich heftenden Sentiments oder Ressentiments ausschließen<sup>1</sup>. Jeder Begriff enthält potentiell gewisse Urteile. In der deutschen Soziologie bis 1933 ist in der Tat viel Kraft und Scharfsinn auf die Durchbildung solcher Begriffssysteme verwendet worden, aber man war leider geneigt, die Ergebnisse des Raisonnements für endgültige Urteile zu halten und auszugeben. Das war der dem amerikanischen diametral entgegengesetzte Fehler.

Das begriffsanalytisch aufgestellte System ist in seiner Gänze und in jedem seiner Teile hypothetisch. Die Begriffe selbst sind hypothetisch, und um so mehr sind es die durch die Begriffe nahegelegten Zusammenhangsurteile. Jeder einzelne Bestandteil des hypothetischen Systems und dieses im Ganzen sind in jedem Augenblick der empirischen Nachprüfung und Berichtigung unterworfen. Der Weg der Forschung läßt sich dann im Bilde zweier parallel aufgestellten Leitern darstellen. Er beginnt mit einer auf theoretisch analytische Verarbeitung unmittelbarer Wahrnehmungseindrücke (Alltagsbeobachtung) gestützten Hypothese. Diese wird quantifizierend nachgeprüft. Das Ergebnis wird zumeist Unebenheiten, ja Widersprüche im hypothetischen System aufdecken und zu dessen Korrektur drängen. So mag etwa *Tönnies'* berühmte Antithese »Gemeinschaft — Gesellschaft« — die ihr Urheber niemals auch nur versucht hat zu verifizieren — sich unter empirischer Nachprüfung als schief, mehrdeutig und deshalb für die Erklärung von Gesellschaftsstrukturen ungeeignet erweisen. So mag sich zeigen, daß Macht und Recht nicht ein Gegensatz, sondern Recht die Regulierung der Macht ist usw. Fast immer führt aber jedenfalls die Bestätigung oder Korrektur einer hypothetischen Begriffsbildung zur hypothetischen Sichtung weiterer Tatsachenzusammenhänge, vor allem zu feineren Unterscheidungen innerhalb einer bisher durch *einen* Begriff gedeckten Gruppe von Erscheinungen. Die neugewonnenen hypothetischen Begriffe sind abermals empirisch zu prüfen usw. Am gedachten und erstrebten (wohl nie ganz erreichbaren) Ende dieser alternierenden Stufenfolge von Hypothese — empirischer Korrektur — neuer Hypo-

1 Für das Gebiet der Rechtssoziologie habe ich selbst einen solchen Versuch unternommen: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechtes. Koph. 1947. — Für das Gesamtgebiet der Soziologie liegt das umfangreiche Werk von *Dodd* vor, dessen Ergebnisse aber wenig befriedigen.

these steht ein in allen seinen Teilen durch exakte Nachprüfung gesichertes, alle beobachteten Erscheinungen widerspruchsfrei deckendes System von Begriffen und Urteilen.

*Empirische Soziologie ist somit begriffsanalytisch gelenkte, quantifizierende Untersuchung der sozialen Erscheinungswelt.*

Es mag manchem Leser sonderbar erscheinen, daß hier programmatisch so entschieden für quantifizierende Forschung eingetreten wird, dies Buch aber nur wenige quantitative Urteile enthält. Die Erklärung des scheinbaren Widerspruchs ist einfach. Die Fülle der bis heute ausgeführten, empirisch-exakten Arbeiten bewegen sich noch in eng begrenzten Gegenstandsbereichen, sind zu monographisch, um ihre Ergebnisse in ein allgemeines Übersichtswerk aufzunehmen. Hier ist daher vor allem ein hypothetisches Begriffsgebäude darzustellen und ein Überblick über die aus ihm erwachsenden Problemstellungen und Hypothesen zu geben.

Die Soziologie hat vorerst nur einen bescheidenen Bestand an gesichertem Wissen aufzuweisen, und das aus drei Gründen. — 1. Ihr Tatsachenmaterial ist schwieriger zugänglich als das der klassischen Naturwissenschaften. — 2. Ihre Objekte verändern sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung. Neue soziale Konstellationen machen bisher unbeachtete Probleme sichtbar, neue soziale Gestaltungen stellen die Forschung immer neuen Erkenntnisaufgaben gegenüber. — 3. Als nomothetische Erfahrungswissenschaft ist die Soziologie in der Tat noch »jung«, nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert alt, sie kämpft daher noch um die Ausbildung geeigneter Beobachtungs- und Meßverfahren.

*Möglichkeit quantifizierender Urteile in der Soziologie. — Die introspektive Methode.*

Der rechtgläubige Behaviourist wird als Objekt soziologischer Forschung das sinnlich wahrnehmbare gesellschaftliche Gebaren der Menschen bezeichnen. Dies ist in der Tat der am verhältnismäßig leichtesten zugängliche Aspekt des gesellschaftlichen Daseins. Was aber die Behaviouristen auch sagen mögen, so bleibt es doch eine Tatsache, daß mein eigenes soziales Gebaren vielfach durch »Bewußtseinsvorgänge« bestimmt, immer von solchen begleitet ist. Ich bin berechtigt anzunehmen, daß für meinen Leser und für alle anderen Menschen ein gleiches gilt. Das gesellschaftliche Dasein hat also außer seinem der unmittelbaren Beobachtung zugänglichen, objektiven Außenaspekt auch einen subjektiven oder Innenaspekt.



Sprechen wir zuerst vom Außenaspekt. Hält man sich behaviouristisch an ihn, so sind der quantifizierenden Erfassung der in der sinnlichen Welt beobachteten Gesellschafterscheinungen keine grundsätzlichen Grenzen gezogen. Es kann sich nur um technische Schwierigkeiten der Beobachtung und der Messung handeln. Eine kurze Übersicht der häufigsten quantifizierenden Verfahren wird in einem späteren Abschnitt folgen. An dieser Stelle soll nur mit dem noch immer blühenden Irrglauben aufgeräumt werden, die Soziologie könne nie zur exakten Wissenschaft werden, weil ihr die Möglichkeit des Experimentes fehle.

Das Experiment ist bekanntlich Beobachtung unter künstlich geschaffenen Bedingungen. Es ist erweislich unwahr, daß der Soziologie diese Technik verschlossen sei. Ebenso wie der Psychologe die Reaktionen seiner Versuchsperson in »gestellten Situationen« beobachtet und damit ein Experiment ausführt, kann der Soziologe eine Mehrzahl von Menschen einer »gestellten Situation« aussetzen. Die Soziometrik bedient sich in der Tat dieses Verfahrens. Ich gebe gerne zu, daß sein Anwendungsbereich sehr begrenzt ist.

Nun beruht aber die Exaktheit der klassischen Naturwissenschaften gar nicht auf dem Experiment (wie experimentiert z. B. der Astronom?), sondern auf Beobachtung unter kontrollierten Bedingungen. Das Experiment ist nur ein technischer Kunstgriff der Kontrolle. Bedingungen, die ich selbst setze, habe ich unter Kontrolle. Es geht darum, Kovarianzen festzustellen. Zu diesem Zwecke muß ich beobachten können, was geschieht, wenn in einem Erscheinungskomplex *ceteris paribus* ein Faktor variiert wird. Ich muß Faktoren isolieren können. Gerade das tut die Soziologie im denkbar weitesten Umfang. Wenn er z. B. im oben angeführten Falle dafür sorgt, daß in den beobachteten Massen von konfessionell gemischten und homogenen Ehepaaren die Altersstufen, Berufsschichten, ökologischen Typen usw. usw. gleichgewichtig vertreten sind, so hat er den Bekenntnisfaktor isoliert. Er kann dann exakt feststellen, wie groß die Kovarianz zwischen mißglückten und bekenntnisgemischten Ehen ist. Der dem Soziologen oft versagte Vorteil des willkürlich gestellten Experimentes muß aufgewogen werden durch besondere Vorsicht in der Wahl des Beobachtungsmaterials. Sofern es sich um Massenbeobachtung handelt, sind besonders zwei Vorsichtsmaßnahmen von größter Wichtigkeit.

1. Die Versuchsmassen sind auf alle für die zu untersuchende Erscheinung auch nur denkbarerweise bedeutsamen Merkmale hin zu analysieren. Schleichen unkontrollierte Faktoren sich in das Beobachtungsmaterial ein, mag in unserem Beispielsfall etwa folgendes eintreten. Eheschiffbruch zeigt sich kovariant mit Mischehe. Ohne mein

Wissen — ich habe nicht daran gedacht, das zu kontrollieren — sind aber in meinem Mischehenmaterial jene Ehen besonders häufig, in denen der Altersunterschied zwischen den Gatten besonders groß ist. Im allgemeinen mag also Eheschiffbruch nicht mit Mischehen, sondern mit dem Altersunterschied zwischen den Ehegatten kovariieren.

2. Deshalb auch kommt bei Massenbeobachtungen alles auf das sampling-Verfahren an. Nur in seltenen Fällen hat man die Möglichkeit, eine Gesamtpopulation zu beobachten. Man begnügt sich mit einer Teilmasse (sample) und überträgt die an ihr gefundenen Zahlenverhältnisse auf die gesamte Population. Das darf man nur, wenn man der Repräsentativität des sample sicher ist, d. h. dafür gesorgt hat, daß die für die untersuchte Erscheinung wesentlichen Merkmale der Einer im beobachteten sample in den gleichen Mengenverhältnissen vertreten sind wie in der gesamten Population.

Nur am Rande sei bemerkt, daß die Beobachtung »im Felde«, d. h. unter natürlichen, nicht experimentell gesetzten Bedingungen in der Soziologie wie in der Psychologie sogar gewisse Vorzüge hat. Die Beobachtungsobjekte — Menschen — können nicht in Unwissenheit darüber gehalten werden, daß sie einem Experiment unterworfen sind, und reagieren dann, bewußt oder unbewußt, anders, als sie unter gleichen Umständen reagieren würden, wenn diese spontan einträten.

Ich versage mir hier näheres Eingehen auf technische Schwierigkeiten der Beobachtung und Messung in der Sinnenwelt wahrnehmbarer sozialer Erscheinungen<sup>1</sup>. Eine auch nur einigermaßen erschöpfende Aufzählung wäre unmöglich. Bei jedem neuen Problem, das in Angriff genommen wird, treten neue, bisher nicht begegnete Schwierigkeiten auf und sind in jedem Einzelfalle zu überwinden oder zu umgehen. Jede solche Erfahrung trägt zur Weiterbildung und Verfeinerung der Arbeitstechnik bei.

Einer älteren Auffassung, der psychosozialologischen, zufolge ist das soziale Dasein des Menschen überhaupt im Wesentlichen »seelischer Art«. Das äußere Gebaren ist nur Ausdruck und Niederschlag seelischer Vorgänge. Da werden denn »Erlebnisqualitäten« zum eigentlichen Gegenstand der Soziologie. Ein Begriff wie etwa derjenige der Gemeinschaft kann z. B. nur aus dem Erlebnis gewonnen sein. Wird dieser Standpunkt bis zum bitteren Ende durchgehalten, so ist von quantifizierenden Aussagen abzusehen. Soziologie hat es dann mit seelischen Vorgängen und Zuständen zu tun, die der größtmäßigen Bestimmung, jedenfalls unmittelbar, nicht zugänglich sind.

<sup>1</sup> Beispiele dafür sind in meinem Aufsatz »Über Soziometrik und ihre Grenzen« in: Kölner Ztsch. f. Soziologie 1. Jg. S. 292 angeführt (siehe in dieser Auswahl S. 85).

Die *Introspektion* (Selbstbeschauung) wird dann zur hauptsächlichen Methode der Soziologie. Was im Bewußtsein — oder gar im Halb- oder Unterbewußtsein — anderer Menschen vorgeht, davon kann ich unmittelbar nichts wissen. Dagegen kann ich mein eigenes Innenleben unter Beobachtung halten, seine Vorgänge analysieren und hieraus — in Verbindung mit der Beobachtung fremden Verhaltens — auf die bei anderen stattfindenden seelischen Vorgänge schließen. Die undiskutierte Voraussetzung, von der man dabei ausgeht, ist die der wesentlich gleichartigen psychischen Struktur der Menschen, zu der auch die Fähigkeit gehört, fremde Ausdruckshandlungen zu verstehen und »sich in andere hineinzuversetzen«.

Ein sehr charakteristisches Beispiel introspektiver Soziologie ist diejenige *A. Vierkandts*. Sie enthält daher keine quantifizierenden Aussagen, sondern ausschließlich seelenverstehende Interpretation. So feinsinnig diese Deutungen sein mögen, erschließen sie doch in keinem Punkte greifbares Wissen von Tatsachen. Ihre Sätze sind nicht verifizierbar. Man kann ihren Aussagegehalt höchstens nacherleben, und wenn der Diskussionspartner sich zu einer abweichenden Erlebnis Erfahrung bekennt, gibt es keine Möglichkeit der Demonstration von wahr und falsch.

Nehmen wir an, die Soziologie zöge aus der Schlüpfrigkeit der Gefühls- und Bewußtseinsvorgänge die Folgerung, daß man sich an die meßbaren objektiven Gebarensweisen zu halten habe. Wissenschaft hat quantifizierende Aussagen zu machen, hat also mit dem nicht Quantifizierbaren nichts zu tun. Eine in diesem Sinne physikalische Soziologie wäre offenbar die einfachste und bequemste Lösung. Zufriedenstellend wäre sie nicht. Die Soziologie würde damit zu einer Abart der rein beschreibenden (nichts erklärenden) Demographie. Lehnte die Soziologie es ab, den nicht meßbaren Faktoren gesellschaftlichen Daseins Aufmerksamkeit zu schenken, könnte sie zur Erklärung gerade seiner wichtigsten Erscheinungen nur wenig beitragen. Sie würde im Gegenteil in die Gefahr kommen, sich in ihren Problemstellungen nicht davon leiten zu lassen, was wissenschaftlich, sondern davon, was meßbar ist — gleichviel ob die ermittelten quantifizierenden Aussagen irgendwelches Erkenntnisinteresse befriedigen. Damit machte sie sich selbst zur Karikatur einer Wissenschaft.

Gefühle, Vorstellungen, Wünsche, Meinungen, Ideologien, Illusionen beeinflussen zugegebenermaßen das soziale Gebaren und Handeln. Eine Meinung mag irrig, eine Vorstellung falsch sein, jede Ideologie ist — das sagt der Name — schief, Illusionen stehen im Widerspruch zur Wirklichkeit. Objektive Tatsache ist es aber, daß Menschen Gefühle hegen, Meinungen huldigen, Glaubensvorstellungen haben, und

daß sie unter deren Einfluß handeln. Die Soziologie kann sich daher nicht auf die bloße Feststellung von Handlungs- und Gebarensweisen beschränken, sondern hat bei deren Erklärung die zugrunde liegenden oder begleitenden psychischen Tatsachen zu berücksichtigen.

Es gibt einen dritten, den heute zumeist beschrittenen Weg. Die psychischen Faktoren selbst sind mit gewissen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen verknüpft. Diese können als Symptome psychischer Zustände, Vorgänge usw. genommen werden, wie das ja auch die Psychologie tut. Indem man die Symptome mißt, hat man indirekt das quantifiziert, wofür sie symptomatisch sind.

Man wird sogleich einwenden, daß gewisse psychische Faktoren grundsätzlich unmeßbar seien. Z. B. Gefühle wie Liebe, Haß, Neid usw. oder Meinungen, Vorstellungen. Wenn es aber unmöglich ist, ihre *Intensität* im einzelnen Falle zu messen — sei es direkt oder indirekt — so mag es doch Wege geben, um ihre zahlenmäßige *Ausbreitung* in einer Population festzustellen, sie auf gewisse objektiv bestimmte Bevölkerungskreise als für sie typisch zu lokalisieren usw. Außerdem ist es aber keineswegs ausgeschlossen, sogar Gradmesser für Gefühle zu finden. Die Psychologie scheint auf gutem Wege dazu.

Nun ist freilich im Hinblick auf viele — und leider oft gerade auf die interessantesten — Probleme der Zusammenhang zwischen Symptom und Fragegegenstand keineswegs so fest und eindeutig, wie man wohl wünschen könnte. *Ein* Symptom kann mehrfach gedeutet werden, *ein* Sachverhalt sich in verschiedenen Symptomen äußern. Da ist denn nichts anderes zu tun, als das dem Mediziner geläufige Verfahren der Differentialdiagnose nachzuahmen: dem problematischen Sachverhalt ist durch mehr als eine Symptom-Erhebung nachzuspüren. Das Ergebnis einer Untersuchung ist durch das einer anderen nachzuprüfen. Je sorgsamer dieses Kontrollsystem ausgebaut ist, desto zuverlässiger werden wir allmählich sogar über recht schwer zugängliche Sachverhalte urteilen können.

Als wahrnehmbare Symptome für psychische Faktoren kommen in Betracht: die direkte und bewusste Kundgabe — in Wort oder Geste — der unbeabsichtigte Ausdrucksakt, endlich ein nicht expressives Verhalten oder Handeln, das auf eine Absicht, Meinung, Gefühlseinstellung schließen läßt. In jedem Falle bietet aber das Schließen aus Symptomen erhebliche Schwierigkeiten dar. Die größte liegt darin, daß der Zusammenhang zwischen dem Symptomatischen und dem Symptomatisierten häufig nur lose ist, daß m. a. W. die Symptome nicht eindeutig sind.

Die Anwendung dieses Verfahrens setzt nun aber Introspektion in einem gewissen Sinne voraus. Sie rundweg zu verwerfen wäre m. E.

auch sehr töricht. Die »Hypothese des Bewußtseins der Mitmenschen ... bewährt sich ... auf das beste und ist darum ... durchaus berechtigt und höchstwahrscheinlich, ja praktisch so gut wie gewiß«<sup>1</sup>. Man darf weiter gehen. Die Annahme, daß »im« Mitmenschen gleiche oder ähnliche Innenvorgänge stattfinden wie bei mir selbst, ist eine praktische Voraussetzung des sozialen, d. h. an Mitmenschen adressierten Verhaltens selbst, damit aber sogar des wissenschaftlichen Treibens. Formulierung und Mitteilung von Erkenntnissen hat ja nur einen Sinn, sofern der Forscher damit rechnet, daß andere kraft ihrer wesentlich gleichartigen psychischen Struktur imstande sind, seine Aussagen aufzufassen und zu verstehen. Es wäre paradox, in der *Abgabe* soziologischer Urteile mit dem introspektiv erschlossenen psychischen Leben anderer *praktisch* zu rechnen, es aber als *Inhalt* soziologischer Urteile erkenntnis-*theoretisch* abzulehnen. Psychologie und Soziologie werden kaum jemals gänzlich auf introspektive Aussagen verzichten können. Aber es wird daran festzuhalten sein, daß sie nur als Hypothesen angesehen werden können, daß also ihre Verifizierung durch objektivistische Methoden anzustreben ist.

1 E. Becher: Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. München 1921. S. 87.

#### 4. *Über Soziometrik und ihre Grenzen*

Aus: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1. Jahrgang, Westdeutscher Verlag Köln/Opladen 1948/49, S. 292—302.

Der Stand eines Forschungszweiges pflegt mit Recht nach dem Grad der in seinen Methoden und Ergebnissen erreichten Exaktheit beurteilt zu werden. Exakt sein heißt: Erscheinungen in meßbaren und gemessenen Größen ausdrücken. Die Soziologie ist von dieser allgemeinen Regel nicht ausgenommen. Ihre Zukunft als Wissenschaft hängt somit von der fortschreitenden Entwicklung soziometrischer<sup>1</sup> Methoden ab. Vielversprechende Anläufe sind genommen; aber der weitere Fortschritt auf dem betretenen Wege stößt auf ernste Hindernisse, von denen einige hier zur Debatte gestellt werden sollen.

Die Soziologie der Vereinigten Staaten ist nicht mit jener metaphysischen Überlieferung belastet, in deren Schatten ihre europäische Schwester aufgewachsen ist. Jenseits des Atlantik hat der Soziologe daher schon frühzeitig die Notwendigkeit der Messung begriffen und sich in seiner Forschung von dieser Erkenntnis leiten lassen. Die Einsicht in die überragende Bedeutung des Quantifizierens und Messens braucht nun aber nicht in einer Verketzerung jeglichen abstrakten Raisonnements zu enden. Theoretische Überlegung hat der Quantifizierung voranzugehen — andernfalls weiß man nicht, *was* man eigentlich zu messen im Begriff steht. Die Messung gibt Antwort auf eine Frage; die Fragestellung aber geht aus theoretischer Überlegung hervor. Die Ergebnisse der Messung führen dann ihrerseits wieder der theoretischen Überlegung neuen Stoff zu. Ohne Messung kommt theoretische Überlegung nie vom Wort zur Wirklichkeit. Ohne theoretische Überlegung wiederum verliert jegliches Messen seinen Sinn, wird es steuerlos. Nur sorgsam abgegrenzte und bestimmte Erscheinungen sind meßbar, und Erscheinungen werden durch theoretische Überlegung bestimmt. Gesellschaftsschichten z. B. können nicht Gegenstand quantifizierender Aussagen werden, ehe zweierlei bestimmt ist: 1. Welche Tatsachen sind mit dem Begriff »Gesellschaftsschicht« bezieht? — 2. Welches sind die konstitutiven Kennzeichen derjenigen Gesellschaftsschicht, deren Um-

<sup>1</sup> Als Soziometrik wird hier alle mit Messung, Wägung und Zählung arbeitende Soziologie verstanden.

fang und Stellung innerhalb einer gegebenen Gesellschaft in numerischen Größen ausgedrückt werden soll?

Die amerikanische Soziologie hat den naiven, d. h. unreflektierten Empirismus ihrer Pionierzeit hinter sich. Jene Periode erstreckte sich ein gutes Stück in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Ein erheblicher Teil der bis dahin geleisteten, umfangreichen Researcharbeit ist heute von zweifelhaftem Werte, eben weil theoretische Überlegung weder an der Stellung noch an der Behandlung der Probleme den ihr gebührenden Anteil hatte. Heute ist die amerikanische Soziologie diesem Stadium entwachsen und in das eines reflektierten und theoretisch überprüften Empirismus eingetreten. *H. A. Lundberg* hebt hervor, daß »Tatsachendaten ... nur insoweit Sinn und Wert haben, als sie in logischen oder sozialphilosophischen Zusammenhängen interpretiert werden«<sup>1</sup>. *Znaniecki* drückt den gleichen Gedanken so aus: »Der Bedarf nach neuem Tatsachenstoff hängt davon ab, welche allgemeinen wissenschaftlichen Probleme wir zu lösen wünschen«<sup>2</sup>. Die Forschung könnte demnach geradezu mit Tatsachenstoff überfüttert werden.

Eine erste Gruppe von Schwierigkeiten ist rein *technischer* Art. Aufgefaßt als ein Gefüge zwischenmenschlicher Verbindungen und Handlungsweisen besteht die Gesellschaft aus wahrnehmbaren, quantitativ bestimmten Erscheinungen, ist also grundsätzlich in allen ihren Bestandteilen und Teilansichten meßbar. Die Mehrzahl der von den Statistischen Ämtern aller Länder gepflogenen Erhebungen fällt in der Tat unter den Begriff der Soziometrik in dieses Wortes wörtlichem Sinn. Sie legen Rechenschaft ab von den Grundzügen der Gesellschaftsstruktur, nämlich: Häufigkeit und Verteilung gewisser Kategorien von Personen nach Beruf, Einkommen, Vermögen usw., vom Verhältnis zwischen Land- und Stadtbevölkerung, von Wanderung, Familienstand, Reproduktion der Bevölkerung, Erziehung und Ausbildung der Jugend, Kriminalität, von der Tätigkeit öffentlicher Institutionen wie der Kirchen, Schulen, Bibliotheken, Gerichte, von der Mitgliederbewegung großer Organisationen, wie der Gewerkschaften, den Ergebnissen politischer Wahlen usw.

Das sind für den Soziologen wertvolle Aufschlüsse, die aber doch nur die äußersten Umrisse des sozialen Daseins betreffen. Viel tiefer dringende Fragen ließen sich mit gleicher Genauigkeit beantworten, wenn dem Soziologen die für umfassende Erhebungen erforderlichen Vollmachten und Hilfsmittel zur Verfügung stünden. Mein Institut unter-

1 *Trends in American Sociology*, New York 1929, S. 394.

2 *The Methods of Sociology*, New York 1934, S. 277.

sucht z. Z. mit Unterstützung des Statistischen Amtes der Stadt Aarhus zwei solche Fragen, die beide den sozialen Umschichtungsprozeß betreffen, nämlich 1. Beruf und Stellung der Eltern der heute aktiven Gesellschaftsglieder. In welchem Umfang folgen in den einzelnen Schichten die Kinder den Eltern? In welchem Umfang gehen die Kinder in eine andere Schicht über? Lassen im letzten Fall typische Übergangstendenzen sich bei der Nachkommenschaft gewisser Schichten nachweisen? — 2. In welchem Umfang stammen Ehegatten aus der gleichen Schicht (Internubium), in welchem Umfang kommen sie aus verschiedenen Schichten (Intranubium), und besteht im zweiten Fall ein ausgesprochenes Connubium zwischen bestimmten Schichten?

Andere, nicht minder wichtige Fragen lassen sich nicht mit gleicher Genauigkeit behandeln. Als Beispiel sei der Zusammenhang zwischen Klassenlage und politischer Stellungnahme genannt. Da die Bevölkerung eines Wahlbezirkes selten sozial ganz homogen ist, gibt ein Vergleich der Stimmenverhältnisse in verschiedenen Wahlbezirken nur wenig befriedigende Auskünfte. Man hat die Frage auf Umwegen angegangen, da und dort mit gutem Erfolg<sup>1</sup>. Das ganze Problem steht aber offen. Man kann ja nicht den Soziologen zuliebe das Wahlgeheimnis abschaffen.

Wieder andere Aufgaben harren noch der Ausbildung der zu ihrer Lösung erforderlichen Methode und Technik. Da ist z. B. die ganze Frage der sozialen Beziehungen, deren streng empirische Erforschung dem Soziologen am Herzen liegen muß. Geht man vom Einzelnen als sozialem Subjekt aus, erheben sich folgende Fragen: welche Struktur hat das ganze Relationsgefüge, dessen Bezugs- und Mittelpunkt er bildet? wie viele andere kennt er? von welcher Frequenz sind seine Kontakte mit ihnen? wie sind diese Kontaktpartner über das soziale Gesamtmilieu verstreut, räumlich sowohl als nach ihrem sozialen Status? welcher Art sind die Beziehungen des Einzelnen zu seinen Kontaktpartnern — sind sie beruflich, wirtschaftlich, politisch, gesellig, zufällig? Man würde dann entdecken, daß die für gewisse Personenkategorien typischen Beziehungsfelder nach Aufbau und Reichweite in bestimmter Weise voneinander verschieden sind. Dieses Stückchen neuerrungenen Wissens wäre ein wesentlicher Beitrag zu unserem Verständnis der zeitgenössischen Gesellschaft.

Selbstbeobachtung lehrt uns, daß unser Verhältnis zu Gesellschaftsintegraten von zweierlei Art ist. In der persönlich-intimen Gruppe — *face-to-face-group* genannt — stehen wir in unmittelbarer Bezie-

<sup>1</sup> Eine Übersicht über diese Versuche gibt H. Tingsten: *Political Behavior*, London 1937, S. 120 ff.



hung zu den anderen Mitgliedern. In der Großgruppe dagegen sind wir vor allem dem Integrat als solchem verbunden. Hier bleibt die Mehrzahl der Gruppengenossen infolge ihrer unübersehbaren Menge im Schatten der Anonymität. Sie gehen nicht als Einzelpersonen in unsere Anschauung ein. Unser Verhältnis zu ihnen ist mittelbar, d. h. aus dem Bewußtsein der gemeinsamen Zugehörigkeit zum gleichen Groß-Integrat abgeleitet. So sehen die einander entgegengesetzten Extremfälle aus. In der Regel enthält unser »Gruppenbewußtsein« beide Komponenten. Wie sollen wir aber ihr Mischungsverhältnis messen? Genaue Kenntnis der Struktur und Klangfarbe des Gruppenbewußtseins würde unser Verständnis menschlichen Sozialverhaltens erheblich vertiefen, ja uns bis zu einem gewissen Grade instand setzen, es zu steuern.

Die bisher erwähnten Fragestellungen betreffen quantitative und somit grundsätzlich auch meßbare Erscheinungen. Die Schwierigkeit liegt da nur in der quantifizierenden Erfassung der Tatsachen, ist also technischer Art. Wo die Tatsachen selbst sich der Beobachtung des Forschers entziehen, weil sie der intimen Lebenssphäre angehören, müßte man jeden einzelnen befragen. Der Wert seiner Antworten ist jedoch oft zweifelhaft, weil das Subjekt selbst kein klares und überprüftes Bild von seinem täglichen Handeln hat<sup>1</sup>. Andererseits ist es technisch unmöglich, eine größere Zahl von Menschen zum Zweck der Massenbeobachtung längere Zeit hindurch kontrollierten Bedingungen zu unterwerfen.

Die Untersuchung vieler, an sich streng quantitativer Fragestellungen stößt auf solche technischen Hindernisse, und es ist vorerst nicht abzusehen, wann — und ob je — zu ihrer Überwindung geeignete Verfahren entwickelt werden können.

Die Anwendung soziometrischer Methoden findet aber auch ihre *grundsätzlichen* Grenzen am Wesen des sozialen Lebens selbst. Das soziale Dasein hat auch seine subjektive Seite. Soziologie hat es unter anderem auch mit Gefühlen, Wünschen und ideologischen Sachverhalten, wie Auffassungen, Meinungen, Glaubensvorstellungen, Bekennnissen, ja mit Einbildungen und Aberglauben zu tun. Dergleichen Imponderabilien sind nicht meßbar.

Theoretisch könnte der Soziologe hier zwischen drei Standpunkten wählen.

<sup>1</sup> Ich habe an eigener Person genaue soziometrische Beobachtungen durchgeführt, deren Ergebnisse mich überraschten. Das Bild, das ich mir bisher von Struktur und Rhythmus meines Beziehungsmilieus gemacht hatte, erwies sich in wesentlichen Punkten als falsch (veröffentlicht in: *Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit*, S. 54 ff.).

1. Bis vor gar nicht langer Zeit ging die herrschende Meinung dahin, daß die »geistigen« Erscheinungen der Menschenwelt sich jeder Quantifizierung entzögen und deshalb mit den ihrem »Wesen« entsprechenden, qualitativen Methoden zu untersuchen seien. Die Zahl derer, die sich zu diesem Standpunkt bekennen, nimmt stark ab.

Ist man kein Prinzipienreiter, wird man nicht jede Introspektion ausnahmslos ablehnen. Ganz werden wir sie vielleicht nie entbehren können. Vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus möchte ich sagen, daß Introspektion innerhalb gewisser Grenzen eine zulässige Methode der Soziologie und Psychologie ist. Den meisten menschlichen Tätigkeiten liegt die praktische Annahme zugrunde, daß wir gewisse Fähigkeiten, Gebarens- und Reaktionsweisen mit unseren Mitmenschen gemein haben. Sogar die Forschung selbst wäre ohne diese Annahme sinnlos; denn die Mitteilung ihrer Ergebnisse rechnet mit dem Verständnis eines Publikums. Warum sollte man also nicht auch in der Theorie aus Selbstbeobachtung auf die psychischen Zustände und Regungen anderer schließen und ihr Gebaren durch Analogieschluß vom eigenen her deuten? Von da ist dann nur ein Schritt zur Erkenntnis von Abweichungen zwischen unserer eigenen Haltung oder Reaktionsweise und der des Mitmenschen, und zur Herstellung eines Zusammenhangs zwischen diesen Abweichungen und gewissen beobachteten Symptomen.

Introspektion scheint mir somit nicht völlig nutzlos und unwissenschaftlich zu sein, mag sie auch mehr zur Formulierung als zur Lösung der Probleme beitragen. Die auf Introspektion gestützten Aussagen werden nie exakt sein. Solange es aber an Methoden zur exakten Beantwortung gewisser Fragen fehlt, scheint mir eine unexakte Antwort besser als keine. Das enthebt uns natürlich nicht der Pflicht, uns um Ausbildung exakter Methoden zu bemühen.

2. Der Soziologe könnte die subjektiven Elemente des sozialen Daseins wegen ihrer Unmeßbarkeit einfach von sich wegschieben. Er mag sie sogar als »unwirklich« und deshalb wissenschaftlich irrelevant bezeichnen. Das hieße denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Verweigert der Soziologe den nicht meßbaren Elementen des sozialen Lebens seine Aufmerksamkeit, wird die Soziologie außerstande sein, zur Klärung mancher höchst bedeutsamen Frage irgendetwas beizutragen. Der allzu orthodoxe Empiriker läuft geradezu Gefahr, sich in seiner Problemwahl nicht von der Wichtigkeit der Fragen, sondern von der Meßbarkeit der Erscheinungen leiten zu lassen<sup>1</sup>. Die Wissenschaft wird dann zum Zerrbild ihrer selbst. Wir können die Blätter an tau-

<sup>1</sup> MORENO und seine Anhänger nähern sich bedenklich dieser Gefahrenlinie.

send Apfelbäumen zählen und daraus berechnen, wie viele Blätter ein Apfelbaum durchschnittlich in einem gewissen Alter oder auf verschiedenen Böden hat — aber wer ist auf solche Wissenschaft erpicht? Übrigens wäre es ganz unrealistisch, die oben erwähnten subjektiven Elemente als »Unwirklichkeiten« zu bezeichnen. Viele von ihnen mögen ihrem *Inhalt* nach unwirklich sein. Eine Meinung kann falsch sein, und die Illusion entbehrt der Tatsachengrundlage. Dennoch ist es eine objektive Tatsache, daß eine Person Eifersucht oder Haß empfindet, dieser Meinung oder jenem Glauben huldigt — und daß sie aus diesen Meinungen, Glaubensvorstellungen oder Gefühlen heraus *handelt*. Diese selbst werden damit zu bestimmenden Faktoren sozialen Geschehens. Die Soziologie kann sich nicht mit dem bloßen Registrieren menschlicher Handlungsweisen begnügen, sondern muß auch versuchen, die ihnen zugrunde liegenden subjektiven Prozesse aufzudecken und zu beschreiben.

Man kann sich da nicht auf das Beispiel der Medizin berufen, die nicht nach dem Übelbefinden oder Schmerzgefühl des Kranken fragt, sondern sich an die meßbaren Krankheitserscheinungen hält: so viel Zucker im Urin, so viele weiße und rote Körperchen im Blut. Der Kranke nämlich stirbt nicht am Schmerz- oder Leidensgefühl, sondern an Diabetes oder Leukämie. Der Bürger dagegen wird nicht zum Revolutionär, weil er unterdrückt *ist*, sondern weil er sich unterdrückt *fühlt*, und beides geht nicht notwendig Hand in Hand. (Was ist übrigens »Unterdrückung«? Welche objektiven Merkmale gibt es dafür?)

3. So mag denn der Soziologe diese subjektiven Sachverhalte zu messen versuchen, indem er davon ausgeht, daß sie mit gewissen in der wahrnehmbaren Welt auftretenden Erscheinungen verknüpft sind. Diese Erscheinungen werden als Symptome für subjektive Zustände, Vorgänge, Regungen usw. betrachtet. Durch Messung der wahrnehmbaren Symptome mißt man mittelbar das durch sie Symptomatisierte. Ernsthafte und in manchen Fällen erfolgreiche Bemühungen sind in dieser Richtung gemacht worden; aber die Verfahren sind äußerst mühselig und voll von Fallgruben. Hier können diese Methoden und technischen Verfahren nicht im einzelnen erörtert werden; aber ich möchte im Anschluß an Beispiele auf einige schwache Punkte hinweisen.

Die bestzugänglichen wahrnehmbaren Symptome für das Vorhandensein von Meinungen z. B. sind zweifellos die verbalen Äußerungen einer Person über den Meinungsgegenstand. Dennoch ist die Befragung der Person von geringem Aufschlußwert, wo immer der Meinungsgegenstand von vitaler Bedeutung für den Befragten ist. Man

wird da oft nur Lügen oder doch in gutem Glauben vorgebrachte Unwahrheit zur Antwort bekommen.

So hat man den Standard der Geschäftsmoral dadurch zu ermitteln versucht, daß man Geschäftsleute um ihr sittliches Urteil über gewisse beschriebene Arten des Geschäftsgebarens befragte. Der Geschäftsmann wird da — bewußt oder unbewußt — nicht seinen wirklichen sittlichen Standard enthüllen, sondern dasjenige Urteil aussprechen, daß seiner Einschätzung nach bei anderen, besonders bei seinen Kunden, einen guten Eindruck erweckt.

Untreue ist vermutlich nicht mehr der häufigste und stärkste Beweggrund, Ehescheidungen zu suchen<sup>1</sup>. Für den Soziologen und den Gesetzgeber wäre es wichtig zu wissen, inwieweit Ehegatten von heute, besonders den Frauen, wirklich die Fortsetzung der Ehe mit dem untreuen Ehepartner undenkbar erscheint. Auf Befragung wird vielleicht die Mehrheit die Ansicht äußern, daß das eheliche Verhältnis durch andere Handlungsweisen viel ernster gestört wird als durch Untreue. Das schliesse keineswegs aus, daß ein Teil dieser Befragten im Ernstfalle doch auf Untreue des anderen Ehepartners mit einer Scheidungsklage reagierte. Die Vorstellungskraft versagt; darum nimmt der Mensch zuweilen in der Theorie einen Standpunkt ein, von dem er dann doch in der Praxis abweicht, sobald die vorgestellte Situation wirklich eintrifft.

Der Befragte beantwortet die *hypothetische* Frage entsprechend seiner grundsätzlichen Meinung; aber es wäre doch ungleich wichtiger zu wissen, wie er in *Wirklichkeit* handelte, wenn er in die gedachte Lage käme.

Untersuchungen des literarischen Geschmacks sind gelegentlich nach der sogenannten Rangordnungs-Methode durchgeführt worden. Man veranlaßt die Befragten, die Namen von Autoren oder Titeln von Büchern in der Rangfolge ihrer Vorliebe für sie aufzuführen. *Goethe* mag bei einer Mehrheit an erster Stelle stehen — dennoch ist vielleicht ein Detektivroman-Verfasser der in Wirklichkeit meist gelesene. »Es macht sich besser«, einen Klassiker obenan zu nennen.

Und so fort ad infinitum.

Es ist freilich keineswegs sinnlos, dergleichen Fragen zu stellen. Man erfährt auf diese Weise zwar nicht die wirkliche Meinung der Befragten, sondern nur ihre heuchlerisch-angebliche, aber auch die ist

<sup>1</sup> Eine z. Z. in Dänemark laufende Untersuchung zeigt, daß Untreue selten als Klage vorgebracht wird. Meist werden Vernachlässigung, Roheit, Trunk u. a. ergänzend ins Feld geführt. Das läßt darauf schließen, daß die Untreue allein nicht den Scheidungswunsch geweckt hätte, wenn nicht die Ehe schon in anderer Weise erschüttert gewesen wäre.

unter gewissen Gesichtspunkten von soziologischem Interesse. Leider werden aber die gegebenen Antworten nur dann zum Barometer der Heuchelei, wenn man sie mit der wirklichen Meinung der Befragten vergleichen kann. Die müßte man dann auf anderem Wege ermitteln, d. h. die ursprüngliche methodische Schwierigkeit taucht vom neuem auf. Zuweilen sind die Ergebnisse einer Befragung zuverlässig, obwohl die Befragten geneigt sind, den Fragenden (und sich selbst) zu täuschen. In gewissen Fällen nämlich kann man sogenannte Fang-Fragen stellen. Man wünscht Aufschluß darüber, was die Befragten zur Sache X meinen, fragt sie aber nach ihrer Meinung über die Sache Y. Mit der Antwort auf Frage Y verrät der Befragte unfreiwillig seine Stellungnahme zu X. Der Anwendung dieser Technik sind aber enge Grenzen gezogen, und selbst dort, wo sie möglich ist, setzt sie außerordentliches Geschick voraus.

Weit zuverlässiger und entwicklungsfähiger ist die Methode der Ermittlung subjektiver Zustände und Reaktionen durch Schlußfolgerung aus rein symptomatischem Verhalten, statt aus den ausdrucksintendierten Kundgebungen der Person. Aber auch hier erheben sich Schwierigkeiten.

Öffentliche Büchereien führen eine Statistik der Buchentleihungen. Wenn ich mich recht erinnere, wurden deutsche Volksbibliothekare (vor 1933) auf gewisse Widersprüche zwischen diesen statistischen Daten und den Ergebnissen von Geschmacks-Enquêtes aufmerksam. Durch Probe und Gegenprobe — z. B. Befragung der Entleiher über den Inhalt zurückgegebener Bücher — entdeckte man, daß die häufigst entliehenen Bücher keineswegs die meist gelesenen waren. Ein erheblicher Teil der Entleiher entnahm regelmäßig ein »ernsthafte« Buch zusammen mit leichter Unterhaltungslektüre, offenbar in der Absicht, auf den Bibliothekar einen guten Eindruck zu machen.

Ein amerikanischer Forscher, dem gewisse Ergebnisse von Umfragen betreffend die Gewohnheiten der Rundfunkhörer verdächtig erschienen, kam auf den Gedanken, den angeschlossenen Hörern frei erfundene Sende-Programme vorzulegen. Viele der Befragten äußerten sich lobend oder kritisch über den Inhalt von Sendungen, die nie stattgefunden hatten.

Wünscht man die Religiosität der Bevölkerung zu untersuchen und dabei die Fehlerquellen der persönlichen Befragung zu vermeiden, wird man statistische Daten sammeln über Kirchenbesuch, Abendmahlsfrequenz, Kindertaufe, Kirchenaustritte usw. Die Ergebnisse sagen natürlich nur etwas über *kirchliche* Religiosität aus. Aber selbst innerhalb dieser Grenzen sind sie trügerisch. Viele mögen Kirchgänger aus bloßer Gewohnheit sein, andere fürchten, bei ihren frommen Mitbürgern Ärgernis zu erregen, der Kaufmann oder Gastwirt einer bigotten

Landgemeinde riskiert möglicherweise den Boykott, wenn sein Kirchenstuhl leer bleibt. Ungezählte Menschen bleiben aus religiöser Gleichgültigkeit Mitglieder der Kirche, finden es nicht einmal der Mühe wert, auszutreten. Das gleiche äußere Verhalten mag so ganz verschiedenen, ja vielleicht entgegengesetzten, inneren Attitüden entspringen.

Die quantifizierenden Soziologen kennen diese Schwierigkeiten und Fehlerquellen sehr wohl, scheinen aber gelegentlich deren Tragweite zu unterschätzen. Wo immer der Zusammenhang zwischen dem Symptom und der symptomatisierten Erscheinung einen Bruch aufweist, dort besteht die Gefahr, daß man *ein* Ding mißt und das Ergebnis für die Quantifizierung eines *anderen* Dinges ausgibt. Drastisch ausgedrückt: wir können die Tränen zählen, die NN vergießt, aber wir können nicht den Grad seines Kummers an der Zahl seiner Tränen messen. Beim einen sitzen die Tränen locker, ein anderer frißt seinen Kummer trockenen Auges in sich hinein. Welchen Sinn hat es da, die salzige Absonderung der Tränendrüsen nach Centilitern zu messen?

Man hat gegen die Intelligenztests eingewendet, daß sie gar nicht die wirkliche Intelligenz angeben. Darauf ist folgendes geantwortet worden: »Nichts hindert den Forscher, den Begriff der Intelligenz in Übereinstimmung mit dem von ihm gemessenen Sachverhalt zu definieren«. Zugegeben! Aber wohin führt uns das? Wenn ein praktisches Interesse daran besteht, die »wirkliche« Intelligenz zu bestimmen, wird die Quantifizierung einer nur »experimentellen« Intelligenz für diesen Zweck ziemlich nutzlos sein. Zudem besteht die Gefahr, daß man nachmals den Unterschied aus den Augen verliert und für die experimentelle Intelligenz geltende Aussagen dennoch auf die wirkliche bezieht.

In diesem Zusammenhang seien einige Anmerkungen zu einer neueren dänischen Studie über den Nationalsozialismus gemacht<sup>1</sup>. Der Verfasser geht hypothetisch davon aus, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Nationalsozialismus und der Praxis der politischen Lüge bestehe. Zur Erhärtung der Hypothese wählt er eine bestimmte Art der Unwahrhaftigkeit, nämlich das Messen mit zweierlei Maß —: man wirft dem Gegner Handlungsweisen vor, deren man sich selbst schuldig macht. Alle Fälle dieser Art in *Hitlers* Werken und *Churchills* Kriegreden werden registriert. Ergebnis: *Hitler* hat weit mehr gelogen als *Churchill*.

Das ist sicherlich richtig. Vorausgesetzt, daß die Untersuchung einwandfrei zurechtgelegt und durchgeführt ist — was lehrt sie uns dann? Sie lehrt uns, wie oft *Churchill* und wie oft der Führer Lügen einer

<sup>1</sup> Sv. Ranulf: *Hitlers Kampf gegen die Objektivität*, Kopenhagen 1946.

bestimmten Art ausgesprochen haben. Genau dies — und nicht mehr. Erstens könnte aber *Churchill* größere Übung in einer anderen Art von Lüge, und deshalb eine Vorliebe für sie, gehabt haben. Zweitens war *Churchill* nicht der einzige englische Staatsmann, *Hitler* nicht der einzige nationalsozialistische Demagoge. Endlich aber ist England nicht der einzige demokratische, *Hitler*-Deutschland nicht der einzige faschistische Staat. Die quantitativen Ergebnisse der Studie lassen also in keiner Weise den vom Autor beabsichtigten Schluß zu, daß die Praxis der politischen Lüge bei Faschisten mehr verbreitet sei als bei Demokraten. (Die Lüge ist unterm Faschismus vermutlich nicht gerade häufiger, aber sicherlich wirkungsvoller, weil gegenteilige Behauptungen — gleichviel ob wahr oder falsch — nicht laut werden können.)

Der Kernpunkt aber scheint mir folgender zu sein. Professor *Ranulf* hat m. E. nicht-quantitative Erscheinungen gemessen. Methodisch gesehen, käme es darauf an, erst einmal zu bestimmen: was ist Demokratie? was ist Faschismus? und was ist »eine Lüge«? Keiner dieser Begriffe ist hinlänglich definiert, und es bleibt fraglich, ob sie je so definiert werden können, wie es nötig wäre, um sie zum Gegenstand quantifizierender Aussagen zu machen. Ich denke dabei namentlich an den Begriff der »Lüge«. *Ranulf* schreibt<sup>1</sup>: »Wenn es gelingt, eine Korrelation zwischen der Zahl unserer Fälle einer verschiedenen Beurteilung gleichartiger Fälle einerseits und der Verbreitung faschistischer Strömungen andererseits nachzuweisen . . .« dann ist »eine psychologische Interpretation« überflüssig. Er verläßt sich offenbar darauf, daß seine Fälle des »Messens mit zweierlei Maß« Tatsachen sind. Sie sind alles andere als das. Der Ausdruck »eine Lüge« ist an sich selbst eine psychologische Interpretation; denn er bezeichnet nicht nur »eine inhaltlich unwahre Äußerung«, sondern kennzeichnet eine solche außerdem durch den Vorwurf »gegen besseres Wissen.«

Hätte man *Hitler* beschuldigt, mit zweierlei Maß zu messen, hätte er zweifellos aufs schärfste bestritten, daß die Fälle auf beiden Seiten gleich lagen. Und wer hätte ihn bündig widerlegen können, da doch nun einmal zwei Fälle nie einander völlig gleich sind? Der objektive Beobachter mag die Fälle  $a_1$  und  $a_2$  als wesentlich gleich beurteilen. Er wird dann erklären, daß NN sich unwahrhaftig oder heuchlerisch verhält, wenn er selber  $a_1$  tut, einem anderen aber  $a_2$  zum Vorwurf macht. Der Ausdruck »Lüge« verliert aber jeden Sinn, sobald man von *mala fides*, dem besseren Wissen des Sprechenden absieht. Dieser unverzichtbare Bestandteil des Begriffs der Lüge läßt sich aber in den allermeisten Fällen eben nur auf Grund der Introspektion behaupten.

1 a. a. O. S. 115.

Es ist daher mein Eindruck, daß Prof. *Ranulf* die exakte Technik des Zählens zur scheinbaren Quantifizierung unexakt bestimmter Erscheinungen gebraucht hat. Die Exaktheit der Methode verleiht in solchem Fall dem Ergebnis den Anschein einer Zuverlässigkeit, die ihm infolge der Unbestimmtheit des Aussagegegenstandes nicht zukommen kann.

Neuerdings wird die sogenannte »beteiligte Beobachtung« (*participant observation*) als eine besonders geeignete Methode empfohlen, um sich zuverlässige Aufschlüsse über Verhalten und Mentalität gewisser Personengruppen zu verschaffen. Schon *St. Simon* hat seinerzeit die Bemerkung gemacht, der Soziologe müsse, um wirkliche Erfahrungen zu sammeln, für eigene Person in verschiedenen Milieus gelebt haben und sich zeitweise in verschiedenen Gesellschaftsklassen bewegen. Derselbe Gedanke liegt der als »beteiligte Beobachtung« bekannt gewordenen, experimentellen Methode zugrunde. Der Soziologe begibt sich auf begrenzte Zeit in das soziale Milieu, das er zu erforschen wünscht. Diese Methode wurde in der Tat schon vor dem ersten Weltkrieg im Dienst einer Psychologie der Arbeiterklasse angewandt<sup>1</sup>. Auf diesem Wege können zweifellos wertvolle Einsichten gewonnen werden. Wird der Beobachter von seiner Umgebung als derjenige genommen, für den er sich ausgibt, d. h. also: nicht als bloßer Beobachter durchschaut, kann er aus eigener Anschauung ein Bild vom Verhalten der Gruppenglieder bekommen und Eindrücke davon gewinnen, wie sie sich über gewisse Fragen äußern, wenn sie unter ihresgleichen zu sein glauben. Dennoch sollten die Möglichkeiten beteiligter Beobachtung nicht überschätzt werden. Es scheint eine übertriebene Vorstellung davon zu bestehen, daß man hier eine Methode »direkter Introspektion« gefunden habe. Ein junger deutscher Verfasser<sup>2</sup> schildert, wie er sich als Bergarbeiter habe anheuern lassen, die »Kumpelkluft« angezogen habe und, von der ersten Schicht wieder zu Tage gefahren, »sich als Bergmann gefühlt« habe. Das ist entschieden eine fromme Selbsttäuschung. Der beteiligte Beobachter wird nie etwas anderes sein als eben ein Beobachter, dessen

<sup>1</sup> Ein kritischer Bericht über diese Versuche findet sich in meinem Aufsatz: »Kritik der arbeiterpsychologischen Forschung« in: *Die Gesellschaft*, 1931, p. 251 ss. Die deutschen Arbeiten, die auf der Methode der beteiligten Beobachtung beruhen, sind: *P. Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter*, Leipzig 1892. — *M. Wettstein-Adelt: 3 1/2 Monate Fabrikarbeiterin*, 2. Aufl. Berlin 1893. — *A. Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter*, Stuttgart 1929. — *K. Küssner: »Die innere Lage des Arbeiters«*, in: *Philosophie und Leben*, Leipzig 1927. — *M. Kahle: Akkordarbeiterin*, M.-Gladbach 1930. — Teilweise: *H. Jüngst: Die jugendliche Fabrikarbeiterin*, Paderborn 1929 (der Aufsatz *Geigers* ist in dieser Auswahl enthalten, siehe S. 151).

<sup>2</sup> Der oben erwähnte *Graf Stenbock-Fermor*.



Beteiligung am beobachteten Milieu nur zeitweilig und bedingt ist. »Sich als Bergmann fühlen« setzt notwendigerweise das Bewußtsein voraus, daß man lebenslang ein Bergmann ist. Der Beobachter nimmt nicht im Ernst an den Lebensumständen der beobachteten Gruppe oder Schicht teil. Die gleichen Umstände haben für ihn und die anderen verschiedene Bedeutung. Er hat sie selbst aus freiem Willen gewählt, den anderen sind sie als Schicksal auferlegt. Für ihn sind sie zeitweilig, für die anderen lebenslänglich. Der beteiligte Beobachter kann so niemals durch Selbstbeobachtung den wirklichen Sinneszustand der im Milieu lebenden kennenlernen.

In neuester Zeit hat man denn auch die beteiligte Beobachtung von der entgegengesetzten Seite her zu inszenieren versucht. Nicht der Soziologe wird zeitweilig zum beteiligten Mitglied der beobachteten Gruppe, sondern ein Mitglied der Gruppe tritt zeitweilig als Beobachter in den Dienst des Soziologen. Das hat seine Vorteile, insofern der Beobachter ein echt Beteiligter ist. Hier aber liegt die Gefahr vor, daß das Bild der genuinen Sinneszustände durch Reflexion verzeichnet wird. Noch bedenklicher ist es, daß der beteiligte Beobachter in seine Schilderung des Gruppenverhaltens eine Deutung desselben einmengt, die seinem Wunschbild von der Gruppe, der er angehört, entspricht.

Abschließend möchte ich vier Leitsätze formulieren.

1. Das objektive Gerippe der Gesellschaft kann restlos auf gemessene, quantitative Begriffe reduziert und durch sie beschrieben werden. Selbst innerhalb dieses Feldes sind zahlreiche Aufgaben, ja die meisten, noch ungelöst.
2. Was die subjektiven Faktoren des sozialen Lebens angeht, so wird die Introspektion vielleicht niemals ganz entbehrlich werden. Nichtsdestoweniger ist es von größter Wichtigkeit, quantifizierende Methoden zur Erfassung dieser subjektiven Bestandteile zu entwickeln. Jeder, wenn auch noch so bescheidene Versuch in dieser Richtung, trägt dazu bei, die Soziologie zu einer strengen Wissenschaft zu machen und verdient daher Anerkennung und Ermunterung.
3. Solange das Ziel völliger Exaktheit unerreichbar bleibt, wird man introspektive Methoden ergänzend und interimistisch anwenden müssen. Methodologische Prinzipienreiterei führt zu nichts.
4. Um aber die Reinheit der Linien zu wahren und die nötige Kontrolle zu behalten, empfehle ich, daß man in der Darstellung die streng empirischen Ergebnisse quantifizierender Untersuchung einerseits und die auf introspektivem Weg vorgenommenen Deutungen andererseits streng voneinander getrennt halte.

## 5. Statik und Dynamik

Aus dem Nachlaß

Im Alltag spricht man von gesellschaftlichen Gebilden, etwa dem deutschen Volk, der Familie Schulze, der Zentrumspartei, der jüdischen Gemeinde in Worms, als ob das dingliche Gegebenheiten seien. Für den täglichen Gebrauch ist das in Ordnung, und auch in wissenschaftlicher Rede ist es oft praktisch, weil es Umschweife des sprachlichen Ausdrucks erspart. Man kann die terminologische Genauigkeit auch zu weit treiben. Nur darf der Soziologe auch nicht eine Sekunde lang vergessen, daß solche Ausdrucksweise nichts als zweckmäßige Abkürzung ist. Gesellschaftliche Erscheinungen sind nicht, sondern sie geschehen. Genau genommen dürfte man gar nicht von Gesellschaft sprechen, sondern von Vergesellschaftung (und Entgesellschafung). Das sei — vorbehaltlich eingehenderer Analyse — an einem Beispiel vorläufig aufgezeigt. Es ist von der Zentrumspartei als einem irgendwie Daseienden die Rede. Was ist da? Ein Büro mit Personal, eine Kartei der Mitglieder, ein Stapel gedruckter Parteiprogramme, Satzungen für die Mitglieder, Protokolle über die Sitzungen des Parteivorstandes usw. Aber die Partei selbst? Das sind 100 000 Menschen, die gelegentlich ihre Parteitreu durch einen Gang zur Wahlurne, den Besuch einer Versammlung bewähren, die aber in ihrem täglichen Leben zumeist mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind. Das Parteileben vollzieht sich in einzelnen Akten, die bei den Funktionären dicht, bei den gemeinen Mitgliedern mit großen Zwischenräumen aufeinanderfolgen. Die Partei ist kein substantiell Seiendes, sondern ein Geschehensablauf. Diesen *prozessualen* Charakter des Gesellschaftsbegriffes festzuhalten ist von größter Bedeutung. Übrigens hat man es hier nicht mit einer Besonderheit der Soziologie zu tun. Auch andere Wissenschaften haben die Substanzbegriffe aufgegeben. Ich erinnere nur an die Biologie, die ebenfalls die »Struktur« als ein Geschehen auffaßt.

Was die Soziologie angeht, so ist es das Verdienst der sogenannten Beziehungslehre (*L. von Wiese*), für den prozessualen Gesellschaftsbegriff eingetreten zu sein, als die Mehrzahl der zünftigen Soziologen noch in halbmittelalterlichem Substanzdenken sich bewegte. Fragen, über die ganze Literaturen geschrieben sind, entpuppen sich unter dem Gesichtswinkel des prozessualen Gesellschaftsbegriffes als leere Schein-

probleme. Ich erwähne nur die einst so umstrittene Frage nach dem Verhältnis zwischen Kollektiv und Individuum, oder nach dem »überindividuellen Bestande der Gruppe« (*Vierkandt*).

Wenn so die Gesellschaft überhaupt und die gesellschaftlichen Erscheinungen nicht als Zustände, sondern als Geschehensabläufe bestimmt sind, ist das Verhältnis zwischen soziologischer Statik und Dynamik erneut zu prüfen. Die ältere, von *Comte* ausgehende Soziologie unterschied zwischen Statik und Dynamik in der Weise, daß die Statik es mit gesellschaftlichen Zuständen, die Dynamik aber mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun habe. Wir würden das heute als synchronischen Querschnitt und diachronischen Längsschnitt bezeichnen. Heute versteht man den Unterschied zwischen Statik und Dynamik in anderer, besonders für unsere Schwesterdisziplin, die Wirtschaftstheorie, bedeutsamer Weise. Nicht der Untersuchungsgegenstand, sondern die Art der vorgenommenen Analyse, macht den Unterschied zwischen Statik und Dynamik aus. Dynamische Betrachtung liegt dann vor, wenn die Dimension der Zeit unmittelbar in die Begriffsbildung und die mit Hilfe der Begriffe durchgeführte Analyse eingeht. So kann denn ein Zustand sehr wohl dynamisch analysiert werden, indem man nämlich die in ihm angelegte Veränderungstendenz beobachtet, das heute Seiende entweder auf ein Künftiges hin oder von einem Vergangenen her interpretiert. Andererseits kann eine Entwicklung statisch untersucht werden, wenn man sie in eine Kette von Stadien zerlegt und diese der Reihe nach schildert, ohne den Wandlungsprozeß selbst, das Übergehen von Stadium zu Stadium, zu analysieren. Eine Zeitserie von Querschnitten ergibt an sich noch keine dynamische Analyse.

Gesellschaft als Geschehensstrom kann nur in dynamischen Aussagen erfaßt werden. Das ist nun nicht etwa mit grundsätzlicher Ablehnung statischer Analysen gleichbedeutend. Sie sind als Vorstufen oder Hilfsoperationen dynamischer Analysen nützlich und zuweilen unentbehrlich. Wo dies aber irgend möglich ist, empfiehlt es sich, von Anbeginn mit dynamischen Begriffsmodellen zu arbeiten. Der hier entwickelte Begriff der Gesellschaft selbst ist dynamisch. Ebenso ist der Begriff der Gesellschaftsstruktur so zu fassen, daß er nicht nur ein Inventar von Elementen und deren Anordnung bezieht, sondern deren Verlagerungstendenz mit enthält. Dementsprechend intendiert der Begriff der Gesellschaftsschichten nicht eine bloße Einteilung oder Gliederung, sondern zugleich die Umschichtung von Personen und die unablässig im Gang befindliche Umbildung des Schichtgefüges selbst. Später wird sich zeigen<sup>1</sup>, daß ein wirklichkeitstreues Bild der sozialen Schichtung nur in solcher dynamischen Betrachtung zu gewinnen ist.

<sup>1</sup> Siehe in dieser Auswahl S. 100 ff.

Die Notwendigkeit dynamischer Begriffe und Analysen drängt sich un-  
leugbar um so mehr auf, in je schnellerem Tempo die Gesellschaft ihre  
Struktur ändert. In Zeiten ruhiger Entwicklung scheinen hochintegrierte  
Gesellschaftsepochen von geraumer Dauer zu sein, um dann einer  
Übergangszeit der Auflösung und Neubildung zu weichen. Man legt  
dann rückblickend statische Querschnitte durch die Höhepunkte der  
Epochen und beschreibt die Gesellschaftsgeschichte als deren Abfolge.  
Bei beschleunigtem Ereignisverlauf rücken die Epochen so nahe zu-  
sammen, daß sie nicht zu voller Integration gedeihen. Sie werden von  
den »Übergängen« sozusagen aufgeschluckt. Ehe eine Struktur noch  
voll entfaltet ist und die Relikte der vorigen ganz ausgeschieden hat,  
melden sich schon die Anläufe zu einer neuen Struktur. Der gesamte  
Geschichtsverlauf erscheint dann als ein unaufhörlicher, nur dynamisch  
zu erfassender Übergang, in dessen Verlauf die Epochen ineinander-  
geschoben sind. Kann somit die dynamische Gesellschaftsanalyse ihrer  
Entstehung nach einem hochgradig labilen Zeitmilieu zugerechnet wer-  
den, so wäre es doch sehr unberechtigt, sie als bloße soziologische Ideo-  
logie einer labilen Gesellschaft zu diskreditieren, etwa als einen Ab-  
leger der Fortschrittsdoktrin des Liberalismus. Wenn die besondere  
Struktur eines bestimmten Zeitmilieus den *Anstoß* zur dynamischen  
Begriffsbildung gibt, ist damit nicht gesagt, daß die *Geltung* dieser  
Begriffe auf ebendieses Zeitmilieu beschränkt sei. Eine geschichtliche  
Realkonstellation hat eine bisher ungenügend beachtete Perspektive  
eröffnet, indem sie dem dynamischen Erkenntnisansatz günstig war. Er  
erweist aber seine Fruchtbarkeit auch in der Analyse früherer, bisher  
für »stationär« gehaltener Epochen. Das Begriffsmodell der stationären  
Gesellschaftsstruktur scheint vielmehr einer durch verhältnismäßig  
langsam Tempo der Wandlungen bedingten Selbsttäuschung zu ent-  
springen. Und übrigens ist sehr die Frage, ob die gepriesenen früheren/  
Gesellschaftsepochen wirklich so stationär waren, wie man sie uns  
gelegentlich im Kontrast zur Gegenwart — darstellt. Es ist erstaunlich,  
mit welcher stereotypen Regelmäßigkeit stets die eigene Zeit als in  
raschem Flusse, vergangene Zeiten als fest integriert geschildert werden.  
Ist das mehr als optische Täuschung dessen, der seine Gegenwart in  
Bewegung sieht, dem aber zurückblickend das Ferne verhältnismäßig  
unverrückt erscheint?

## 6. Eine dynamische Analyse der sozialen Mobilität

Übersetzung von »A Dynamic Analysis of Social Mobility«, in: *Acta Sociologica*, Scandinavian Review of Sociology, vol. 1, fasc. 1, Ejnar Munksgaard, Kopenhagen (1954), p. 26—34.

Eine dynamische Analyse unterscheidet sich von einer statischen durch die Tatsache, daß in ihr der Zeitfaktor als wesentlicher Bestandteil enthalten ist. Bis vor nicht allzu langer Zeit standen die meisten Studien zur sozialen Mobilität auf einer statischen Ebene. Diese Feststellung mag denen seltsam klingen, die die Terminologie von *Auguste Comte* im Auge haben. Nach seiner Auffassung bedeutet statische Soziologie das Studium der Sozialstruktur, während dynamische Soziologie die Erforschung der sozialen Entwicklung und Entscheidung ist. In diesem Sinne würde jede Analyse der sozialen Mobilität schon wegen ihres Gegenstandes eine dynamische sein. Soziale Mobilität würde als der dynamische Aspekt der sozialen Schichtung anzusehen sein. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß dies nicht der Fall ist. Das soll meine erste Aufgabe in diesem Vortrag sein. Die nächstfolgende wird sein, die Erfordernisse einer dynamischen Analyse der sozialen Mobilität aufzuzeigen. Dies werde ich Ihnen kurz dadurch beschreiben, wie meine Mitarbeiter und ich versucht haben, solch eine dynamische Analyse darzustellen. Ich möchte auch gleich am Anfang gestehen, daß das Ergebnis nicht ganz zufriedenstellend ausgefallen ist und zwar hauptsächlich wegen gewisser technischer Mängel der erlangbaren Daten, mit welchen wir es zu tun hatten. Die methodologische Annäherungsweise scheint uns jedoch gut fundiert zu sein, wiewohl sie verbessert werden könnte. Offenbar hat es der italienische Soziologe *Livio Livi* mit demselben methodologischen Problem zu tun gehabt wie wir; jedoch hat er es in einer anderen Weise gelöst. Sein Artikel »Sur la mesure de la mobilité sociale« wurde in der französischen Zeitschrift *Population* zu der Zeit veröffentlicht, als wir gerade die Analyse unseres Materials beendet hatten.

### I

Soziale Mobilität ist ein Prozeß; aber dieser wird, wie ich gerade festgestellt habe, meistens in Termini der Statik analysiert. Dies beruht

zum Teil darauf, daß wenige Studien sich mit einer allumfassenden Mobilität zwischen den gesellschaftlichen Schichten beschäftigt haben. Das Interesse der meisten Soziologen war auf eine einzelne soziale Schicht konzentriert oder auf diese begrenzt, vor allem auf die verhältnismäßig kleinen funktionellen Eliten: die Intellektuellen, die Berufsgruppen, die Bürokratie, das Big Business usw. In diesen Fällen lauteten unweigerlich die Hauptfragen:

1. Wie rekrutiert sich eine Schicht?
2. Bis zu welchem Grade werden die alten Mitglieder der Schicht ersetzt durch die Jugend, welche innerhalb dieser Schicht geboren worden ist?
3. Von welcher andern Schicht stammen die Neuhinzukommenden?

Diese Begrenzung der Fragestellung beruhte hauptsächlich auf der demokratischen und liberalen Betrachtungsweise der sozialen Mobilität. Während des 19. Jahrhunderts war die Beseitigung der sozialen und politischen Privilegien eine wichtigere Aufgabe. Soziale Schichten wurden mehr in Termini des Ranges als der Beschaffenheit verstanden, und wissenschaftliche, ebenso wie öffentliche Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Möglichkeiten von Angehörigen der Unter- und Mittelklasse, sich über den Status ihrer Eltern zu erheben.

Solange wie soziale Mobilität nur im Hinblick auf gewisse herausgelöste Schichten analysiert wird, und soweit wie selbst innerhalb dieser Grenzen nur die Rekrutierung dieser Schichten erforscht wird, lautet die Hauptaufgabe, im wahrsten Sinne des Wortes nicht, den Prozeß der sozialen Mobilität überhaupt zu untersuchen, sondern das Ergebnis gewisser Bewegungen, die stattgefunden haben. Es ist, in anderen Worten, eine statische Analyse.

Solche Studien sind sicherlich als solche in mancher Hinsicht nützlich. Aber sie geben keine Antwort auf die Probleme, die in der sozialen Mobilität enthalten sind. Bis zu einem gewissen Grade mögen die Ergebnisse fehl führen, selbst innerhalb ihres speziellen, eng begrenzten Gebietes. Zur Begründung dieser kritischen Feststellungen möchte ich mich auf die berufliche Schichtung beschränken, welche nur eine Dimension der ganzen Schichtungsstruktur der Gesellschaft darstellt. Außerdem möchte ich mich nur mit den Bewegungen beschäftigen, welche in der Abfolge der Generationen auftreten; ich möchte jene auslassen, welche während der Karriere eines Individuums auftreten. Wenn ich diese anderen Aspekte mitbehandeln würde, würde das ganze Pattern irgendwie verwickelter sein, aber es würde kaum die wesentlichen Seiten des Problems verändern.

Es gibt drei Gründe dafür, warum eine statische Analyse der sozialen Mobilität ungenügend ist.

1. Eine statische oder Querschnittsanalyse der Rekrutierung einer bestehenden sozialen Schicht würde ungenügend sein, selbst wenn soziale Mobilität nur aus Bewegungen von Individuen oder Familien von einem zu einem anderen Stratum innerhalb einer Gesellschaft von stationärer Struktur bestünde. Selbst in diesem ganz und gar fiktiven Falle würde eine statische Analyse nur dann adäquat sein, wenn der Übergang von einer Generation zu der nächsten innerhalb gewisser Zeitintervalle stattfände und in jedem Augenblick gleichzeitig durch die ganze Gesellschaft ginge, d. h., wenn nach 30 oder 35 Jahren eine jüngere Generation hervortreten und die alte Generation ablösen würde. Praktisch gesprochen heißt dies, daß eine Erneuerung nicht ein periodisch auftretendes Ereignis, sondern ein kontinuierlicher Prozeß ist. Sie ereignet sich nicht stoßweise, sondern kontinuierlich. Ein Platz muß zu einer gegebenen Zeit neu ausgefüllt werden; die Aspiranten auf diesen Platz stellen sich zu gegebener Zeit selbst ein. Deshalb muß die Rekrutierung jeder Schicht und der gesamten geschichteten Gesellschaft als ein kontinuierlich fließender Prozeß erforscht werden, was er wirklich ist, und das heißt in Termini der Dynamik, welche den Zeitfaktor enthalten.

2. In den meisten Fällen wird soziale Mobilität verstanden als die Bewegung von Individuen zwischen gegebenen Schichten, von denen man annimmt, daß sie wesentlich unverändert bleiben, während die Bewegung zwischen ihnen vor sich geht. Dieses ist eine bloße Fiktion. Während Individuen sich zwischen Schichten bewegen, verändern sich die Schichten selbst — in Größe, Charakter und meistens in beidem. Die Balance zwischen ihnen verändert sich. Manchmal wird die Bewegung von Herkunftsschichten zu einer anderen durch einen Wechsel in den öffentlichen Erfordernissen hinsichtlich der spezifischen Aufgaben der Berufsschichtung notwendig gemacht. Industrialisierung bedeutete, daß sich ein Heer von ländlicher Jugend der arbeitenden Klasse anschließen mußte. Später reduzierte die technische Rationalisierung der Industrie die Nachfrage nach Lohnarbeitern verhältnismäßig, aber erhöhte die Nachfrage nach Büroangestellten. In andern Fällen, scheint die anwachsende Invasion aus gewissen Schichten unmittelbare Ursache eines Wandels in der neuen Schicht zu sein. Die europäischen Intellektuellen haben beispielsweise nicht nur eine Erhöhung in ihrer Zahl erlebt, sondern auch einen fundamentalen Wandel in der kollektiven Mentalität und Verhaltensweise, und um 1900 herum begannen sie die Nachkommenschaft der Mittelklasse zu absorbieren. In diesem Zusammenhang ist es jedoch von geringerer Bedeutung, ob die soziale Mobilität in bestimmten Richtungen das Ergebnis struktureller Wandlungen ist, oder ob Wandlungen in der Schichtungsstruktur und Balance Ergebnisse

von Mobilitätstendenzen sind. Der wesentliche Gesichtspunkt ist hier, daß in beiden Fällen soziale Mobilität nicht zwischen wesentlich unveränderten Schichten stattfindet, sondern daß die in Betracht kommenden Schichten selbst sich verändern, während Individuen hereinkommen und hinausgehen. Wenn man soziale Mobilität als eine Bewegung von Individuen von einer gegebenen Schicht zu einer anderen beschreibt, verfälscht man den wahren Charakter des in Frage stehenden Prozesses.

3. Bisher haben wir die Mengen- und Gewichtsverlagerung betrachtet, die zwischen den Schichten einer Gesellschaft vor sich geht, welche auf eine gewisse Weise strukturiert ist. Es wurde eingangs unterstellt, daß die soziale Struktur selbst unverändert bleibt und nur die Balance zwischen den Schichten gleitet. Auch diese Feststellung ist eine fiktive. In der Sozialgeschichte finden wir beispielsweise Feststellungen wie diese: »Die mittelalterliche Sozialordnung wurde durch die moderne Klassengesellschaft ersetzt«. Niemand würde annehmen, daß sich so eine strukturelle Revolution über Nacht ereignet. Solche Revolutionen beginnen regelmäßig als Störungen der Balance zwischen existierenden Schichten. Es ist in jedem aktuellen Falle kaum möglich zu bestimmen, von welchem Punkte an ein solcher innerer Wandel zu einer fundamentalen Desintegration der Schichtungsstruktur selbst und der Wiederherstellung der Gesellschaft als ganzer führt. Der zeitgenössische Betrachter mag nicht mehr feststellen als eine anwachsende Mobilität zwischen bestehenden Schichten. *Enea Silvio Piccolomini*, der nachher Papst Pius II. war, schreibt in seinen Memoiren, daß zu seiner Zeit »viele Abenteurer vorhanden waren, die am Abend schlafen gingen als Hauptleute einer Lanzenschwadron und am nächsten Morgen aufwachten und eine Herzogskrone trugen.« Er sah um sich herum eine lebendige soziale Mobilität. In historischer Rückwendung wird die Nachkommenschaft diese Mobilität als ein Symptom sozialer Revolution ansehen. Aber *stricto sensu* ist eine Gesellschaft immer in Revolution. So lange wie soziale Wandlungen verhältnismäßig langsam vor sich gehen, scheinen Perioden der Stabilität vorzuliegen, die durch kurze Übergangssituationen unterbrochen sind. Heute folgen Wellen sozialen Wandels aufeinander, das Ende der vorhergehenden ist bereits überlagert durch den Anfang einer nächsten. Erschüttert zu sein scheint das fortwährende Charakteristikum der modernen Gesellschaft zu sein. Während sich Individuen von einer Schicht zur anderen bewegen, verändern sich die Schichten selbst hinsichtlich Umfang und Charakter, und während die Balance zwischen den Schichten gleitet, wird die grundlegende Schichtungsstruktur umgeworfen. Alles ist in einem kontinuierlichen Fluß. Es gibt keinen festen Orientierungspunkt. In einer solchen Situation wird eine dynamische Analyse geradezu zwingend.



Und welches sind nun die Erfordernisse für eine solche dynamische Analyse?

1. Sie muß auf einer *umfassenden* Mobilität gegründet sein. Dieses ist von Bedeutung, um ein *allgemeines* Bild zu erhalten, anstelle einer Begrenzung der Analyse auf eine einzelne Schicht. Indem wir das Beobachtungsfeld ausweiten, erhalten wir Zugang zu dem doppelten Aspekt jeglicher individueller Bewegung. In einem Studium, beispielsweise der Rekrutierung der Bürokratie, können wir nur jene Bewegungen ermitteln, welche ein *Zufluß* von verschiedenen Schichten in die Schicht der Bürokratie sind; wir sehen diese Bewegungen nur im Verhältnis zu der Ziel-Schicht. Dieselben Bewegungen müßten aber auch betrachtet werden als ein *Abfluß* von den verschiedenen Herkunftsschichten und in Beziehung zu ihrem Umfang. 3 % der Kinder von Farmern oder 6 % der Kinder von Lohnarbeitern, die in der höheren Bürokratie arbeiten, haben eine andere Bedeutung, wenn wir wissen, daß die Farmer 25 % und die Lohnarbeiter 30 % der gesamten Bevölkerung ausmachen. Und was wurde aus den Brüdern und Schwestern von jenen, die in die bürokratische Hierarchie Eingang fanden? Dieser doppelte Aspekt, nämlich Zufluß und Abfluß, wird automatisch in einer allumfassenden Studie der sozialen Mobilität offenbar. Daneben sind Wandlungen zwischen der Arbeit von Klein-eigentümern und Klerikern oder Bauern und Arbeitern gewiß nicht weniger wichtig als Bewegungen von irgendeiner solcher Schichten auf die sogenannten funktionalen Eliten zu.

2. Es würde ungenügend sein, beispielsweise auf dem Wege einer Querschnitts-Studie zu erforschen, von welchen Arten von Familien alle jene Leute stammen, die *zu einer gegebenen Zeit* in den verschiedenen Schichten einer Gesellschaft gefunden werden und was aus ihren Sippenangehörigen geworden ist. Was notwendig ist, ist wenigstens eine Zeitserie von Querschnittsstudien, welche uns eine Möglichkeit geben würden, einen Trend in der Wandlung der Mobilitätsfrequenzen zwischen den verschiedenen Schichten festzustellen im Verhältnis zu gleichzeitigen Veränderungen im Umfang dieser Schichten.

3. Eine jede von solchen Untersuchungen müßte natürlich auf einem vorher bestimmten Schichtungsmuster oder -modell basieren, welches die Gesellschaft in eine gewisse Anzahl von Schichten unterteilt. Jedes dieser Muster oder Modelle, selbst das am korrektesten ausgewählte, müßte bis zu einem gewissen Grade *willkürlich* sein. *Innerhalb* jeder angenommenen Schicht mögen wichtige Bewegungen vor sich gehen, aber sie werden entwertet in dem einmal angenommenen Schichtungs-

pattern. Eine zunehmende oder abnehmende Frequenz solcher sichtbarer Bewegungen könnte symptomatisch für einen grundlegenden Wandel in der Schichtungsstruktur selbst sein. Deshalb sollte eine Studie einer allumfassenden Mobilität auf ziemlich *detaillierten* Schichtungspattern basiert sein, die so viele Bewegungen zeigen wie möglich. Dabei würde die Mobilität wirklich dynamisch sein; das heißt, sie würde einen potentiellen Wandel der Schichtungsstruktur selbst einschließen. In der Endanalyse und Interpretation kann man mehrere kleine Einheiten zu größeren Schichten vereinen. Diese Hauptschichten werden dann empirisch bestimmt und beschrieben sein und nicht durch eine a-priori-Annahme, daß diese oder jene soziale Differenzierung strukturell bedeutsam ist. Es würde selbst möglich sein, die Kombination kleiner Einheiten über mehrere Perioden hinweg zu ändern, wenn ein struktureller Wandel auftritt.

4. Auf Grund alltäglicher Beobachtungen müssen wir erwarten, daß soziale Mobilität von einer gewissen Schicht zu einer *entfernten* anderen mehr in Schritten als in Sprüngen vor sich geht. Die Entfernung mag eine solche des Ranges und der Gattung sein. Lassen Sie uns annehmen, daß der Sohn eines kleinen Pächters Besitzer eines Dorfgasthauses wird, bevor sein Enkel Eigentümer einer großen Brauerei in der benachbarten Stadt wird. Von solchen Beobachtungen müssen wir schließen, daß eine dynamische Analyse der sozialen Mobilität nicht beschränkt sein sollte auf solche Veränderungen, welche von einer Generation zur nächsten vor sich gehen, sondern sie sollte drei oder selbst mehr Generationsglieder umfassen. Statistische Massenanalysen dieser Art pflegen nur schwer durchführbar zu sein, aber Fallstudien in Familiengeschichte würden wahrscheinlich eine wertvolle Ergänzung ausmachen.

5. Endlich möchte ich nur noch eine Reihe anderer Punkte erwähnen, welche Beachtung verdienen.

a) Männer und solche Frauen, die selbst für ihren Unterhalt sorgen, bewegen sich von ihrer Herkunftsschicht zu einer anderen meist durch Berufswahl. Hausfrauen verändern sich durch ihre Gattenwahl. Daneben sind auch Vergleiche notwendig zwischen dem Status des Knechtes und seinem Schwiegervater, zwischen dem Status des Knechtvaters und des Brautvaters, und möglicherweise auch ein Vergleich zwischen beiden und dem vorehelichen Berufsstatus der Braut als einer Übergangsstufe.

b) Wie schon hervorgehoben, müssen Zuflüsse mit den Umfängen der Herkunftsschichten und Abgänge mit den Umfängen der Zielschichten korreliert werden. Aber hier müssen mehrere komplizierende Faktoren beachtet werden. Einer davon ist die unterschiedliche Fruchtbarkeit der

Herkunftsschichten. Ein anderer ist der unterschiedliche Rhythmus der Rekrutierung in den verschiedenen Zielschichten, verursacht durch kurze oder lange Ausbildung, durch frühes oder spätes Pensionierungsalter, durch unterschiedliche Sterblichkeit. Was wir über diese Dinge wissen, ist bis jetzt erschreckend wenig.

c) In Verbindung mit den gerade erwähnten Faktoren gibt es gewisse Berufsschichten, welche vor allem Jugendliche umfassen, zum Beispiel die unteren Grade der Angestellten; es gibt andere mit einem vergleichsweise hohen Durchschnittsalter, zum Beispiel die städtischen und ländlichen Eigentümer. Auf der Grundlage des dänischen Zensus hat einer meiner Mitarbeiter das Durchschnittsalter von mehr als 200 Berufsgruppen ausgearbeitet. Was wir jedoch benötigen, sind exakte Angaben über typische Karrieren und Karrierenchancen innerhalb gewisser Berufsschichten und solchen, die den Übergang zu einer anderen Schicht verursachen; zum Beispiel von Lohnarbeit zu Klein-eigentum, oder vom White-Collar zum Beamten.

Aber dieses sollen nur einige der wesentlichen Punkte sein; sie sind weit davon entfernt, erschöpfend behandelt worden zu sein.

### III

Sie mögen der Auffassung sein, daß unser Versuch, einer dynamischen Analyse näherzukommen, selbst bei diesen grundlegenden Erfordernissen, Schiffbruch erleidet. Zu unserer Entschuldigung kann ich nur sagen, daß wir uns nach der Decke strecken müssen. Wir hatten uns nach dem Material eines Gemeindezensus mit all seinen Nachteilen der Klassifizierung zu richten, und wir hatten 1500 Rockefeller-Dollars für diese Analyse zur Verfügung.

Unser Material war der 1948er Zensus über die zweitgrößte dänische Stadt, welche eine Bevölkerung von 106 000 hat. Von diesen wurden 40 000 männliche Einwohner über 15 Jahre über den Berufsstatus ihrer Väter befragt, und, sofern sie verheiratet waren, auch über ihre Schwiegerväter. Der Zensus selbst gibt uns den Beruf des Befragten, sein Alter und seinen Zivilstand. Auf diese Weise waren wir in der Lage, den Berufsstatus des Befragten mit dem seines Vaters zu vergleichen, ferner mit dem seines Schwiegervaters und außerdem den Beruf seines Vaters mit dem seines Schwiegervaters.

Diese 40 000 Männer wurden nicht als eine Masse analysiert, sondern sie wurden in acht Altersgruppen aufgeteilt. Der Berufsstatus und die Herkunft jeder Altersgruppe wurden getrennt davon tabuliert.

Innerhalb jeder Altersgruppe unterschieden wir zwischen 18 Berufsschichten.

1. Landwirtschaftliche Berufe, diese werden nicht unterteilt, weil in einer städtischen Bevölkerung diese nicht mehr als zusammen 1 % ausmachen.
2. Großunternehmer und Direktoren.
3. Kleinere Unternehmer in Industrie, Handwerk und Handel.
4. Die freien Berufe – Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten usw.
5. Angestellte und Lehrer.
6. Höhere öffentliche Beamte.
7. Geschäftsleute im Abhängigkeitsverhältnis und andere höhere Angestellte.
8. Niedere Grade öffentlicher Beamter.
9. White-Collars und kaufmännische Angestellte.
10. Eisenbahn- und Transportangestellte.
11. Mechaniker und Vorarbeiter.
12. Andere Gehaltsempfänger.
13. Gelernte Arbeiter.
14. Ungelernte Arbeiter.
15. Andere Berufe – eine sehr kleine, nicht spezifizierte Restgruppe.
16. Studenten und andere Personen in der Ausbildung.
17. Im Ruhestand Lebende und Pensionierte.
18. Beruf unbekannt.

Diese Klassifizierung wurde durch die in dem Gemeindezensus angewandte diktiert. Wir waren darüber nicht glücklich, aber in unseren detaillierten Analysen taten wir, was getan werden konnte, um diese Klassifizierung durch Unterabteilungen und Umstellungen gewisser Kategorien zu verbessern.

Jede einzelne Altersgruppe wurde dann auf eine besondere Weise tabuliert, wie es auf der Tafel I dargestellt ist. Diese Tafel zeigt nur drei Kategorien anstelle der 18, mit denen wir arbeiteten, aber ich möchte auf dieser Tafel hier nur das Prinzip erklären.

Die nachfolgende Erläuterung beginnt mit den Zahlen in der Mitte eines jeden Feldes. A, B, C auf der linken und die Summen auf der rechten Seite einer jeden Zeile geben uns die berufliche Aufteilung der Befragten selbst. A, B, C in der oberen Querspalte und die Summen in der unteren Querspalte beziehen sich auf den Status der Eltern der Befragten. In beiden Fällen wird die gleiche Klassifikation angewandt. Die Total-Spalte auf der rechten Seite gibt uns daher die Berufsschichtung, während die Spalte, die unten quer verläuft, den Herkunftstatus der in Frage stehenden Altersgruppe angibt.

In den Feldern, in denen sich ein Berufsstatus und der identische Herkunftsstatus treffen, haben wir die Zahlen für berufliche Nachfolge und endogene Rekrutierung, was *Livio Livi* den *homo socialis* nennt.

Wir gehen nun über zu den Zahlen in den Ecken eines jeden Feldes. Diese sind Prozentzahlen. Die absolute Zahl in der Mitte eines jeden Feldes wird als ein Prozentsatz von zwei Quantitäten ausgedrückt.

Tafel I

Berufe der Söhne	Berufe der Eltern			
	A	B	C	Total
A	600 40	600 40	300 20	1500 100
	60	15	6	15
B	200 6	2000 57	1300 37	3500 100
	20	90	26	35
C	200 4	1400 28	3400 68	5000 100
	20	35	68	50
Total	1000 10	4000 40	5000 50	10000 100
	100	100	100	100

Die Zahl oben rechts besagt, wieviele Prozent sie von der Totalspalte ausmacht. Zum Beispiel 600 A-Individuen, deren Vater B waren, machen 40% von 1500 A-Individuen aus. Deshalb sind 40% die Zuflußquote von B nach A. Die Prozentzahlen oben rechts in der unteren Querspalte sagen uns, wie die jetzt lebende männliche Bevölkerung ihrer sozialen Herkunft gemäß aufgespalten ist.

Die Prozentzahlen links unten sind die Abwanderungsquoten. Die Summe in der Spalte A zeigt an, daß es 1000 Söhne von A-Individuen sind. Von diesen finden sich 200 in der Querspalte B. Diese 20% sind A-Kinder, deren Berufsstatus B ist.

Auf diese Weise geben die Tafeln synoptisch den doppelten Aspekt, von dem ich vorhin gesprochen habe. Jede einzelne Masse gleicher

Berufe und gleicher Herkunft wird quantitativ verglichen mit Berufsschicht und Herkunftsschicht.

An diesem Punkte stießen wir auf ein Mißgeschick, welches uns eine Menge zusätzlicher Arbeit in der Analyse verursachte. Unser Material ist nicht allumfassend, sondern betrifft nur eine einzelne Stadt. Das heißt, daß die Landbevölkerung nur durch Abwanderung, nicht aber durch Zuwanderung repräsentiert wird. Nur 1% unserer zu untersuchenden Gesamtzahl stammt selbst aus ländlicher Umgebung, aber wegen der Land-Stadt-Wanderung sind 12% von ländlicher Herkunft. Deshalb sagt unser Material nichts über die Mobilität innerhalb der Landbevölkerung und deren Schichten aus. Dieses Handicap berührt gerade die Analyse der zwischenstädtischen Mobilität, weil der Prozentsatz der ländlichen Abkömmlinge sehr unterschiedlich in den verschiedenen Altersgruppen der städtischen Bevölkerung ist — 22% unter den Ältesten, aber nur 3% unter den Jüngsten. Dies beruht auf der Tatsache, daß während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die dänischen Städte meist durch Zuwanderung vom Lande angewachsen sind. Heutzutage ist die städtische Bevölkerung selbst umfangreich genug, um aus sich selbst zur Hauptquelle der Erneuerung zu werden, selbst wenn die Wanderung vom Lande die gleiche wäre wie zuvor. Aber die Land-Stadt-Wanderung hat abgenommen, sogar was die absolute Menge angeht.

Ich mußte Ihre Aufmerksamkeit auf diese sehr bedauerliche Lücke in unserer Forschung hinlenken. Es ist ein ernster Fehler im Material, so wie es uns zugänglich gemacht wurde, aber es berührt nicht die Methode als solche und die Wünschbarkeit, diese Methode auf eine wirklich vollständige Bevölkerung anzuwenden.

In der Analyse unseres Materials versuchten wir durch statistische Manipulation der Verzerrung wieder zu eliminieren, die durch die oben erwähnte Mangelhaftigkeit verursacht war. An dieser Stelle kann ich jedoch auf die Beschreibung dieses Prozesses nicht näher eingehen.

Wir wollen jetzt dazu übergehen, eine andere Besonderheit der tabularischen Darstellung wie sie in Tafel I vorgeführt wird, zu betrachten. Die Prozentsätze unten links in der rechten Totalspalte repräsentieren die relativen Umfänge der heutigen Berufsschichten. Die oben rechts stehenden Prozentzahlen in der unteren Spalte geben uns die relativen Umfänge der Herkunft von Herkunftsschichten innerhalb der gegenwärtigen Bevölkerung.

Wir werden nun die zusammengehörenden Umfangsquoten vergleichen, und zwar die Prozentzahlen unten links in jeder Spalte und jene oben rechts. Lassen Sie mich mit der Vermutung beginnen, daß alle jungen Leute statistisch gesehen in einem Zusammenhang stehen. Das

würde bedeuten, daß alle jungen Leute unabhängig von ihrer Herkunft eine gleiche Chance haben, an irgendeinen Punkt der Berufsskala zu gelangen. In diesem Falle würden alle Abwanderungsquoten, unten links in ein und derselben Spalte, untereinander und mit den korrespondierenden Umfangsquoten in der rechten Spalte gleich sein. Alle Zuwanderungsquoten, oben rechts in jeder Spalte, würden ebenfalls identisch sein untereinander und mit den korrespondierenden oberen rechten Zahlen in der unteren Linie. Dieser fiktive Fall wird in Tafel II illustriert.

Tafel II

Berufe der Söhne	Berufe der Eltern			
	A	B	C	Total
A	10 150 15	40 600 15	50 750 15	100 1500 15
B	10 350 35	40 1400 35	50 1750 35	100 3500 35
C	10 500 50	40 2000 50	50 2500 50	100 5000 50
Total	10 1000 100	40 4000 100	50 5000 100	100 10 000 100

Immer dann, wenn die tatsächlich ermittelte Quote von dem Modell abweicht, wie es in Tafel II dargestellt wird, ist die soziale Fluktuation nicht statistisch vollständig. Dieses soll auf keinen Fall eine soziologische Bewertung bedeuten. Niemand behauptet, daß Mobilität numerisch gleichmäßig sein sollte.

In der Regel werden die Berufsfolge, die Abwanderungsquote in der männlich-sozialen Abteilung, und die endogene Rekrutierung, die Zuwanderungsquote in der männlich-sozialen Spalte, vorherrschend sein. Man kann nicht, in anderen Worten, eine Übervölkerung annehmen anhand der Diagonalen, die von oben links nach unten rechts ver-

laufen. Der Grad dieser Übervölkerung bezeichnet die *Starrheit* der beruflichen Schichtung. Die Starrheit kann in Indices ausgedrückt werden. Die endogene Rekrutierungsquote, oben rechts im *homo-socialis*-Feld, muß geteilt werden durch die Umfangsquote der Herkunftsschicht, und die Nachfolgequote, unten links, muß geteilt werden durch die Umfangsquote der Berufsschicht. Mehr als 1,0 bedeutet vergleichsweise Starrheit.

Die Zahlen in Tafel I werden herangezogen, um drei typische Fälle zu illustrieren. Schicht C erscheint mit dem gleichen Umfang in der Berufs- wie auch in der Herkunftsschicht. Deshalb sind die Nachfolger und die endogenen Rekrutierungsraten in der *homo-socialis*-Abteilung identisch, 68 %. In der Schicht A gibt es heute mehr Individuen als es Kinder von A-Eltern gibt. Aus diesem Grunde sind 60 % A-Kinder notwendig, um die 40 % der Berufsschicht A auszufüllen. Das Umgekehrte ist der Fall bei der Schicht B. Hier sind nur 50 % der jetzt lebenden B-Kinder notwendig, um 57 % aller B-Plätze in der gegenwärtigen Gesellschaft auszufüllen.

Dies führt uns zu einer weiteren analytischen Überlegung. Wir haben angenommen, daß wir es mit 10 000 Männern über 15 Jahre zu tun haben. In der rechten Spalte werden diese 10 000 klassifiziert in Übereinstimmung mit ihrem Beruf. In der unteren Spalte werden sie im Zusammenhang mit dem Beruf ihrer Väter klassifiziert. Wenn die gegenwärtige A-Schicht zahlreicher ist als die A-Nachkommenschaft unter den jetzt Lebenden, so kann dies verschiedenes bedeuten. Die Berufsschicht A mag seit den Tagen unserer Eltern gewachsen sein. Es gibt beispielsweise heute mehr Angestellte als vor 50 Jahren, oder umgekehrt, es gibt heute weniger Industrielle und Kaufleute als vor 50 Jahren. Ob eine solche Ausdehnung oder Zusammenschrumpfung einer Berufsschicht stattgefunden oder nicht stattgefunden hat, kann untersucht werden. Wir brauchen nur auf den Berufszensus zu schauen. Aber die Ursache könnte eine andere sein; nämlich eine *spezifische Fruchtbarkeit* über oder unter dem Durchschnitt. Es mag heute die gleiche Zahl von Kleineigentümern wie vor 50 Jahren leben, aber es gibt heute mehr Kinder von Kleineigentümern als es Kleineigentümer gibt. In beiden Fällen haben wir entweder einen typischen Untergang einer Schicht vor uns, die auf einer nachlassenden Nachfrage nach der Funktion der Schicht oder auf nachlassender Fruchtbarkeit beruht, oder wir haben eine typische Zuwanderungsschicht vor uns, die auf einer zunehmenden Nachfrage nach der Berufsfunktion oder übernormaler Fruchtbarkeit beruht. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, daß unterschiedliche Fruchtbarkeit kleinere Umfangsabweichungen erklären kann, aber niemals solche von spektakulärer Größe.



Es gibt außerdem einen dritten Faktor, welcher schon erwähnt worden ist: Das *differentiale Durchschnittsalter* der Berufsschichten. Nehmen Sie untere Angestellte als Beispiel. In diesem Falle hat die Schicht selbst gewiß an Umfang zugenommen, d. h. von den Tagen unserer Eltern an, aber es ist noch mehr mit ihr geschehen. Unter jenen Mitgliedern unserer Herkunftsgeneration, die ehemals kleine Angestellte waren, sind einige zu höheren Rängen vorgestoßen. Wir erfassen die Eltern unserer gegenwärtigen Bevölkerung in einem Zeitpunkt ihrer Lebenskarriere, der 30 oder 35 Jahre weiter vorgerückt ist als ihre Nachkommen es heute sind. Diese gleiche Zeit — oder Karrierezeit — oder Karriere, wie wir sie nennen mögen, muß auch beachtet werden, wenn wir die Berufsstruktur der ältesten und jüngsten Altersgruppen unserer heute tätigen Bevölkerung vergleichen. Dieser schwere Nachteil kommt allerdings nur in einer Studie vor, der auf einem Zensusmaterial beruht, der durch Fragebogen gesammelt worden ist. In diesem Falle müssen die Fragen vergleichsweise einfach sein. Bei einem persönlichen Interview kann man über den Berufsstatus des Vaters Fragen stellen sowohl über den Status zur Zeit der Geburt des Befragten als auch über den gegenwärtigen oder den Status zur Zeit seines Todes. Dieses würde auch das Problem der im Ruhestand lebenden Personen und Pensionierten lösen, eine beklagenswert zweifelhafte Kategorie in meinem Material.

Und nun zum Abschluß eine Besonderheit der Methode, die von uns aufmerksam angewandt worden ist. Eine dynamische Analyse würde Licht bringen in die sich wandelnden Tendenzen innerhalb der beruflichen Nachfolge und der Re-Rekrutierung in der Abwanderung und Zuwanderung zwischen Schichten, verglichen mit den Wandlungen in den dazu gehörenden Umfängen der Schichten selbst. Dies ist bis zu einem gewissen Grade erreicht worden, indem die verschiedenen Altersgruppen voneinander geschieden wurden. Mit den notwendigen Vorbehalten möchte ich sagen, daß die Berufsaufteilung jeder Altersgruppe die funktionale Struktur der Gesellschaft zu dem Zeitpunkt widerspiegelt, in dem die Altersgruppe eine Erwerbsanstellung erlangte. Wenn wir zum Beispiel feststellen, daß unter denen, die von 1889 bis 1898 geboren wurden, die Zuwanderung zu der Lohnarbeiterschicht und die Abwanderung von Kleineigentümern besonders hoch waren, dann hängt dies mit der Tatsache zusammen, daß zu jener Zeit die Nachfrage nach solchen Funktionen sich in gegensätzlicher Richtung entwickelte. Von anderen statistischen Quellen erfahren wir, daß um 1900 herum Dänemark einer Welle ziemlich hektischer Industrialisierung unterlag. Oder aber wir finden, daß die Abwanderung von verschiedenen Schichten zu öffentlichen und privaten Angestellten hin

Arbeits-	ungelernte	14	12 1014 22	33 4
	Lehrlinge	15	4 65 1	2 41 6
	Studierende	16	9 122 3	5 61 8
	Personen im Ruhestand	17	18 428 9	11 1
	Unidentifizierte	18	3 34 1	3 28 4
	Summe	19	12 4562 100	2 724 100

10 797 12	21 4	12 4	17 4	14 3	3 257 13
15 282 4	1 27 5	1 8 3	1 13 3	2 35 9	5 91 4
18 235 3	9 121 22	3 42 14	7 95 16	4 54 14	5 67 3
9 216 3	14 3	8 2	1 17 3	2 2	3 64 3
12 119 2	2 17 3	2 21 7	1 10 2	2 17 4	3 35 2
17 6760 100	1 544 100	1 303	1 575	1 403	5 2009 100

(Fortsetzung von Tafel III)

	Gehaltsempfänger				Arbeiter		Lehrlinge	Studierende	Personen im Ruhestand	Unidentifizierte	Summe
	Technische Angestellte	Verkaufsangestellte	öf. u. priv. Büroangestellte	Sonstige Gehaltsempfänger	gelernte	ungelernte					
1	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
2	14	17	3	9	36	37			20	159	100
3	56	65	17	30	428	427			95	1018	100
4	35	34	13	22	75	61			9	185	100
5	13	9	3	8	31	22			7	35	100
	2	2	1	2	8	6			2	10	360
		1	1	1	1				1		1

sich in den letzten 5 Altersgruppen erhöhte. Dies hängt mit der progressiven Bürokratisierung unserer Gesellschaft zusammen usw. . . .

Indem ich abschlieÙe, möchte ich betonen, daß ich mir ganz eindeutig der Kurzschlüsse der analytischen Methode, wie sie beschrieben wurde, und auch der Handicaps, mit welchen wir in unserem Material zu kämpfen hatten, bewußt bin. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß es berechtigt sei, darauf hinzuweisen, daß wir einen Schritt näher auf eine dynamische Analyse der sozialen Mobilität gekommen sind. Zur Abstützung dieser Feststellung mögen drei Punkte noch einmal unterstrichen werden:

1. Der Unterbau der Analyse ist nicht eine spezielle Gruppe, sondern eine *vollständige Bevölkerung*, wenn auch nur eine städtische.
2. Wir haben uns nicht darauf beschränkt, die *Rekrutierung* der Schichten zu erforschen, so wie sie heute *sind*, sondern sind synoptisch den *Abwanderungs- und Zuwanderungsbewegungen* zwischen allen Schichten gefolgt.
3. Diese Prozesse wurden nicht im Hinblick auf eine gegenwärtige Gesellschaft als einer undifferenzierten Ganzheit studiert, sondern getrennt nach jeweils verschiedenen Altersgruppen innerhalb dieser Bevölkerung. Das bedeutet, daß soziale Mobilität erforscht wird als *Bewegungen von Individuen zwischen sich wandelnden Schichten in einer Gesellschaft von einer sich wandelnden Struktur*. Soziale Mobilität von Individuen wird im Zusammenhang gesehen mit sozialen Gestaltungen, welche selbst mobil sind.

## 7. Typologie und Mechanik der gesellschaftlichen Fluktuation

In: W. Bernsdorf und G. Eisermann, Herausgeber, Die Einheit der Sozialwissenschaften, Franz Eulenberg zum Gedächtnis, Ferdinand Enke Verlag Stuttgart 1955, S. 84—116.

*Franz Eulenberg* hat nach dem Zeugnis von Freunden während der letzten Jahre seines Lebens Untersuchungen über die soziale Fluktuation angestellt. Es fügt sich so glücklich, daß ich mich an der Ehrung seines Andenkens mit einer Studie beteiligen kann, deren Gegenstand dem Arbeitsfeld und Interessenkreis des Verstorbenen naheliegt. Leider ist *Franz Eulenberg*s Manuskript im Getümmel der Zeit verlorengegangen. So muß ich mich damit bescheiden, als fachlichen Monolog vorzutragen, was zum fruchtbaren Zwiegespräch über die Schwelle des Todes hinweg hätte werden können.

Diese Studie geht von einem äußerst vereinfachten — und in dieser Einfachheit fiktiven — Modell aus, sucht es dann durch Anreicherung schrittweise der lebendigen Wirklichkeit näher zu bringen und wird, von Phase zu Phase aufsteigend, endlich in die Problematik der gesellschaftlichen Strukturverlagerungen ausmünden. Die Absicht des Versuches reicht jedoch über die Klärung seines Erkenntnisgegenstandes wesentlich hinaus: die gesellschaftliche Fluktuation ist der willkommene und geeignete Sonderfall, an dem zwei allgemeine Grundsätze soziologischer Methodik dargestellt und erprobt werden können.

### *Fluktuation und Schichtung*

Der Begriff der sozialen Fluktuation setzt das Vorstellungsmodell einer irgendwie geschichteten Gesellschaft voraus. Unter Schichtung versteht man den Tatbestand, daß eine Gesellschaft, abgesehen von ihrem Aufbau aus organisierten oder spontan gebildeten Teilgruppen, auch »horizontal« in einzelne Bevölkerungsteile gegliedert sei, die durch Funktion, Rang oder sonstige Sozillage ihrer Mitglieder gegeneinander abgegrenzt sind. Das Wort horizontal ist hier in Anführungszeichen gesetzt, weil es zwar mit Vorliebe in diesem Zusammenhang

gebraucht wird, m. E. jedoch falsch am Platze ist. Es spiegelt einerseits vor, daß die Schichtung eindimensional – eben waagrecht – sei, während doch oft genug mehrere, in verschiedenen Ebenen verlaufende Schichtungen einander durchkreuzen. Die Vorstellung waagerechter Erstreckung der Schichten suggeriert andererseits, daß sie übereinander gelagert seien und demgemäß im Verhältnis des Höher und Tiefer zueinander stehen. Das mag oft, muß aber nicht immer zutreffen. Für gewisse Sozialstrukturen scheint geradezu bezeichnend zu sein, daß ihre Schichten nicht in Rang- oder Gradverhältnissen über-, sondern artverschieden nebeneinander stehen. Mit dem Bild der Horizontalen wird so in den Begriff der Schichtung ein Vorstellungsbestandteil hineingetragen, der nicht im Begriffe selbst liegt und daher nachmals dessen Erkenntnisfunktion verfälschen kann. Davon aber an geeigneter Stelle mehr!

Im Hinblick auf eine geschichtete Gesellschaft bedeutet soziale Fluktuation, daß zwischen gegebenen Schichten ein Zu- und Abstrom von Einer-Massen stattfindet. *Max Weber* bestimmte bekanntlich die soziale Klasse als »die Gesamtheit derjenigen Klassenlagen . . . , zwischen denen ein Wechsel  $\alpha$ ) persönlich,  $\beta$ ) in der Generationenfolge leicht möglich ist und typisch stattzufinden pflegt<sup>1</sup>. Auch sonst ist die Vorstellung verbreitet, daß z. B. Kasten und Stände durch institutionelle Schranken – wenigstens nach oben hin – gegeneinander abgesperrt, Klassen aber grundsätzlich offen seien. Möglichkeit und Vorkommen sozialer Fluktuation werden so geradezu Merkmale gewisser historisch oder typologisch näher bestimmter Schichtstrukturen: in der Klassengesellschaft findet Fluktuation statt – in anders strukturierten Gesellschaften mögen die Schichten stagnieren. Diese Auffassung sei zunächst nur vorgeführt, später wird sich Gelegenheit dazu bieten, ihre Haltbarkeit zu prüfen (S. 137 ff.).

Das fiktiv vereinfachte Modell, von dem ich ausgehe, um dann die Notwendigkeit seiner Überwindung nachzuweisen, ist die *stationäre Gesellschaftsstruktur*. Die übliche Erörterung der sozialen Fluktuation hält sich an die Voraussetzung, daß die Gesellschaftsglieder *innerhalb* eines Schichtungsgefüges von beharrend gedachter Struktur ihre Standorte ändern.

1 *Wirtschaft und Gesellschaft*, 2. Aufl., Tübingen 1925, Bd. 1, S. 177.

Die hohe Aufmerksamkeit, die der sozialen Fluktuation zugewendet wurde (und wird), ist vor allem gesellschaftspolitischen Ursprungs. Pragmatische Interessen haben die theoretische Fragestellung angeregt — und trüben zuweilen die theoretische Problembehandlung. Die Quellen dieses Interesses sind im liberalen und demokratischen Vorstellungskreis zu suchen.

Die *liberale* Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wendet sich von traditionellen Lebensformen ab und huldigt dem Zielbild der Maximierung sachlicher Leistung. Sie erstrebt daher eine möglichst vollkommene Menschauslese für die mannigfachen Funktionen in ihrem arbeitsteilig reich gegliederten Haushalt. Der rechte Mann am rechten Platz — ohne Ansehung der »Zufälligkeiten« seiner Geburt und Kindheit. Lebhaftige Fluktuation zwischen Schichten der *Berufsart* erscheint da als Zeichen und Gewähr dafür, daß der Auslesemechanismus einwandfrei wirkt. Hier geht also der Gedanke der sozialen Fluktuation mit dem der Konkurrenz Hand in Hand. Wie im liberalen Wirtschaftsdenken, so dient auch im liberalen Gesellschaftsdenken die Sicherung ungehemmter Konkurrenz dem *allgemeinen Besten*. Um der Gesellschaft als solcher willen ist es wünschenswert, jeden Einzelnen seinen angemessenen Platz finden zu lassen — unbehindert durch Nachteile eines ungünstigen Startes und unbeschützt durch Privilegien<sup>1)</sup>

Das *demokratische* Gleichheitsideal gibt diesem Vorstellungskomplex eine besondere Wendung. Artverschiedene Funktionen gewähren ihren Ausübenden teils bevorzugte, teils minder günstige gesellschaftliche Standorte. Sofern eine gewisse Rangskala der Funktionen selbst allgemein anerkannt ist — sie läßt sich ja nie objektiv begründen! — und sofern die Verteilung der Funktionen als Ergebnis »gerechter«, d. h. auf sachlicher Eignung beruhender Auslese betrachtet wird, erregt diese Ungleichheit der Ränge und Einkommen keinen Anstoß. Gerade darum ist aber im Namen der Demokratie doppelt streng auf Gleichheit der sozialen Chancen zu halten. Die gesellschaftliche Fluktuation ist das Ventil für den sozialen Auftrieb benachteiligter Schichten. Von der Annahme ausgehend, daß die Verteilung der Begabungen von der

1) Die Ideologienbildung kann putzige Purzelbäume schlagen. Eine begünstigte Schicht, deren Kinder zumeist wieder in begünstigte Stellungen einrücken, erklärt diesen Mangel an Fluktuation nicht damit, daß ihre Kinder durch Milieuvorteile gegen die volle Härte des Auslesemechanismus (Konkurrenz) geschützt seien, sondern unterstellt dogmatisch die volle Wirksamkeit des Auslesemechanismus und schließt aus der trotzdem trägen Fluktuation, daß ihre Kinder eine natürliche Begabungsauslese darstellen (reaktionärer Sozial-Darwinismus).



sozialen Lage der Eltern ganz oder weitgehend unabhängig sei, schließt man aus träger Fluktuation auf ein Versagen des Auslesemechanismus. Das Handicap der unteren Klassen wirkt als Deckel dem Aufstieg, das Privilegium der oberen Klassen wirkt als Auffangnetz dem Abstieg entgegen. Hier geht die Vorstellung der Fluktuation eine Verbindung mit dem *Milieudeterminismus* ein. Lebhaftige Fluktuation wird Inhalt einer von den Unter- und Mittelschichten oder in deren Namen erhobenen Forderungen *sozialer Gerechtigkeit*. In der Perspektive des demokratischen Gleichheitsgedankens wird der Begriff der Fluktuation einseitig im Sinne des *Auf- und Abstiegs* zwischen Schichten verschiedenen günstiger Position umgedeutet.

### *Schichtübergang und Fluktuation*

Es sei nun versucht, die Typologie und Mechanik der Fluktuation in einer stationären Gesellschaft, d. h. unter der Voraussetzung beharren-der Schichtstruktur, darzustellen. Zur äußersten Peripherie des damit abgesteckten Blickfeldes vordringend, wird man dann die Unzulänglich-keit dieser Schauweise erkennen.

Die gesellschaftliche Fluktuation ist schon eine Erscheinung höherer Ordnung, sie ist zusammengesetzter Natur und analytisch auf die Erscheinung des *Übergangs* von Schicht zu Schicht oder des Statuswechsels als Einzelerscheinung zurückzuführen. Einzelne Personen (oder Familien) gehen von einer Schicht zur anderen über. Dieser Prozeß des Einzelübergangs ist als solcher soziologisch wenig beachtet, weil er vermutlich in Gesellschaften beliebiger Struktur als Einzelfall vorkommt. Mit gutem Grund hebt *Max Weber* als Merkmal der sozialen Klasse hervor, daß der Statuswechsel *typisch*, nicht nur gelegentlich, stattfinde.

Die Fluktuation ist ein Massenvorgang, der sich aus Häufung von Einzelübergängen (gleicher Richtung, von gleichen Ausgangs- zu gleichen Zielschichten) ergibt. Die Häufigkeit der Einzelübergänge innerhalb einer Zeiteinheit und im Verhältnis zur Gesamtmenge der Population ist die *Frequenz* der Fluktuation, d. h. ihre quantitative Bestimmung (oder doch eine ihrer quantitativen Bestimmungen). Der

schematische Ausdruck für sie ist  $\frac{\ddot{u}_1 + \ddot{u}_2 + \dots + \ddot{u}_n}{n} = f$ , worin  $\ddot{u}$  = Einzelübergang,  $n$  = Zahl der Gesellschaftsglieder und  $f$  = Frequenzquote der Fluktuation ist.

Sollte diese Formel nicht nur operativen Wert haben, sondern einen wirklichen Sachverhalt quantifizierend ausdrücken, müßte sie natürlich

durch Rücksichtnahme auf alle die Fluktuation beeinflussenden Umstände mannigfach modifiziert und daher um zahlreiche Symbole vermehrt werden<sup>1</sup>.

### *Persönlicher Übergang und Übergang in der Generationenfolge*

Seit *Max Weber* sind wir daran gewöhnt, zwei Formen des Schichtübergangs (Statuswechsels) zu unterscheiden. Er kann entweder persönlich oder in der Generationenfolge stattfinden.

*Persönlicher* Übergang bedeutet, daß eine Person ihre Lebensbahn z. B. als Handwerker beginnt und als Großindustrieller beendet, oder daß die Krankenpflegerin den Oberarzt heiratet, unter dem sie Dienst tat.

Übergang in der *Generationenfolge* bedeutet, daß der Bauernsohn Pfarrer wird oder der unbegabte Sohn des höheren Beamten nach mißglücktem Studium in untergeordneter Stellung versorgt wird.

Die Unterscheidung ist begrifflich anfechtbar. Auch der Übergang in der Generationenfolge ist »persönlich«. Das Bauernkind beginnt sein Leben im bäuerlichen Milieu und wandert mit Beginn der höheren Schule aus diesem Milieu in das »studierte« ab. Die soziologische Berechtigung der Distinktion kann nur praktisch begründet werden. Man führt die Begriffe der Laufbahn und des Startes in den Zusammenhang ein. Als kritischer Punkt wird der Eintritt in das aktive gesellschaftliche Dasein gewählt. Als Übergang in der Generationenfolge erscheint dann der Fall, in dem der Nachkomme seine Laufbahn als aktives Glied der Gesellschaft auf einer anderen Ebene startet als seine Eltern sich befinden (oder befanden). *Persönlicher* Übergang liegt vor, wenn eine Person im Verlauf ihrer Lebensbahn als aktives Glied der Gesellschaft auf eine andere soziale Ebene hinüberwechselt. Es wäre insofern besser, zwischen Übergang im Start (Generationenfolge) und Übergang während der Lebensbahn (persönlich) zu unterscheiden.

In einer Gesellschaft, die arbeitsteilig stark gegliedert ist und in der die Leistungsqualifikationen noch spezialisiert sind, werden die durch Erziehung und Ausbildung bedingten sozialen Chancen, d. h. aber die soziale *Mitgift des Elternhauses*, weitgehend die ganze Lebensbahn bestimmen. Außerdem scheint die Vorstellung hereinzuspielen, daß (persönliche) Übergänge im Verlauf der Lebensbahn – der Versuch,

<sup>1</sup> Das Institut für Gesellschaftsforschung an der Universität Aarhus arbeitete 1949 an dieser Aufgabe, ohne vorerst ihrer mathematisch-statistischen Lösbarkeit gewiß zu sein. Selbst in Begrenzung auf das Modell einer stationären Gesellschaftsstruktur war ein höchst verwickeltes Zusammenspiel von Faktoren zu bewältigen (vgl. hierzu Anm. des Herausgebers G. Eisermann zu Anm. 14).

der Erfolg und das Mißglücken — ihre Wurzel in den Antrieben und Fähigkeiten des Einzelnen selbst haben, Übergänge in der Generationenfolge (im Start) aber ein Ausschlag der sozialen Antriebe der Eltern, des Familienehrgeizes sind, gestützt oder vereitelt durch die Fähigkeiten des Abkömmlings. Insofern ist die Unterscheidung an bestimmten gesellschaftlich-strukturellen Voraussetzungen, nämlich solchen der bürgerlichen Lebensordnung, ausgerichtet<sup>1</sup>.

Diese beiden Formen des Schichtüberganges werden später in anderem Zusammenhang wieder auftauchen. Sofern wir sie operativ anerkennen, haben wir zwischen Fluktuation kraft persönlichen Übergangs und Fluktuation kraft Übergangs in der Generationenfolge zu unterscheiden. Anders ausgedrückt: eine beobachtete Massenfuktuation mag entweder auf Übergängen der einen oder anderen Art oder Übergängen beider Arten in beliebigem Mengenverhältnis beruhen.

Trotz der angeführten ernstesten Bedenken gegen die theoretische Zulässigkeit der Begriffsbildung wird weiterhin die Erörterung der Fluktuation sich im wesentlichen an den Mechanismus des Übergangs in der Generationenfolge halten. Die Gründe dafür werden im Lauf der Diskussion von selbst offenbar.

1 Ein konkreter Fall mag die Unsicherheit der Unterscheidung beleuchten. Heiratet die Krankenpflegerin den Oberarzt, wird das zweifellos als persönlicher Übergang zu buchen sein. Heiratet die Bauerntochter den Pfarrer, zögert man, den Fall ebenso zu klassifizieren. Bei Mädchen spielt die Gattenwahl eine ähnliche Rolle wie die Berufswahl bei Knaben, fiele also unter die Übergänge in der Generationenfolge (im Start). Man erinnere sich, welche Bedeutung es vor 50—60 Jahren hatte, daß ein kleinerer Fabrikant seiner Tochter die für einen unbemittelten Kavallerieleutnant nötige Mitgift geben konnte. Wie er dank seinem Wohlstand den Sohn in einer akademischen Laufbahn startete, so konnte er aus gleicher Kraft die Tochter in einen damals als höher eingeschätzten sozialen Status einkaufen. Ein Vergleich unserer beiden Beispiele legt den Schluß nahe, daß Heirat bei der Braut persönlichen Übergang begründet, wenn sie erwerbstätig ist — sie ändert ihre Laufbahn —, dagegen Übergang in der Generationsfolge, wenn sie bislang Haustochter war — die Eheschließung ist ihr Start als aktives Glied der Gesellschaft. Wiederum spielt hier der dem altbürgerlichen Vorstellungskreis geläufige Gedanke herein, die normale Lebensbahn der Frau liege in der häuslichen, die des Mannes in der beruflichen Ebene. — Zwei Probefälle können nur zur Steigerung der Bedenken gegen die begriffliche Unterscheidung beitragen. 1. Die Arbeitertochter besucht die höhere Handelsschule, wird Stenotypistin, erobert in dieser Eigenschaft ihren Chef und wird zur Fabrikbesitzergattin. — 2. Der Sohn des Dorfschullehrers studiert Jura und führt als hoffnungsvoller Referendar die Tochter des Großkaufmanns heim. — Beide Fälle liegen insofern gleich, als der Start der jungen Generation auf anderer sozialer Ebene zugleich die Gelegenheit zu einem späteren Statuswechsel im Verlauf der eigenen Lebensbahn darbot. Wenn die Frau »emanzipierte« und vor der Ehe berufstätig ist, wird ihr Statuswechsel durch Heirat ebenso beurteilt wie beim Manne.

Gesellschaftliche Fluktuation ist Zu- und Abstrom von Einermassen zwischen Schichten. Um eine Fluktuation höherer oder niedrigerer Frequenz feststellen zu können, hat man also die Population in ein aus mindestens zwei, grundsätzlich beliebig vielen Segmenten bestehendes Schichtungsfeld einzuordnen. Nur ein sehr naiver Betrachter kann glauben, daß dies Schichtungsfeld eben mit der tatsächlichen Schichtstruktur der Gesellschaft objektiv gegeben sei.

Gesetzt, man wolle die Fluktationsfrequenz in der westeuropäischen Gesellschaft von heute untersuchen und dabei vom *Marxschen* Schichtungsmodell dieser Gesellschaft ausgehen! Das Schichtungsfeld entspräche dann der Klassenstruktur. Sofort tauchte die Frage auf, ob man das vereinfachte Modell des *Kommunistischen Manifestes* oder das tiefer differenzierte wählen solle, das sich aus Stellen im *Kapital* und anderen Werken von *Marx* oder den Schriften seiner Fortsetzer ergibt.

Das ist in diesem Falle nicht nur eine Frage mehr oder weniger detaillierter Betrachtung, sondern bestimmend für den Befund selbst. Es könnte z. B. sein — wir setzen versuchsweise den Fall —, daß zwischen den Hauptklassen der Kapitalisten (A) und Lohnempfänger (B) eine im Verhältnis zu den Volumina dieser Schichten geringe Fluktuation stattfindet, eine recht lebhaft aber zwischen gewissen Teilklassen *innerhalb* jeder der beiden Hauptklassen. Man fände dann auf Grund eines und desselben Tatbestandes eine träge oder lebhaft Gesamtfluktuation, je nachdem man ein größer oder feiner gegliedertes Schichtungsfeld wählte. Das grobgegliederte verbirgt gewisse tatsächlich stattfindende Austauschströmungen. Insoweit könnte man sich freilich damit beruhigen, daß im gleichen sozialen Beobachtungsraume natürlich größere Gesamtmassen in kleineren Parteien bewegt erscheinen, je mehr Grenzlinien durch den Raum gezogen werden. Ein bestimmter numerischer Ausdruck für die Fluktationsfrequenzen (Anzahl der Einzelübergänge per 100 der Population) besagt also ganz Verschiedenes, je nach der Anzahl der Schichten in dem der Beobachtung zugrunde gelegten Schichtungsfeld.

Dabei bewendet es aber nicht. Durch die Wahl des Schichtungsfeldes können auch *charakteristische* Fluktuationen verschleiert werden. Das ergibt sich aus folgendem frei erdachten Diagramm, in dem A und B die Hauptschichten, A<sub>1</sub>, A<sub>2</sub>, A<sub>3</sub> und B<sub>1</sub>, B<sub>2</sub>, B<sub>3</sub> die Teilschichten sind, und die Pfeile Fluktuationen gleicher Massen (d. h. gleiche Summen von Einzelübergängen) bedeuten.

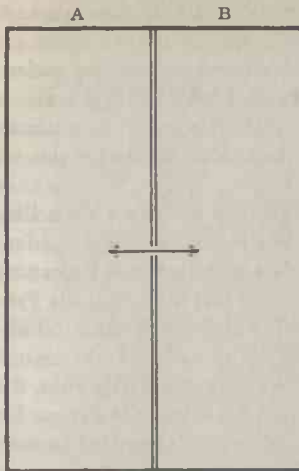


Abb. 1

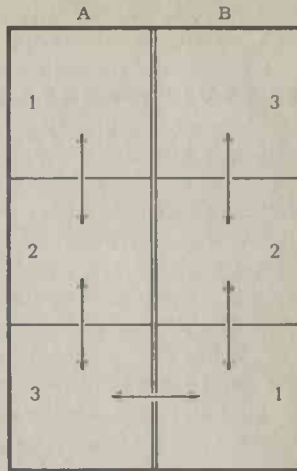


Abb. 2

Im ersten Falle ist die Fluktationsfrequenz im Verhältnis zum Volumen der Schichten geringer als im zweiten, der wohlgemerkt die gleiche Tatsachenlage deckt. Da hier die Schichtvolumina (6 Schichten statt 2) viel kleiner, die zwischen je zwei Schichten fluktuierenden Massen jedoch als ebenso groß angenommen sind, wird die relative Frequenz der Fluktuationen größer. Zudem zeigt sich aber im unterstellten Falle, daß der im ersten Bild gefundene Zu- und Abstrom zwischen A und B auf je eine bestimmte Teilschicht von A und B lokalisiert ist, und im Verhältnis zu den Volumina dieser Teilschichten  $A_3$  und  $B_1$  ist die Fluktuation dreimal stärker als im Verhältnis zu den Volumina der Hauptschichten A und B. Das wirft dann ein neues Licht auf die Gesamtheit der Fluktuationsvorgänge: die Teilschichten  $A_3$  und  $B_1$  erscheinen als die typischen *Durchgangsstationen* auf dem Wege von A nach B und von B nach A. Wir werden sehen, daß der frei konstruierte Fall in dieser Hinsicht eine Wirklichkeit von erheblicher Bedeutung spiegelt.

Schon insofern zeigt sich, daß die Fluktuation nicht etwa eine gegebene soziologische Größe ist, die es nur zu messen gilt. Sie ist vielmehr eine Funktion des Schichtungsfeldes, das man zum Zwecke der Fluktuationmessung konstruiert. Dies gilt nun leider nicht nur für den Gliederungsgrad des Schichtungsfeldes, sondern auch für die Linienführung, die ihm zugrunde liegt. Die Schichtstruktur einer Gesellschaft ist nämlich mindestens ebenso sehr ein Ergebnis der Deutung wie der Tatsachenbeobachtung. Darum kann nur innerhalb sehr dehnbarer Grenzen

von »natürlichen«, einer empirisch festgestellten Struktur entsprechenden Schichtungslinien die Rede sein. Der Erfahrung ist unmittelbar gar nicht eine Gesellschaft von bestimmter Schichtstruktur gegeben, sondern eine Population von unendlicher Varianz der Einer. Die Konstruktion des Schichtungsfeldes ist daher Aufgabe einer sozialstatistischen Klassifikation, und für eine solche bieten zahlreiche Merkmalsreihen sich an, zwischen denen man zu wählen hat.

Schichten sollen Einermassen ungefähr gleicher Sozillage darstellen. Als Schichtungsmerkmale sind also alle jene Bestimmungen grundsätzlich geeignet, die für die Sozillage des Merkmalträgers von Bedeutung sind. Ich exemplifiziere wiederum auf *Marx*. Ihm erschienen die Produktionsverhältnisse als ausschlaggebend für die Sozialstruktur (Schichtung), und er wies ausdrücklich den Gedanken ab, daß die Einkommenshöhe damit etwas zu tun habe. Er meinte damit wahrhaftig nicht, die Höhe des Einkommens sei belanglos für die Sozillage der Person. Sie hat nichts mit der *Klassenlage* zu tun — aber die Klassenlage ist nach *Marx* zwar die kardinale, keineswegs jedoch die einzige Bestimmung der Sozillage.

Was folgt daraus für unsere Frage? Die so oder so beschriebene, eine gesellschaftliche Epoche kennzeichnende Sozialstruktur ist das Ergebnis einer konstruktiven Gesellschaftsanalyse. Sie besagt, daß man gerade diesen Aufbau der Schichten für zeitcharakteristisch, nicht aber, daß man ihn für den Schichtaufbau der Gesellschaft halte und das Bestehen anderer Schichtungen leugne. Untersucht man also die Frequenz der Fluktuation innerhalb eines Schichtungsfeldes nach dem Ebenbild der vermeintlichen Sozialstruktur, so bewegt man sich innerhalb der Grenzen einer konstruktiven Gesellschaftsdeutung und wird vermutlich nichts anderes finden als Bestätigungen dieser Deutung. Man prüft nicht ihren Wert als Wirklichkeitsbild, sondern ignoriert, ja verschleiert geradezu alles, was ihr widersprechen könnte. Man verbaut sich selbst den Ausblick auf etwaige Tendenzen der Strukturänderung<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Dafür ein einziges Beispiel. Hätte ein Soziologe um 1400 die Fluktuation der damaligen Gesellschaft untersucht und als Schichtungsfeld das der zeitgenössischen Auffassung entsprechende Modell ständischer Sozialstruktur gewählt, so hätte er, »die Handwerker« als eine Schicht erfaßt und die (äußerst träge) Fluktuation von ihnen zu anderen Schichten festgestellt. Er hätte übersehen, daß die Fluktuation von der Gesellen- zur Meisterschaft innerhalb des Handwerks gleichfalls abzuflauen begann. Das wäre offenbar geworden, wenn er ungeachtet der dogmatischen Vorstellung ständischer Struktur in seinem Schichtungsfelde auch auf das Produktionsverhältnis Rücksicht genommen hätte. »Nur ein Teil der Gesellen fluktuiert kraft persönlichen Übergangs zu den Meistern — während das um 1300 die allgemeine Regel war.« Eine neue Differenzierung kündigt sich an.

Messungen der Fluktationsfrequenz geben also nie die wirklich in der Gesellschaft vorkommenden, sondern immer nur operativ die im zugrunde gelegten Schichtungsfeld erscheinenden Fluktuationen an. Dies ist nur ein Sonderfall des heute in allen exakten Wissenschaften anerkannten Satzes, daß das Experiment nicht über einen gegebenen Gegenstand Aufschluß gibt, sondern vielmehr selbst seinen Gegenstand schafft. Je tiefer man freilich das Schichtungsfeld gliedert, desto mehr faktische Strömungen werden zum Vorschein kommen. Ein so ermitteltes Fluktationsbild gewährt dann eine zuverlässige empirische Stütze für konstruktive Aussagen über die Sozialstruktur.

### *Dimensionen der Schichtung*

Im Ergebnis der eben vorgetragenen Betrachtungen liegt schon beschlossen, daß die Schichtung einer Gesellschaft nicht ein-, sondern mehrdimensional ist. Das gilt jedenfalls für jegliche über die primitivste Stufe hinaus entwickelte, höher organisierte Gesellschaft. Die Gesellschaftsschicht ist als Bevölkerungsteil in gleichartiger Soziallage bestimmt worden, und die Soziallagen der Glieder einer Gesellschaft vorgeschrittener Entwicklungsstufe sind nicht durch Merkmale einer einzigen, sondern mehrerer sich kreuzender Reihen bedingt.

Das schließt nicht aus, daß man in bestimmter Frageabsicht an der Fluktuation in nur *einer* Ebene interessiert sein mag. In solchem Falle ist es zulässig, ein eindimensionales Schichtungsfeld zu wählen. Sucht man aber Aufschluß über die soziale Fluktuation als solche, d. h. über alle Bewegungen zwischen allen in einer Gesellschaft faktisch vorgefundenen Soziallagen, hat man sein Schichtungsfeld mehrdimensional zu konstruieren. Wie viele und welche Schichtungen man zu berücksichtigen hat, hängt vom Gesamtzustand der untersuchten Gesellschaft ab. Man hat sich zu fragen und sorgsame Lebensbeobachtung zu ermitteln, welche Umstände in dieser Gesellschaft wesentlichen Einfluß auf die Soziallage des Einzelnen haben. Je tiefer und mannigfaltiger man sein Schichtungsfeld differenziert, desto wirklichkeitsnäher wird das gewonnene Fluktationsbild sein.

Diese Selbstverständlichkeit bedarf ausdrücklicher Hervorhebung, weil die Erforschung der gesellschaftlichen Fluktuation vom Bewegungsbild des »sozialen Auf- und Abstiegs« geradezu fasziniert ist. Das ist ja das Stichwort, unter dem der größte Teil des Schrifttums zur Frage zu finden ist. Als ob es nur Bewegungen in dieser einen Dimension des Auf und Ab, nicht aber Seitenbewegungen auf gleichem Niveau gäbe! Hier spukt teils das Modell der Horizontalgliederung, das in den

Begriff der sozialen Schichtung eingeführt ist und an dem gleich anfangs Kritik geübt wurde<sup>1</sup>, teils dürfte das besondere, gesellschaftspolitische Interesse an den Möglichkeiten für Erreichung günstigerer Soziallagen die Theorie und Deskription in diese Richtung vereinseitigt haben. Nur *eine* Seitenbewegung ist genauer studiert, nämlich die vom agrarischen zum industriellen Gesellschaftssektor — die aber bezeichnenderweise nicht als *Fluktuation* zwischen Schichten, sondern als *Migration* zwischen Siedlungsformen.

Eine allseitige Kritik dieser Sichtverengerung bietet Gelegenheit dazu, wesentliche Züge der gesellschaftlichen Fluktuation in schärferes Licht zu rücken.

#### *Auf- und Abstieg*

Die soziale Schichtstruktur wird als eine Stufenleiter gesehen, auf der jeder denkbare Platzwechsel entweder auf- oder abwärts führt. Das ist jedenfalls in der heutigen Gesellschaft nicht der Fall, und es ist ebendrin eine Frage, ob nicht andere Bewegungen von größerer Bedeutung sind. Der Sohn des Handwerksmeisters, der die Werkstatt des Vaters zum kleinindustriellen Betrieb entwickelt, ist sicherlich aufgestiegen. Ist es aber für die Erkenntnis der Gesellschaftsstruktur nicht wichtiger festzustellen, inwieweit die Kinder die Berufszweige ihrer Eltern verlassen und — mit oder ohne Niveauperänderung — in *andere* übergehen? Von der Landwirtschaft zum Gewerbe? Vom Handwerker zum Handel? Vom gewerblichen zu immateriellen Berufen? Vom Beamtenstand zu einem freien Beruf oder in den Dienst der Wirtschaft? usw. Sofern solche Übergänge zwischen artverschiedenen Schichten nicht zugleich die Höhenlage auf der sozialen Stufenleiter berühren, fallen sie *sub specie* des Auf- und Abstieges einfach unter den Tisch. — Insoweit richtet die Kritik sich nicht gegen das Begriffsmodell des Auf- und Abstieges als solches, sondern nur gegen die einseitige Beschränkung darauf.

An sich könnte man sehrwohl eindimensional den sozialen Auf- und Abstieg studieren, ohne deshalb die Seitenbewegungen aus den Augen zu verlieren. Das würde aber, wenn wir uns z. B. den agrarischen und gewerblichen Gesellschaftssektor sowie die immateriellen Berufe als drei nebengeordnete Schichten denken, zur Voraussetzung haben, daß jeder Platz im einen Sektor mit gewissen Plätzen in jedem der beiden anderen Sektoren auf gleicher Höhe steht. Das würde Maßstäbe —

<sup>1</sup> Seite 114 f.



wenn nicht objektive, so doch wenigstens subjektive — erfordern, und gerade diese gibt es nicht. Der Übergang vom Kleinbauernsohn zum Arzt wird allgemein als Aufstieg angesehen. In welchem Höhenverhältnis stehen aber Manufakturhändler und Rechtsanwalt oder mittlerer Bauer und Schreinermeister? Die Plätze in verschiedenen Sektoren sind ihren Höhenlagen nach zum Teil unvergleichbar, und insoweit ist beim Übergang einer Person von einem Sektor zum anderen unmöglich zu entscheiden, ob Aufstieg, Abstieg oder keines von beiden vorliegt. Hier wird das Modell Auf- und Abstieg als solches unbrauchbar.

Es erschwert die Beurteilung, daß nicht einmal »Auf- und Abstieg« selbst ein eindimensionales Modell ist. Wo immer von einem Auf und Ab die Rede ist, hat die Frage zu folgen: in welcher Hinsicht? Wenn der Sohn des Gewerbetreibenden höherer Beamter wurde, war das nach den Auffassungen der Jahrhundertwende ein sozialer Ranggewinn, aber es war zugleich in der Regel ein Abstieg auf der Einkommenskala — mindestens zu Beginn der Laufbahn<sup>1</sup>. Liegt dann im Endeffekt Auf- oder Abstieg vor? Umgekehrt ist mancher ungeratene Sohn, indem er die ihm von den Eltern zugedachte ehrenvolle Laufbahn verscherzte, nachmals in minder geachteter Stellung zu weit größerem Wohlstand gekommen als seine musterhaften Brüder.

Wie solche simultan-konträre Bewegungen zu beurteilen sind, hängt offenbar von den in einer Gesellschaft herrschenden Bewertungsmaßstäben ab. Diese aber sind zeitlichen Veränderungen unterworfen. Das allein wäre nun freilich kein Hindernis für eindeutige Placierung. Die verschiedenen Soziallagen wären einfach gemäß der zur Zeit allgemeinen Einschätzung auf einer Skala anzuordnen. In den angeführten Beispielfällen käme es dann bloß darauf an festzustellen, ob Rang und Ansehen oder Einkommenshöhe in der allgemeinen Bewertung der Zeitgenossen den Ausschlag geben. Gewisse Komplikationen mögen sich dabei einstellen. Es ist z. B. denkbar, daß höhere Ausbildungsstufe bis zu einer gewissen Grenze Unterschiede des Wohlstands wettmacht, an einer ungefähr bestimmbar Schwellen aber Reichtum vor allem andern den Ausschlag gibt.

Im berufsständischen 19. Jahrhundert waren trotz der Konkurrenz mehrerer Maßstäbe die sozialen Höhenlagen der verschiedenen Lebensstellungen noch ziemlich fest bestimmbar. In der heutigen Gesellschaft sind die Placierungen schon außerordentlich unsicher, und das nicht nur, weil allgemeine soziale Umwertungen im Gange sind: die bis-

<sup>1</sup> Hier stoßen wir auf die Frage des Verhältnisses zwischen Fluktuation und Karriere, das später gesondert zu erörtern sein wird (S. 132).

herigen Einschätzungen verlieren ihre Geltung, neue Maßstäbe sind (noch?) nicht eingespielt. Es hat — viel weitergehend — den Anschein, als ob allgemein anerkannte Einschätzungen überhaupt in Auflösung begriffen seien. Die immer tiefer greifende funktionelle Gliederung der Gesellschaft und das Verschwinden der letzten Reste ständischer Vorstellungen haben mit sich gebracht, daß ein und derselbe soziale Platz im Verhältnis zu anderen Plätzen von verschiedenen Gesellschaftsschichten ungleich eingeschätzt wird. Ich halte es daher für höchst bedenklich, wenn *W. Ll. Warner* und seine Schule den Rangstatus im eigenen und fremden Urteil geradezu als einen Hauptbestandteil in den Begriff der Klasse aufnehmen<sup>1</sup>. Selbsteinschätzung und Einschätzung durch andere widersprechen heute vielfach einander<sup>2</sup>, und die gleiche Soziallage A wird von den öffentlichen Meinungen einer Schicht B vielleicht anders bewertet als von einer Schicht C. Es sieht in der Tat so aus, als ob Schichtlagen nicht länger durch allgemeine Einschätzung (*Wert-consensus*) bestimmt seien, sondern vielmehr umgekehrt eine besondere Bewertungsskala der Soziallagen geradezu typisch für die einzelne Gesellschaftsschicht sei. Das ist dann in der Tat nur ein Sonderfall der allgemeinen Erscheinung, die als das *Wertschisma* in der Gesellschaft der Gegenwart gekennzeichnet werden kann<sup>3</sup>. Mit dem Zusammenbruch der objektiven Wertphilosophien treten die den verschiedenen sozialen Lebensmilieus entsprechenden Wertideologien gleichberechtigt nebeneinander. Wenn Gesellschaftsschichten nachweislich sogar in ihren moralischen Grundauffassungen durch ein Wertschisma geschieden sind, ist Ungleichheit der sozialen Statusbewertungen erst recht zu erwarten. Wenn objektive oder kraft allgemeiner Anerkennung quasi-objektive Bewertungsmaßstäbe ihre Geltung verlieren und widersprechende, von getrennten Meinungskreisen getragene Bewertungen einander gegenüberstehen, stellt sehr bald allgemeine Bewertungskepsis sich ein. Selbsteinschätzungen, die statt allgemeiner Stützung vielfachen Widerspruch finden, werden sich nur zag-

1 *W. Ll. Warner: Yankee City Series. 1941 u. f. J. Die Definition der Klasse sieht von wirtschaftlichen Faktoren ab. »Klassen sind zwei oder mehrere Bevölkerungsgruppen (orders of people), die der öffentlichen Einschätzung nach im Verhältnis höheren oder niedrigeren Ranges zueinander stehen.« Die Warner'sche Schule rechnet mit folgenden sechs Klassen: upper-ten, lower-upper, upper-middle, lower-middle, upper-lower, lower-lower.*

2 Während z. B. noch immer der Akademiker geneigt ist, sich dem Geschäftsmann gegenüber als sozial gehoben zu fühlen, blickt dieser oft geringschätzig auf den Akademiker herab. Während nämlich die eine Schicht sich am Bildungsstandard orientiert, folgt die andere dem Maßstab des Wohlstandes.

3 Näheres darüber in meinen *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts*, 1947, S. 250 ff. (in dieser Auswahl S. 398 ff.).

haft nach außen hin behaupten und nehmen am Ende kaum noch sich selbst ernst.

Als einziger Höhenunterschied der Soziallagen bleibt dann der objektiv meßbare des Vermögens und Einkommens, der aber als Schichtungsmerkmal von zweifelhaftem Wert ist — warum, wird nachher erörtert werden (S. 133).

Im Hinblick auf die gegenwärtige Gesellschaft wird man angesichts dieser schwankenden Maßstäbe gut tun, bei einer Untersuchung der gesellschaftlichen Fluktuation zunächst von den Kategorien des Auf- und Abstiegs abzusehen. Die Zu- und Abströme selbst und deren Feststellung bleiben von wirklichen oder vermeintlichen Unterschieden der Höhenlage völlig unberührt. Insofern sind die Kategorien des Auf- und Abstiegs struktursoziologisch entbehrlich und bringen nur die Objektivität der Einsicht in Gefahr. Soweit — zweifelhafte und angefochtene — Vorstellungen des Auf und Ab sich subjektiv an gewisse Bewegungsvorgänge knüpfen, sind sie in eine *sozialpsychologische* Beurteilung der Fluktuationen einzuführen. Sie wirken z. B. als Antriebe zum Versuch des Übergangs von Schicht zu Schicht. In dieser Rolle begegnen wir dem Gedanken des Aufstiegs im folgenden Abschnitt.

#### *Exkurs über den Akademikerstand als Aufstiegsziel*

Konkrete Untersuchungen über die gesellschaftliche Gesamtfuktuation sind selten. Anläufe dazu finden sich bei *F. Zahn*<sup>1</sup>, *P. Sorokin*<sup>2</sup> und neuerdings bei *P. E. Davidson* / *H. D. Andersen*<sup>3</sup>. Wirklich vollständige, die Zu- und Abströme zwischen *allen* Schichten einer Bevölkerung erfassende Studien sind mir aber nicht bekannt<sup>4</sup>. Soziologen

1 Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volk. Heft 117 der Beiträge zur Statistik Bayerns. 1930 (Beachte auch hier im Titel die Festlegung auf eindimensionale Sicht!).

2 *Social Mobility*. 1927.

3 *Occupational Mobility in an American Community*. 1937.

4 Das Institut für Gesellschaftsforschung an der Universität Aarhus führte 1949 mit Hilfe des Statistischen Amtes der Stadt Aarhus eine solche Untersuchung durch. Das Material wurde dadurch beschafft, daß dem Formular für die örtliche Volkszählung entsprechende Fragen (nach dem Stande des Vaters und Schwiegervaters der heute im Arbeitsleben Stehenden) beigelegt wurden. Die Erhebung umfaßt eine städtische Bevölkerung von 110 000 Personen, etwa 36 000 Hausstände. Vgl. hierzu auch des Verfassers Studie: *Den Danske Studenters Sociale Oprindelse*, Kopenhagen 1950 (Anm. d. Hrsg. G. Eisermann).

und Statistiker zeigen erstaunlich geringes Interesse für die Rekrutierung der Angestelltenschaft oder für das soziale Schicksal der Handwerkerkinder. Sonderstudien liegen vor über die Fluktuation von der Landwirtschaft zu städtischen Berufen, über die Rekrutierung der Eliten und insbesondere die der Akademiker.

Daß seit Ende des 19. Jahrhunderts gerade die Herkunft der Akademiker sich so große Aufmerksamkeit zugezogen hat, beruht in der Hauptsache wohl auf drei Gründen.

1. Gemäß den bis 1914 nachklingenden Standesvorstellungen der altbürgerlichen Gesellschaft waren die Akademiker die kulturtragende und kulturell tonangebende Schicht und als solche von größtem sozialen Gewicht und Interesse.

2. Das frühbürgerliche Traumbild ungehinderter Aufstiegschancen für minderbemittelte Tüchtigkeit zu den besitzenden Schichten war vor den harten Tatsachen kapitalistischer Entwicklung zerstoßen. Wenn auch keine institutionellen Schranken das Arbeiterkind daran hinderten, selbständiger Unternehmer zu werden, so bestanden doch unüberwindbare tatsächliche Hürden. Steigender Kapitalbedarf schon beim Start einer selbständigen gewerblichen Existenz schloß den Unbemittelten (deshalb auch Kreditschwachen) vom Aufstieg innerhalb des gewerblichen Sektors der Gesellschaft der Regel nach aus. Um so mehr richtete das Augenmerk der unteren und mittleren Schichten sich auf den Erwerb höherer Leistungsqualifikationen als einziges Ventil für ihren sozialen Auftrieb. Der Akademiker genoß hohes soziales Ansehen, und sein Arbeitseinkommen lag doch immerhin erheblich über dem anderer Gehalts- und Lohnempfänger. In diese Richtung also drängte — auch hier bestehenden wirtschaftlichen Barrieren zum Trotz — die aufstrebende Jugend aus minder günstigen Herkunftsmilieus.

3. Hierzu kam ein im eigentlichen Sinne politischer Faktor. Der Akademikerstand fiel weitgehend mit dem höheren Beamtentum zusammen, das eine Schlüsselstellung im Staatsleben einnahm. Geriet die Verwaltung und Rechtsprechung in die Hände einer überwiegend aus Abkömmlingen der besitzenden Klassen bestehenden Beamtenschaft, so drohte eine Verfälschung der Demokratie zum bloßen Klassenstaat. Eine ihrer Mehrzahl nach von der wirtschaftlichen Oberschicht abstammende Beamtenschaft war verdächtig, ein gehorsames Werkzeug des Kapitals zu sein. Rekrutierte andererseits die höhere Beamtenschaft sich überwiegend aus den Reihen ihrer eigenen Nachkommenschaft — und das war im 19. Jahrhundert weitgehend der Fall — so schien diese kastenartige Absperrung einer bürokratischen Herrschaftsform entgegenzuführen. Mit Recht oder Unrecht war man davon

überzeugt, daß die Kinder des Volkes in höheren Ämtern größeres soziales Verständnis an den Tag legen würden. Im Namen der Demokratie erstrebten daher die unteren und mittleren Schichten ihren zahlenmäßig entsprechenden Anteil an der Rekrutierung des Beamten­tums.

Vielfache Erhebungen zeigen nun freilich, daß das Kleinbauerntum, die Landarbeiter und die städtische Arbeiterschaft im Verhältnis zur Zahl ihrer Nachkommenschaft nur sehr schwach an der Beschickung der akademischen Lehranstalten beteiligt sind. Man erklärt das von reaktionärer Seite gerne — wenn auch ohne schlüssige Beweisführung — damit, daß eben die Kinder der Akademiker, zum Teil auch die der besitzenden Oberschicht, eine natürliche Begabungsauslese darstellten. Die Arbeiterschaft dagegen ist davon überzeugt, ihre Kinder seien nur durch die Kosten der Ausbildung von akademischen Laufbahnen ausgeschlossen. Die einseitige Rekrutierung der Akademiker sei also ein Ausschlag sozialer Ungerechtigkeit und durch wirtschaftlich-sozialpolitische Maßnahmen zu berichtigen.

Die Ergebnisse der Hochschulstatistik werden offenbar vielfach nach dem schematischen Maßstabe einer »allgemeinen« Fluktuation beurteilt, unter der man sich im Idealfalle vorstellt, daß die Nachkommenschaft jeder Schicht paritätisch zur Erneuerung jeder anderen Schicht beitrage. Demgemäß hätten auch alle anderen Gesellschaftsschichten *pro rata* ihres Nachwuchses in der Studentenschaft vertreten zu sein. So gesehen bleibt die Arbeiterschaft weit hinter »ihrer Quote« zurück.

In einer stark differenzierten Gesellschaft stehen nun aber die einzelnen Schichten einander näher oder ferner. Damit ist nicht nur im Sinne des Auf- und Abstiegs gemeint, daß unten und oben durch mehrere Zwischenstufen getrennt sind, sondern auch, daß einzelne Schichten — ungeachtet ihrer wirklichen oder vermeintlichen Rangfolge — ihrer Funktion und Daseinsatmosphäre nacheinander verwandt oder fremd sind. Alle Anzeichen deuten nun darauf hin, daß in einer solchen Gesellschaft die Fluktuation der Schichten normalerweise nicht als ein allgemeines Wechselt-das-Bäumchen, sondern als *Zirkulation* vor sich geht. Die Regel ist mit anderen Worten lebhaftere Fluktuation zwischen benachbarten oder verwandten Schichten, wogegen Überspringung größerer Abstände — auf-, ab- oder seitwärts — die Ausnahme bleibt. Die oben zitierten *Davidson-Andersen* haben das an der Bevölkerung eines Städtchens des amerikanischen Westens nachgewiesen. Dieser Typus zirkulierender Fluktuation ist schematisch durch Abb. 2 auf S. 121 dargestellt.

Insofern ist es wohl erklärlich, daß die Zahl der studierenden Klein-

bauern — und Arbeiterkinder verhältnismäßig sehr gering ist. Geht man eine Generation weiter zurück, so zeigt sich, daß die Abfolge: Kleinbauer — Lehrer — Akademiker oder: Arbeiter — Angestellter (mittlerer Beamter) — Akademiker weit häufiger ist als der »direkte Aufstieg«<sup>1</sup>. Es gibt allem Anschein nach *typische Durchgangsschichten* für den indirekten Übergang zu den akademischen Berufen.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die dem Studium der Kinder Minderbemittelter entgegenstehen, dürfen gewiß nicht unterschätzt werden. Daß sie aber heute nicht mehr allein den Ausschlag geben, dafür liegen starke Anzeichen vor. Kinder von Angestellten und kleinen Beamten studieren in größerer Zahl als Arbeiterkinder, obwohl die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der ersten kaum größer ist. Andererseits ist die Zahl studierender Arbeiterkinder in Dänemark z. B. kaum höher als anderswo, obgleich das Studium hier völlig unentgeltlich ist und Stipendien in recht großem Umfang zur Verfügung stehen<sup>2</sup>.

Fast möchte man annehmen, daß ein gegebenes soziales Auftriebspotential nicht so sehr der Erreichung einer absolut bestimmten sozialen *Höhenlage* als vielmehr der Überwindung eines gewissen *Schichtabstandes* entspreche. Dem Kleinbauernsohn mit intellektuellem Ehrgeiz schwebt der Lehrerstand, dem Arbeiterkind das technische Angestelltentum als naheliegendes Aufstiegsziel anschaulich vor. Höher geht man kaum das Ziel zu stecken. In diesem Aufstieg der einen Generation ist aber schon als folgerichtige Fortsetzung der Aufstieg der nächsten zu einem akademischen Beruf latent angelegt.

Neben dem Höhenabstand darf die Artverschiedenheit der Funktionen und Atmosphären, neben wirtschaftlichen Bedingungen darf der — fördernde oder hemmende — Einfluß der Aufwuchsmilieus nicht übersehen werden. Die soziale Figur des Lehrers steht dem Bauernjungen anschaulich vor Augen und vertritt in der ländlichen Gesellschaft zusammen mit dem Pfarrer das Intellektuellentum. Das Lehrerehem aber fördert intellektuelle Interessen zweifellos mehr als das bäuerliche. Die Beschäftigungsform des Angestellten, die Büroarbeit mit Feder und Papier, steht durch ihre Atmosphäre dem studierten Beruf näher als die Fabrikarbeit. Kurz, der Dorfschullehrer ist ein natürliches Zwischenglied zwischen bäuerlicher und städtischer Kultur,

1 Erhebungen unter der Kölner Studentenschaft (1947) haben das gezeigt.

2 Wenn die wirtschaftliche Erleichterung des Studiums heute nicht in höherem Maße ausgenutzt wird, mag das zum Teil auch daran liegen, daß die akademischen Berufe infolge relativer Kaufkrafteinbuße und sinkenden Ansehens nicht mehr so verlockend sind wie vor 30—40 Jahren. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir nachher noch einmal auf die Akademiker zu sprechen kommen (S. 145 f., 147 f.).

das Angestelltentum ein natürlicher Übergang zwischen Hand- und Geistesarbeit. —

Schichten in verhältnismäßig günstiger Lage werden stets geneigt sein, sich endogen aus sich selbst zu erneuern — und das nicht nur, weil sie ihre Kinder *wirtschaftlich* günstiger starten können. Eben weil das Aufwuchsmilieu die Berufsneigung beeinflusst, werden die Kinder verhältnismäßig häufig ihren Eltern in einer Berufsschicht günstiger Lage nachfolgen. Der Übergang in eine andere Berufsschicht pflegt veranlaßt zu sein entweder durch eindeutig gerichtete Begabung und Neigung, die aus dem Aufwuchsmilieu ausbricht — vermutlich seltener vorkommend als allgemein angenommen wird —, oder durch Unzufriedenheit mit der Herkunftslage, oder durch besonders verlockende Chancen in einer andern Berufsschicht. Mangels eines dieser Motive dürfte die soziale Beharrungskraft in der Regel siegen.

So ist es denn wohl verständlich, daß der Akademikerstand starke Neigung zeigt, sich endogen zu erneuern. Innerhalb des Sektors der von Lohn oder Gehalt Lebenden steht der Akademikerstand an der Spitze. Der Übergang in die wirtschaftlich günstigeren Lagen des gewerblichen Sektors ist den meisten Akademikerkindern infolge Mangels an Startkapital ebenso verschlossen wie anderen Lohn- und Gehaltsempfängern. Was also sollten Akademikerkinder werden, wenn nicht wieder Akademiker? In der westeuropäischen Gesellschaft der Gegenwart haben sie nur die Wahl zwischen Nachfolge in der Herkunftsschicht oder Statureinbuße. Insofern entspringt eine hohe Quote der endogenen Rekrutierung nicht dem bewußten Bestreben cliquenartiger Selbstabsperrung, kann aber — das darf nicht verschleiert werden — eine solche zur Folge haben.

Die Wirkungen, die das für die Berufsauslese hat, sollten nicht überschätzt werden. Die Akademiker selbst haben in der Regel übertriebene Vorstellungen von dem für ihren Beruf erforderlichen Maß der Sonderbegabung. Die Zone der in der Anlage gegebenen Berufseignung ist breit. Sicherlich wären Massen von Arbeiterkindern und andere, die in verschiedenen Berufen landen, ihrer angeborenen Begabung nach ebenso geeignet für akademische Berufe wie deren tatsächliche Inhaber. Wenn die Akademiker sich gleichwohl weitgehend endogen erneuern, ist das nur sozial zu beanstanden, sofern die Nachkommen anderer Schichten durch institutionelle oder wirtschaftlich-faktische Schranken *ausgesperrt* sind, nicht aber, sofern sie selbst die gebotene Chance ausschlagen. Zum erheblichen Teil, dürfte heute die hohe Quote endogener Rekrutierung der Akademiker weder auf natürlicher Begabungsauslese noch auf Aussperrung schichtexogener Begabungen, sondern auf Milieuwirkungen beruhen. Intellektuelle Begabung guten

Durchschnitts findet die günstigsten Entfaltungsbedingungen in der Atmosphäre eines akademischen Elternhauses und wird durch dessen Lebensstil unmerklich in gleiche oder verwandte Berufsbahn gelenkt. Diese im späteren Beruf förderliche psychische Mitgift des Elternhauses wird in Rechnung zu stellen sein, solange das Elternheim der Regel nach Milieu des Aufwachsens und der Jugendentwicklung ist. — Diese beschreibend-analytischen Aussagen über die Akademiker in der spät- und hochkapitalistischen Gesellschaft sind weder Empfehlung oder Apologie für das Bestehende, noch sind die Argumente gegen Maßnahmen, die eine lebhaftere direkte Rekrutierung der Akademiker gegen Maßnahmen, aus den mindestbemittelten Schichten zum Ziel haben.

### *Aufstieg und Laufbahn*

Es gibt Fluktuationen anderer Richtung als auf- und abwärts. Andererseits ist nicht alles, was wir Aufstieg nennen, eine Fluktuationsbewegung. Man möchte fast sagen: gerade ein Teil der mit größter Sicherheit als Aufstiege erkennbaren Bewegungen hat nichts mit gesellschaftlicher Fluktuation im hier zugrunde liegenden Sinne zu tun. Fluktuation wurde als Zu- und Abstrom von Einer-Massen *zwischen* Schichten bestimmt. Gewisse Aufstiegsbewegungen finden aber *innerhalb* ein und derselben Schicht im (üblichen Sinne) statt. Sie sind Schritte in einer Laufbahn. Die Positionen innerhalb derselben Schicht sind ihrer Höhenlage nach streng miteinander vergleichbar, während die Schichten untereinander es bei weitem nicht immer sind.

Eine kurze Erörterung des Phänomens der Laufbahn lenkt den Blick erneut auf das Verhältnis zwischen persönlichen Übergängen und solchen in der Generationenfolge und auf die Eignung der Einkommenshöhe als Schichtungsmerkmal.

Der Begriff der Laufbahn besagt, daß gewisse Aufwärtsbewegungen potentiell schon im Existenzstart angelegt sind. Das gilt natürlich in erster Linie überall dort, wo ein eigentliches Avancement stattfindet, aber auch in anderen Fällen, in denen eine ansteigende Linie zu erwarten ist: der junge Arzt oder Anwalt, der sich soeben niedergelassen hat, rechnet damit, seine Praxis allmählich hochzuarbeiten, der Geschäftsmann oder Handwerker hofft auf Entwicklung seines neu gegründeten Betriebes.

Ein Beispiel beleuchtet den Unterschied zwischen Schichtübergang und Laufbahn innerhalb der Schicht. Der Handwerksmeister, der mit einem Gesellen beginnt und nach einigen Jahren deren vier beschäf-



tigt, hat eine ansteigende Laufbahn innerhalb seiner Schicht beschrieben. Wandelt er aber seinen sich entwickelnden Betrieb zur Kleinindustrie um, geht er in eine andere Schicht über.

Die Laufbahn ist der normale Fall des *persönlichen* Aufstiegs. In einer funktionell stark gegliederten Gesellschaft mit hoch spezialisierten Berufen und dementsprechend intensiver Berufsausbildung ist die Richtung der Lebensbahn der Regel nach durch den Start bestimmt, und nur der Grad des Erfolges in ihr ist unentschieden. Ob nun in der Generationenfolge der Start in der elterlichen oder einer anderen Schicht stattgefunden hat — so oder so ist nachträglicher persönlicher Schichtwechsel eine Ausnahme. Typischerweise kommt er heute vor allem im Bereich der Politik und der Wirtschaftsorganisationen vor, Lehrer oder Bauer, Geschäftsmann oder Arzt werden ins Parlament gewählt, wiedergewählt, gleiten in die berufs- und gewerbsmäßige Politik über und sind fortan ihrem ursprünglichen Beruf entfremdet. Arbeiter werden zu besoldeten Gewerkschaftsfunktionären, Gewerbetreibende oder Landwirte nehmen erst ein Ehrenamt in ihrer wirtschaftlichen Interessenvertretung an und enden als deren hauptamtliche Syndici. —

Die Chancen des persönlichen Aufstiegs, die eine Schichtlage innerhalb ihrer eigenen Spannweite bietet, werden bei der sozialen Bewertung der Schicht in Rechnung gestellt. Am deutlichsten tritt das im Falle des *Avancements* zutage. Der Anfänger in der Laufbahn des höheren Beamtentums steht dem Einkommen sowohl als dem hierarchischen Range nach auf sehr bescheidener Stufe. Sein *sozialer* Rang ist aber nicht dadurch bestimmt, sondern durch die Schichtlage des höheren Beamtentums als solches, das gewisse Laufbahnerwartungen in sich schließt<sup>1</sup>. —

So wichtig das Einkommen als Merkmal der *Soziallage* ist, so ist es doch ungeeignet als Merkmal der *Schichtung*. Vom Standpunkte quantifizierender Gesellschaftsbetrachtung aus ist das zu bedauern. Hier hätte man endlich einen objektiven Maßstab, um doch wenigstens in der einen Dimension der Verbraucherlage Auf- und Abstiege festzustellen. An sich kann man das natürlich: Die Einkommen sind größer oder kleiner, die Einkommenbezieher stehen mehr oder minder günstig, der einzelne verbessert oder verschlechtert seinen Platz auf der Einkommenskala. Aber beim Studium des Schichtwechsels ist damit nichts anzufangen. Schichten, zwischen denen Bewegungen festgestellt werden können, müssen wenigstens begrifflich nach gewissen Merk-

<sup>1</sup> Gleich der Aussicht auf *Avancement* mag auch z. B. die Heiratschance bei Bewertung der Schichtlage einkalkuliert sein. Die Verwirklichung der Chance erscheint dann als »persönlicher« Aufstieg (vgl. Anm. 1, S. 119).

malen unterschieden sein, selbst wenn dann die Zuordnung konkreter Einzelfälle zu dieser oder jener Schicht zuweilen zweifelhaft sein mag: Einkommenschichten lassen sich nicht einmal mit solchen Vorbehalten der Zuordnung bilden. Die Einkommenskala ist ein Kontinuum infinitesimal kleiner Schritte, und die Absteckung bestimmter Stufengrenzen auf ihr wäre reine Willkür.

In den gesellschaftlichen Einschätzungen selbst scheint die Folgerung daraus gezogen zu werden. In eben dem Maße, wie ständische Rangordnungen verblassen und das Einkommen zum Hauptbestimmer der Soziallage geworden ist, wird das Verhältnis zwischen artverschiedenen Schichten zunehmend egalitär aufgefaßt. Einkommen gewährt Vorteile, aber keinen Rang — begründet jedenfalls keine abgegrenzten Rangstufen.

Nur indirekt spielt die Einkommenshöhe eine Rolle für die Einschätzung der Schichtlage, insofern nämlich eine Schicht gewisse Chancen der Einkommensentwicklung bietet, ein gewisser Einkommendurchschnitt für die Schicht charakteristisch ist. Solche Durchschnitte sind durch Sprünge voneinander getrennt, wo die faktischen Einkommen in kontinuierlicher Folge dicht nebeneinanderliegen.

Für den persönlichen Auf-(und Ab-)stieg innerhalb derselben, durch Artmerkmale abgegrenzten Schicht ist die Einkommensentwicklung dagegen maßstäblich. Hier handelt es sich nicht um markierte Übergänge, sondern um gleitende Bewegungen.

#### *Bedingungen der Fluktuation im stationären Milieu*

Man mag sich als äußersten Grenzfall nach der einen Seite hin vorstellen, daß in einer irgendwie geschichteten Gesellschaft *alle* Jungen ihren Eltern in der Schichtlage nachfolgen und persönlicher Ausbruch aus der Schicht auch im späteren Verlauf der Lebensbahn nicht vorkommt. Dies wäre der Fall einer vollständig *stagnierenden* Gesellschaft. Die Fluktuation wäre gleich Null. Als entgegengesetzten Grenzfall kann man sich denken, daß *kein* Nachkomme jemals in die Schicht seiner Eltern einrückt. Die Fluktuation (kraft Übergangs in der Generationenfolge) wäre dann *total*<sup>1</sup>. Zwischen diesen äußersten Fällen liegt die *statistisch vollkommene* Fluktuation, die schematisch gesprochen dann vorläge, wenn alle Schichten sich stets aus Abkömmlingen aller anderen Schichten in paritätischem Zahlenverhältnis erneuerten.

<sup>1</sup> Für eine einzelne Schicht kann dieser Typus zur Tatsache werden, nämlich im Fall des Zölibats. Die katholische Geistlichkeit ist total fluktuierend zusammengesetzt.

Wir kehren damit zur Begrenzung auf die Fluktuation kraft Übergangs in der Generationenfolge zurück.

So verlockend es nun sein möchte, die Fluktuationsbilder geschichtlich gegebener Gesellschaften in einem durch die genannten Grenzfälle bestimmten Koordinationssystem anzuordnen, so unmöglich ist das doch. Das wird klar, wenn wir auch nur andeutungsweise die wichtigsten der Faktoren erwägen, die für die tatsächliche Fluktuation ausschlaggebend sind.

Einer davon ist schon erwähnt. Die Fluktuation zwischen den Schichten der Gesellschaft ist keine eindeutig bestimmte Größe. Fürs erste ist sie aus Frequenz und Intensität der Fluktuation zusammengesetzt. Von der ersten, der relativen *Häufigkeit der Übergänge* (*pro rata* der Population), haben wir schon gesprochen. Der Begriff der Fluktuationsintensität bezieht sich dagegen auf die von Schicht zu Schicht zurückgelegten *Abstände*. Schichten stehen einander näher oder ferner. Die Zahl der bewegten Einer mag sehr groß, der Schritt, den jeder in einem tief gegliederten Schichtungsfeld zurücklegt, aber sehr klein sein, und die Gesamtintensität der Fluktuation ist dann im Verhältnis zu ihrer Frequenz gering. — Fürs zweite — und das hängt zum Teil mit dem eben Gesagten zusammen — sind Fluktuationen wohl niemals gleichmäßig über das gesamte Schichtungsfeld verteilt. An gewissen Schichtgrenzen mögen sehr lebhaft, an anderen fast keine Fluktuationen vor sich gehen, hier mögen sie beiderseitig, dort einseitig sein.

Schon deshalb wird man es vernünftigerweise aufgeben, von »der gesellschaftlichen Fluktuation« schlechthin zu sprechen, und statt dessen die Fluktuation als Rekrutierungsvorgang im Hinblick auf die einzelnen Schichten betrachten — wohlgermerkt: nicht im Hinblick auf diese oder jene einzelne Schicht, die es einem gerade angetan hat, sondern auf *alle* einzelnen Schichten! Nur so gewinnt man dann kompositorisch ein wirkliches Bild von den gesamten Fluktuationsvorgängen in einer Gesellschaft. Die Fluktuation in der Neurekrutierung hat aber zwei Seiten: die Abkömmlinge welcher Schichten sind — wenn ja, in welchem Zahlenverhältnis? — an der Erneuerung einer bestimmten Schicht beteiligt? Und: in welcher Weise verteilen die Abkömmlinge einer bestimmten Schicht sich auf die in anderen Schichten freiwerdenden Plätze? Die Fluktuation ist im Hinblick auf jede einzelne Schicht als *Afflux* und als *Deflux* zu untersuchen.

Und nun stürzen die das Bild verwickelnden Faktoren nur so herein. Die Parität der Beteiligung einer Schicht an der Rekrutierung einer andern ist in Anbetracht der verschiedenen Fruchtbarkeit nicht nach dem bevölkerungsrelativen Volumen der Ausgangsschicht als solcher,

sondern nach dem relativen Volumen ihres Nachwuchses zu bestimmen<sup>1</sup>. — Die Volumina der Zielschichten sind nicht völlig konstant. Funktionsänderungen wirken *kontraktiv* oder *expansiv*, hier mehren sich die freien Plätze, dort schwinden sie. — Die *Rhythmen* sowohl der physischen Fortpflanzung als des sozialen Schichtersatzes sind typisch verschieden. Frühheirat und demgemäß schnellfließendes Menschenangebot von der einen, Spätheirat und träges Angebot von der andern Seite. Lange Ausbildung und Vorbereitung für die eine Funktionsschicht, kurze für die andere. Schneller Menschenverschleiß hier, hohe Ruhestandsschwelle und spätes Absterbealter dort.

Jeder dieser Faktoren einzeln und schon gar alle im Zusammenspiel setzen unendlich komplizierte Bedingungen für die Beurteilung der Fluktuationsverhältnisse.

Von größerem Gewicht als all das ist aber ein Umstand, der uns zur ersten der eingangs angekündigten methodologischen Erwägungen führt.

### *Dynamik gegen Statik*

Infolge der etwas zurückgebliebenen Methoden unseres Faches wird man noch immer Soziologen finden, die da glauben, sich *eo ipso* im Bereich soziologischer Dynamik zu bewegen, wenn sie die Erscheinung der gesellschaftlichen Fluktuation behandeln, weil Fluktuation eben kein Zustand, sondern ein Vorgang sei. Unsere Vettern, die Ökonometriker, könnten uns eines Besseren belehren. Sie wissen, daß »Statik oder Dynamik?« keine Frage des Gegenstandes, sondern eine solche der Betrachtungsweise ist, und daß auch Bewegungen sehr wohl statisch betrachtet werden können. So wird denn in der Tat gewöhnlich mit der gesellschaftlichen Fluktuation verfahren.

Sie pflegt in der Weise untersucht zu werden, daß man feststellt, mit welchen Anteilen anderen Schichten zu dem vorhandenen Personenbestand einer gegebenen Schicht beigetragen haben<sup>2</sup>. Eine solche Querschnittanalyse ist statisch, und der Übergang zur Dynamik ist keineswegs damit vollzogen, daß man etwa mehrere zeitlich aufeinanderfolgende Querschnitte vergleichend aneinanderreihet. Solche Unter-

<sup>1</sup> Eine begünstigte Schicht kann Geburtenkontrolle treiben, um ihrem gesamten eigenen Nachwuchs Nachfolge in der Schicht zu sichern. Geburtenkontrolle kann andererseits trotz Absperrungstendenz der Schicht die Chance exogenen Schichtersatzes bieten, wenn steigender Bedarf der Gesellschaft für die Schichtfunktion eine Schichtenerweiterung bedingt.

<sup>2</sup> Typisch hierfür ist die früher erwähnte Studie von F. Z a h n.

suchungen dienen gewissen begrenzten Frageabsichten — ich habe selbst dergleichen Studien durchgeführt und nehme hier keineswegs von ihnen Abstand —, als Problembehandlungen der gesellschaftlichen Fluktuation sind sie aber unzulänglich. Hierfür wären sie nur dann angemessen, wenn die sozialen Ersatzvorgänge selbst sich in geschlossenen Massen und periodisch-ruckweise vollzögen: eine Generation tritt ab, eine neue tritt an. In Wirklichkeit verläuft aber die gesellschaftliche Fluktuation als ein kontinuierlicher Prozeß, in dem einzeln freierwerdende Plätze jeweils von jungen Anwärtern besetzt werden. Man hat also in jedem Augenblick einerseits mit der Zahl der freierwerdenden Plätze, andererseits mit der bereitstehenden Anzahl der Anwärter aus allen Schichten zu rechnen. Damit wird die Aufgabe zu einer solchen der Dynamik, d. h. daß die Dimension der Zeit in die Behandlung und Lösung der Aufgabe unmittelbar eingeht. Die Serie der Querschnitte ist durch das Kontinuum eines Stromes zu ersetzen. Eine mathematisch-quantifizierende Lösung wäre in Funktionen auszudrücken.

Schon unter der (fiktiven) Voraussetzung stationärer Schichtstruktur ist also eine dynamische, die Dimension der Zeit in sich schließende Problembehandlung notwendig. Durch statische Methoden kommt man an die Erscheinung der Fluktuation überhaupt nicht heran. Sie können Aufschluß geben über die *Zusammensetzung* von Schichten, also über das beharrende *Ergebnis* einer Fluktuation. Diese selbst aber kann nur als *Prozeß* und das Verhältnis der fluktuierenden Mengen nur als ewig wechselnde *Tendenz* erfaßt werden.

Was nun aber für die gesellschaftliche Fluktuation gilt, das gilt nicht minder für andere soziale Erscheinungen. Nicht nur, daß wir sie durch statische Betrachtungsweisen unvollkommen erfassen: wir verfälschen sie. Die Problembehandlung müßte *primo ortu* sich in den Bahnen der Dynamik bewegen. Gesellschaft selbst ist keine feste Bindung, sondern Ver- und Entgesellschafterung, ein kontinuierlicher Prozeß. Soziale Distanz ist kein Zustand, sondern ein Spannungsvorgang — um nur zwei ihrem Namen nach »statische« Vorstellungen weckende Phänomene zu nennen. Es wird mir mehr und mehr zweifelhaft, ob statische Behandlung irgendwelcher soziologischen Frage auch nur operativen, geschweige denn wirklichkeitsanalytischen Wert habe.

#### *Fluktuation als Merkmal der Schichtstruktur*

An früherer Stelle ist die verbreitete, auch von *Max Weber* vertretene Auffassung erwähnt, daß Möglichkeit und typisches Vorkommen von Fluktuationen zwischen Schichten an sich selbst ein Merkmal der

Schichtstruktur sei. Kasten und Stände seien geschlossen, Klassen dagegen offen. *Etwas* Wahres ist daran sicherlich. Es mag vorsichtig so ausgedrückt werden, daß Gesellschaften verschiedener Schichtstruktur in höherem oder geringerem Maße fluktuationsfreundlich sind. Viel weiter möchte ich kaum gehen. Bei einem Vergleich der sogenannten mittelalterlichen Stände- und der gegenwärtigen Klassengesellschaft insbesondere scheint man geradezu konventionell die Geschlossenheit der ersten und die Offenheit der zweiten zu überschätzen. Die einmal in Umlauf gesetzte Behauptung wird zum Klischee und dann ohne vieles Nachdenken weiterkolportiert.

Betrachtet man die Schichtstruktur der mittelalterlichen Gesellschaft als durch den Stufenaufbau der politischen Stände erschöpft, dann freilich ist von Bewegung wenig zu merken. Die wirkliche gesellschaftliche Schichtung war aber auch damals wesentlich reicher, und innerhalb der durch institutionelle Privilegien abgegrenzten Stände waren Übergänge von einer Schichtlage zur anderen nicht einmal im 14. und 15. Jahrhundert so sensationelle Ausnahmen, wie man uns glauben machen möchte. Andererseits ist die Offenheit der gegenwärtigen Klassengesellschaft zwar von liberaldemokratischer Ideologie hoch gepriesen, im wirklichen Leben aber einigermaßen beschränkt. Daß die Hindernisse anderer Art sind als in früheren gesellschaftlichen Perioden, ist nicht zu bestreiten, aber in erster Linie entscheidend bleibt doch, daß wirksame Hindernisse bestehen. Und das gilt heute für den Übergang zwischen den eigentlichen Klassen ebenso, wie es im Mittelalter für den Übergang zwischen den politischen Ständen galt — in beiden Fällen also für das Verhältnis gerade derjenigen Hauptschichten, welche die Grundlinien der Struktur bestimmen.

Verhältnismäßig leicht ist es heute, von einer Besitzschicht zur anderen, von einer Lohnempfängerschicht zur anderen überzugehen. Die Austauschbewegungen zwischen Besitzern und Lohnempfängern aber sind nicht allzu lebhaft und scheinen sogar eher mit Konsolidierung der Klassengesellschaft ab- als mit dem Vordringen des demokratischen Liberalismus zugenommen zu haben.

Die Legende von der Offenheit der Klassengrenzen geht zurück auf die Zeit, in der die moderne Klassengesellschaft im Entstehen war. Was man damals miteinander verglich, waren aber nicht Stände- und Klassengesellschaft als historische Typen, sondern die *hochintegrierte* ständische Gesellschaft der Vergangenheit und die Klassengesellschaft in *statu nascendi*. Damals waren in der Tat die Klassengrenzen offen — nicht, weil freie Fluktuation zum Wesen der Klassengesellschaft gehört, sondern weil sie jede Umschichtungsperiode kennzeichnet. Als die ständische Gesellschaft sich aus der Auflösung ihrer geschichtlichen

Vorgängerin herauszuschälen begann, waren auch die Standesgrenzen »offen«. Notwendigerweise!

Jede durchgreifende Strukturänderung der Gesellschaft geht in der Weise vor sich, daß bisher festgefügte Schichten aufgelockert und endlich aufgelöst werden, daß die so freigesetzten Einer sich in anderer Weise neu gruppieren und in der Folgezeit diese neuen Schichten allmählich integriert werden. Im Übergangszustand sind die Schichtgrenzen also offen, ganz einfach, weil sie erst im Begriffe sind, sich abzuzeichnen. Erhöhte Fluktationsfrequenz ist insofern ein Charakteristikum gesellschaftlicher Strukturverlagerungen.

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Kapitalbedarf zum Start eines selbständigen Betriebes so gering, daß auch der kleine Mann sich durch geschickte Dispositionen und mit einigem Glück hocharbeiten konnte. Im Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung wachsen die Dimensionen des Einzelbetriebes und dessen festes Anlagekapital. Damit verschärft sich die Grenze zwischen besitzender und besitzloser Klasse. Diese Schichtgrenze ist *relativ* geschlossen. In jüngster Zeit hat sich an einer Stelle der Grenze eine *Passage* aufgetan. Mit Verbreitung der gesellschaftlichen Unternehmungsformen und dem Eindringen akademisch geschulter Fachleute in deren leitende Stellen ist der Übergang von Akademikerkindern in die industriell-kommerzielle Oberschicht häufiger geworden. Diese selbst aber besteht eben in zunehmendem Maße nicht mehr aus »*Eigentümern*«, sondern aus »*Direktoren*«.

Wir verlassen damit endgültig die *fiktive* Voraussetzung der stationären Schichtstruktur und gehen zur Erörterung des Zusammenhangs zwischen Fluktuation und Strukturverlagerung über.

### *Fluktuation und Umschichtung*

Der Begriff der Umschichtung bezieht die Änderung der Sozialstruktur selbst, sei es, daß man nur an Verlagerung im Verhältnis bestehender Schichten zueinander, sei es, daß man an eine radikale Umgruppierung der Bevölkerung nach anderen Schichtungsmerkmalen denkt.

Im ersten Fall scheint der Bewegungsvorgang seinen Ursprung beim einzelnen zu haben. Er sucht einen anderen Platz in der Gesellschaft und findet ihn, oder er vermag infolge persönlicher Untauglichkeit sich nicht in seiner Herkunftslage zu halten und gleitet ab. Die gesellschaftliche Fluktuation ist die Summe solcher Einzelbewegungen.

Im anderen Fall scheint der Zusammenhang auf den Kopf gestellt zu sein. In der Gesellschaft als solcher gehen Veränderungen vor, die

Schichtlagen werden verschoben, ganze Schichten aufgelöst und neue gebildet. Der einzelne wird von solchen Strömungen erfaßt und in ihrem Wirbel mitgerissen — ungeachtet seiner persönlichen Wünsche und Eignungen. Der Ursprung des Bewegungsvorgangs liegt in der Gesellschaft als solcher, und der einzelne ist nur passives Opfer.

Man könnte insofern zwischen *selektiver* und *transformativer* Fluktuation unterscheiden, würde aber mit einem solchen Gegensatz der Typen der gesellschaftlichen Wirklichkeit Zwang antun. Es sei im folgenden zu zeigen versucht, daß alle Fluktuationen selektiv und transformativ zugleich, daß die Umschichtung nicht ein Sonderfall der Fluktuation oder zusätzliche Fluktuationsursache sei, sondern daß Fluktuation und Umschichtung nur zwei Namen für ein und denselben Vorgang sind.

#### *Umschichtung der Gesellschaft erzwingt Statuswechsel von Personen*

Wenn in der materiellen Kultur und im Daseinsapparat der Gesellschaft Veränderungen eintreten, wird notwendigerweise auch Unruhe und Bewegung in die Menschenmassen gebracht. Die Entwicklung industrieller Technik schafft die Funktion des Fabrikarbeiters, und diese sucht Rekruten. Sie müssen von irgendwoher abgezogen werden. — Wenn industrielle Methoden der Warenerzeugung in die Märkte des Handwerks eingreifen, wird dessen Funktionsbasis schmaler. Die Schicht muß zahlenmäßig zurückgehen, oder ihre Durchschnittsprosperität erleidet eine Einbuße. — Als Feuerwaffen in Anwendung kamen, wurde der Ritteradel seiner Funktion beraubt und mußte eine andere suchen. — Die industriekapitalistische Akkumulation schafft eine neue wirtschaftliche Oberschicht, deren Reichtum und Macht bisherigen soliden Bürgerwohlstand in den Schatten drängt. — Die Konzentration der Unternehmungen führt zur Entstehung einer neuen Schicht der Angestellten, die sich zwischen Arbeiter und Akademiker einschiebt.

Diese wenigen Beispiele, nach Belieben vermehrbar, genügen, um typische Prozesse anzudeuten. Umschichtung kann völlige Auflösung oder Neubildung von Schichten bedeuten, kann Verbreitung der einen und Schrumpfen einer anderen Schicht mit sich führen, kann eine Schicht in ihrer bisherigen Integration bestehen lassen, sie aber auf eine neue Funktion umstellen oder sich in relativen Änderungen des wirtschaftlichen Status und des Ansehensstatus von Schichten äußern.



Umschichtungen pflegen von gewissen Unruhezentren auszugehen und von dorthin sich durch die Gesellschaft zu verbreiten. Im Bereich dieser Unruheherde wird die Fluktuation zunächst lebhafter. Eine neue Funktion bietet günstige Chancen und wirkt als Anziehungspunkt. Eine bisherige Funktion (die soziale Nachfrage nach ihr) schrumpft, und die Verschmälerung der Existenzgrundlage der Schicht wirkt abstoßend. Änderungen in der funktionellen Struktur der Gesellschaft führen zu Expansion oder Kontraktion von Funktionsschichten, und diese Vorgänge wirken der sozialen Beharrungstendenz des einzelnen entgegen.

An früherer Stelle wurde behauptet, daß in einer hoch differenzierten und beruflich spezialisierten Gesellschaft der Lebensstart entscheidend sei. Selbst wenn also die Gesellschaftsinstitutionen der sozialen Freizügigkeit des einzelnen günstig seien, werde doch, solange eine gegebene Schichtstruktur wohl eingespielt und verhältnismäßig stabil sei, die Fluktuation sich im wesentlichen durch Übergänge in der Generationenfolge vollziehen. Persönlicher Übergang (Umlegung der angestrebten Laufbahn) werde die Ausnahme bleiben.

Ohne allzu große Kühnheit darf vermutet werden, daß eine Häufung der Fälle persönlichen Übergangs im Verlauf der Lebensbahn geradezu auf einen hektischen Umschichtungsprozeß hindeute. Auch Strukturänderungen gehen allerdings meist so allmählich vor sich, daß die ihnen entsprechenden Fluktuationen sich durch Übergänge in der Generationenfolge vollziehen können. Handwerk verliert »seinen goldenen Boden« — der Meister bleibt zwar in seinem Beruf, sucht aber seine Kinder umzuleiten, oder diese werden aus eigenem Antrieb dem väterlichen Stand und der Familientradition untreu. — Infolge einer technischen Neuerung »bietet das Ingenieurfach glänzende Aussichten« — dorthin drängt der Nachwuchs anderer Schichten.

Die Gärung kann aber zeitweise so lebhaft sein, zusätzliche Umstände mögen einen plötzlichen Berggrutsch herbeiführen, und in solchem Falle werden auch persönliche Übergänge im Verlauf der Lebensbahn zahlreicher, zum Teil geradezu erzwungen. Zusammenbrüche bestehender Existenzen sind in einer durch gesellschaftliche Strukturänderungen bedrohten Schicht häufiger, in anderen Sektoren der Gesellschaft eröffnete Chancen locken stärker, und die allgemeine Auflockerung der sozialen Ordnungen erleichtert vorübergehend die Umlegung schon begonnener Laufbahnen.

Der Einzelne verändert seinen sozialen Status innerhalb eines stationär gedachten Schichtungsgefüges, indem er von einer Schicht zur andern hinüberwechselt, seinen Standort ändert (*individueller Übergang*).

Umformungen in der funktionellen Struktur der Gesellschaft erzwingen zuweilen solche Bewegungen im großen Stil. Eine Schicht erleidet eine Kapazitätseinbuße, die Nachfrage nach der Funktion schwindet, die Funktionsträger werden massenweise freigesetzt. Die funktionelle Kapazität einer andern Schicht wächst und wirkt als saugendes Vakuum. Als die Nachfrage nach industrieller Lohnarbeit sich meldete und die Schicht der Industriearbeiter sich formierte, kamen die Rekruten in Scharen aus zwei Schichten: vom brotlos werdenden Heimgewerbe und — viel mehr noch — von der Kleinlandwirtschaft, deren Existenz, besonders in England, durch *Enclosure* und Entzug der Nutzungsrechte an der Almende bedroht war. — Als die Wirtschaft beim Übergang zur Großorganisation eine neue Schicht der Angestellten ins Leben rief, rekrutierte diese sich von zwei Seiten her: durch »Abstieg« aus Kindern der gewerblichen Mittelklasse, die damals harte Prüfungen durchmachte, und durch »Aufstieg« aus Kindern der Arbeiterklasse, deren weiteres Wachstum eben durch Rationalisierung und Großorganisation zeitweise stagnierte. Solche *Massensezessionen* aus bestimmten Herkunftszonen und in bestimmten Richtungen kennzeichnen ja gerade tiefgreifende Umschichtungsvorgänge.

Im Gegensatz zu diesen Fällen mag es aber geschehen, daß eine ganze Kategorie von Personen als solche einen Statuswechsel durchmacht. Wenn ein Hochschulstudium für die Volksschullehrer eingeführt wird, gleitet die Gesamtheit der Lehrer von einem dem mittleren Beamten-tum verwandten Status zu dem der Akademiker über. In der Tat ist die Forderung akademischer Lehrerbildung durch solchen standespolitischen Ehrgeiz mindestens ebenso motiviert wie durch die sachliche Rücksicht auf den beruflichen Leistungsstandard (*kollektiver Statuswechsel*).

Hierauf zielen alle sozialen Bewegungen ab. Schichten, die sich unter der jeweils bestehenden Gesellschaftsordnung in irgendeiner Hinsicht benachteiligt fühlen, suchen ihre Sozillage zu verbessern. Merkwürdigerweise ist in aktuellen politischen-sozialen Diskussionen zwar viel von solchen »aufstrebenden Schichten« die Rede, wogegen man zu vergessen scheint, daß jedem solidarischen Aufstieg einer Schicht notwendig der Abstieg einer anderen entspricht. Das gilt sowohl für Änderungen der wirtschaftlichen Lage als des Ansehensranges. Der Hergang ist freilich kaum jemals der, daß es einer »aufstrebenden« Schicht ge-

lingt, den Platz einer bisher begünstigten Schicht zu erobern und diese entsprechend herabzudrücken. Durch die ganze neuere Gesellschaftsgeschichte hat sich vielmehr der »Aufstieg« benachteiligter Schichten auf dem Wege fortschreitender Egalisierung vollzogen. Wachsendes soziales Ansehen bisher gering geachteter Schichten war begleitet von der Prestigeeinbuße bisheriger Oberschichten und bedeutete im Gesamteffekt eine Einebnung der Rangunterschiede innerhalb der demokratischen Gesellschaft. Von oben und unten her näherten die Schichten sich allmählich einer *rang*-indifferenten Mittellage. Wird dieser Verlauf folgerichtig bis zur vollen sozialen Demokratisierung fortgesetzt, so wird das Ergebnis sein: eine Gesellschaft, die zwar der Art der Funktionen und Milieus nach reich geschichtet ist, in der aber Unterschiede des sozialen *Ranges* zwischen den Schichten nicht bestehen. — Wenn andererseits die Einkommenslage z. B. der Arbeiterschaft sich verbessert hat, kann das nur eines von zwei Dingen bedeuten. Entweder bezieht die Arbeiterschaft eine höhere Quote bei der Verteilung des Sozialproduktes. Daß ein solcher Ausgleich im Verhältnis zwischen der Arbeiterschaft und anderen Kategorien der Lohn- und Gehaltsempfänger stattgefunden hat, ist über jeden Zweifel erhaben. Insoweit eine Demokratisierung der Einkommenskala, d. h. eine Einebnung stattfindet, hat die Arbeiterschaft in der Tat einen wirtschaftlichen Aufstieg erlebt, während andere Schichten, insbesondere die Gehaltsempfänger, eine entsprechende relative Kaufkräfteinbuße erlitten haben. Oder die wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft ist einfach um so viel verbessert, als der gesamte durchschnittliche Lebensstandard einer Gesellschaft mit progressiver Gütererzeugung gehoben ist — dann hat allerdings keine andere Schicht zugunsten der Arbeiterschaft eine wirtschaftliche Einbuße erlitten, aber es kann auch nicht von wirtschaftlichem Aufstieg der Arbeiter die Rede sein. Ihr Anteil an der allgemeinen Hebung des Lebensstandards läßt ihre relative Position gegenüber anderen Schichten unberührt.

### *Sozialstruktur und Schichtübergang*

Fluktuationen innerhalb eines beharrenden Schichtungsgefüges erscheinen als Häufungen persönlich motivierter Einzelübergänge in gleicher Richtung. Andererseits wurde gezeigt, wie Strukturwandlungen der Gesellschaft als solcher gewisse Fluktuationen erzwingen. Ein wirklicher Gegensatz besteht jedoch zwischen diesen beiden Vorgängen nicht.

Wenn z. B. der gesellschaftliche Bedarf für die Funktion einer Berufs-

schicht infolge wirtschaftlich-technischer Änderungen zurückgeht, mag man diese soziale Strukturwandlung als objektive Ursache eines folgenden Abstroms von Einzelmassen aus der betroffenen Schicht zu einer anderen betrachten. Eine Abwanderung von gewisser Größenordnung war durch die Umstände erzwungen. Diese Massenfluktuation setzt sich aber aus Einzelübergängen zusammen, und der Übergang des einzelnen ist *subjektiv motiviert*. Wohl ist der Abstrom kleinbäuerlichen Nachwuchses zur Industriearbeiterschaft mit so und so vielen Tausenden per Jahr in einer gegebenen Periode die Wirkung des überpersönlich-sozialen Vorgangs der Industrialisierung. Daß aber gerade dieser und jener sich dem Strome anschließt, ist persönlich motiviert: dem Hans wird es zu eng und armselig im kleinbäuerlichen Milieu, Peter folgt den Lockungen des Stadtlebens usw.

Umgekehrt streben in einem als beharrend angenommenen Schichtungsgefüge einzelne Personen den Übergang in eine andere Schicht an. Was immer beim einzelnen den Anstoß zum Schichtübergang (oder Übergangsversuch) geben mag, so ist jedenfalls die Zahl der Vakanzen in der Zielschicht begrenzt. Selbst wenn daher die Gesellschaft in ihrer institutionellen Ordnung noch so fluktuationsfreundlich, die soziale Freizügigkeit des einzelnen grundsätzlich vollkommen ist, bleibt doch stets fraglich, wieweit die Fluktuation selektiv wirkt in dem Sinne, daß sie jeden an den seiner Begabung (nach deren Grad und Art) angemessenen Platz bringt. Die Berufswahl z. B. geht ja niemals als voraussetzungslos zu treffende Entscheidung des einzelnen für eine Funktion vor sich, sondern ist stets — bewußt oder unbewußt — durch Einbeziehung der Unterkunftschanzen, also durch Rücksichtnahme auf die objektive Sozialstruktur, mitbestimmt.

Im Falle der Umschichtung also ist die Fluktuation als Massenbewegung durch eine Wandlung der Sozialstruktur erzwungen. Im andern Falle ist die Fluktuation durch das Beharren der gegebenen Sozialstruktur beschränkt. In beiden Fällen erscheint die Sozialstruktur — durch ihre Wandlung oder ihr Beharren — als Ursache der Fluktuation — positiv sie erzwingend oder negativ sie beschränkend. In beiden Fällen auch vollzieht die Fluktuation sich als Häufung von Schichtübergängen einzelner Personen, und der Übergang ist in jedem einzelnen Falle persönlich motiviert, wobei die mit Wandlung oder Beharren der Sozialstruktur gegebenen objektiven Umstände — neben anderen Faktoren — motivbildend werden.

Bleibt nur noch hinzuzufügen, daß ja eben die Häufung von Einzelübergängen in typischen Richtungen, *von* bestimmten Herkunftsschichten *zu* bestimmten Zielschichten, für das Walten objektiver, d. h. in der Sozialstruktur liegender Mächte spricht.

Damit sind aber die Verschränkungen der Faktoren und Prozesse nicht erschöpft. Es ist endlich zu zeigen, daß der Ursachenzusammenhang auch umgekehrt werden kann.

### *Umschichtung als Folge von Fluktuationen*

Nehmen wir um des Gedankenexperimentes willen an, daß in einem gegebenen Augenblick vom Gefüge der materiellen Faktoren keine Umschichtungstendenzen ausgehen. Die stattfindenden Fluktuationen sollten in solchem Falle nur der selektiven Erneuerung der vorhandenen Schichten dienen, bloßer Ersatzvorgang sein. Was aber in Wirklichkeit geschehen kann, wird aus ein paar Beispielen klar.

Die im Verhältnis zur funktionellen Kapazität einer Bauernschicht überzählige Nachkommenschaft derselben hat in jeder Generation zu anderen Schichten abzuwandern. Die gegebenen Fluktuationsziele sind solche städtischen Schichten, die infolge unterdurchschnittlicher Fruchtbarkeit regelmäßig der schichtexogenen Ergänzung bedürfen. Ist nicht durch das bäuerliche Erbrecht von vornherein entschieden, welche Abkömmlinge ihren Eltern in der Schicht folgen, welche abwandern, so werden mit einiger Wahrscheinlichkeit die Beweglichsten, Wagemutigsten, Umstellungsfähigsten zur Stadt abwandern, das auf dem Lande bleibende Bauerntum aber allmählich erbbiologisch abgesiebt werden und infolge herabgesetzter Durchschnittstüchtigkeit wirtschaftlich und sozial zurückgehen. Der Deflux hat dann den Status der Ausgangsschicht geändert. Das Gleichgewicht im Schichtungsgefüge der Gesellschaft ist durch die Fluktuation verlagert.

Ein anderes Beispiel. Nachdem die Akademiker lange Zeit hindurch sich in der Hauptsache aus ihrer eigenen und einem regelmäßigen Zugschuß großbürgerlicher Nachkommenschaft regeneriert hatten, wurde die Schicht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum bevorzugten Aufstiegsziel für Kinder des Besitzmittelstandes und im 20. Jahrhundert auch für Kinder von Angestellten und Arbeitern. Damit hat sich, von anderen Faktoren vorerst abgesehen, der Schichtcharakter der Akademiker in doppelter Weise beeinflußt.

1. Ihre Zusammensetzung ändert sich allmählich. Die neuen, bisher nicht in der Schicht vertretenen Elemente bringen, in größerer Zahl auftretend, etwas von der Sozialatmosphäre ihrer Herkunftsschicht mit und färben auf die Attitüden der Akademiker ab. Mit der Umlegung des Affluxes vom Groß- zum Kleinbürgertum ändert sich die wirtschaftliche Lage der Akademiker und damit ihr materieller Lebensstil. Soweit das soziale Ansehen der Schicht bisher auf ihrer Exklusivität

beruhte, erleidet es durch den Zuzug aus weniger hoch eingeschätzten Schichten einen gewissen Abbruch<sup>1</sup>.

2. Hierzu kommt aber, daß infolge der Abriegelung anderer Aufstiegswege der Zudrang zum Akademikerstande dessen funktionelle Kapazität überstieg. Das Ergebnis war eine Überakademisierung, d. h. die Verwendung von Akademikern in Stellungen, die akademische Ausbildung sachlich nicht unbedingt erforderten<sup>2</sup>. Hieraus folgte eine Einbuße der Akademiker auch an Funktionsrang, verursacht durch die Fluktationsvorgänge. —

In Wirklichkeit spielen die Vorgänge sich aber weder so noch so ab. Es ist im konkreten Fall unmöglich, in Termini der Kausalität auszusagen, daß diese Fluktuation durch eine Änderung der Schichtstruktur, jene Verlagerung der Schichtstruktur aber durch eine Fluktuation verursacht sei<sup>3</sup>. Beide Prozesse begleiten regelmäßig einander. Es gibt schlechterdings keine Fluktuation im beharrenden Schichtungsgefüge — und damit kommen wir von neuem auf die Frage: Statik oder Dynamik?

Statische Betrachtung der gesellschaftlichen Fluktuation unter der Voraussetzung beharrender Sozialstruktur könnte — wenn auch diese Voraussetzung in Wirklichkeit nie gegeben ist — doch operativ als Vorstufe einer dynamischen Betrachtung zulässig sein. Sie wäre es, wenn die Wandlung der Sozialstruktur und die Fluktuation selbständig nebeneinander herlaufende und ineinandergreifende Prozesse wären. So ist es aber nicht. Genau so, wie die Verlagerung der Schichtstruktur sich in Fluktuationen realisiert, so liegt in der Fluktuation selbst eine Umbildung der Schichtstruktur. In Studien über die Fluktuation, die mit großer Sorgfalt die Rekrutierung gewisser Schichten aus den Abkömmlingen anderer Schichten numerisch darstellen, und die Motive der Zu- und Abströme erörtern — in solchen Studien ist mir merkwürdigerweise nirgends auch nur andeutungsweise der Gedanke begegnet, daß z. B. die Zielschicht selbst Wandlungen durchmacht, während die Abkömmlinge anderer Schichten den »Aufstieg« in sie anstreben

1 Dabei darf nicht übersehen werden, daß das Ansehen der Schicht andererseits auch auf der Wertschätzung ihrer Funktion beruht. Falsch ist Karl Mannheims generalisierende Behauptung, die soziale Einschätzung von Personen hänge nicht von ihrer Funktion, sondern umgekehrt die Einschätzung der Funktion vom sozialen Status des Funktionsträgers ab (vgl. K. Mannheim: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*, Leiden 1935).

2 Daß der tatsächliche Akademikerbedarf gleichzeitig wuchs, bleibt hier außer acht. Der Zudrang überstieg auch diesen wachsenden Bedarf.

3 Ob das Kausalmodell sonst in der Soziologie irgendwelchen Erkenntniswert habe, ob es darüber hinaus nicht überhaupt ein antiquierter Fetisch der Erkenntnistheorie sei, darüber sich zu verbreiten, ist hier nicht der rechte Ort.

und in dem sie ihre Aufstiegsabsicht erreichen. Ein klassisches Beispiel dafür sind die Akademiker der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist wahr, daß Jugend aus den beiden Mittelschichten Jahrzehnte hindurch den Übergang in die Schicht der Akademiker angestrebt und vielfach damit Erfolg gehabt hat. Man mag das als Aufstieg dieser exogenen Elemente bezeichnen — könnte aber ebensogut den Prozeß als solidarischen Abstieg der Akademikerschicht beschreiben. Die neuen Rekruten stiegen auf, aber sie stiegen nicht so hoch, wie sie sich das vorgestellt hatten, weil ihr Aufstieg selbst den Status der Akademiker drückte. Die Folge davon ist denn auch, daß der Akademikerstand heute bei weitem nicht mehr das begehrte Aufstiegsziel ist, das er noch vor 40 Jahren war.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß auch in diesem neuen Aspekte die gesellschaftliche Fluktuation, diesmal als Korrelat der Umschichtung, *primo ortu* dynamisch zu behandeln ist. *Statische Betrachtung ist keine Vorstufe, führt nicht zu unvollständigen Ergebnissen, sondern recht und schlecht zu einer Verfälschung der Wirklichkeit.* —

Noch ein anderer methodologischer Grundsatz kann aber aus den vorgetragenen Betrachtungen über gesellschaftliche Fluktuation abgeleitet werden.

### *Der soziologische Doppelaspekt*

Im Laufe der letzten zehn Jahre ist mir zunehmend deutlich geworden, daß gesellschaftliche Erscheinungen durchweg in doppelter Sicht zu erfassen sind. Ich bezeichne die in der Soziologie bisher überwiegend angewandte Betrachtungsweise als *Kataskopie*, d. h. Sicht von oben nach unten. Der Soziologe macht sich das Studium der gesellschaftlichen Integrate zur Aufgabe. In dieser theoretischen Blickeinstellung erscheinen ihm die in sozialen Gebilden integrierten Personen als die namenlosen und gleichsam zufälligen Einer, die in das Integrat eingehen. *A. Vierkandt* hat in diesem Sinne geradezu zwischen »der Gruppe selbst« und ihrem personellen »Substrat« unterschieden<sup>1</sup>.

Die unverzichtbare Ergänzung dazu ist m. E. die *Anaskopie*, d. h. eine vom gesellig lebenden Einer ausgehende und seine Bindungen an gesellige Integrate untersuchende Betrachtungsweise. Es ist *L. v. Wieses* Verdienst, mit seiner Beziehungslehre der Anaskopie das Wort geredet zu haben — sehr zum Mißvergnügen der gesalbten Ganzheitler. Etwas anderes ist es dann freilich, daß die Beziehungslehre *von Wieses* die soziologische Anaskopie nicht erschöpft, und daß die systematische

<sup>1</sup> *Gesellschaftslehre*, 2. Auflage, Stuttgart 1928, S. 338.

Scheidung einer anaskopischen Beziehungs- und einer kataskopischen Gebildelehre mir nicht sehr glücklich erscheint.

Ein Seitenblick auf die Dogmengeschichte der Soziologie erklärt die Mißweisung ihres Begriffskompasses. Die Soziologie wurde erfunden als die Disziplin, deren Aufgabe es sein sollte, den Gegenstand »Gesellschaft« zu erforschen. Unter »der Gesellschaft« aber stellte man sich im Zeichen begriffsrealistischen Substanzenkens eine Ganzheit oder ein Gefüge von Ganzheiten vor. Der Universalismus hat denn auch in der Soziologie als theoretischer Kollektivismus wahre Orgien gefeiert. Selbst dort, wo er nicht zu einer unwissenschaftlich-religiösen Metaphysik ausartete, wie bei O. Spann und seinem Gefolge, blieb doch im wesentlichen der Gedanke stehen, daß die Soziologie es mit »der Gesellschaft« oder mit Kollektivgebilden als überpersönlichen Zusammenhängen zu tun habe. Den gesellig lebenden Einer schob die Soziologie an die Sozialpsychologie ab.

Der sogenannte Atomismus, die Lehre, daß nur die Individuen Wirklichkeiten, die geselligen Gebilde aber als Zusammenballungen von Individuen zu verstehen seien, hat demgegenüber einen schweren Stand. Die lehrhafte Überheblichkeit dieser vermeintlich empirischen Richtung war denn auch völlig unangebracht. Der Atomist steht dem Universalisten an Begriffsrealismus um nichts nach. Beide sind in naivem Substanzenken befangen. Beide suchen – oder hypostasieren – ein konkret Wirkliches.

Das Denken in Funktionsbegriffen macht den Streit der beiden Richtungen gegenstandslos. Es »gibt« weder das Individuum noch das Kollektivum. Konkret gesprochen gibt es nur den Menschen, der teils als Einer (in singulärer Rolle), teils als Kollektivum (in sozietärer Rolle) auftritt. Individualität und Kollektivität (in mannigfachen Integrationen) sind Funktionen des Subjektes Mensch. »Individuum« sowohl als »Gesellschaft« sind nur die – genau genommen unzulässig – verdinglichenden Ausdrücke für diese Funktionen des Menschen. Im Begriff des Individuums sieht man von den sozialen Bedingungen des Menschen, im Begriff der gesellschaftlichen Ganzheiten sieht man von der Individualität der an ihnen teilhabenden Menschen ab. Die Gesellschaft aber ist ebensowenig ein Produkt der Individuen, wie diese untergeordnete Glieder der Gesellschaft sind. In den Begriff des Menschen geht vielmehr »die Gesellschaft« als eine seiner wesentlichen Bestimmungen mit ein.

Nicht die Gesellschaft, sondern der sozial lebende Mensch (anders kennen wir ihn nicht) ist Gegenstand der Soziologie, und deren Aufgabe ist es, das mitmenschliche Verhalten des Menschen – soweit irgend möglich quantifizierend – zu untersuchen.



Darum haben die Sichtweisen der *Kataskopie* und *Anaskopie* einander *pari passu* zu ergänzen, sofern ein einigermaßen wirklichkeit-adäquates Bild beabsichtigt ist. Was damit gemeint ist, sei an einem Beispiel gezeigt. Die Analyse und Beschreibung einer irgendwie, z. B. geographisch, abgegrenzten Gesellschaft mag mit einer kataskopischen Bestandsaufnahme der im abgesteckten Bereich vorgefundenen Gesellschaftsintegrate, Institutionen usw. beginnen und zur Darstellung der zwischen ihnen bestehenden Zusammenhänge fortschreiten. Man hätte damit ein Bild von der tektonischen Struktur dieser Gesellschaft gewonnen, über das soziale Dasein in ihr aber nur wenig gesagt. Die Population hat diese Alterszusammensetzung, ist ethnisch so beschaffen, es gibt so viele Familien von dieser Durchschnittsgröße. Diese Glaubensgemeinschaften, Parteien, Berufs- und Interessenvereinigungen, jene geselligen Klubs und Vereine bestehen. So groß sind ihre Mitgliederzahlen, so ihre Organisation, ihre Zielsetzung, ihre Wirksamkeit. Mit dem allem hätte man den *Rahmen* des sozialen Daseins im allgemeinen beschrieben, nicht aber dieses selbst.

Die das »Substrat« der Gesellschaft ausmachenden Personen bewegen sich innerhalb dieses Rahmens, haben in ihm irgendwo ihren Platz. Die beschriebenen gesellschaftlichen Integrate sind aber nur die ihnen gebotenen *Vergesellschaftungsmöglichkeiten*, während es im Ungewissen bleibt, welche dieser Möglichkeiten für den einzelnen *realisiert* sind. Wie sieht »seine soziale Welt« innerhalb »der sozialen Welt« aus? An welchen und wievielen Integraten hat er teil? Ist sein sozialer Aktionsradius weit oder eng? Sind seine Bindungen an gewisse Integrate stabil oder wechselnd? In welchem *Rhythmus* vollzieht er seine Zugehörigkeit zu den einzelnen Integraten? In welchem Gewichtsverhältnis bestimmen die Integrate, denen er angehört, sein Dasein? Diese und viele andere Fragen wären zu beantworten, ehe man sich über das soziale Leben, die *funktionelle Struktur* einer Gesellschaft aussprechen kann.

Dies aber sind Aufgaben der *Anaskopie*. Die Einer, eine große Anzahl von Einern, sind in ihren sozialen Bewegungen zu beobachten. Während die Kataskopie sich auf die Integrate als Zusammenballungen (unbenannter) Einer richtet, hat die Anaskopie es auf die (benannten) Einer als Knotenpunkt sozialer Bindungen abgesehen. Die Beobachtung von Einern in großer Zahl führt zur Klassifizierung unter vielen Gesichtspunkten und zur Bildung soziologischer Persontypen entsprechend den vorgefundenen charakteristischen Strukturen der sozialen Lebenswelten.

Die gesellschaftliche Fluktuation nun ist eine der Erscheinungen, deren Erkenntnis unter einseitig kataskopischer Betrachtung besonders schwer

leidet. Der Begriff der Fluktuation selbst ist kataskopisch gebildet. Man geht von der Gliederung der Gesellschaft in Schichten als einer Gegebenheit aus und beobachtet dann den Zu- und Abstrom von Massen unbenannter Einer zwischen ihnen. Die Ausgangs- und Ziel-lagen sind als von vornherein gegeben angenommen, und auf sie werden Massenbewegungen bezogen. In anaskopischer Sicht würde man die Bewegungen von Einern registrieren, hierauf durch Vergleich und Klassifikation typische Bewegungsrichtungen ermitteln und so erst zum Begriff der (Massen-)Fluktuation vordringen. Die Fluktuation würde also theoretisch als das behandelt werden, was sie tatsächlich ist: eine mehr oder minder dichte Häufung von gleichgerichteten Bewegungen einzelner (vgl. die Analyse auf S. 118-124).

Die Vorteile der Anaskopie wären in diesem Falle mehrfach. Kataskopisch werden als gesellschaftliche Fluktuation diejenigen Bewegungen beobachtet und gemessen, die zwischen den Segmenten eines im voraus hypostasierten Schichtungsfeldes vor sich gehen, andere Bewegungen dagegen werden nicht einmal sichtbar. Anaskopisch würde man dagegen zuerst die Bewegungen der Einer ohne Blickverengerung auf vorgefaßte Bezugspunkte beobachten. Man gewönne so zunächst ein vollständiges Bewegungsbild, in dem die charakteristischen Stromrichtungen sich voraussetzungslos abzeichneten.

Die dynamische Betrachtungsweise käme von Anfang an zu ihrem Recht, weil der Blick auf die Bewegungen, nicht aber auf ihre fixierten Ausgangs- und Zielpunkte eingestellt wäre. Richtungsänderungen im Fluktuationsbild würden mit kinematographischer Treue erfaßt. Der doppelte funktionelle Zusammenhang zwischen Verlagerungen der Schichtstruktur und Fluktuationen (S. 145 ff.) stünde von Anfang an klar und würde nicht aus den Augen verloren. Endlich aber fele die Versuchung fort, zwischen geschlossenen und offenen Schichtgrenzen einen typologischen Gegensatz zu sehen. Wenn anaskopisch beim Einzelübergang angesetzt wird, ist die Offenheit oder Geschlossenheit von Schichtgrenzen eine bloße Frage des Grades.

Kurz und gut: man näherte sich einer numerisch nachprüfaren Beschreibung des mit dem Fluktuationsbegriff bezielten Stückes sozialer Wirklichkeit.

## 8. Zur Kritik der arbeiter-psychologischen Forschung

Aus: Die Gesellschaft, Internationale Revue für Sozialismus und Politik, VIII. Jahrgang, S. 237—254, Dietz-Verlag, Berlin 1931.

### I

Die Untersuchungen über die soziale Frage, die seit den 80er Jahren von der zünftigen Gelehrsamkeit mit vielem Fleiß, doch unterschiedlichem Geschick gepflogen wurden, haben nicht allzu stark die Kreise der bürgerlichen Öffentlichkeit bewegt, ließen den Menschen im Alltag kalt. Stärker aufrüttelnd, nachhaltiger wirkten die Schöpfungen der sozialen Dichtung seit den 90er Jahren. Da war doch, vor allem im Bühnenwerk, ein Stück Leben unmittelbar gefaßt, geformt und sprach offenen Gesichts, nicht durch die kühle Maske der Gelehrsamkeit, zu uns.

Der Bürger horchte auf — je nach Temperament und Gesinnung sensationell erregt, human-mitleidig oder selbstgerecht empört. In *Robert Königs* 1893 erschieener *Deutscher Literatur-Geschichte*, Bd. 2 S. 487 ff. finde ich erwähnt »die freie Volksbühne, welche durch billiges Eintrittsgeld die unteren Volksmassen heranziehen und sie durch soziale Stücke bilden und belehren will. Der erste soziale Dichter ... ist *Gerhart Hauptmann* ... Seine ersten Stücke ... entrollen uns photographisch getreue, durch keinen Lichtstrahl gemilderte Bilder aus den verkommensten Schichten unseres Volkes. Es ist ein Sumpf tierischer Gemeinheit und grauenhaften Lasters...« Nach einer bissig ironisierenden Angabe des Inhalts von *Einsame Menschen* und *Vor Sonnenaufgang* und nach Wiedergabe des Zeitungsberichts über eine Volksbühnenvorstellung steht auf S. 488 der Satz: »Keine Kritik kann die tief entsittlichende Wirkung der naturalistischen Afterkunst so gut kennzeichnen als dieser Bericht.« Der wilhelminische Literaturhistoriker wendet das geärgerte Auge alsbald von soviel Verworfenheit ab und erholt sich in der stubenreinen Atmosphäre der *Anzengruber*, *Rosegger*, *Ganghofer*, *Wildenbruch*.

Es ist noch ein ganz in seinen Daseinswerten und -formen sicheres Bürgertum, das in der proletarischen Lebenswelt einen Sumpf sieht, den urbar zu machen und in wohlgehegte, von sauberen Wegen durch-

schnittene Anlagen zu verwandeln, Aufgabe des sozial führenden Bürgertums, Ziel des Fortschritts liberaler Auffassung ist.

Um die Jahrhundertwende ringt sich im Proletariat weithin die neue Einsicht durch, daß die wohlbegründeten Ressentiments des Ausgebeuteten und Enterbten im wesentlichen negativ sind, daß ihnen als Positivum ein konkret gestaltetes Gefüge spezifisch proletarischer Daseinsformen zur Seite treten muß, wenn die sozialistische Welt mehr als ein Schatten der kapitalistischen sein will. Der soziale Prozeß der Entfaltung der Gesellschaftsklassen in einem gesellschaftlichen Gefüge bedingt, daß eine solche Wandlung in der Struktur der einen Klasse ihr Korrelat auf der Seite der andern Klasse finde. Der Verfestigung eines spezifisch proletarischen Kulturbewußtseins und Kulturwillens steht denn auch um die gleiche Zeit auf bürgerlicher Seite ein entsprechender Prozeß gegenüber: die einst selbstgerechte Sicherheit, das Sich-Geborgenwissen in irgendwie allgemein und endgültig geglaubten Lebensformen zerbröckeln. Der Positivismus als philosophisches System der Bourgeoisie mit allen seinen Konsequenzen, einschließlich des liberalistischen Fortschrittsglaubens, verfällt. Psychologismus und Relativismus problematisieren die bis dahin so glasklar und eindeutig geglaubte Situation und nachgerade dämmert die Einsicht, daß der Industrieproletar ein grundsätzlich anders strukturierter Typus mit anderen Wertungen, anderen Impulsen, anderen geistigen Daseinsformen als der Bürger sei. Welcher Bürger immer über Bankdepot und Brieftasche hinaus sein Denken erhob, begann nun im Industrieproletar ein Wesen zu sehen, dessen Eigenart nicht allein aus Lohn- und Sozialstatistiken abgelesen werden konnte. Es entsprach der Opposition gegen den wissenschaftlichen Positivismus mit seinem Hang zum Generalisieren, hier die Wesenheit eines Typus mit psychologischen Mitteln herauszuarbeiten und zu entdecken. So sehen wir in jüngster Zeit zahlreiche bürgerliche Intellektuelle bemüht, die »Seele des Industriearbeiters« in ihrer Eigenart zu erfassen, zu deuten und zu schildern. Dieses Bemühen wird übertrieben in jeder Hinsicht, so wertvoll es als Reaktion auf die frühere Einstellung des intellektuellen Bürgertums gegenüber dem Proletarier sein mag. Übertrieben, sofern am Schreibtisch lebensentrückte, wenn auch kluge Köpfe ein selbsterzeugtes Phantasiebild des proletarischen Menschen für dessen realen Typus zu halten geneigt sind. Übertrieben, indem die typisierende Methode den Anschein erweckt, als gebe es einen einheitlichen Typus des Industrieproletariers, während in Wahrheit das berühmte Schlagwort von der Uniformierung des modernen Menschen vielleicht auf den Besitzbürger mehr als auf den Proletarier zutrifft. Übertrieben, sofern der Anschein entsteht, als habe auch im

Menschlichsten und Allgemeinsten der Prolet kaum etwas mit dem Bürger gemein.

Kurz und gut, zwischen den Exponenten bürgerlicher Intelligenz und dem Industrieproletar scheint eine Kluft entstanden zu sein, so ungeheuer, daß sogar dem Proletarier befreundete Intellektuelle gleich Missionaren oder Ethnologen in eine ihnen kategorisch fremde psychische Welt eindringen zu müssen glauben, um das Wesen des proletarischen Menschen zu erfassen. So erklären sich die zahllosen Bände, die sich in unseren Bibliotheken häufen und die sich lesen wie Berichte über fernwohnende, uns unbegreifliche Völkerstämme. Man muß sich, dann und wann von den bedruckten Seiten aufsehend, daran erinnern: die eigenen Mitbürger, die unmittelbaren Nachbarn und Sprachgenossen sind es, von denen du da so absonderliche Kunde erfährst.

## II

Dies alles sagt nicht, solche Untersuchungen seien wertlos; wohl aber sagt es, daß diese Forschungen sorgfältig nach kritisch wohlgedachten, von einseitiger Festlegung sich fernhaltenden Methoden vorgenommen werden müssen. *Über die möglichen Methoden einer Psychologie des Industrieproletars und über die Grenzen dieser Methoden soll hier gehandelt werden.* Richard Woldt nennt in seinem Büchlein über die Lebenswelt des Industriearbeiters drei Arten von Untersuchungsmaterialien: die Statistik, die Arbeiterbiographien und die sozialpsychologischen Erhebungen. Man könnte hinzufügen die schöne Literatur, sofern sie sich als soziales Zustandsbild, als psychologischer und Entwicklungsroman aus der Welt des Arbeiters darstellt, und endlich die Arbeiterkunst und Arbeiterdichtung.

Wenn es wahr ist, daß zwischen dem von Beruf schreibenden Menschen, dem Exponenten heutiger Geisteskultur, auf der einen und dem Industrieproletar auf der andern Seite die kategorische Distanz verschiedener psychischer Struktur besteht, so bedeutet dies letzthin für uns die Unmöglichkeit restlosen Verstehens der Arbeiterpsyche. Jedenfalls kann von außen an den proletarischen Menschen herantretende Beobachtung und Betrachtung sein Wesen nicht entschleiern. Aber wir arbeiten ja heute so gern mit dem Schlagwort der »Einfühlung«, der unmittelbaren Innenschau. Ich wage die Behauptung und biete den Wahrheitsbeweis für sie an, daß solche Einfühlung immer ein etwas »fühlsames« Ergebnis haben wird, empfindsam und insoweit nicht tatsachentreu. *Ein willentliches Sich-Hinein-versetzen in Umstände und*

*Lebensbedingungen bleibt immer etwas anderes als schicksalhaftes Darinstehen.*

Innenschau und Außenschau müssen sich sachgemäß ergänzen zu einem leidlichen, doch immer noch unvollkommenen Bild.

### III

Die *Sozialstatistik*. Sie ist die typische Methode positivistischer Gesellschaftsforschung und zugleich als alleinige Quelle bezeichnend für die ältere sozial-reformerische Einstellung gegenüber dem Industrieproletar. Die materiellen Daseinsbedingungen, die zähl- und meßbaren Momente der sozialen Lage des Industriearbeiters werden festgestellt, werden mit den ebenso ermittelten Lebensbedingungen anderer Bevölkerungsschichten verglichen, und so das theoretische Material für eine zielbewußte Sozialpolitik geschaffen.

Wie wenig daraus für die Einsicht in die psychische Lage des Industriearbeiters zu gewinnen ist, zeigt die persönliche Bekanntschaft mit zwei beliebigen, im gleichen Betrieb, an gleicher Arbeitsstelle seit längerer Zeit nebeneinander tätigen Arbeitern. Gemein ist ihnen die äußere Situation. Sie wird zu Schicksal und Lebenswelt, indem sie im Bewußtsein des Menschen verarbeitet wird. Die äußeren Gegebenheiten bleiben immer der Rohstoff, der von verschiedenen Menschen in verschiedener Weise geformt wird.

Was sich nach statistischer, das heißt quantenmessender Methode ermitteln läßt, ist der generelle und unpersönliche Rahmen, innerhalb dessen menschliche Schicksale und Leben ablaufen.

### IV

Eine Ergänzung dazu bietet neuerdings die *experimentelle Arbeitspsychologie*, die mit den Mitteln exakter Untersuchung die Wirkungen mechanischer Arbeit überhaupt und die Wirkungen verschiedener Arbeitsfunktionen im einzelnen festzustellen bemüht ist. Doch ist dieser Forschungszweig nicht weit genug ausgebaut, um die Gründe der individuell verschiedenartigen Wirkungen gleicher Arbeitsart auf verschiedene Menschen auch nur annähernd aufzudecken. Doch auch gesetzt den Fall, eine dies ermöglichende Verfeinerung der Methoden setzte sich in absehbarer Zeit durch — immer würde diese Forschung in ihrem Ergebnis auf die aus der Art der Arbeitsbetätigung sich ergebenden Besonderheiten der psychischen Lage begrenzt bleiben. Das

bedeutet aber, daß gerade diese Untersuchungen das eigentlich proletarische Moment in der Gestalt des Industrieproletars nicht erfassen: sie beziehen sich auf die *Wirtschaftstätigkeit*, ganz unabhängig von der sozialen *Lage*, während doch mindestens ebenso wichtig die Wirkungen der gesellschaftlichen Situation des Industriearbeiters in der kapitalistischen Welt sind.

Bedeutsam wäre z. B. zu ermitteln, inwieweit die auf experimentellem Wege festgestellten psychischen und physischen Wirkungen der modernen Industriearbeit, insbesondere der monotonen Arbeit, ihrerseits durch die Wirkungen sozialer Faktoren mitbestimmt und relativiert sind. Es scheint mir wenigstens über allen Zweifel erhaben, daß die gleiche Arbeit bei gleicher Dauer und gleichem Lohntrag den Arbeiter in vielen Fällen weniger belasten und erschöpfen würde, wenn sie im Zusammenhang einer nach seinem Sinn und Herzen aufgebauten Gesellschaft geleistet werden könnte. Das ideelle Moment der aus dem sozialen Wert- und Würdebewußtsein hergeleiteten Arbeitsgesinnung darf nicht unterschätzt werden. *Hendrik de Mans* Untersuchungen über die Arbeitsfreude zeigen klar, daß mindestens ein Teil der Arbeiterschaft unter den sozialen Imponderabilien des Arbeitslebens mehr leidet als unter den Arbeitsvorgängen selbst.

## V

*Biographie und Bekenntnis.* Die Zahl der Arbeiterbiographien und -bekenntnisschriften wächst ins Uferlose. In Deutschland ist ihre Reihe im wesentlichen durch *Paul Göhre* als Herausgeber eröffnet worden. Seitdem wurde die Arbeiterbiographie zum Modeprodukt, ähnlich wie heute der Kriegsroman.

Für den Arbeiterpsychologen ist hier freilich zum Teil wertvolles Material geboten. Ein Material aber, von dem man sich hüten muß zu glauben, in ihm offenbare sich *das* Industrieproletariat. Schon *Woldt* weist in seiner erwähnten Schrift (S. 153) mit wenigen Worten auf den begrenzten Wert dieser Materialien hin. Die Grenzen wären nach folgenden Richtungen zu ziehen:

1. Der Durchschnittsproletar schreibt sicher nicht seine Biographie. Denn er schreibt ungern; die Anstrengung des Schreibens ist groß für ihn. Es sind daher nur wenige als Ausnahmeerscheinungen zu wertende Exponenten der Industriearbeiterschaft, die wir im eigenen Bekenntnis kennenlernen.
2. Vielleicht ist der bloße Gedanke biographischer Selbstdarstellung schon a-typisch, dem proletarischen Wesen nicht ganz gemäß? Es wird

uns wenigstens erzählt, der Arbeiter sei Masse-Mensch aus Überzeugung; demnach entspräche es seinem Wesen bestimmt nicht, seine Person durch die Darstellung ihres Schicksals zu literarischer Wichtigkeit zu erheben. Mir will scheinen, daß dieses Urteil als generelles nicht richtig ist. Wenn freilich die Biographie sich als Schilderung des Lebensgangs eines Ausnahmemenschen darstellt, wenn in ihrem Zentrum die einmalige Individualität des Verfassers steht, dann haben wir es wohl mit einem für die Arbeiterschaft als solche atypischen Dokument zu tun. Denken wir etwa an *Bruno Bürgels* Buch *Vom Arbeiter zum Astronomen*, über das man als Motto wohl schreiben dürfte: »Schauet her, wie herrlich weit ich es gebracht habe!« Um es mit dürren Worten zu sagen, *Bruno Bürgel* und seinesgleichen, etwa *Franz Bergg*<sup>1</sup>, *Heinrich Eggersgluß*<sup>2</sup> und *mancher andere* waren niemals Industrieproletarier in des Wortes wahrer Bedeutung. Sie waren Individualitäten von Anfang an, Persönlichkeiten, über deren Wert oder Unwert man debattieren kann; als Vertreter und Zugehörige einer Gesellschaftsschicht haben sie sich nie gefühlt. Die Lebensbedingungen und das typische Schicksal der sozialen Schicht hatten für sie nur eine Bedeutung: Hemmnisse ihrer persönlichen Entfaltung, die für ihre Person durch »Aufstieg« zu überwinden ihnen angelegen war. Darum finden wir in solchen Biographien wenig oder nichts vom Leben des Industriearbeiters, desto mehr von den persönlichen Regelungen, inneren Schicksalen und Kämpfen des sich selbst heroisierenden Helden, was *Bernard von Brentano* im Literaturblatt der *Frankfurter Zeitung*<sup>3</sup> jüngst auf glänzende Formeln brachte: Was interessiert mich die Persönlichkeit des X oder Y? Auf keine Weise! Mich interessiert die künstlerische Darstellung von Zuständen, sagen wir also von Typen. Nun bleibt freilich übrig, daß Selbstbiographien der genannten Art immerhin, wenn auch nicht durch ihren Inhalt, so durch ihre Existenz einen bestimmten Typus im Industrieproletariat kennzeichnen: jenen nicht-klassenbewußten Arbeiter, der für seine Person ohne Rücksicht auf das Schicksal der Klassengenossen aufzusteigen strebt.

3. Es bleiben eine ganze Reihe von Biographien, deren Verfasser nachmals eine entscheidende Rolle im politischen Leben gespielt haben. Diese Biographien stellen sich gewöhnlich in breiten Teilen kaum noch als Arbeiterbiographien dar, sondern sind vielmehr als politische Memoiren zu bewerten. Wer dächte nicht an den zweiten und dritten Band von *Bebels* Erinnerungen, an des christlichen Gewerkschaftlers

1 *Ein Proletarierleben*, Frankfurt 1913.

2 *Tagebuch eines Eisenbahners*, Braunschweig 1927.

3 »Über die Darstellung von Zuständen«. 62. Jahrgang, Nr. 19.



Karl Schirmer kleines Büchlein *50 Jahre Arbeiter*, an Max Hölz' *Vom weißen Kreuz zur roten Fahne?*

4. Beschränken wir aber einmal den Blick auf Arbeiterbiographien, die wirklich im wesentlichen Zustände darstellen wollen. Da ist vorweg zu berücksichtigen, daß der Schreiber einer druckreifen Biographie sich jedenfalls schon bedeutend aus der Schar der Arbeiterschaft überhaupt heraushebt. Es ist gar kein Zweifel, daß solche Menschen ihrer proletarischen Lebenswelt in anderer Weise gegenüberstehen als der stumme Durchschnittsarbeiter. Schon insofern also wird der generelle Einsichtswert solcher Zustandsschilderungen relativiert.

Ähnlich werte ich Ludwig Turecks Buch *Ein Prolet erzählt*<sup>1</sup>. Mag der Titel den Anschein erwecken, als berichte hier einer aus der grauen Front typisch proletarisches Durchschnittsschicksal — der Leser sieht bald, daß es anders ist. Ein Brausewind und politischer Abenteurer erzählt seine revolutionäre Odyssee. Wie er die Kriegsschauplätze des blutigen Klassenkampfes aufsucht, von der Ruhr nach Rußland eilt, ein rechter Landsknecht der gewaffneten Revolution. Vom Arbeiterschicksal ist kaum die Rede. Stil und Ausdrucksweise zeichnen sich durch freigebigen Gebrauch von Kraftworten für Organe und Vorgänge der Verdauung und Fortpflanzung aus; auch das scheint mir nicht typisch proletarisch zu sein, sondern mehr Landsknechtart, was schon daraus hervorgeht, daß so saftige und ungenierte Sprache durch unsere Kriegsromane literaturfähig wurde. Es gibt solche Abenteurer wie Tureck; sie sind ein proletarischer Typus. Aber sie werden näher und kommen in ruhiges Fahrwasser. Das widerfährt auch Tureck. Aber von dem Punkt ab, wo diese Wandlung einsetzt, findet er sein Leben nicht mehr interessant genug, um darüber zu berichten. Er bricht ab. Wo das Dutzendschicksal der Arbeitsmenschen sich an ihm zu vollziehen beginnt, ist er sich selber nicht mehr würdiger Gegenstand literarischen Berichts, er versinkt im grauen Alleseins der Anonymität. Vom Abenteuer erzählt man — die Eintönigkeit des Alltags trägt man stumm.

5. Weiter ist aber zu bedenken, daß tatsächliche Eindrücke und Erlebnisse bis zur mehr oder minder literarischen Darstellung eine bedeutende Wandlung im Bewußtsein des erlebenden Subjekts durchmachen. Es ist nicht selten bei der Lektüre deutlich zu verspüren, wie bestimmte, an sich durchaus typische Situationen und Erlebnisse in der schriftlichen Darstellung beim Autor nachträglich zum Gegenstand der Reflexion und darüber hinaus geradezu zum *literarischen Stoff* geworden sind, wie sie dadurch eine ganz neue Nuancierung in der Erinnerung

<sup>1</sup> Berlin 1930.

erfahren haben, eine Färbung, die sie im Bewußtsein und Erlebnis des nichtschreibenden Arbeiters zweifellos nicht annehmen.

6. Besonders ausgeprägt zeigt sich das dort, wo der Schreiber im Bewußtsein der Wichtigkeit des gedruckten Wortes sich in Positur setzt und nun mit seinen Reflexionen »zu den eigenen Klassengenossen und zu der bürgerlichen Welt spricht«. Es muß nicht immer hohle Eitelkeit, es kann vielmehr eine durchaus begriffliche und wohlgemeinte Absicht sein, Wesentliches nachdrücklich pointierend zu schildern, die in solcher Weise die generellen und typischen Situationstatsachen in einer nicht mehr allgemeingültigen Weise, d. h. subjektiv im Sinne der Persönlichkeitsstruktur des Autors und ihm wesensverwandter Menschen, färbt und sie damit im Sinne allgemeiner Zustandsforschung verfälscht.

Ganz wenige Arbeiterbiographien haben keinen dieser Fehler<sup>1</sup> oder haben den einen oder anderen nur in sehr geringem Maß. Ganz wenige nur stellen mit bewundernswert leidenschaftsloser Sachlichkeit Situationen und Zustände dar. Gerade diese Werke sind dann ausgesprochen »uninteressant« von jenem Standpunkt aus, unter dem persönliche Erinnerungen und Bekenntnisse gewertet zu werden pflegen. Keine Ausnahmepersönlichkeit mit besonderen, in ihrer Einmaligkeit unvergleichlichen Schicksalen, Erlebnissen und Reflexionen stellt sich dem Leser vor; irgendeiner aus einer unübersehbaren namenlosen Menge tut den Mund auf zum Sachbericht. Es ist nicht *er*, der redet, sondern alle sprechen durch seinen Mund. Es ist nicht *sein* Leben, das vor uns abläuft, sondern das Kaleidoskop schichttypischen Schicksals am Beispiel seiner Person. Solche Schilderungen, selten wie die Menschen, die jenseits ihrer Person Wichtigkeiten sehen, bilden vielleicht in ihrem Inhalt die einzigen arbeiterbiographischen Materialien, die für eine allgemeine Psychologie des Industriearbeiters in Frage kommen. Ich hebe hervor: *Adelheid Popp's Jugendgeschichte einer Arbeiterin*, breite Teile aus *Franz Rehbeins Leben eines Landarbeiters*, den ersten Band von *Wenzel Holeks Lebensgeschichte (Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters)*, den ersten Teil in *Max Hölz' Vom weißen Kreuz zur roten Fahne*. Das sind Bücher, die allein schon durch den ausgesprochen unliterarischen, bloß referierenden Charakter der Diktion sich als das zu erkennen geben, als was sie hier gewürdigt sind. Ein Musterbeispiel ersten Ranges ist das leider in deutscher Sprache nicht zugängliche Buch des Dänen *Daastrup Min dagbog fra fabrikken*. In Tagebuchform erzählt der Verfasser fragmentarisch eigentlich nirgends von sich, sondern mehr von Menschen seiner Umgebung,

<sup>1</sup> »Fehler« — natürlich nur, sofern man diese Werke als arbeiterpsychologische Quellen betrachtet.

von ihren Schicksalen und Lebensumständen. Fast nirgends reflektiert er und, wo er es tut, ist die Grenze zwischen Geschehensbericht und Wiedergabe des eigenen Eindrucks scharf genug gezogen, um nicht erst vom Leser mühevoll analysierend entdeckt werden zu müssen. Ein sehr gutes Beispiel dieser Art ist neuerdings *Fritz Pauks Jugendjahre eines Tabakarbeiters*<sup>1</sup>.

Alles in allem: Biographien von Arbeitern und ehemaligen Arbeitern können auf zweierlei Weise zum sozio-psychologischen Material werden.

1. Sofern sie objektive Zustände und die unmittelbare Reaktion (nicht nachträgliche Reflexion) des sie erlebenden Menschen referieren, ist ihr Inhalt brauchbar als Material einer allgemeinen Sozio-Psychologie des Industriearbeiters.

2. Sofern sich die Biographie als Selbstdarstellung einer Person aus proletarischem Milieu erweist, ist sie unter Umständen nach ihrer Form oder auf dem Wege der Analyse des besonderen Verhältnisses, das der Schreiber zu seinem sozialen Lebensraum und Lebensschicksal hatte, geeignetes Material, um einzelne proletarische Sondertypen, gleichviel wie zahlreich sie in dem gesamten Heer des Industrieproletariats auftreten mögen, zu erfassen.

## VI

Die sozialpsychologische *Umfrage* sucht unmittelbares Erfassen des erlebenden *Subjektes*, wie das bei der Arbeiterbiographie möglich ist, mit dem Vorteil der *Massenbeobachtung* und der Objektivität statistischer Methoden zu vereinigen. Wir haben es hier gewissermaßen mit dem Versuch »*qualitativer Massenbeobachtung*« zu tun, wobei sehr fraglich ist, ob dieser Ausdruck nicht einen Widerspruch in sich selbst birgt. *Adolph Levenstein* hat bekanntlich den Anfang damit gemacht; späterhin erschienen noch weitere Versuche, von denen vor allem hervorgehoben sein sollen die Arbeiten der Frau *Gertrud Hermes*, *Hendrik de Mans* und des Pfarrers *Piechowski*.

Es liegt die richtige Erkenntnis zugrunde, daß auch die genaueste statistische Untersuchung der objektiven äußeren Gegebenheiten keinen Einblick in deren Lebensbedeutung gewähren kann. Was man anstrebt, ist vielmehr: nicht nur von einer kleinen Zahl Ausnahmepersönlichkeiten, sondern gewissermaßen von den Vertretern der breiten Front unmittelbar zu erfahren, wie sich ihnen die Einzelheiten ihrer objek-

<sup>1</sup> Jena 1930.

tiven Welt subjektiv darstellen. Um überhaupt ein derartiges Massenmaterial vergleichend auswerten zu können, müssen die Äußerungen aller Befragten durch die gleichmäßige Anordnung eines Fragebogens auf einen Generalnenner gebracht werden können. Bei der Bewertung solcher Materialien ist eine Reihe von Klauseln zu beachten.

↓

1. Der Arbeiter ist mit Grund gegen Fragebogen mißtrauisch. In vielen Fällen lehnt er die Beantwortung ab. Das wäre an sich bedeutungslos; aus den einlaufenden Antworten könnten immer noch wertvolle allgemeine Schlüsse gezogen werden, wenn nicht in hohem Grade die Wahrscheinlichkeit bestünde, daß die aus Mißtrauen zurückhaltenden Elemente geradezu als Vertreter eines besonderen sozio-psychischen Typus angesehen werden müssen. Ich möchte vermuten, daß die Antworten der nicht Reagierenden in ihrer Gesamtheit einen besonderen, in den einlaufenden Antworten nicht vertretenen Typus darstellen würden.

2. Man hat, um dem Mißtrauen vorzubeugen, solche Umfragen in unmittelbarer Verbindung mit den Organisationen der Arbeiterschaft oder doch unter ihrer Protektion durchzuführen versucht. Damit ist nun zwar etwas, doch lange nicht alles gewonnen. Denn auch vor den eigenen Führern und der eigenen Organisation macht das Mißtrauen des Arbeiters nicht immer halt. Zudem wendet man sich als Privatmann grundsätzlich an alle, in Verbindung mit einer Organisation aber grundsätzlich nur an die ihr zugehörenden Arbeiter, also von vornherein an Menschen, die mindestens in einer Dimension typisch homogen sind. Nur für diesen Kreis also, keinesfalls über ihn hinaus, können die Ergebnisse einer solchen Umfrage schlüssig sein.

↓

3. Im Ergebnis abträglicher als die Nichtbeantwortung sind andere aus dem Mißtrauen sich ergebende Reaktionsweisen. Da sind z. B. diejenigen, die bewußt die Unwahrheit schreiben; eine Tatsache, die zwar manchmal, doch keineswegs immer bei der Lektüre der Antwort erkennbar wird. Immerhin zeigt sich in manchen Fällen deutlich, daß der Beantworter den Fragesteller bewußt »verkohlt«. Oder aber das Mißtrauen äußert sich in einer bis zur nichtssagenden Farblosigkeit gesteigerten Zurückhaltung, oder endlich der Empfänger des Fragebogens vermutet bei dem ihm nicht persönlich bekannten Fragesteller ganz bestimmte, von wirtschaftlichen oder politischen Interessen hergeleitete Absichten und stellt nun seine Antworten darauf ab, indem er gewissermaßen sich bemüht, »es diesem Schnüffler richtig zu zeigen«. So entstehen dann Antworten vom Charakter einer populären Propagandaschrift, Äußerungen rein ideologischen Charakters, doch ohne wesentlichen psychologischen Wert, es sei denn, man kenne den Referenten, wisse, aus welcher Einschätzung der Situation heraus er

seine Antwort abfaßte, und könne demnach die Antwort als bezeichnende Reaktion eines bestimmten Typus bewerten.

4. Dem Mißtrauischen steht diametral gegenüber ein anderer Typ, der sich gern in der Selbstdarstellung gefällt. Die Neigung, intimste Erlebnisse und Reflexionen, Gemütszustände und Gefühlsregungen für den Gebrauch eines wildfremden Menschen zu Papier zu bringen, grenzt gelegentlich an seelische Prostitution. Es braucht nicht betont zu werden, daß die Äußerungen derartiger Charaktere ihrem Inhalt nach von minimalem Wert sind. Der Typus als solcher ist beachtlich, sein Vorhandensein begreiflich. Einem elementaren Bedürfnis, sich auszudrücken und das Herz auszuschütten, wird hier ein Ventil geschaffen. Aber in der Situation der Selbstbespiegelung, sei sie Selbsterhöhung, Selbstbemitleidung oder ein Gemisch von beiden, werden die wahren psychischen Vorgänge und Zustände in ihrer Unmittelbarkeit reflektorisch verfälscht. Häufig sind solche Äußerungen daran erkennbar, daß sie weniger die sachlichen Antworten auf sachliche Fragen darstellen, als vielmehr zu wortreicher autodidaktischer Lebensphilosophie oder Leitartikelei ausarten.

5. Es war oben von einer nicht kontrollierbaren automatischen Beschränkung des Untersuchungsfeldes durch Antwortverweigerung die Rede. Fehler solcher Art zeigt uns z. B. die an sich recht gute Umfrage *Piechowskis*. *Piechowski* will durch seine Umfrage sowohl bei den christlich gebundenen als konfessionslosen Arbeitern die Bedeutung und Qualität der religiösen Gedanken feststellen. Es ist ganz klar, daß er Antworten eben nur von denjenigen Arbeitern bekam, die überhaupt auf Kirche und Religion sich beziehende Fragen noch einer Diskussion und Antwort für würdig erachten. Entweder also von Arbeitern, die noch irgendwelche inneren Zusammenhänge mit Kirche und Christentum im positiven Sinne haben oder von solchen »Freidenkern«, deren Kirchenhaß oder Religionsfeindlichkeit in einer solchen Anfrage ein willkommenes Ventil sieht. Bei den zweiten werden die Antworten vielfach deshalb ein entstelltes Bild geben, weil hier, wie schon vorher bemerkt, das Motiv mitgespielt haben mag, »so fragt ein Pastor, wir wollen es dem Kirchenknecht schon zeigen!«

Keine Antwort erhält *Piechowski* von allen den Arbeitern, für die Kirche und christliche Religion jenseits der Grenze aller Erörterungsbedürftigkeit liegen. Worauf es ankommt, wäre aber gerade die Feststellung des zahlenmäßigen Verhältnisses dieses Typus zu den beiden anderen, und zwar wäre das nicht nur im allgemeinen für eine quantenmäßige Einsicht in die psychische Lage des Industriearbeiters entscheidend, sondern auch für die besonderen Absichten, die *Piechowski* persönlich mit seiner Umfrage verbindet: festzustellen

nämlich, welche Chancen der religiöse Sozialismus innerhalb der modernen großstädtischen Industriearbeiterschaft hat. Mit größter Vorsicht hat *Hendrik de Man* in seiner Umfrage über die Arbeitsfreude diese Fehlerquellen auszuschalten versucht, indem er von vorneherein die Grenzen der Schlüssigkeit seines Materials konform den Grenzen seines Untersuchungsfeldes absteckte. Für ihn bestand, da er jeden einzelnen von den befragten Menschen persönlich kannte, zugleich die Möglichkeit, jede einzelne Antwort auf ihren subjektiven Wahrheitsgehalt zu prüfen.

6. Vielfach ist behauptet worden, daß die vom Fragesteller aus der intellektuellen Schicht formulierten Fragen dem Arbeiter unverständlich seien oder von ihm falsch gedeutet würden. Das ist zum Teil richtig. Überhaupt ist eins der schwierigsten Probleme der Umfrage das folgende: je präziser und korrekter die Frage, mit desto größerer Sicherheit kann ich präzise und untereinander vergleichbare Antworten bekommen. Zugleich aber wird dadurch der spezifische Wert der Umfrage beeinträchtigt. Die Umfrage nähert sich dadurch so sehr der objektivistischen Statistik, daß der Einblick in die subjektive Welt des Befragten nur noch durch einen schmalen Spalt möglich ist. Stelle ich aber mit *Levenstein* die berühmte Frage: »Was denken Sie, wenn Sie auf dem Waldboden liegen, ringsherum tiefe Einsamkeit?«, so könnten die Antworten hierauf freilich unmittelbar das Zentrum komplexen subjektiven Erlebens aufdecken. Auf der anderen Seite aber ist eine solche Frage praktisch die unwiderstehliche Verführung zu einem halb literarischen, halb lebensphilosophischen Gerede, das um so reichlicher ausfallen wird, je redseliger der Beantworter ist, und um so dürftiger, je mehr er in Wirklichkeit zu sagen hätte. Auf eine ähnlich ungeschickte Frage der Frau *Hermes* nach dem »Sinn des Lebens« hat ein Beantworter die richtige Auskunft gegeben: »Warum stellt das Volksbildungsamt solche Fragen?«

Gerade dort, wo man zu den psychisch zentralen Punkten vordringen zu können glaubt, entfesselt man eine Flut von Feuilletons und Tagebuchblättern, Bekenntnisse mehr oder weniger schöner Seelen, die in ihrer Gesamtheit ein untereinander nicht vergleichbares und deshalb auch nicht auswertbares Material darstellen. Es sind eben *nicht Typen, sondern Individuen*, die uns dann entgegentreten.

7. Die Unfähigkeit des bürgerlichen Intellektuellen, an den Arbeiter verständliche Fragen zu richten, die Erkenntnis, daß der Arbeiter dem bürgerlichen Intellektuellen gegenüber mißtrauisch zurückhält, hat jüngst einen ehemaligen Arbeiter, *Karl Miedbrodt*<sup>1</sup>, veranlaßt, seiner-

<sup>1</sup> So denkt der Arbeiter, Berlin 1929.

seits eine Umfrage zu veranstalten. Von den 5000 Fragebogen mit 16 Punkten, die er aussandte, bekam er nach eigener Angabe ganze 100 ausgefüllt zurück, von denen er 50 abdruckt. Es zeigt sich also hier einerseits, von ihm selbst zugegeben, daß auf diese Weise das Mißtrauen nicht überwunden werden kann — begrifflicherweise; denn jedermann kann sich selbst als Arbeiter ausgeben, ohne es zu sein. (Wie etwa auch der Theologiekandidat *Göhre* sich in der Fabrik als stellenloser Expedit ausgab.) Des weiteren aber zeigt sich, daß die Fragen, soweit sie nicht auf ganz einfache Sachdaten abzielen, vom Arbeiter womöglich noch ungeschickter gestellt werden, als vom Intellektuellen — unzweckmäßig nicht nur in der Zusammenstellung und Formulierung, sondern ungeschickt auch unter dem Gesichtspunkt der Abstimmung auf die Auffassungsgabe der Befragten. So lautet die Antwort auf die Frage 11: »Ist überhaupt Sehnsucht nach Arbeitsfreude vorhanden?« in vielen Fällen so, als habe die Frage gelautet, hast du tatsächlich Freude an deiner Arbeit?

Der Fragesteller kann sich als Arbeiter Fragen leisten, die andere zu stellen sich scheuen müßten, nämlich 16: »Von welcher Weltanschauung aus sieht der Beantworter diese Fragen an?« Aber *Miedbrodt* vergißt, daß dem papiernen Fragebogen seine Klassenzugehörigkeit nicht anzusehen ist. Er bekommt daher zum Teil nichtssagende Antworten (Nr. 31 sagt »neutral«, Nr. 27 hält zurück »über diesen Punkt kann ich nichts sagen«), zum Teil Antworten, die sehr vieldeutig sind (Nr. 26: »habe mich politisch abgesondert«, Nr. 30: »aus sozialer Weltanschauung«), zum Teil aber kommt hier die Reserve, die den Beantworter sichtlich schon bei allen Fragen geleitet hat, zu deutlichem Ausdruck (Nr. 19: »von meiner persönlichen«, Nr. 32: »Sie möchten mir helfen«).

Alles in allem ist diese Sammlung, ohne etwas Neues zu bieten, aus manchen Gründen interessant. Es scheinen in der Tat Angehörige verschiedener politischer, gewerkschaftlicher und weltanschaulicher Richtung sich geäußert zu haben. Das Ergebnis ist:

1. Zu den Fragen nach Lohn, Arbeitsfreude, Berufseinstellung und Verhältnis zu den Vorgesetzten zeigt sich, daß zwischen den christlichen und sozialistischen Arbeitern kaum ein anderer Unterschied besteht, als der durch Dogmen und Ideologien geschaffene. Insofern ist diese Sammlung von Fragebogen ein neuer Beweis dafür, daß die christlich organisierten Arbeiter heute nur noch mit künstlichen Mitteln von den sozialistischen getrennt gehalten werden können, daß in Wahrheit Klassenkampf und Gesellschaftswille des christlich organisierten Arbeiters mit der Haltung des freigewerkschaftlich organisierten in allen wesentlichen Punkten restlos übereinstimmen.

2. Eine Ausnahme machen nur die national-sozialistischen bzw. werkgemeinschaftlich denkenden Beantworter, und auch sie nur zum Teil. Einig sind sie nur in der Forderung des Leistungslohns. Der Bearbeiter aber hat sich hoffentlich nicht täuschen lassen durch den Bericht Nr. 45, in dem ein Weber sich zur Monarchie als Weltanschauung und zur »Fahne schwarz-weiß-rot« als Arbeitsziel bekennt, seine Lebensfreude »bei unserm Stahlhelm« zu finden vorgibt, nachdem er vorher gesagt hat, seine Arbeit habe »gute Folgen für Körper und Geist«. Oder wenn Nr. 46 als Oberheizer behauptet, »die Marxisten müssen ausgerottet werden«, und seine täglichen 9 1/2 Stunden Arbeit seien »für den Körper nicht anstrengend und für den Geist anregend«. Hier haben wohl Kommunisten einen guten Scherz gemacht.

3. Bezeichnend ist weiter, daß in den Fällen, wo das Bekenntnis zum Nationalsozialismus oder zur Werkgemeinschaftsbewegung ernst genommen werden kann, fast ausnahmslos Werkswohnung als Heimstätte angegeben ist.

Zu wirklich brauchbaren — wenigstens für sozio-psychologische Auswertung brauchbaren Ergebnissen kann meines Erachtens die Umfrage nur dann führen, wenn sie einen nicht allzugroßen Kreis von Menschen erfaßt, die dem Fragesteller Mann für Mann persönlich bekannt sind; so hat *Hendrik de Man* gearbeitet, so arbeitet auch *Kautz* mit seinen Untersuchungen über die Industriefamilie, von denen er in der katholischen Zeitschrift *Jugendführung*, Heft 8, 11 und 12, nur eine einzelne Probe gegeben hat. Er läßt überhaupt keine Fragen beantworten, sondern veranlaßt seine »Versuchsperson«, und zwar jeweils die Hausmutter, eine sachliche Darstellung des Familienschicksals niederzuschreiben. Es handelt sich durchweg um Familien, die ihm als persönlichem Berater bekannt sind.

Das Musterbeispiel einer Enquête, wie sie nicht sein soll, lieferte kürzlich *Hildegard Jüngst: Die jugendliche Fabrikarbeiterin*, Paderborn 1929. Sie hat zur Ergänzung eigener Beobachtungen an Fabrikpflegerinnen einen Fragebogen versandt, auf den übrigens spärliche Antworten eingingen. Die Pflegerinnen antworteten in Bausch und Bogen für ihre 100 bis 2000 Pflegebefohlenen, und zwar auf Fragen, die nur individuell oder, wenn schon generell, dann nur statistisch, beantwortet werden könnten, so etwa: Wohnverhältnisse, Freizeitgestaltung u. dgl. Natürlich wendet auch jede Pflegerin einen anderen Maßstab an. Auf die Frage nach dem Gesundheitszustand der Fabrikmädchen antwortet eine Pflegerin: »gut« — und meint: »gemessen am Zustand anderer Fabrikbelegschaften«. Die andere schreibt: »schlecht« — gemessen am Durchschnittszustand der gepflegten Bürger oder Bauern. Die Ergebnisse der so unzulänglich durchdachten Umfrage sind dann



auszugsweise in Tabellen zusammengestellt. Da zeigt sich denn: jeder leidlich unterrichtete Mensch hätte die Rubriken nach Gutdünken ausfüllen können und dabei aus dem Handgelenk den gleichen Grad von Exaktheit erreicht. Wie die Löhne sind, sagen uns statistische Jahrbücher besser. Daß manche Familien einen Schlafburschen haben und andere nicht, ist uns bekannt. Daß Fabrikmädchen in der Freizeit ihre Kleidung instand halten, oder im elterlichen Haushalt helfen, oder mit und ohne Freund ins Kino gehen — muß uns darüber wirklich erst eine Umfrage belehren, wenn sie keine zahlenmäßigen Angaben machen kann? Wenn auf die Frage nach der — wie lange noch!? — »Arbeitsfreude« von allen Pflegerinnen geantwortet wird, die Mädchen arbeiten vor allem um der Lohntüte willen, so ist das weder neu, noch ist es für nüchtern-sachlich denkende Menschen verwunderlich. Nur überseelenvolle Gemütsduselei kann darob mitleidig schmerzlich gerungene Hände zum Himmel heben.

## VII

Die Unzulänglichkeiten der bisher genannten Methoden haben schon dazu geführt, daß bürgerliche Intellektuelle sich selbst zeitweise mitten in das Industriearbeiterleben hineinbegaben. Wir haben in dieser Richtung folgende Versuche: *Paul Göhres* bekanntes Buch *Drei Monate Fabrikarbeiter* fand schon im nächsten Jahr Nachfolge in *Minna Wettstein-Adelts: 3½ Monate Fabrikarbeiterin*, Berlin 1893. Diese Studie ist mehr der Frauenfrage als der proletarischen gewidmet, der Standort der Verfasserin ist ganz der des wohlgemeinten liberalen Sozialreformertums; die Arbeit mutet daher mit ihren ganz bürgerlichen Maßstäben heute stellenweise recht absonderlich an, während sie andererseits gelegentlich in den Suffragetten-Rabiatismus der damaligen Frauenbewegung ausartet.

In Frankreich erschien 1908 in Form einer sozialen Biographie oder eines Sittenbildes *André Vernières: Camille Frison, Ouvrière de la couture*. Auch diese Studie aus dem sozialen Milieu der Pariser Modeindustrie beruht auf »Belauschung«, nur daß der Verfasser seine Beobachtungen nicht im Betrieb als Arbeitskollege, sondern in der privaten Sphäre als Nachbar und Bekannter gemacht hat. Sein Buch hat, wie der englische Arbeiterroman, ausgesprochen sozialreformerisch-programmatischen Charakter.

In Deutschland erschien in jüngerer Zeit: *Graf Stenbock-Fermor Meine Erlebnisse als Bergarbeiter*, dann ein ähnlicher Versuch von *Karl Küssner* »Die innere Lage des Arbeiters«, *Philosophie und Leben*, 1927.

(Die beiden letzten sind Werkstudenten.) Im letzten Jahr erschien im Volksvereinsverlag Gladbach-Rheydt: *Maria Kable: Akkordarbeiterin*, ein Büchlein, das trotz der katholischen Tendenz eine Anzahl ausgezeichnete Bemerkungen enthält. Leider konnte die Verfasserin sich nicht enthalten, einige wenig angebrachte dichterische Ergüsse einzustreuen. Das erwähnte Buch der *Hildegard Jüngst* beruht zum Teil ebenfalls auf eigenen Beobachtungen, die hinter der Maske eines Arbeitsverhältnisses gemacht wurden. Hier scheint mir aber das Ergebnis besonders dürftig zu sein. Gewiß kann auf diese Weise von einem geschulten und gewissenhaften Beobachter viel erreicht werden. Man wird es in diesen Fällen mit Persönlichkeiten zu tun haben, bei denen das Charitasmotiv, die mitfühlende Hinneigung zum Industriearbeiter als leidendem Bruder, im Vordergrund steht<sup>1</sup>. Auf der einen Seite bleibt außer Zweifel, daß die Bedingungen industrieproletarischen Alltagslebens auf Menschen aus einer anderen sozialen Sphäre wesentlich anders, vermutlich viel drückender wirken, als auf den Proletar von Geburt. Es zeigt sich dann leicht jene mitleidend-fühlsame Beurteilung, wie wir sie auch sonst bei proletarierfreundlichen Schriftstellern finden. Sie können eben nicht die Lage des Industriearbeiters so schildern, wie sie sich für den Industriearbeiter selbst darstellt. Sie können nur sich, so wie sie sind (einführend oder tatsächlich), in die Lage des Proletariats hineinversetzen. Immer bleiben sie aber, was sie sind und beurteilen die Situation insgesamt und in ihren Einzelheiten anders als der gebürtige Proletar. So entstehen etwas weinerliche, zwar wohlgemeinte und aus ehrlichem Gemüt stammende Anklagen und Jeremiaden, von denen doch äußerst fraglich ist, ob sie dem Proletariat irgend etwas nutzen können. Vielmehr hat es den Anschein, als ob derartige Auslassungen, wie sie vor allem in Werken der schönen Literatur gelegentlich auch in die Hand von Arbeitern gelangen, bei der proletarischen Jugend eine gewisse Wehleidigkeit und damit einen Abtrag an Vitalität erzeugten. Das gilt ganz besonders von den Klagegedichten über die mechanische Arbeit, die vom Durchschnittsarbeiter ganz anders erlebt wird als vom Intellektuellen und von einzelnen geistig über ihren Beruf hinausgewachsenen Industriearbeitern.

Man könnte die Lage des Intellektuellen, der sich als Arbeiter in das Industriemilieu begibt, bis zu einem gewissen Grad vergleichen mit der Lage des geistig besonders hochbegabten und durch eigene Arbeit auch geistig hochentwickelten Industriearbeiters. Ein Unterschied aber bleibt, und er wird vielfach von diesen »Sozialstudenten«, die damit keineswegs geschmäht sein sollen, übersehen. Ich finde zum Beispiel bei

<sup>1</sup> So besonders deutlich in katholisierender Form bei M. K a b l e.

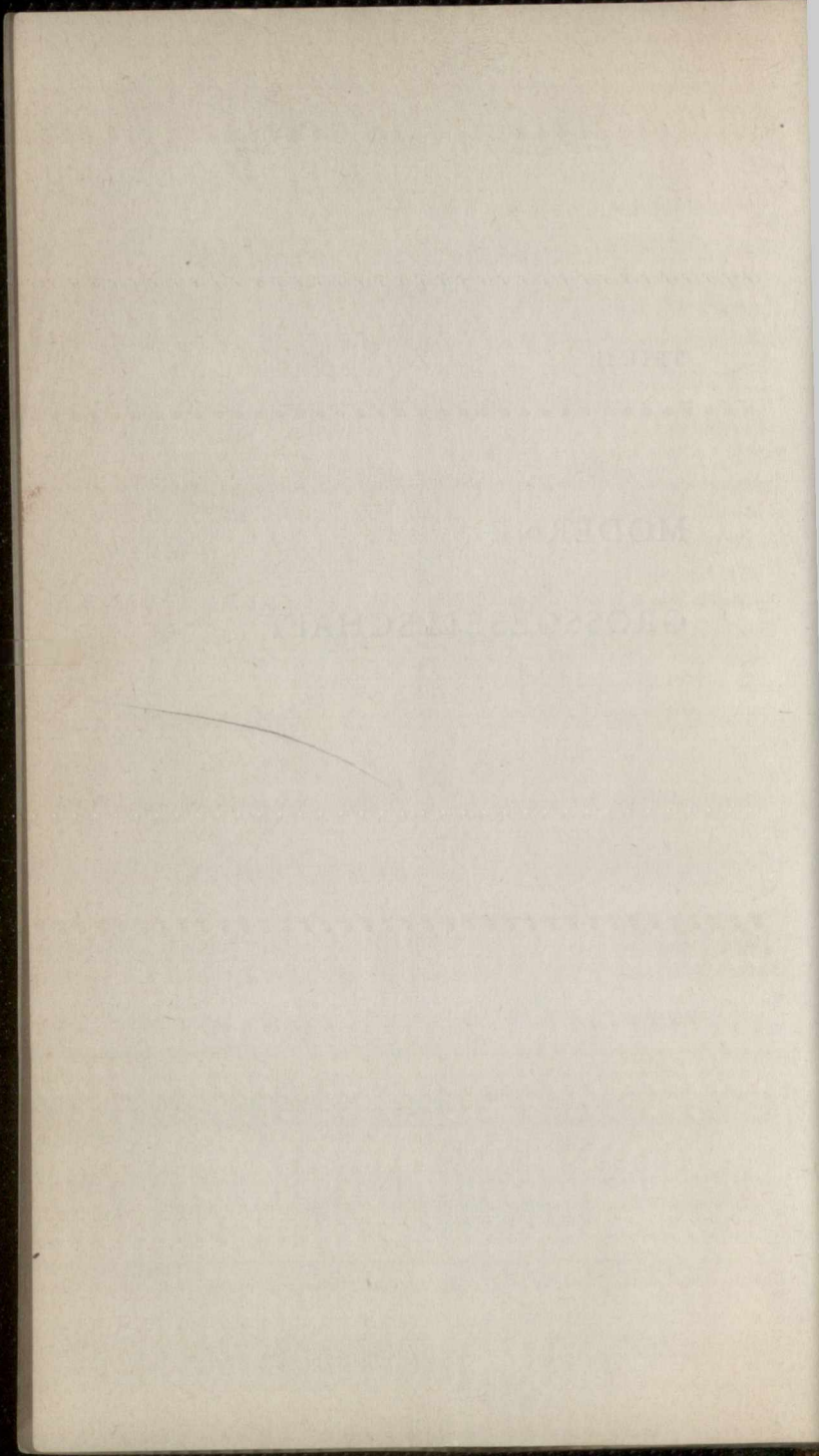
*Stenbock-Fermor* die Bemerkung, er habe nun die Kumpelkluft an und die erste Schicht geschafft. Von da an habe er sich als Bergarbeiter gefühlt. Das ist ganz bestimmt nicht wahr. Ist nämlich auf der einen Seite das industrielle Arbeitsschicksal für den Intelligenzbürger ganz bestimmt, so lange er es trägt, physisch eine schwerere Last, als für den geborenen Proletarier, so bleibt doch auf der anderen Seite für ihn das wohlthuende Bewußtsein, diese Situation brauche nicht länger ertragen zu werden, als er selber will. Allein schon dieses Wissen, das als Episode und Abenteuer stempelt, was anderen unausweichliches Schicksal ist, bedeutet eine Veränderung der Situation, die es fraglich erscheinen läßt, wie hoch der Einsichtswert dieses soziologischen Experiments zu schätzen ist. Es liegt offenbar hier dieselbe Kategorienvertauschung vor, die wir sonst in der Literatur zur Psychologie des Industriearbeiters häufig finden: der Angelpunkt zum Verständnis der Arbeiterpsyche wird immer wieder zu sehr bei der eigentlichen Arbeitstätigkeit gesehen, die man als Experiment wohl auf sich nehmen kann, doch wird darüber die Bedeutung des gerade wesentlichen Moments der *sozialen Lage* übersehen, die niemand künstlich und willentlich für sich schaffen kann. Es ist *nicht* die Maschinenarbeit tagaus — tagein, es ist *nicht* die Monotonie, es ist *nicht* die Kargheit der Lebensführung, sondern es ist die durch die sozialen Verhältnisse gegebene *schicksalhafte Unentrinnbarkeit* aller dieser einzelnen Momente in ihrer Gesamtheit, durch die das Wesen des Industrieproletariats als eines soziopsychischen Typus bestimmt ist. Diese Situation kann nicht einführend nacherlebt, noch kann sie experimentell für den Klassenfremden geschaffen werden. Tritt sie aber praktisch für ihn ein, so wie wir es beim Déclassé gelegentlich finden, dann zeigt sich, daß der Abkömmling des Bürgertums den Wirkungen der echten proletarischen Situation nicht gewachsen ist. Wo der echte Proletar solidarisch kämpft, mit verkrampfter Faust und verbissenen Zähnen, vielleicht auch mit einer gewissen Heiterkeit und Lebensmut sein Los erträgt, dort sinkt der Déclassé halt- und rettungslos. Fast niemals macht sein Niedergang beim arbeitenden Proletariat halt, fast immer ist das nur die Durchgangsetage zum Absinken in die letzte Hefe des Lumpenproletariats.

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

TEIL II

MODERNE

GROSSGESELLSCHAFT



## 9. Die Legende von der Massengesellschaft

Aus: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bd. XXXIX, Heft 3,  
Francke Verlag Bern/München 1951, S. 305—323.

Seitdem die Kulturkritik von *Spengler* bis *Mumford* und von *Ortega y Gasset* bis *Röpke* uns eingehämmert hat, daß unsere Daseinsform die einer *Massengesellschaft* sei, nimmt kaum jemand sich mehr die Mühe des Nachdenkens darüber, was er mit dem Schlagwort meine, und was überhaupt vernünftigerweise damit gemeint sein könnte. Es ist an der Zeit, sich von seiner Bedeutung erneut Rechenschaft abzulegen. Die Behauptung scheint mir schon in ihrer ursprünglichen Form arg übertrieben. Zur volkstümlichen und gedankenlos gebrauchten Schablone geworden, ist sie geradezu gefährlich. Statt nämlich die Quelle gewisser offensichtlicher Mißstände in sich selbst zu suchen, macht man mit Hilfe der Phrase *Massendasein* den institutionellen Aufbau der Gesellschaft dafür verantwortlich. Infolgedessen glaubt man, das Seine zur Behebung der Übel beigetragen zu haben, wenn man romantische Forderungen erhebt, die rückwärts-utopisch und daher unerfüllbar sind. *Liquidiert die Massengesellschaft, und alles wird gut sein!* Die sentimentalen Neuromantiker machen sich wenig Gedanken darüber, *wie* das bewerkstelligt werden soll, und *ob* es möglich ist.

### I

Der angebliche Massencharakter der gegenwärtigen Gesellschaft, in ausdrücklichem Gegensatz zu früheren Zuständen, kann sich jedenfalls nicht in einem bloßen Größenverhältnis erschöpfen, in der Riesenzahl der heute unter einem Staatsgebilde vereinigten Menschen. Massengesellschaft in diesem Sinne hat immer bestanden, seitdem die Menschheit ihre primitivste Stufe überwunden hatte. Um beim beliebten Vergleich mit dem Mittelalter zu bleiben, so hatte auch dieses seinen weitesten sozialen Lebenskreis, das *corpus christianum*, politisch im *imperium* geeint. Damals wie heute leben Bevölkerungs-Millionen über ein Riesengebiet verbreitet. Damals wie heute steht der Einzelne nur mit den Wenigen seiner näheren Umgebung in persönlich-direkten

Beziehungen, bleiben die ungezählten anderen Glieder der Großgesellschaft für ihn in den Nebel der Anonymität gehüllt.

Was die Kulturkritiker mit dem Begriff der Massengesellschaft im Auge haben, ist denn auch gar nicht die Dimension, sondern die Struktur — sie selbst sprechen gerne von *Strukturlosigkeit*. Die heutige Großgesellschaft entbehrt, wie sie glauben, der *Vertikalstruktur*, sie ist *atomisiert*. Damit will man sie im Gegensatze zur hierarchisch-korporativen Ordnung des Mittelalters kennzeichnen. In solchen Vergleichen pflegt das Bild mittelalterlichen Daseins ebenso stilisiert und idealisiert zu sein, wie das der heutigen Gesellschaft schematisiert und vereinseitigt wird. Was den sozialhistorischen Schwarz-Weiß-Zeichnern vorschwebt, ist ungefähr folgendes:

Die Großgesellschaft eines archaischen Zeitalters war so gestaltet, daß der Einzelne einem sinnlich anschaulichen, engeren Kreise angehörte, dessen Mitglieder einander persönlich nahestanden. Eine Mehrzahl kleinster Kreise bildeten zusammen eine soziale Einheit höherer Ordnung, mehrere solche wiederum ein übergeordnetes Gebilde usw. bis zur allumfassenden Großgesellschaft. Auf diese Weise hatte ein jeder einen fest bestimmten Platz in der für ihn unübersehbaren Großgesellschaft. Genau genommen war er gar nicht als Person ein Glied dieses Ganzen, sondern ihm dadurch eingegliedert, daß er einem kleinsten Kreise und nur durch diesen den zwischen ihm und der Großgesellschaft vermittelnden Sozialgebilden höherer Ordnung angehörte. Die kleine und enge Primärgruppe bestand aus Personen, die Sozialgebilde höherer Ordnung aber bestanden aus Gruppen. Dies ist der strukturelle Grundgedanke der *korporativen* Gesellschaftsordnung.

Im Gegensatz dazu bezeichnet man (abwertend) die heutige Gesellschaft als *atomisiert*, sofern ihr dieser Stufenaufbau fehlt. Kleinste, größere und größte Sozialgebilde sind nicht mehr pyramidenartig übereinandergetürmt oder in aufsteigender Folge ineinandergeschachtelt. Die gesamte Gesellschaft besteht aus kleinen, großen und größten Gebilden, die zumeist einander nebengeordnet sind oder beziehungslos nebeneinander stehen, deren Mitgliedschaften aber einander mannigfaltig überschneiden. Stets ist der Eine als solcher unmittelbares Mitglied der geselligen Gebilde, denen er angehört. Am deutlichsten wird der Unterschied durch die Gegenüberstellung der Lehngesellschaft und des heutigen Staates. Dort die Kette der persönlichen Treuverhältnisse, die sich vom obersten Lehnsherrn über viele Glieder bis zum letzten Lehnsman und seine Hintersassen hinab erstrecken, hier aber das Staatsvolk, das unmittelbar und ohne Zwischenglieder alle einzelnen Bürger in sich vereint, wie auch immer diese Millionen sonst in wechselnder



Gruppierung zu mancherlei anderen Sozialgebilden zusammengeschlossen sein mögen.

Auf eine einfache Formel gebracht: in der archaischen Gesellschaft ist der Eine echter Bestandteil eines kleinen Kreises, dieser wiederum Bestandteil eines größeren usw. In der modernen Gesellschaft aber ist der Eine der Schnittpunkt vieler sozialer Kreise, aus eigenem Rechte jedem von ihnen zugehörig, an ihm funktionell *teilhabend*, aber keinem dieser Gebilde substantiell *als Teil einverleibt*. Die sogenannte Atomisierung der Gesellschaft ist insofern nur die Kehrseite der Freisetzung der Persönlichkeit.

Wenn ein gesellschaftliches Großgefüge Tausende oder Millionen von Menschen als seine unmittelbaren Mitglieder umfaßt, kann der Eine in solchem Riesenzusammenhang nichts anderes sein als ein namenloses Molekül unter Seinesgleichen. Hier macht sich der Unterschied zwischen Primär- und Sekundärgruppen bemerkbar. Die Primärgruppe ist stets klein an Zahl. In ihr kennt jeder jeden. Die Beziehungen der Mitglieder untereinander sind durchweg persönlicher Art, jeder steht in unmittelbarem Verhältnis zu jedem anderen. In der zahlreicheren Sekundärgruppe aber steht jeder Einzelne nur zu wenigen anderen in unmittelbaren persönlichen Beziehungen. Alle anderen sind für ihn die Menge jener Namenlosen, die »auch dazu gehören«, und mit denen er sich verbunden weiß nicht als Personen und direkt, sondern indirekt insofern, als die Intention des Sozialgebildes sie auf einen gemeinsamen Nenner mit ihm selbst bringt. Die Einheit des sekundären Sozialgebildes ist gewährleistet teils durch die Verschränkung der persönlichen Beziehungsfelder — A hat direkten Kontakt mit B, C und D, der B steht in persönlicher Beziehung zu A und zu den dem A fremden F und G, der F wiederum zu B und den diesem unbekanntem H und I, etc. etc. — namentlich aber durch die unpersönlichen Beziehungen jedes Einzelnen zum Gebilde als solchen. So sind etwa die für das Großgebilde Staatsvolk entscheidenden Beziehungen keineswegs diejenigen, die zwischen einzelnen Bürgern persönlich bestehen, sondern die Bindungen jedes Bürgers an den Staat, sein Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Staatsvolk. Dank diesem besteht dann zwischen dem einzelnen Staatsbürger und jedem beliebigen anderen, ihm persönlich unbekanntem Mitbürger, eine direkte Beziehung, die sich als Bereitschaft zum Kontakt in gemeinsamer (staatsbürgerlicher) Angelegenheit bewährt.

An dieser gesellschaftlichen Daseinsform wird gemeinhin kritisiert, daß sie unanschaulich, anonym und abstrakt sei. Infolgedessen genüge sie nicht dem Gemeinschaftsbedürfnis, der Mensch fühle sich in ihrer sachlich-kühlen Atmosphäre heimatlos, insbesondere aber werde durch die Unpersönlichkeit und Anonymität der Beziehungen, die Reduzierung der Person zum Molekül in einer gleichförmigen Riesenmasse, das Bewußtsein sozialer Verantwortlichkeit abgestumpft. Insofern sei das Massendasein verhängnisvoll für die Demokratie, die ja eben die verantwortlich aktive Teilnahme jedes Einzelnen am sozialen Ganzen voraussetze. Es bleibe vorerst dahingestellt, ob diese Kennzeichnung den gesellschaftlichen Großgebilden gerecht wird. Angenommen, das wäre der Fall, so wären immerhin die daraus gezogenen Folgerungen durchaus unberechtigt.

Nach einer herzbewegenden Schilderung dieser kalten, unpersönlichen, anonymen und atomisierten Beziehungen wird nämlich regelmäßig unterstellt, daß dies der Stil zeitgenössischen sozialen Lebens überhaupt sei. Es wird behauptet, daß wir *ein Massendasein führen*. Die gedankenlos vergrößernde Gegenüberstellung der mittelalterlichen *lebenden Gemeinschaft* und der neuzeitlichen *atomisierten Massengesellschaft* weckt den Anschein, als sei die sogenannte Massenstruktur schlechthin an die Stelle jener älteren Verhältnisse persönlicher Nähe getreten. Der Begriff der Massengesellschaft deckt aber nur *eine* Seite jener Änderung des Gesellschaftsaufbaus, die in der Neuzeit stattgefunden hat. Was wirklich eingetreten ist, möchte treffender bezeichnet werden als eine *Polarisierung* der sozialen Funktionen, eine *Scheidung der öffentlichen und der privaten Daseinssphäre*.

In der archaischen Lebensordnung reicht einerseits selbst das intimste Sozialgebilde, die Familie, funktionell unmittelbar in die weiteren Zusammenhänge der Großgesellschaft hinein — sie ist unter anderem und vor allem Zelle wirtschaftlicher Produktion. Andererseits dringen größere Verbände — die beruflichen sowohl als die lokalen — mit ihren Funktionen in den persönlichsten Lebensbereich hinab — in Freizeitgestaltung, Erholung und Geselligkeit. Seither haben private und öffentliche Lebenssphäre sich funktionell so auseinandergespalten, daß jeder ein besonderes gesellschaftliches Milieu entspricht. Der Ausdruck *atomisierte Massengesellschaft* gibt daher ein falsches, sehr einseitiges Bild vom neuzeitlichen Dasein. Nur im Bereich des *öffentlichen* Lebens ist die vielberufene Vermassung und Atomisierung eingetreten in dem Sinne, daß der Einzelne zu einer Nummer in Reih und Glied, einem Molekül im großen Haufen wird. Das gilt vor allem vom politischen

und wirtschaftlichen Leben. Hier hat, von wenigen Auserwählten abgesehen, der Einzelne als Persönlichkeit keine Bedeutung, sondern nur die große Zahl namenloser Einer ihr Massengewicht. Auf einer anderen Ebene des gesellschaftlichen Daseins aber vollzog sich gleichzeitig eine gegenläufige Entwicklung. Ist das öffentliche Leben sozusagen öffentlicher geworden, d. h. unpersönlicher, massenhafter, so wurde das Privatleben entsprechend mehr intim. Das äußert sich in vielerlei, wovon hier nur zwei Beispiele gegeben seien. Seitdem die Familie von fast allen öffentlichen Funktionen entlastet ist, hat sie auch ihr patriarchalisches Gepräge verloren. Liebe ist an die Stelle der Autorität, Vertraulichkeit an die Stelle der scheuen Ehrerbietung getreten. — Der Wahl des persönlichen Umgangskreises, der Gestaltung des häuslichen Lebensstiles, der Freizeitgestaltung sind keine institutionellen Schranken gesetzt.

Massendasein und Atomisierung sind auf den Bereich des öffentlichen Lebens beschränkt und finden ihr Gegengewicht in einer entsprechenden Individualisierung des Privatlebens. Massenorganisation hier — persönliche Vereinzelnung und intime Gesellung dort. Nicht das Massendasein als solches, sondern die Polarisierung der Lebensformen, der Dualismus der gesellschaftlichen Sphären, ist das Sondermerkmal der Neuzeit.

Unhaltbar ist also die Behauptung, die moderne Gesellschaft trage dem allgemeinen menschlichen Bedürfnis nach *Gemeinschaft* nicht Rechnung, es trete daher eine Verkümmernng der Sozialgefühle ein. Mögen die Funktionen und Beziehungen des öffentlichen Lebens noch so sachlich-zweckhaft, unpersönlich und kühl sein, so bleibt doch für die Entfaltung gefühlhaft-sympathetischer Geselligkeit reichlicher Spielraum in den intimen Kreisen und Beziehungen der privaten Lebenssphäre.

Im Zusammenhang mit Analysen der gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur war mir vor einigen Jahren daran gelegen, das stereotype Gerede von der *Vermassung* des Menschen auf seinen Wahrheitsgehalt nachzuprüfen. Ich stellte mir die Frage: welche Rolle spielen eigentlich, quantitativ, Massenmilieu und anonyme Verhältnisse im Alltag des heutigen Menschen? Es ist aber ungemein schwierig, über den Tagesablauf anderer eingehende und zuverlässige Aufschlüsse zu sammeln. Um also nur irgendwo zu beginnen, unterzog ich mich einer Selbstbeobachtung<sup>1</sup>.

Während dreier Monate führte ich ein Tagebuch, in dem meine Beschäftigungen und Sozialkontakte vom Aufstehen bis zum Schlafengehen

1 im Ergebnis veröffentlicht in: *Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit*, S. 54.

gehen minutenweise verzeichnet wurden. Eine lästige, zeitraubende und strenge Disziplin erfordernde Arbeit! Um etwaige Saisonschwankungen auszugleichen, waren die drei Beobachtungsmonate über das Jahr verteilt: April, Juni und Oktober.

Am Ende jedes Monats wurden die täglichen Aufzeichnungen in doppelter Weise klassifiziert.

A. In *formaler* Hinsicht wurde unterschieden zwischen 1. Solitärbeschäftigung, 2. persönlichen Nahkontakten, 3. telefonischen Kontakten, 4. brieflichen Kontakten.

B. Nach *Sinn und Inhalt* der Situationen und Kontakte wurden 16 Kategorien gebildet, von denen hier nur beispielshalber einige angeführt seien: Beruf; Familienleben; Freundeskreis; geschäftliche Kontakte — einerseits anonyme, andererseits solche mit festen Geschäftsverbindungen; weiterer Bekanntenkreis; Zufallskontakte im anonymen Milieu usw.

Dabei bestanden gewisse Schwierigkeiten der Klassifizierung, z. B. im Falle des Simultankontaktes mit mehreren Personen, eines mehrdeutigen Kontaktes<sup>1</sup> oder eines längeren Kontaktes einer Art, der nach Unterbrechung durch einen Kurzkontakt anderer Art fortgesetzt wird. Es nähme zuviel Platz in Anspruch, ist aber in diesem Zusammenhang auch kaum notwendig, von der technischen Behandlung dieser und ähnlicher Sonderfälle genaue Rechenschaft abzulegen.

Solitärbeschäftigung wurde der Dauer nach (in Minuten) gebucht, Kontakte mit Personen dagegen sowohl gezählt als auch ihrer Dauer nach verzeichnet. Am Ende wurden dann alle jene Situationen und Kontakte, die ihrer Art nach — bei weitester Auslegung des Wortes — als *anonym* bezeichnet werden konnten, für den ganzen Monat zusammengerechnet. Unter diesen Begriff fielen: berufliche und staatsbürgerliche Kontakte mit Behörden und Institutionen als solchen; Geschäftskontakte mit Ausnahme derjenigen, die auf einem festen Kundschaftsverhältnis beruhen; Zufallskontakte aller Art; endlich die in der anonymen Atmosphäre großstädtischen Verkehrs verbrachte Zeit. — *Anonym* bedeutete also in diesem Zusammenhang nicht notwendig, daß der Name des Kontaktpartners unbekannt sei. Worauf es ankommt, ist vielmehr dies: daß der Kontakt rein sachlich bestimmt sei und an der Person des Kontaktpartners kein Interesse genommen werde.

Die zahlenmäßigen Ergebnisse waren für mich selbst eine Überraschung. Von der gesamten *Anzahl* der Kontakte waren allerdings

<sup>1</sup> z. B. Gespräch mit einem nahe befreundeten Kollegen über dienstliche Angelegenheiten u. dgl.

im Durchschnitt 30 % *anonym* in dem beschriebenen Sinne persönlicher Teilnahmslosigkeit. Das scheint gar nicht wenig. Man bedenke aber, daß die Beobachtung alle — buchstäblich alle — Kontakte umfaßte, z. B. auch die Lösung einer Fahrkarte auf der Straßenbahn, die Herstellung einer Fernsprechverbindung usw. Unter den 30 % anonymen Kontakten überwiegen also die ganz kurzen, bis hinab zu wenigen Sekunden dauernden. Setzte man dagegen die *Gesamtdauer* dieser Kontakte per Monat in Beziehung zu der in wachem Zustand verbrachten Zeit, so ergaben sich durchschnittlich 7 %. Der bei weitem überwiegende Teil gesellschaftlichen Daseins vollzieht sich also im Umgang mit Menschen, zu denen ein persönliches, zumeist sehr nahes, Verhältnis besteht, in einer Atmosphäre also, in der das Bedürfnis nach zwischenmenschlicher Unmittelbarkeit zu seinem vollen Rechte kommt. — Was von dem viel berufenen *Massendasein* übrig bleibt, Ich übersehe keineswegs, daß es unzulässig wäre, aus einem persönlichen — 7 %.

lichen Falle generelle Schlüsse zu ziehen, besonders wenn dieser eine Fall zu einem in der Gesellschaft so seltenen Typus wie dem des Gelehrten gehört. Sicherlich nehmen die Anonymkontakte im Leben des Schalterbeamten der Post oder Eisenbahn einen viel breiteren Raum ein als im Dasein des Gelehrten. Erstens aber verschiebt sich damit nicht das Mengenverhältnis zwischen persönlich-warmen und sachlich-kühlen Kontakten, sondern das Verhältnis zwischen diesen letzteren und dem solitären Lebensvollzug. Während der Postassistent Briefmarken verkauft, sitzt der Professor in seiner Studierstube. Zweitens aber ist die im gegebenen Falle gefundene Quote der Anonymkontakte so niedrig, daß selbst ihre Verdoppelung oder Verdreifachung nicht zureichte, von einem *anonymen, atomisierten Massendasein* zu sprechen.

Zweifelloos würden entsprechende Untersuchungen an einem repräsentativen Material vielfache und erhebliche Schwankungen in der Struktur des täglichen Lebensvollzuges für Berufsgruppen, Altersklassen, für die Geschlechter, für Dorf, Klein- und Großstadt ergeben — Schwankungen, über deren Ausmaß wir bislang nichts wissen. Mein isoliertes Experiment hatte aber auch gar nicht den Zweck, den Massencharakter des heutigen Daseins zu messen und numerisch exakt festzulegen, sondern nur: eine annähernde Vorstellung davon zu geben, im Bereiche welcher Größenordnung — mit reichlichem Spielraum nach beiden Seiten — man das entpersönlichte und atomisierte Massendasein zu plazieren hat.

### III

Insoweit ist das berücksichtigte Cliché des *atomisierten Massendaseins* als Ammenmärchen enthüllt.

Enthält es nun aber nicht dennoch einen Wahrheitskern? Ohne Zweifel: ja. Aber die gesellschaftlichen Verhältnisse, die den Einzelnen als Molekül in einer Masse erscheinen lassen, figurieren zum großen Teil gar nicht in einer Buchführung über seine Bewegungen im gesellschaftlichen Milieu.

Zwei Arten sozialer Erscheinungen können die Vorstellungen der Anonymität und Atomisierung wecken. In erster Linie sind das die sogenannten gesellschaftlichen *Funktionssysteme*, das politische, wirtschaftliche, kulturelle Leben u. dgl. Hier ist nicht von konkreten Gruppenbildungen die Rede, man hat vielmehr vor sich Inbegriffe von intentional zusammengehörigen Lebensfunktionen. In diesen Riesengefügen gesellschaftlichen Handelns und Geschehens ist der Einzelne freilich ein winziges Rädchen ohne selbständige Bedeutung. So muß es wohl sein, wenn diese Funktionssysteme Millionenmengen von Menschen umfassen. Aber die politischen, wirtschaftlichen usw. Situationen, die im Leben des Einzelnen eintreten, sind ja nicht einfach Momente im gesamten Funktionssystem, sondern bringen ihn in Berührung mit anderen Personen oder Personenkreisen, und diese Kontaktsituationen werden bei einer Analyse des gesellschaftlichen Lebensverlaufes registriert. Nur in einer begrenzten Zahl von Fällen tragen auch diese aktuellen Kontaktsituationen das Gepräge der Anonymität und Atomisierung, in den meisten anderen kommt der Einzelne in Berührung mit ihm bekannten Personen, zu denen er durch regelmäßige und häufige Kontaktwiederholung in einer Dauerbeziehung steht. — Der wirkliche Unterschied zwischen der heutigen und einer älteren Gesellschaftsform besteht insofern darin, daß früher das *gesamte* wirtschaftliche, politische und kulturelle Handeln des Menschen sich im Zusammenwirken mit bekannten, ihm nahestehenden Personen abspielte, heute aber im Verlauf dieser umfassenden Handlungs- und Geschehenszusammenhänge unter anderen *auch* Anonymkontakte sich einstellen. Und das ist denn doch zu wenig, um der gegenwärtigen Gesellschaft rundheraus die Bezeichnungen *anonym* und *atomisiert* anzuhängen.

In zweiter Reihe ist hier der gesellschaftlichen *Großintegrale* rein organisatorischer Art zu gedenken: Staat, Partei, Interessenverband, Kirche usw. Daß sie in einer Analyse des sozialen Lebensverlaufes einer Person keine nennenswerte Rolle spielen, hat seine guten Gründe. Man ist Staatsbürger — aber die typisch staatsbürgerlichen Situationen beschränken sich auf seltene Kontakte mit Behörden oder Gänge zur

Wahlurne. Da ist man allerdings als Staatsbürger ein Molekül unter den Millionen. Aber das Staatsbürgertum wird nur selten in *dieser* Form im Leben des Einzelnen aktualisiert. Im Alltag bildet es den unsichtbaren *Hintergrund* unzähliger, nach Gehalt und Intention sehr verschiedener Situationen und Kontakte, tritt aber nur sehr selten als spezifischer *Gehalt* aktueller gesellschaftlicher Situationen ins Bewußtsein. — Man ist Mitglied einer politischen Partei, einer Gewerkschaft oder anderen Interessenvereinigung, und in diesen großen Organisationen ist man eine bedeutungslose Nummer. In wievielen konkreten Fällen agiert man aber als solch ein anonymer Einer innerhalb der Großorganisation? Äußerst selten. Die Wenigen, die wirklich unmittelbar mit der gesamten Riesenorganisation zu tun haben, sind ihre führenden Organe — und die fühlen sich gewiß nicht als namen- und einflußlose Nummern.

Im Dasein des Einzelnen spielen diese Großintegrate eine Rolle durch die Ziele und Zwecke, die sie verfechten. Die Organisation ist dem Einzelnen ein Mittel zum Zweck. Er beschäftigt sich nicht täglich in seinen Gedanken mit dem Verhältnis, in dem er zu solchen Großintegraten steht, ebensowenig wie er dieses Verhältnis im gewöhnlichen Tagesverlauf aktualisiert. Die in Wahrheit anonym-massenhafte Struktur solcher Großintegrate ist daher nur von untergeordneter Bedeutung für die gesellschaftliche Alltagsatmosphäre, in der der Einzelne lebt.

Was dem modernen Menschen zuweilen auf die Nerven geht, ihn etwas vermissen läßt, ist nicht die teilnahmslose Anonymität, die das Verhältnis zwischen den Mitgliedern solcher Großintegrate kennzeichnet. Er leidet und seufzt nicht unter dem »Massendasein« in dem Sinne, daß er persönliche Wärme in seinen gesellschaftlichen Beziehungen vermißt. Die intimen Beziehungen überwiegen ja auch heute im Alltag. Das Gefühl ohnmächtiger Irritation hat seine Wurzel in etwas ganz anderem: in der Macht, die einzelne Personen und Cliques dadurch über uns ausüben, daß sie die Apparate solcher Großintegrate kontrollieren. Unsichtbare Hände greifen schiebend, hemmend und gestaltend in das Dasein des Einzelnen ein und zwingen es in gewisse Bahnen. Aber das ist nichts Neues, ist nicht Teufelswerk der Gegenwart.

Immer und überall ist der Einzelne in Reih und Glied äußeren Zwängen ausgesetzt, von Wirbeln mitgerissen, Ereignisströmen widerstandslos preisgegeben — und zumeist ist er außerstande, die Kräfte zu verfolgen und zu verstehen, deren Spielball er ist. Das war früher nicht anders als es heute in der sogenannten Massengesellschaft ist. *Das Land ist groß und der Zar ist fern.* Geändert hat sich vielmehr die Art und Weise, wie diese unwiderstehlichen Mächte erlebt werden. In weniger aufgeklärten Zeiten ergab man sich in die unerforschliche

Fügung Gottes, unterwarf man sich als demütiger Untertan den Anordnungen einer von Gott eingesetzten Obrigkeit oder beugte sich vor einer Tradition, derzufolge »das immer so war«. Der im Vorstellungskreise demokratischer Selbstbestimmung aufgewachsene Zeitgenosse aber bäumt sich gegen solches Geschobensein auf, und seine Empörung sucht hinter dem unpersönlichen System, das seine Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit einengt, die das System verantwortlich lenkenden Personen, die Machthaber.

Es ist nicht so, daß die moderne Massengesellschaft uns den für den Bestand der Demokratie gefährlichen anonymen Zwängen aussetzt, vielmehr hat demokratische Denkweise und Lebensform uns diese Zwänge erst recht zum Bewußtsein gebracht und unsere Empfindlichkeit ihnen gegenüber gesteigert.

#### IV

Neuere Kritiker unserer politischen Zustände sehen die größte Gefahr für die Demokratie in der politischen Interesselosigkeit und Passivität der Bürger. Demokratie verlange Teilnahme des Staatsbürgers am politischen Leben. Andernfalls werde der Staat zur Beute machtflüsternder Akrobaten des Mundwerks. Man weist in diesem Zusammenhang gerne darauf hin, daß die faschistischen Diktatoren nicht so sehr durch die Stoßkraft ihrer überzeugten Anhänger, sondern vielmehr dank der Lethargie politisch verblödeter Mittelklassen zur Macht gekommen seien. Politische Aktivierung des Staatsbürgers sei daher die einzige Rettung der Demokratie.

Der Hauptgrund für die politische Apathie der Wähler wird darin erblickt, daß der Mann in Reih und Glied das Gefühl habe, ohne reellen Einfluß auf die politischen Entscheidungen zu sein. Dies wiederum sei eine Folge des atomisierten Massendaseins und der ihm entsprechenden Zentralisierung der öffentlichen Funktionen. Den politischen Fragen, die es zu lösen gilt, steht der Wähler ratlos gegenüber, weil sie seinen Horizont übersteigen. Die Maßnahmen des Parlaments und der Regierung sind in ihren Wirkungen unüberblickbar für den, der nicht geradezu Fachmann ist. Zudem hat der Wähler den Eindruck, das gesamte öffentliche Leben habe sich zu einer Riesenmaschinerie entwickelt, deren Umlauf menschlicher Willensentscheidung nur geringen Spielraum lasse. Jedenfalls gehe seine persönliche Meinung und Stimme in der Masse unter. Er sei daher mehr und mehr zur Resignation geneigt, überlasse dem Klüngel der gewerbsmäßigen Politiker das politische Spiel — und bereite so der Diktatur den Weg. *Hugh*



Walpole läßt seinen Hans Frost diesen Standpunkt einnehmen: ... *politics are unmeaning to me. I just do what I am told by the men in power, and curse at having to do it, like every other man. There have to be men in power, I suppose, one of them is very like another.*

So einfach ist nun aber die Haltung des Bürgers nicht — fast hätte ich gesagt: leider. Sie ist nicht recht und schlecht passiv, sondern eine eigenartige *Mischung von sachlicher Indolenz und Stimmungsaufruhr*. Der Staatsbürger leistet keinen positiven Beitrag zur Lösung politischer Fragen, aber viele legen sich fanatisch für irgendeine politische Doktrin ins Zeug, und fast alle sind höchst aktive politische Nörgler. Auf eine Formel gebracht, heißt das: die positive Teilnahme am politischen Leben gilt den ideologischen Allgemeinheiten und flammt in Wahlkämpfen wild auf — die Wahlbeteiligung oft sehr hoch treibend. Im Bezug auf die konkreten Fragen der Politik aber ist die Haltung des Staatsbürgers weithin negativ, d. h. er beschränkt sich auf unfruchtbares Querulieren, eine Entartung dessen, was demokratische Kontrolle sein sollte.

Dieses Taumeln des Mannes von der Straße zwischen gleichgültiger Passivität, erhitzten Leidenschaftsausbrüchen und übelgelaunter, unverantwortlicher Kritelei ist der Fluch der Stimmungsdemokratie. Die parlamentarischen Politiker tragen selbst einen großen Teil der Schuld daran. Sie verhalten sich inkonsequent. Ihre Tätigkeit als verantwortliche Politiker wird zusehends verfälscht, das heißt aber rationalisiert. Die Interessenziele der politischen Parteien sind in großen Umrissen gegeben, und die ihnen entsprechenden Einzelentscheidungen sind durch das Zweck-Mittel-Kalkül vorgezeichnet. Das Mandat zur Führung dieser Realpolitik wird aber durch den Appell an Massentimmungen, durch ideologische Überbauung der Interessenstandpunkte und durch Propaganda für diese Ideengebäude gesucht. Es ist richtig, daß dies der einfachste Weg ist, Massen zu sammeln und zu organisieren, insbesondere ein Weg, der es möglich macht, Interessenvarianten zu überkleistern. Eben dadurch macht aber der Politiker sich andererseits seine eigentliche Arbeit schwer, ja fast unmöglich. Da er dank dem Glauben seiner Wähler an die ideologische Doktrin der Partei auf seinem politischen Posten steht, wird sein realpolitisch-rationales Handeln auf diesem Posten von den Wählermassen unter dem Gesichtswinkel der ideologischen Doktrin, d. h. irrational beurteilt. Daher die Anklagen gegen den parlamentarischen »Kuhhandel«, der vielfach nichts anderes ist als die demokratisch notwendige Praxis des Kompromisses. Daher die häufige Anklage, die parlamentarischen Sachwalter einer Partei üben in ihrer Politik »Verrat an der Idee«. Man kann nicht die Massen mit ideologischen Losungen betrun-

ken machen und dann nüchterne Würdigung realpolitischer Entscheidungen von ihnen erwarten. Eben das Verfahren, durch das der Politiker sich den Auftrag der Massen sichert, hindert ihn an der Durchführung seiner Aufgabe. —

Nicht wenige neuere Reformatoren der Demokratie sehen nur einen Teil dieses Sachverhalts und stellen daher eine falsche Diagnose. Sie erblicken die Gefahr für die Demokratie nur in der realpolitischen Passivität, nicht in der stimmungsmäßigen Mobilisierung der breiten Schichten. Sie schreiben diese Passivität der Massenstruktur des modernen Staates und der Zentralisierung seiner Funktionen zu. Demgemäß empfehlen sie zur Abhilfe Dezentralisierung, Delegation der Aufgaben an kleinere, für den einfachen Mann überblickbare Einheiten. Dann werde er sich nicht mehr als bedeutungsloses Molekül im großen Gewimmel fühlen, er sehe konkrete Aufgaben in seinem engeren Kreise vor sich und habe die Möglichkeit, in diesem für ihn überblickbaren Teilszusammenhang wirklichen Einfluß auf den Gang der Dinge zu üben. Diese, gelegentlich als Lokalismus bezeichnete Richtung ist der Großstadtkritik und den Städtebau-Ideen *L. Mumfords* nahe verwandt. Weder hier noch dort kann ich mir von der Dezentralisierung wesentliches versprechen, ja ich kann nicht einmal sehen, wie sie möglich sein sollte. Die Berufung auf *Montesquieu*, der sich einen demokratischen Großstaat nur auf föderativer Grundlage denken konnte, dürfte veraltet sein. Der Staatstheoretiker des 18. Jahrhunderts urteilte von heute überholten Voraussetzungen her.

Die Zentralisierung der Staatsfunktionen ist ja nicht, wie man gelegentlich anzudeuten beliebt, das Werk einer regierungswürdigen Bürokratie, sondern die unvermeidliche Folge einer durch die gesamte wirtschaftliche und kulturelle Daseinstechnik bedingten Erweiterung der Funktionszusammenhänge. In einer Zeit, in der die meisten des wirtschaftlichen Denkens fähigen Menschen einsehen, daß die nationalen Grenzen zu eng sind, daß selbst recht ansehnliche Staaten in der Führung einer selbständigen Wirtschaftspolitik allenthalben eingeengt, und daß Staaten von der Größenordnung etwa der skandinavischen einfach politische Anachronismen sind — in einer solchen Zeit kann man kaum im Ernst eine Dezentralisierung der Funktionen vorschlagen. Im Gegenteil, auf manchen Gebieten tut Zentralisierung bitter not.

In Ländern z. B., deren Gemeinden heute noch steuerlich autonom sind, wird jeder Versuch einer finanzpolitischen Zentralisierung als *undemokratisch*, als ein Einbruch in die lokale Selbstverwaltung abgewiesen. Man soll nun ja nicht glauben, daß die Anhänger gemeindlicher Steuerautonomie um die Demokratie besorgt sind. Es geht nur um ihren Geldbeutel. Die kleinen, besonders die ländlichen Gemeinden

können sich nämlich erstens der Teilnahme an Deckung der wachsenden sozialpolitischen Ausgaben großer Gemeinden entziehen, zweitens können sie durch Knauserei die Ausgaben für lokalen Straßenbau, für das Schulwesen usw. auf ein äußerstes beschränken. Die gemeindliche Steuerautonomie hatte einen Sinn, solange die lokale Gemeinde eine wirtschaftliche Einheit war. Diese Zeiten sind vorbei. Wirklich lokal begrenzte Aufgaben gibt es nur sehr wenige. Die Ausgaben einer Industriestadt für die ihrer Arbeiterschaft zu gewährenden Sozialleistungen sind z. B. ebensowenig eine innergemeindliche Angelegenheit, wie die Industrie der Stadt es ist. Die Industrie arbeitet für das ganze Land, und die in ihrem Gefolge auftretenden Soziallasten sind sinngemäß gleichmäßig von der Gesamtbevölkerung zu tragen.

Das ist nur ein konkretes Beispiel für den Unsinn des Dezentralismus. Wenn erst die realen Lebenszusammenhänge sich über große Räume erstrecken, kann ihre Lenkung nur zentral und einheitlich erfolgen. Anders können diese groß angelegten Mechanismen der Daseinsbewältigung nicht ihre Funktionen erfüllen.

Die großen, lebenswichtigen Entscheidungen müssen zentral erfolgen. Was dezentralistisch wahrgenommen werden kann, ist von entsprechend untergeordnetem Rang. Diese demokratische Zellenbildung oder Demokratie im Kleinen wird daher notwendig zur Krähwinkelei werden. Wird sie ernst genommen, endet sie in parochialer Wichtigtuerei. Wahrscheinlich aber werden den im engeren Bereich aktivierten Demokraten sehr bald die Augen dafür aufgehen, daß sie sich eben nur in Bagatelldemokratie tummeln, während alle wirklich vitalen Entscheidungen nach wie vor zentral getroffen werden. Das tätige Interesse an der örtlichen, demokratischen Puppenstube wird dann sehr schnell erlöschen.

Die Demokratie krankt nicht daran, daß ihre Bürger zu wenig, wohl aber daran, daß sie in falscher Weise und am falschen Ort aktiv sind. Demokratie ist eine Sache der Vernunft — sie kann nicht von Gefühlen und Stimmungen leben.

## V

Die Massengesellschaft, in dem begrenzten Sinn und Umfang, in dem sie tatsächlich besteht, nämlich im Hinblick auf die Funktionen des öffentlichen Lebens — vor allem des politischen und wirtschaftlichen — ist eine unumgängliche Begleiterscheinung hochentwickelter Technik der Daseinsbewältigung. Die technische Effektivität unseres Daseinsapparates ist von gesellschaftlicher Großorganisation abhängig.

Zentralisierte Massengesellschaft ist schlechthin die Organisationsform des technischen Zeitalters. Dezentralisierung hätte ihren Preis: den Rückgang auf eine niedrigere Stufe der Technik. Romantische Gemüter mögen geneigt sein diesen Preis zu bezahlen. Glücklicherweise ist ihnen nicht die Wahl gelassen. Der einmal eingeleitete und so weit gediehene Prozeß technischer Entfaltung muß seinen Lauf haben, läßt sich nicht willkürlich abstoppen.

Wir werden uns also in der Massengesellschaft einrichten müssen, und ich kann nicht sehen, warum sie zum Zerfall verurteilt sein sollte, vorausgesetzt, daß wir das unsere tun, uns ihren besonderen Erfordernissen anzupassen. — Und welche sind das?

Als gesellig lebendes Wesen ist der Mensch in seiner Existenz von der Koexistenz mit seinesgleichen abhängig. Diese soziale Interdependenz gilt im Hinblick auf das materielle sowohl als das psychische Dasein. Auf Frühstufen gesellschaftlicher Entwicklung erfüllen die Interdependenzfunktionen beider Arten sich in einem und demselben, sehr engen Kreise. Der materielle Daseinsapparat ist schwach entwickelt. Sein sozialer Aktionsradius reicht nicht über jenen Kreis hinaus, innerhalb dessen unmittelbare persönliche Beziehungen bestehen. Je mehr aber dieser materielle Daseinsapparat durch Arbeitsteilung, Technik und Organisation entwickelt wird, desto weiter wird notwendigerweise ein sozialer Aktionsbereich. In der Wirtschaftsgeschichte drückt man das durch die sogenannten Wirtschaftsstufen aus. Das Geflecht der materiellen Interdependenz-Funktionen erweitert sich zu Ausmaßen, die sich der sinnlichen Anschauung entziehen und direkt-persönliche Beziehungen der faktisch aufeinander Angewiesenen ausschließen.

Es ist nun allerdings richtig, daß nur anschauliche, d. h. entsprechend kleine Gruppen den Erfordernissen der psychischen Interdependenz genügen. Anders ausgedrückt: die durch den Wirkungsradius unseres Daseinsapparates bedingten Riesengeflechte materieller Interdependenz geben uns psychisch nichts. Daraus folgt aber doch nur, daß den auf persönliche Beziehung abgestellten engen, und den auf sachliche Funktionen abgestellten weiten oder »Massen«-Gebilden kategorisch verschiedene Attitüden entsprechen. Die menschlichen Sympathiegefühle, die warme Geselligkeit, findet ihren Entfaltungsspielraum in den Gebilden erster Art. In den Gebilden der zweiten Art ist für zwischenmenschliche Sympathie kein Raum. Sie sind nicht anschaulich, sondern abstrakt, daher nicht mit dem Gefühl, sondern dem Verstand zu erfassen. Die Beziehungen sind nicht persönlich, sondern sachlich, daher nicht sympathetischer, sondern rationaler Art. Der Zusammenhalt dieser Massengebilde hat also nicht auf einem »Gefühl der Zusammengehörigkeit« zu beruhen, sondern auf der Einsicht in die

faktische gegenseitige Abhängigkeit. Sie sind nicht Sache der Neigung, sondern der Lebensnot. Mit anderen Worten: man braucht nicht einander zu lieben, um sachlich zu kooperieren.

Das wissen wir alle einerseits sehr wohl. Andererseits aber — und trotzdem — enthält unsere moralische und soziale Erziehung die Fiktion aufrecht, daß geselliges Zusammenleben eine Angelegenheit des Gefühles der brüderlichen Liebe sei. Wir erziehen m. a. W. unsere Jugend zu einer falschen gesellschaftlichen Attitüde: einer sentimental-nämlich, statt zu intellektueller Disziplin und Gefühlsaskese.

Das Letzte gilt natürlich eben nur für die Sozialgebilde der öffentlichen Lebenssphäre. Das heißt aber einen Dualismus der Attitüden und die Fähigkeit zur Umstellung der Attitüde bei jedem Szenenwechsel von der privaten in die öffentliche Lebenssphäre und umgekehrt erwarten. Dieser Anspruch ist, richtige soziale Erziehung und Aufklärung vorausgesetzt, keineswegs unbillig und unerfüllbar. In der Tat fordert jeder einzelne soziale Lebenskreis seine besonderen Attitüden, und bei jedem Szenenwechsel tritt auch ganz unbewußt und gewohnheitsmäßig eine Umschaltung der Attitüde ein. Man benimmt sich m. a. W. im Familienkreis anders als im Berufsmilieu usw. usw. Die Entwicklung der sozialen Persönlichkeit besteht zum sehr erheblichen Teil gerade in der Gewöhnung daran, eine Mehrzahl sozialer Rollen sicher zu beherrschen. Je differenzierter die Gesellschaft in ihrer Struktur wird, desto größere Beweglichkeit im Rollenwechsel, ein desto reicheres Register von Attitüden verlangt sie vom Menschen.

Eine abschließende Bemerkung ist nötig zur Frage der demokratischen Aktivität und Verantwortlichkeit in der Massengesellschaft. Es will mir scheinen, daß das vorher beschriebene Paradox stimmungsmäßiger Erhitzung und realpolitischer Lethargie in der Massendemokratie eben eine Folge falscher gesellschaftlicher Orientierung ist. Solange unsere Schulerziehung und politischsoziale Massenbeeinflussung die gesellschaftliche Verantwortlichkeit auf eine sentimentale Wertmoral zu gründen sucht, solange allerdings kann man nicht Verantwortungsbewußtsein gegenüber einer unanschaulichen abstrakten Massengesellschaft erwarten, deren übrige Angehörigen einem menschlich völlig gleichgültig sind. Wenn dagegen soziale Aufklärung die Massengesellschaft unverhüllt als jene ungesellige Geselligkeit aufzeigt, die sie wirklich ist, und sie außerhalb hypokritischer Gefühlsverpflichtungen stellt, dann kann und wird bürgerlich-verantwortliche Aktivität sich auf die nüchterne Einsicht in die materielle Interdependenz gründen. Die weiteren und in der Tat sehr schicksalsschweren Perspektiven, die sich von diesen Gedankengängen her auf die Frage der sozialen Wertgemeinschaft eröffnen, können hier leider nicht verfolgt werden.

## 10. Theorie der sozialen Schichtung

erschienen als Stichwort »Schichtung« im Wörterbuch der Soziologie, herausgegeben von Wilhelm Bernsdorf und Friedrich Bülow, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1955, S. 432—466<sup>1</sup>.

### Vor-Orientierung

Die »Gesellschaft«, die hier zur Rede steht, ist eine *Großgesellschaft*. Einem solchen hochzusammengesetzten Großgefüge wird eine gewisse *Struktur* zugeschrieben und mit dem Terminus *Schichtung* bezeichnet. Die Gesellschaft ist in — mindestens zwei, zumeist mehrere — Schichten gegliedert. Jede *Schicht* besteht aus vielen Personen (Familien), die irgendein erkennbares Merkmal gemein haben und als Träger dieses Merkmals einen gewissen Status in der Gesellschaft und im Verhältnis zu andern Schichten einnehmen. Der Begriff des Status umfaßt Lebensstandard, Chancen und Risiken, Glücksmöglichkeiten, aber auch Privilegien und Diskriminationen, Rang und öffentliches Ansehen. Diejenigen Merkmale, um derentwillen man Personen (Familien) dieser oder jener Schicht zurechnet, heißen *Schicht-Determinanten*.

Geflissentlich wird hier vorerst nicht von *Klassen* gesprochen. Dieses Wort ist mit den Anklängen einer ganzen Gesellschaftsphilosophie, nämlich der marxistischen, behaftet. Diese aber wird gesondert zu erörtern sein. Für den Anfang gilt es, Termini zu wählen, die ein Mindestmaß an Urteilen involvieren und dadurch eine geeignete Grundlage für die Diskussion einander widerstreitender Theorien bilden. Ferner werden bekanntlich die Klassenstruktur (in marxistischer oder anderer Auffassung) andere historische Gesellschaftstypen — etwa die Stände- und Kastenstruktur — zur Seite gestellt. Man braucht da einen diese und mögliche weitere historische Typen umgreifenden Oberbegriff. Als solcher ist derjenige der Schicht geeignet. *Schichtung heißt also Gliederung der Gesellschaft nach dem typischen Status (den Sozillagen) ihrer Mitglieder, ohne nähere Bestimmung dieser Sozillagen oder der Merkmale, an die sie im geschichtlichen Sonderfall geknüpft sind.* Auch in der angelsächsischen Literatur, die früher den Ausdruck *social classes* bald im spezifischen, bald in einem weiteren Sinne gebrauchte, hat

<sup>1</sup> Im Manuskript Geigers lautet der Titel »Theorie der sozialen Schichtungs«.

sich jetzt für den allgemeinen Oberbegriff der Schicht das entsprechende *social stratum* (und demgemäß *stratification, stratified society*) durchgesetzt.

Ein erheblicher Teil des Schrifttums arbeitet mit einem viel urteilsvolleren Schichtbegriff als dem hier vorgeschlagenen. So sind die Schichten (Klassen) nach *Marx* schlechthin die kollektiven Träger der Weltgeschichte. Der Kampf zwischen ihnen (Klassenkampf) ist der eigentliche Inhalt der Geschichte. Das heißt, daß hier die Schichtstruktur der Gesellschaft und die Gesellschaftsschicht (Klasse) zu den Zentralbegriffen einer Geschichtsphilosophie und Gesellschaftsmeta-physik werden. Damit sind — wie immer man sich sonst zu *Marx'* Interpretation der Gesellschaft und Geschichte stellen mag — die Grenzen der erfahrungswissenschaftlichen Soziologie überschritten. Ausdrücklich oder stillschweigend an *Marx* anknüpfend, wenn auch zu- meist seiner Geschichtsphilosophie und seinen gesellschaftspolitischen Postulaten widersprechend haben zahlreiche Autoren die Schicht (Klasse) als ein solidarisches Gesellschaftsintegrat aufgefaßt, entweder noologisch als Vorkämpferin eines Wirtschaftssystems (*W. Sombart*) oder psychologisch als vereint durch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit (*G. Schmoller* und der Schwede *A. Ahlberg*) oder durch ein gemeinsames Interesse (*Wl. Gr. Simkhowitsch, H. Cunow* u. a.). Die sozialpsychologische Auffassung des Schichtbegriffes ist dann in etwas veränderter Schattierung von *Ll. Warner* und seiner Schule erneuert worden.

Auf Grund dieser wenigen Vorbemerkungen ist es schon jetzt möglich, eine Reihe von Fragen zu formulieren, die von einer Theorie der sozialen Schichtung zu beantworten sind.

1. Welches ist das *Verhältnis äußerer und psychischer Faktoren* im Hinblick auf den Begriff der Schicht? Hierin sind die Fragen des *Klassenbewußtseins* und *Klasseninteresses* eingeschlossen. Damit hängt eng zusammen
2. die Frage nach der *soziologischen Formalstruktur der Schicht* als Gesellschaftsintegrat.
3. Welche Umstände kommen als *Schichtdeterminanten* in Betracht?
4. Läßt sich über den *Ursprung der sozialen Schichtung* etwas aussagen, und was?
5. *Wodurch unterscheiden historisch beobachtete Schichtstrukturen sich voneinander?*
6. Wie vollzieht sich die *Regeneration bestehender Schichten* und die *Umbildung von Schichtstrukturen?*
7. Wie stellt sich die *Schichtstruktur der gegenwärtigen Gesellschaft* dar?

*Warum nicht Anschluß an Marx?*

Für *Karl Marx* ist die Gesellschaft in erster Linie wirtschaftende Gesellschaft. Es gibt daher für ihn keine disziplinäre Scheidung zwischen Soziologie und Sozialökonomik. Das tritt nirgends so aufdringlich hervor wie in seiner Lehre von der sozialen Schichtung. Eine vorgeschichtliche Gesellschaft, die kein persönliches Eigentumsrecht kannte, war daher klassenlos. Eine künftige Gesellschaft wird, nach Aufhebung des privaten Eigentumsrechtes an den Produktionsmitteln, wiederum klassenlos sein. Dazwischen liegt die uns bekannte Weltgeschichte, die — im wesentlichen, wenn nicht gar ausschließlich — Geschichte von Klassenkämpfen ist.

Aller Einzelheiten entkleidet — in denen *Marx* sich selbst vielfach widerspricht — kann seine Klassentheorie in wenigen Sätzen ausgedrückt werden. Die Wirtschaftsweise einer Gesellschaft ist bestimmt durch die Produktivkräfte, die zur Verfügung stehen und angewendet werden. Die Auswertung der Produktivkräfte bedingt gewisse Eigentumsverhältnisse im Hinblick auf die Produktionsmittel, oder: bedingt gewisse Produktionsverhältnisse. Das Produktionsverhältnis scheidet die Klassen voneinander. Eine Klasse besteht aus den Gesellschaftsgliedern, die »auf der gleichen Seite des Produktionsverhältnisses stehen« (Eigentümer — Eigentumslose, Eigentümer agrarischer und industrieller Produktionsmittel etc.). Innerhalb des Rahmens dieser Klassenstruktur aber »entfalten sich die Produktivkräfte«, bis sie durch den institutionellen Widerstand dieser Struktur an weiterer Entfaltung gehindert werden. So gerät die bestehende Gesellschaftsstruktur in Widerspruch mit der in ihrem Schoße vorgegangenen Entfaltung der Produktivkräfte. Der Wirtschaftsprozeß trägt in diesem Widerstand unvermeidlich den Sieg davon. Unter seinem Drucke bricht die überalterte Gesellschaftsstruktur zusammen, und damit sind die neu entwickelten Produktivkräfte entfesselt. Sie schaffen sich in einer neuen Gesellschaftsstruktur das ihnen angemessene institutionelle Gehäuse — bis auch dieses wieder zu eng und endlich revolutionär gesprengt wird.

Diese Lehre, mag sie auch beanspruchen, Kernstück eines sogenannten »wissenschaftlichen« Sozialismus zu sein, ist erfahrungswissenschaftlich unannehmbar. Ihr zufolge sollte die Gesellschaft nur durch die Produktionsverhältnisse differenziert sein, oder es sollte jedenfalls jede auf anderen Umständen beruhende Differenzierung von untergeordneter Bedeutung sein. Das ist weder bewiesen noch beweisbar. Die Aussage beruht nämlich auf dem apriorischen, also eben nicht empirischen Satze, daß der Wirtschaftsprozeß Urgrund allen menschlichen



Geschehens sei. So etwas kann nie bewiesen werden — es ist nämlich Metaphysik. Und das setzt sich durch das ganze *Marxsche* Gedankengebäude mit großer Folgerichtigkeit fort. Die ganze Weltgeschichte ist nichts als Geschichte von Klassenkämpfen — d. h. also, daß der Wirtschaftsprozess die bewegende Kraft der Weltgeschichte ist, ein *ens realissimum*, eine Wirklichkeit vor anderen Wirklichkeiten. Von dieser ersten Setzung her wird ein deduktives Riesensystem entwickelt. Nicht ein hypothetisches, sondern ein dogmatisches System. Die Fülle der gesellschaftsgeschichtlichen Tatsachen wird nämlich hiernach nicht untersucht um den Satz zu verifizieren, sondern benutzt, um ihn zu exemplifizieren. Seine Wahrheit steht unverrückbar fest. Er ist der Hauptschlüssel zu einer Gesamtinterpretation der menschlichen Welt. Erfahrungswissenschaft verfährt anders. Sie fragt sich, welche Differenzierungen in einer geschichtlich bestimmten Gesellschaft auftreten und worauf sie beruhen. Ob in verschiedenen historischen Gesellschaften immer die gleichen oder verschiedene soziale Differenzierungen bestehen. Ob die Differenzierung notwendigerweise ein Kampfverhältnis involviert. Sie wird diese Differenzierungen und die ihnen entsprechenden »Strukturen« nach geeigneten Gesichtspunkten klassifizieren. Kurz und gut: sie wird zwar von hypothetischen Begriffsbildungen ausgehen, aber diese Begriffe dem Spruch der Tatsachen unterwerfen.

#### *Erkenntnisfunktion des Begriffs der Gesellschaftsschicht*

Was den Klassenbegriff bei *Marx* betrifft, so ist dessen Erkenntnisfunktion schon angegeben. Sie ist geschichtsphilosophisch: Klassen, bestimmt durch ihren Standort im Produktionsverhältnis, sind Geschichte vollziehende Kollektivmächte. Klassen stehen im Kampf miteinander, und Gegenstand des Kampfes ist die Wirtschaftsweise der Gesellschaft. Die eine Klasse steht auf der Kehrseite des Geschichtsverlaufes — sie vertritt kontrarevolutionär eine zum Untergang verurteilte Wirtschaftsweise, die andere Klasse befindet sich im Einklang mit dem Geschichtsverlauf, dieser »arbeitet für sie«; denn sie vertritt revolutionär die Wirtschaftsweise der nächsten Zukunft. Daß man empirisch mit einem so urteilsvollen Klassenbegriff nicht arbeiten kann, ist soeben dargelegt worden. Er sagt mehr aus, als man jemals erfahrungswissenschaftlich verifizieren zu können hoffen darf.

Gehen wir zum entgegengesetzten Extrem über. Wir können einen Begriff der Schicht bilden, der beinahe ohne Urteilsinhalt ist. Definieren wir als Schicht die Gesamtheit der Personen innerhalb einer

Bevölkerung, denen irgendein Merkmal gemein ist, so ist die Feststellung der Schichtstruktur eine Aufgabe der bloßen Merkmalsbestimmung, der Identifizierung von Merkmalsträgern und endlich der Zählung. Das ist Sozialstatistik, hat aber mit Soziologie wenig zu tun. Der Wahl von Merkmalen (Merkmalsreihen) für die Klassifikation einer Bevölkerung sind grundsätzlich keine Grenzen gezogen. Man kann die gleiche Bevölkerung nach Belieben kreuz und quer klassifizieren — und tut das tatsächlich in hundert verschiedenen Frageabsichten. Nach Geschlecht und Alter, Beruf, Stellung und Einkommen, nach Körpergröße, Schädelindex und Haarfarbe, nach Bekenntnis, Sprache (Dialekt), Intelligenzquotient, nach Familienstand und Kinderzahl usw. usw. Die offizielle Statistik macht in der Tat regelmäßig Erhebungen in mehreren der genannten Richtungen und liefert damit das Halbfabrikat für Untersuchungen vieler Art, darunter auch soziologische. Damit ist aber schon gesagt, daß bevölkerungs- und sozialstatistische Massen nicht ohne weiteres das sind, was man sich unter Gesellschaftsklassen oder -schichten denkt.

Der erfahrungs-soziologische Begriff der Gesellschaftsschicht enthält allerdings weniger als *Marx'* Universalbegriff der sozialen Klasse, aber doch mehr als derjenige der statistischen Klasse. Wir folgen alle in *Marx'* Spuren insofern, als wir mit dem Begriff der Gesellschaftsschicht auf einen Zusammenhang zwischen den Lebensbedingungen der Gesellschaftsglieder und entweder ihrer gesellschaftlichen Haltung oder dem gesamten Aufbau der Gesellschaft oder beiden abzielen. Das ist vorerst sehr vage und vorsichtig ausgedrückt und daher gleich näher zu präzisieren.

Man stellt sich »die Gesellschaft« als irgendwie aufgebaut, strukturiert oder geordnet vor (Gesellschaftsordnung, Gesellschaftssystem). Entsprechend dieser Struktur befinden sich Menschen, deren Daseinsgrundlage und Lebensumstände in bestimmter Weise gekennzeichnet sind, in spezifischen *Soziallagen*, haben sie einen gewissen sozialen Status. In diesem Falle übernimmt man die gesellschaftsgeschichtliche Aussageabsicht des *Marx'schen* Klassenbegriffes, ohne doch seiner geschichtsphilosophischen Metaphysik zu folgen. Dieser hypothetische Zusammenhang zwischen Soziallage der Personen und Struktur der historischen Gesellschaft ist von *A. Ferguson* in dem erwähnten *Essay on the History of Civil Society* (1776) gesehen: »... this casual subordination, possible arising from the distribution of property or from other circumstances . . . gives the state its tone, and fixes its character.« — Oder man geht von den verschiedenen Soziallagen der Gesellschaftsglieder aus und vermutet, daß gewissen, objektiv beschriebenen Soziallagen gewisse Mentalitäten, Attitüden und soziale Wunschrichtungen

typischerweise entsprechen. In diesem Falle nähert man sich der psychologisch-ideologischen Aussageabsicht *Marx*'s, ohne doch notwendigerweise deren streng deterministischen Voraussetzungen anzuerkennen. Auch dieser Gedanke taucht lange vor *Marx* auf, nämlich in *J. Millars Observations, Concerning the Distinction of Ranks in Society* (1771). Dort lesen wir von »... differences of situations, which have suggested different views and motives of action ... The variety that frequently occurs in those and such other particulars<sup>1</sup> must have a prodigious influence upon the great body of people; as by giving a particular direction to their inclinations and pursuits, it must be productive of corresponding habits, dispositions, and ways of thinking.«

Im einen Falle wird man also nach jenen objektiv feststellbaren, unterscheidenden Merkmalen fragen, die in einer örtlich-zeitlich bestimmten Gesellschaft kraft deren Struktur für den Sozialstatus von Personen entscheidend sind. Man *fragt* danach, und ist darauf gefaßt, daß die Antwort für verschiedene Gesellschaften verschieden ausfallen mag, anstatt mit *Marx* von vornherein *ein* bestimmtes Merkmal, das Produktionsverhältnis, für entscheidend zu erklären. Im anderen Falle fragt man, ob und inwieweit Personen in gewissen sozial bedingten Daseinsumständen typischerweise geneigt sind, gewisse Haltungen, Meinungen, soziale Willensrichtungen an den Tag zu legen. In beiden Fällen aber wird man sein Augenmerk nicht auf alle denkbaren und beliebigen Unterscheidungsmerkmale richten, sondern auf jene, denen man infolge gemachter Alltagsbeobachtungen einige gesellschaftliche Signifikanz zuschreiben darf. Das mögen in den Gesellschaften verschiedener Zeiten und Völker ganz verschiedene Merkmale sein. Um es auf die Spitze zu treiben: in einer vom Hexenaberglauben besessenen Gesellschaft mögen die Rothaarigen und Buckligen sich in der gefährlichen Lage befinden, des Bundes mit dem Teufel verdächtig zu sein, und bilden dann in der Tat eine soziale Schicht. In England waren die Katholiken bis 1829 politisch minderen Rechtes, und also war ihre Bekenntniszugehörigkeit ein Merkmal von Bedeutung für ihren Sozialstatus.

### *Logische Struktur des Schichtbegriffes*

»Das soziale Sein bestimmt das soziale Bewußtsein«, sagt *Marx*. Seine sozialen Klassen sind also Kollektive, die durch Gleichartigkeit der sozialen Lage, eben darum aber notwendigerweise auch der psychischen

<sup>1</sup> Es geht eine Liste von Beispielen für verschiedene »situations« voraus.

Haltung, bestimmt sind. Gibt man diesen psychologischen Determinismus auf, so entsteht die Frage, was nun für den Begriff der Schicht (Klasse) konstitutiv sein soll: das Merkmal einer Lage oder einer Haltung? In diesem Sinne hat *P. Mombert*<sup>1</sup> zwischen »objektiven« und »subjektiven« Klassenbegriffen unterschieden und für beide Arten der Begriffsbildung Beispiele beigebracht.

Hält man sich an einen von *Merkmalen* der Lage ausgehenden Schichtbegriff, so bewegt man sich in nächster Nähe der sozialstatistischen Klassifikation. Ein solcher Begriff hat dann rein analytisch-deskriptive Bedeutung. Mit ihm ist ausgesagt, daß eine Gesellschaft so und so gegliedert sei. Indem man bestimmte Merkmale der äußeren Lage aufstellt, ist man imstande die gesamte Bevölkerung restlos auf die der Merkmalsreihe entsprechenden Schichten zu verteilen, z. B. nach Schichten des Berufes, der Stellung im Beruf, der Einkommenshöhe, Vermögenslage usw. — So ist für *A. Schäffle* Besitz verschiedener Größe und Art, bzw. Besitz und Besitzlosigkeit maßgebend, für *Cyr. van Overbergh* der Besitz oder Nichtbesitz von Produktionsmitteln, für *E. Bernstein* die Existenz unter im Wesentlichen gleichartigen Daseinsbedingungen.

Andere Autoren gehen von der sozialgeschichtlichen Aussageabsicht des *Marx*schen Klassenbegriffes aus. Die Gesellschaftsschichten sollen Zurechnungssubjekte sozialer Bewegungen sein. Da man aber den *Marx*schen Determinismus nicht mitmachen will, bindet man im Begriff der Schicht deren soziale Haltung nicht an Merkmale der äußeren Lage. So definiert *W. Sombart* die soziale Klasse als eine Gruppe, die ein bestimmtes Wirtschaftssystem ideell vertritt (noologische Begriffsbildung). Andererseits will der Schwede *A. Ahlberg* den Begriff der Schicht »psychologisch, nicht aber in erster Linie wirtschaftlich« begründen. »Das Kennzeichen der Zugehörigkeit ist eine gewisse Mentalität, das Gefühl der gleichen Gesellschaftsgruppe anzugehören, eine bestimmte Art des Fühlens und Denkens.«

Es ist klar, daß solche Begriffe der Klasse oder Schicht keine Einteilung der Bevölkerung zulassen. Nicht jedermann vertritt ideell ein bestimmtes Wirtschaftssystem, nicht jedermann fühlt sich einer der von *Ahlberg* ins Auge gefaßten Gruppen zugehörig. Auf diese Weise erfaßt man ideologische Fronten, nimmt aber keine Klassifizierung der Gesellschaftsglieder vor. Diese Begriffsbildungen sind offenbar wenig glücklich. Man braucht sie, um das einzusehen, nur wörtlich zu nehmen und die Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Wenn — nach *Sombart* —

<sup>1</sup> »Das Wesen der sozialen Klassen«, Erinnerungsgabe für Max Weber, München 1923, II. Bd.

das ideelle Eintreten für ein Wirtschaftssystem eine Schicht (Klasse) ausmacht, dann sind die Gildensozialisten oder die Technokraten Gesellschaftsschichten. *Sombart* hat diese Konsequenz sicher nicht beachtet, und jedenfalls widerspricht sie jeder üblichen Vorstellung von Klassen oder Schichten. Nach *Ahlberg* aber wäre jede Personenmenge, die gleichartigen Vorstellungen und Idealen huldigt, verwandte Gesinnungen an den Tag legt, eine Gesellschaftsschicht (Klasse). Man käme damit dem Begriff der diffusen Masse nahe.

Es zeigt sich, daß der Schichtbegriff seine charakteristische Färbung, damit aber auch jede sinnreiche Erkenntnisfunktion verliert, wenn man versucht, ihn von äußeren Merkmalen der Lage als Schichtdeterminanten loszulösen. Vieles deutet denn auch darauf hin, daß diese »subjektiven« Schichtbegriffe von ihren Urhebern gar nicht so gemeint sind, daß vielmehr eine Gleichartigkeit der Lage als Hintergrund der gleichartigen Haltung stillschweigend vorausgesetzt wird.

Damit wäre man dann bei einer Art der Begriffsbildung, der »gemischten«, wie *Mombert* sie nennt. Der Gedanke eines Zusammenhanges zwischen Lage und Haltung wird bewahrt und ausdrücklich hervorgehoben, aber seiner deterministischen Notwendigkeit entkleidet. Man definiert als eine Gesellschaftsschicht die Gesamtheit jener, die ein objektives Merkmal der Lage gemein haben und sich in Anbetracht dieser Gemeinsamkeit miteinander verbunden fühlen. Hierher gehört die Definition *Schmollers*, die schlechteste aller mir bekannten. Sie beginnt kasuistisch mit einer Aufzählung der Kollektive, die nicht Klassen sind, fährt dann fort mit einer ebenso kasuistischen, aber nicht erschöpfend gemeinten Aufzählung von möglichen Schichtdeterminanten, und endet mit der Feststellung, daß die Merkmalsträger eine Klasse bilden, sofern sie sich zusammengehörig fühlen und diesem Gefühl Ausdruck verleihen. In ähnlicher Weise stellt *Simkhowitsch* »gleichartige Einkommensquellen« als Schichtdeterminanten auf, fordert aber darüber hinaus ein Bewußtsein davon, daß man gemeinsame oder verwandte wirtschaftliche Interessen habe. *H. Cunow* endlich stellt das gemeinsame Interesse voran, läßt es aber als schichtbildend nur gelten, sofern es seinen Grund in der Wirtschaftsordnung der zeitgenössischen Gesellschaft hat.

Die Konsequenzen solcher Begriffsbildung sind höchst eigenartig. Die Kleinbauern oder Arbeiter, die Angestellten oder Akademiker sind als solche nicht Gesellschaftsschichten, sondern nur statistische Gruppen. Gesellschaftsschichten sind nur diejenigen Teile der genannten Kategorien, die sich auf Grund ihrer Gleichartigkeit auch solidarisch fühlen und verhalten. Das heißt also wiederum: mit solchem Schichtbegriff gliedert man nicht die Bevölkerung. Nachdem man den so bestimmten

Schichten alle jene zugerechnet hat, welche den Begriffserfordernissen genügen, bleiben alle jene übrig, die zwar die sachlichen, nicht aber die psychischen Voraussetzungen erfüllen. In der Sprache des Marxismus würde das bedeuten: zur Klasse gehören nur die Klassenbewußten. Wer kein Klassenbewußtsein hat oder ein »falsches« Klassenbewußtsein hat, stünde außerhalb der Klassengliederung.

Was ist angesichts dieses Dilemmas zu tun? Mir scheint die Lösung sehr einfach zu sein. Es ist richtig, daß der Schichtbegriff über die bloße Beschreibung und Klassifikation hinaus darauf abzielt, gewisse soziale Haltungen, Willensrichtungen, Bewegungen usw. auf gewisse Daseinsbedingungen, Lagen oder dergleichen zu beziehen, ihnen zuzurechnen. Ebenso richtig ist, daß erfahrungsgemäß keine strenge Entsprechung zwischen beschriebenen Sozillagen einerseits und Mentalitäten andererseits besteht. Da ist denn nichts anderes zu tun, als mit dem Begriff der Schicht die in gleichartiger Lage befindlichen Gesellschaftsglieder zu erfassen — vorerst ohne jede Rücksicht auf psychische Faktoren, hierauf aber zu untersuchen, inwieweit gewisse Haltungen, Meinungen, soziale Willensrichtungen in dieser oder jener Schicht vorherrschen. Indem man Lagen und Haltungen zuerst getrennt erfaßt, dann aber die Verteilung der Lagen und die der Haltungen miteinander vergleicht, wird man gewisse Haltungen als typisch für gewisse Lagen erkennen. Man hat dann die Haltung in einer Schicht lokalisiert.

### *Schichtstruktur und Schichtungsmodell*

Der Begriff der sozialen Schichtung soll aussagen, daß die Struktur einer gegebenen Gesellschaft durch eben diese Schichtgliederung entscheidend bestimmt, daß die festgestellte Art der Schichtung für diese Gesellschaft kennzeichnend sei. In diesem Sinne spricht man, historische Typen unterscheidend, von einer berufsständischen oder einer Klassengesellschaft und von anderen besonderen Formen der Schichtung. Wie kommt man dazu, einer geschichtlich gegebenen Gesellschaft gerade eine und gerade diese Schichtung zuzuschreiben, d. h. wie wir sahen: eine bestimmte Merkmalsreihe zur Schichtdeterminante zu erheben?

Schichten sollen Personenmengen sein, deren Einer sich in gleicher oder verwandter Lage befinden. Nun ist klar, daß »die Lage« jedes einzelnen Gesellschaftsgliedes stets durch zahlreiche Merkmale bestimmt, in der Tat die Resultante vieler Komponenten ist. Für die unmittelbare Anschauung ist die Gesellschaft eine Millionenmenge von Menschen, deren Existenzen in unendlichen Schattierungen spielen. Gruppiere ich sie nach dem Merkmal der Berufsart in Schichten, so vereinige ich

Personen, die sich dem Einkommen nach in sehr verschiedenen Lagen befinden usf. Um also ein ganz wirklichkeitstreues, alle Varianten erfassendes Bild der Schichtung zu gewinnen, hätte man alle die Merkmale und Merkmalsreihen zu berücksichtigen, die auch nur verdächtigt werden können, für die gesellschaftliche Lage des Einzelnen mitbestimmend zu sein. Es liegt auf der Hand, daß dies menschenunmöglich wäre — und wäre es möglich, so nützte es uns wenig, denn es brächte keinerlei Ordnung in die Fülle der Erscheinungen, spiegelte nur photographisch getreu die Unordnung der Wirklichkeit. Statt dessen also geht man von einer *prima-facie* Beobachtung des gesamten gesellschaftlichen Lebens aus, wobei gewisse Unterschiede der Lage sich als schicksalsbestimmend aufdrängen. Diese Merkmale wählt man aus und schafft sich damit ein hypothetisches Schichtungsmodell, das also vermeintlich wesentlichen Merkmalen der Lage folgt, mögliche andere aber außer acht läßt. ]

Die Zahl der Lage-Varianten wird begrenzt, das Schichtungsbild vereinfacht. Der äußerste Grad der Vereinfachung ist im eindimensionalen Schichtungsmodell erreicht, und das ist die Regel. Es ist aber leider ebenso verhängnisvoll wie einfach. Der rechtgläubige Vulgärmarxist sieht keine anderen Unterschiede der Lage als die im Produktionsverhältnis begründeten, der Mittelalterschwärmer sieht nichts anderes als die Berufsstände. Natürlich — denn sie suchen nach nichts anderem und können daher nichts anderes finden. Beide geben vor — und glauben selbst — die Schichtstruktur einer geschichtlichen Gesellschaft festzustellen, in Wirklichkeit haben beide nur von ihrem Schichtmodell her die Gesellschaft interpretiert. Das gewählte Schichtmodell — immer bis zu einem gewissen Grade willkürlich gewählt — wird nicht hypothetisch, sondern dogmatisch gebraucht. Das ist besonders verhängnisvoll im Hinblick auf geschichtliche Verlagerungen der Schichtstruktur. Das gewählte, eindimensionale Schichtungsmodell mag zu seiner Zeit die wesentlichste Gliederung der Gesellschaft adäquat ausgedrückt haben. Indem es aber in seiner eindimensionalen Ausschließlichkeit für das erschöpfende Bild der Schichtstruktur dogmatisch ausgegeben wird, verdeckt es geradezu die Sicht auf allmählich eintretende Umschichtungen und wird falsch, ohne dessen selber gewahr zu werden. *Die Gesellschaft von heute wird mit dem Schichtungsmodell interpretiert, das an der Gesellschaft von vorgestern abgelesen wurde.*

Die Gefahr solcher Vergewaltigungen der sozialen Wirklichkeit wird in dem Maße gebannt oder jedenfalls vermindert, wie das Schichtungsmodell mit Möglichkeiten angereichert wird. Insbesondere im Hinblick auf die reich differenzierten, vielgestaltigen Gesellschaften

der Neuzeit ist die Verwendung eines mehrdimensionalen Schichtungsmodelles unerlässlich. In den Schichtungsstudien, die mein Forschungsinstitut in diesen Jahren durchführt, verwenden wir ein vierdimensionales Modell, das folgenden Lagemerkmale Rechnung trägt: 1. Wirtschaftszweig, 2. Stellung im Beruf, 3. Einkommenshöhe, 4. Art und Grad der Ausbildung. Ein dreistelliger Zahlenkode drückt mit der ersten Stelle den Wirtschaftszweig, mit der zweiten Stellung und Einkommen, mit der dritten den Ausbildungsstandard aus und gestattet so die Erfassung aller erdenklichen Kombinationen von Merkmalen der genannten vier Reihen. Ich möchte das als ein Minimum der Variabilität betrachten. In besonderer Frageabsicht wird man oft genug mit einer einzigen Dimension auskommen. In vielen Fällen wird es auf ein fünftes oder sechstes Merkmal ankommen, während die vier eben erwähnten für die besondere Fragestellung belanglos bleiben mögen. Handelt es sich aber darum, ein Bild von der Schichtung heutiger Gesellschaft im allgemeinen zu gewinnen, so ist mindestens auf diese vier Dimensionen Rücksicht zu nehmen.

Ausdrücke wie Klassengesellschaft, ständische Gesellschaft usw. nehmen dann eine minder anspruchsvolle Bedeutung an. Mit einem mehrdimensionalen Schichtungsmodell hat man die Gesellschaft als ein in mehreren einander kreuzenden Richtungen gegliedertes Ganze erkannt. Man mag hierauf, das Ergebnis betrachtend, den Eindruck gewinnen, daß eine der konkurrierenden Schichtungen, sei es die durch den Beruf oder durch die Stellung (Produktionsverhältnis) oder durch die Einkommenshöhe (Konsumkraft) bedingte, in der zeitgenössischen Gesellschaft dominant sei, andere Schichtungen aber nur subsidiär. Den Schichtdeterminanten wird verschiedenes Gewicht beigemessen. Ständische Gesellschaft heißt dann nicht, daß es keine Klassen im Marxschen Sinne gebe, sondern daß die Schichtung nach dem Produktionsverhältnis minder scharf hervortrete als die nach der Berufsart. Klassengesellschaft dagegen heißt nicht, daß die Einkommenshöhe (Konsumkraft) in der zeitgenössischen Gesellschaft dominant sei, andere Schichtungen aber nur subsidiär. Den Schichtdeterminanten wird also verschiedenes Gewicht beigemessen. Ständische Gesellschaft heißt dann nicht, daß es keine Klassen im Marxschen Sinne gebe, sondern daß die Schichtung nach dem Produktionsverhältnis minder scharf hervortrete als die nach der Berufsart. Klassengesellschaft dagegen heißt nicht, daß die Berufsstände ausgelöscht sind, sondern nur, daß sie an Bedeutung gegenüber dem Produktionsverhältnis zurüctreten.



## Typen der Schichtung (Schichtstrukturen)

J. K. Bluntschli hat uns in seinem *Deutschen Staatswörterbuch* (1857/70) die dreifache Unterscheidung von Kasten, Ständen und Klassen vermacht, und merkwürdigerweise schleppen wir dies Erbstück zweifelhaften Wertes immer noch mit uns herum. Sogar bei *Max Weber* spukt diese Dreiheit, bei ihm, der sich doch sonst nicht scheute, mit alten Begriffsschickseln aufzuräumen. Ohne auf Feinheiten und Variationen einzugehen, kann der wesentliche Sinn der Begriffstrias in folgender Weise zusammengedrängt werden.

Kasten, Stände und Klassen sollen drei geschichtliche Typen der Gesellschaftsschichtung sein, also drei verschiedene Strukturen bezeichnen.

Kasten — zumeist am indischen Beispiele dargestellt — sollen Bevölkerungsschichten sein, die durch religiöse Vorstellungen (Tabú) streng gegeneinander abgesperrt sind. Stände — sie werden gewöhnlich im Beispiel des europäischen Mittelalters beschrieben — sollen Bevölkerungsschichten sein, die ebenfalls deutlich voneinander getrennt sind, aber hier sollen die Unterschiede solche der Standes-Sitte und der Ehrbegriffe, oft solche der rechtlichen, insbesondere der öffentlich-rechtlichen Stellung sein (politische Stände). Kasten sowohl als Stände sind also durch institutionelle Schranken voneinander geschieden, und zwar in der Weise, daß jedenfalls der Übergang von einer Kaste (einem Stand) zum andern nach oben hin der Regel nach ausgeschlossen ist. Klassen endlich sollen Bevölkerungsschichten sein, die sich durch die äußere Lage ihrer Angehörigen unterscheiden, also nicht institutionell gegeneinander abgesperrt sind, und zwischen denen daher Personen und ganze Familien frei fluktuieren können.

Von den zahlreichen Einwänden, die gegen die traditionelle Dreiheit der Typen erhoben werden können, seien hier nur die entscheidendsten angeführt.

1. Zunächst ist es höchst zweifelhaft, ob das Kastensystem aus religiösen Vorstellungen erklärt werden kann. Daß das indische Kastenwesen in religiösen Vorstellungen verankert ist, beweist an sich nichts. Es ist der Mühe wert, gerade dem Falle Indien einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Die vier ursprünglichen Kasten waren *Brahman*, *Kshatriya*, *Vayshia* und *Sudra*. Aus ihnen hat sich durch unentwegte Spaltungen und durch Einschlebung von Zwischenkasten das spätere, fein verzweigte Kastenwesen entwickelt. Selbst indische Schriftsteller vermögen die Zahl der Kasten nicht genau anzugeben. *Shridar-Ketkar*<sup>1</sup> schätzte ihre Zahl auf

<sup>1</sup> *The History of Caste in India*. 1909.

etwa 3 000. Bekanntlich hat jede der Hauptkasten ihren besonderen Beruf, oder erfüllt eine Anzahl verwandter Berufe. Die *Brahmanen* sind Priester, die *Kshatriya* Krieger und Gutsbesitzer, die *Vaysbia* Hirten, Handwerker und Kaufleute, die *Sudra* Arbeiter und Dienerschaft. Daraus schloß *P. Fahlbeck*, daß die Kasten gleich den Ständen auf der Funktionsverteilung innerhalb der Gesellschaft beruhten, und daß die religiösen Schranken zwischen ihnen späteren Datums seien. Auch *Max Weber* betrachtet die Kasten als eine Abart der Stände. Seiner Meinung nach »entwickelt der Stand sich zur Kaste«, indem die Trennung durch Sitte und Recht durch eine rituelle überbaut wird. Die einzelnen Kasten entwickelten dann ihre gesonderten Gottheitsvorstellungen und Kulte. Sowohl *Webers* als *Fahlbecks* Hypothesen erscheinen mir übereilt. Wenn wir in einer Gesellschaft Bevölkerungsteile vorfinden, die sowohl beruflich wie rituell voneinander geschieden sind, und wenn die ersten Ursprünge dieser Gliederung nicht durch Quellen aufgehellet sind, ist kaum zu entscheiden, ob rituell getrennten Schichten verschiedene Berufe zugeteilt wurden, oder ob umgekehrt die verschiedenen Berufsarten durch religiöses Ritual gegeneinander abgesperrt wurden. Von vornherein ungläubhaft ist aber *Max Webers* Vermutung, innerhalb ein und derselben Gesellschaft bildeten sich bei den einzelnen Berufsständen verschiedene Kulte heraus.

Viel wahrscheinlicher klingt die Hypothese *Bouglés*, der den Ursprung der Kasten in ethnischen Unterschieden sucht. Die ursprünglichen portugiesischen Kolonisten und Missionare haben sie jedenfalls so aufgefaßt, sonst hätten sie nicht die Bezeichnung *casta* (ungefähr — Stamm) auf sie angewandt. Manche Züge des Kastenwesens stützen diese Annahme. Das Verhältnis der Kasten zueinander wäre dann ursprünglich einfach das Verhältnis zwischen Eroberern und Unterworfenen. Das würde dann auch Unterschiede des religiösen Kultus zwanglos erklären. Die Vertreter der Berufsgliederungshypothese können einwenden, daß selbst in Indien mit seiner langen und bewegten Vorgeschichte, seiner bunten ethnischen Zusammensetzung, nicht 3 000 Kasten durch Eroberungswellen entstanden sein können. Dem ist allerdings zuzustimmen. Die Arbeitsteilung zwischen den vier Hauptkasten entspricht aber auffallend dem, was in einem Erobererstaat zu erwarten ist, und die spätere, unendlich feine Gliederung ist ohne Zwang durch die in gewissem Umfang und nach bestimmten Regeln zugelassenen Mischehen zu erklären.

2. Ein wesentlicher Einwand ist gegen die Dreiheit der Typen zu richten. Die Gesellschaftsgeschichte weist eine fast unübersehbare Mannigfaltigkeit der Formen auf, und es ist schwer einzusehen, warum gerade das indische Kastenwesen, das europäische Mittelalter und der

neuezeitliche Industrialismus zu Urbildern dreier Typen erhoben werden sollen. *Max Weber* und *P. Fahlbeck* haben dem Unterschied zwischen Kaste und Stand viel von seiner grundsätzlichen Bedeutung genommen. Das Kastenwesen ist eine durch religiöse Vorstellungen befestigte Ständeordnung. Daß aber auch der Unterschied zwischen Stand und Klasse keineswegs so scharf und eindeutig ist, wie man ihn üblicherweise darstellt, wird sich nachher zeigen.

Für eine Klassifizierung der historisch beobachteten Schichtstrukturen ist die übliche Trias der Typen unzulänglich. Es würde sich daher empfehlen, zunächst ohne weitere Typenbildung alle Erscheinungen gesellschaftlicher Schichtung zu beschreiben, wie sie sind. Vom Ergebnis wird es dann abhängen, ob und nach welchen Gesichtspunkten eine Einteilung der faktisch vorgefundenen Schichtstrukturen möglich und zweckmäßig ist. Daß eine solche, auf induktivem Wege erzielte Einteilung nicht drei-, sondern mehrgliedrig sein wird, ist zu vermuten; daß gerade *diese* drei Typen sich als brauchbar erweisen sollten, ist höchst unwahrscheinlich.

3. Kasten und Stände werden als institutionell »geschlossen«, Klassen dagegen als »offen« bezeichnet. Zwei voneinander unabhängige begriffliche Unterscheidungen scheinen hier miteinander vermengt zu werden. Stände mögen sich durch besondere Standessitte und ständische Ehrbegriffe, ja durch Ungleichheit der Rechtsstellung gegeneinander abheben, die ständische Struktur der Gesellschaft mag also *institutionell* befestigt sein. Das bedeutet nicht notwendigerweise, daß dem Übergang von Stand zu Stand unübersteigbare Hindernisse entgegenstehen, daß also die Stände *Geburtstände mit gesperrten Grenzen* seien. In der Tat fand jedenfalls in der hochmittelalterlichen Ständegesellschaft gar nicht wenig Standeswechsel statt, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man nur ein wenig in den Nationalbiographien der europäischen Kulturvölker blättert. Andererseits sind allerdings die Grenzen zwischen den Klassen der gegenwärtigen Gesellschaft nicht institutionell gesichert. Gleichwohl sind Überschreitungen gewisser Grenzen auch hier verhältnismäßig selten, weil *faktische* Hindernisse ebenso ausschließend wirken können wie institutionelle.

Wir werden noch sehen, daß die Gegenüberstellung »geschlossener« Stände und »offener« Klassen zum Teil wenigstens auf einer geschichtsperspektivischen Sichtverschiebung beruht.

Ich verzichte hier auf jede Einteilung der geschichtlich beobachteten Schichtstrukturen. Die vergleichenden sozialhistorischen Studien, die einem solchen Unternehmen vorangehen müßten, sind m. W. noch nicht durchgeführt, und wenn, so sind sie mir nicht bekannt. Wenn ich also im folgenden von ständischer Gesellschaft spreche, meine ich nicht

einen Typus, sondern einen historischen Fall — entweder die feudalistische Gesellschaft des frühen oder die berufständische des späten Mittelalters; wenn ich von Klassengesellschaft spreche, meine ich die *Marxsche* Konzeption der industriellen Gesellschaft und werde andere Strukturen mit passenden Namen kennzeichnen.

### *Variationen*

#### *Metamorphosen der Schicht*

Gelegentlich findet man, besonders bei romantisch angehauchten Sozialphilosophen, die Behauptung, Stände seien echte Gemeinschaften, Klassen aber bloße Aggregate. Feststellungen dieser Art fügen sich dann nach Bedarf in eine allgemeine Kritik der angeblich atomisierten und in Auflösung begriffenen Gesellschaft der Gegenwart ein, werden bei den Gesellschaftsorganikern zu einem vernichtenden Urteil über die Klassengesellschaft oder führen gar zu dem Schlusse, die Klassenschichtung sei gar keine gesellschaftliche Realität, sondern bössartige Erfindung umstürzlerischer Demagogen. Den Gipfel der Torheit hat in dieser Hinsicht O. Spann im Artikel über »Klasse und Stand« im *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* (24. Aufl.) erklommen, und es zeugt von geringer Umsicht der Redaktion, daß sie dem metaphysischen Sterndeuter in Wien gerade dieses Stichwort zur Mißhandlung überließ.

Nach dem, was hier bisher über die Gesellschaftsschichten gesagt ist, scheinen sie allerdings dem Formtypus der diffusen Masse am nächsten zu kommen, bei dessen Beschreibung sie denn auch als Beispiel herangezogen werden können. Der dadurch erweckte Eindruck ist nunmehr zu modifizieren. Ohne hier vorerst näher darauf einzugehen, wie eine historische Schichtstruktur eine vorangehende ablöst und damit die Frage der Umschichtungsvorgänge in allen Einzelheiten aufzurollen, kann an dieser Stelle folgendes vorausgeschickt werden. Wir nehmen an, daß in einer bisher irgendwie geschichteten Gesellschaft unter dem Einflusse z. B. einer Umstellung des technischen Daseinsapparates sich eine Umschichtung anbahnt. Das bedeutet dann notwendigerweise, 1. daß bislang integrierte Schichten aufgelockert werden und abbröckeln, — 2. daß die so freigesetzten Einer sich in neuer Weise, anderer Zusammensetzung zu gruppieren beginnen. Die neu entstehenden Schichten schreiten dann allmählich zu festerer Integration fort, die neue Gesellschaftsstruktur »setzt sich durch« und konsolidiert sich.

Die Schicht ist gleich eingangs als eine Vielheit von Personen (Familien) bestimmt, die irgendein erkennbares Merkmal gemein haben und als

Träger dieses Merkmals einen gewissen Status in der Gesellschaft und im Verhältnis zu anderen Schichten einnehmen. Dies genügt offensichtlich nicht dem Begriff der diffusen Masse, der ja ein besonderes Massebewußtsein ihrer Mitglieder zugeschrieben wurde, sondern entspricht dem einer diffusen Masse zugrunde liegenden objektiv-sozialen Typus. Der Schichtbegriff wurde ja hier auf äußere Merkmale der Lage gegründet, die psychischen Begleiterscheinungen wurden vorerst außer acht gelassen. Prinzipiell kann also eine Gesellschaftsschicht sehr wohl als solche bestehen, ohne daß ihre Mitglieder sich dessen bewußt sind. Das entspricht dem *Marx'schen* Satze, daß »die Arbeiter eine Klasse im Verhältnis zum Kapital sind, ehe sie eine Klasse für sich« werden. Der soziologische Beobachter stellt fest, daß gewisse Veränderungen der Gesellschaft im Gange seien, daß damit eine Anzahl von Gesellschaftsgliedern unter neue, bisher nicht gekannte Daseinsbedingungen gestellt werde, die für ihren sozialen Status bedeutsam sind. Diese neuartigen Daseinsbedingungen sind also Schichtdeterminanten. Den Betroffenen selbst mag das erst viel später aufgehen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein sah z. B. jeder »Handlungsgehilfe« sich entweder als künftiger selbständiger Kaufmann oder als Buchhalter, Prokurist, kurz: verantwortlicher Funktionär einer größeren Firma. Die kleinen Angestellten waren keine Schicht, weil ihre Stellung gleich einst der des Zunftgesellen, nicht Lebensschicksal, sondern nur ein Stadium auf dem Lebenswege war. Um 1880 wuchsen dann die Angestellten zur Armee. — 1. Im gesamten Wirtschaftsmechanismus nahmen die Verteilungsfunktionen im Verhältnis zu den Erzeugungsfunktionen zu. Der Handel wuchs stärker als Handwerk und Industrie. Da der Handel aber wenig Arbeiter, dagegen Angestellte beschäftigt, wächst die Zahl der Angestellten. — 2. Der Großhandel nimmt zu, und der Detailhandel zeigt Neigung zur Konzentration. Das bedeutet weniger Selbständige und mehr Angestellte, weniger leitende und mehr untergeordnete Stellen. — 3. Die Industrie dringt auf Kosten des Handwerks vor und geht, um die Vorteile der Massenerzeugungstechnik ausnützen zu können, zur unternehmerischen Großorganisation über. In der Warenerzeugung selbst entsteht also Massenbedarf nach Schreibtrischpersonal. Heute ist jeder Büroangestellte über diese Zusammenhänge im klaren. Kein Bündelverkäufer träumt davon, mit 45 Jahren »Schulze & Co., Trikotagen en Gros« zu sein. Als der Umbildungsprozeß begann, fand aber nur dieser und jener Angestellte, daß ihm persönlich der (bisher normale) Aufstieg mißglückte. Der Büroangestellte auf Lebenszeit war als objektiv-sozialer Typus und als ein spezifischer Sozialstatus (Schicht) gegeben, ohne daß seine Vertreter noch ein »Bewußtsein« davon hatten.

Zur diffusen Masse wird die Schicht, genauer: werden Teile derselben, indem sie zu der Einsicht gelangen, daß 1. ihre Lage nicht persönlicher Einzelfall, sondern typisch und in der Gesellschaftstruktur selbst begründet ist, und daß daher 2. das bisher gewohnte Rechnen mit späterer Selbständigkeit oder leitender Stellung illusorisch ist. Nach wie vor mag dieser oder jener Glück haben, aber in der Lage des Angestellten sind solche Chancen nicht typischerweise gegeben.

Man hat dann innerhalb der Schicht, die ein objektiv-sozialer Typus ist, einen engeren, zunächst kleinen, aber sich ausdehnenden Kreis derer, die zu einem adäquaten Bewußtsein ihres Status gediehen sind und also eine diffuse Masse bilden. Diese diffusen Massen sind stets *komplementär*, weil Gesellschaftschichten ohne ihre Anti-Schichten nicht zu denken sind.

Die Schicht ist das gegebene Einzugsfeld einer Werbung für weitere Integration. Davon liegt hier nur ein Sonderfall vor. Die Ziele solcher Werbung sind: 1. das Schichtbewußtsein bei einer wachsenden Anzahl von Schichtangehörigen zu wecken, — 2. bestimmte öffentliche Meinungen unter den Schichtmitgliedern zu verbreiten, Meinungen, denen man sie in Anbetracht ihrer sozialen Sonderlage für zugänglich hält, — 3. sie für organisatorischen Zusammenschluß zum Zwecke der wirk-samen Wahrnehmung schichttypischer, materieller sowie sonstiger Interessen zu gewinnen. Gestützt werden diese Absichten durch die Entwicklung selbst, die in ihrem Ausrollen teils eine wachsende Anzahl von Personen der neuen Sozillage unterwirft, teils diese sich immer deutlicher abheben läßt. (Was »Lohnarbeiterschicksal« ist, tritt erst auf einer gewissen Stufe industrieller Entwicklung in voller Aufdringlichkeit hervor).

Soweit die erwähnten Werbungsabsichten erreicht werden, wird die Schicht zum Rekrutierungsfeld einer zunächst unorganisierten, dann aber durch organisierte Gruppen weitergeführten *Bewegung*. So entstanden etwa innerhalb der Arbeiterschaft deren Gewerkschaften, die Arbeiterparteien und sonstigen wirtschaftlichen und ideellen Zusammenschlüsse (Konsumvereine, Kulturorganisationen etc.).

In der Regel ist keineswegs die gesamte Schicht in dieser Weise organisiert. Die schichtsolidarischen Gruppierungen bilden nur einen repräsentativen und aktiven Kern innerhalb der Schicht als ganzer. Überdies reagieren die Schichtglieder je nach Temperament und sonstigen persönlichen Voraussetzungen in verschiedener Weise auf die schichttypische Sozillage, während andererseits Volksführer mit verschiedenen, ja entgegengesetzten konstruktiven Losungen sich im Wettbewerb an die Schicht wenden. Es mag so zu gegnerischen oder jedenfalls varianten Zusammenschlüssen innerhalb der Schicht kommen. Die

Schicht als solche und als ganze wird also kaum je zur geschlossenen Gruppe integriert.

Und da haben wir denn die »Ganzheitler« auf dem Halse. So verhalte es sich allerdings, sagen sie, in einer degenerierten Gesellschaft mit jenen degenerierten Gebilden, »Klassen« genannt, die eben nur Aggregate von Einern seien. Der Stand aber sei eine »organische« Einheit und als solche dem Gesellschaftsganzen sinnvoll eingebaut. Das stimmt nun nicht einmal im Hochmittelalter. Meint man mit der »Einheit« des Standes, daß er als solcher organisiert gewesen sei, so ist das unrichtig. Der Bauernstand war jedenfalls nie als solcher organisiert. Der Bundschuh, der Arme Konrad und ähnliche zur Zeit der Bauernaufstände gegründeten Bünde waren revolutionäre Zellen innerhalb des Standes, aber nicht Organisationen des Standes als solchen. Das Handwerk hatte zwar seine Zunftordnung, aber erstens war die Zunft eine örtlich begrenzte Organisation ohne überlokale (stämmische oder territoriale) Sammlung. Zweitens war die Zunftordnung auf die Städte beschränkt. Das dörfliche Handwerk stand außerhalb ihrer.

Meint man andererseits mit der Einheit des Standes, daß er als Kollektiv eine bestimmte Funktion im arbeitsteiligen Gesamthaushalt der Gesellschaft erfüllt habe, so ist das zwar richtig, aber das gleiche gilt nicht minder von den Klassen der heutigen, angeblich atomisierten Gesellschaft.

Denkt man aber endlich an ständische Sitte, Lebensführung und gleichartigen kulturellen Standard, so ist auch dies eine der Klassengesellschaft von heute keineswegs fremde Erscheinung. Arbeiter, Bauern, selbständige Gewerbetreibende, usw. haben auch in der gegenwärtigen Gesellschaft ihre verschiedenen Moralvorstellungen, ihre für sie typischen Lebensstile usw. und fühlen sich kraft dieser Ähnlichkeiten einander verwandt und von anderen Schichten verschieden.

Es erscheint mir grundsätzlich falsch, wenn man Gesellschaftsschichten eindeutig entweder dieser oder jener morphologischen Ordnung — den Gruppen, Quasigruppen, Massen oder dergleichen — zurechnen will. Die Schichtstrukturen wechseln im Lauf der Geschichte, eine weicht der anderen. Jede solche Umbildung setzt voraus, daß bisher hoch integrierte Schichten (vom Typus der »Gruppe«) sich auflockern, und ihre freigesetzten Mitglieder sich anderen Markscheiden entlang neu gruppieren. Solange dieser Umschichtungsvorgang währt, sind die neuen Schichten lose Aggregate (objektiv-soziale Typen), die sich erst allmählich fester integrieren. Das heißt aber auch, daß in solcher Übergangszeit die Schichtgrenzen »offen« sind. Natürlich — wie sollte denn bei geschlossenen Schichtgrenzen eine Umschichtung sich vollziehen können? In dieser Hinsicht hat *Fahlbeck* sicherlich recht, wenn er

behauptet, daß jede Schichtung mit offenen Grenzen beginne, dann zu gegenseitiger Abkapselung übergehe, die immer undurchdringlicher werde, endlich aber sich wieder auflockere, ja völlig desintegriere. Man kann ihm darin folgen, ohne seine Zyklentheorie mit zu übernehmen. Er meint nämlich, diese Phasenfolge offen — geschlossen — offen habe sich in der uns bekannten Weltgeschichte bisher nur zweimal abgespielt, das erstemal in der römischen Antike, und dann wieder im Abendlande nach der Völkerwanderung. Mir will scheinen, daß die gleiche Phasenfolge sich jedesmal abspielt, wenn eine bisher dominante Schichtung einer anderen, bisher subordinierten, weicht.

Die beliebte Gegenüberstellung der »geschlossenen« mittelalterlichen Stände und der »offenen« Klassen der Gegenwart dürfte fehlerhaft, zumindest übertrieben sein. Richtig ist wohl soviel, daß die heutige, in hohem Grade versachlichte Gesellschaft der freien Fluktuation zwischen Schichten freundlicher gegenübersteht als die überlieferungsgebundene Gesellschaft des Mittelalters. Das ist ein Gradunterschied. Man überschätzt aber den Grad der Geschlossenheit, der ständischen Ordnung, sogar in ihrer Blütezeit. Es ist bezeichnend und läßt auf starke Fluktuationsbewegungen schließen, daß z. B. die Stadt Bremen schon um 1300 die Schuhmacherzunft für Lehrlinge bäuerlicher Herkunft sperrte, und daß anderwärts das Zunfterfordernis »freier Geburt« dem Zudrang landflüchtiger Bauernjugend zu den städtischen Gewerben Einhalt tun sollte. Zweitens aber vergleicht man die ständische Ordnung im geschichtlich bekannten Höhepunkt ihrer Integration mit der Klassengesellschaft der Neuzeit *in statu nascendi*. Wenn wir etwa an die Zeit des Bürgerkönigs, den frühen Industrialismus denken, dann war allerdings damals, unter der Losung *Enrichissez-Vous!* der Übergang zur neuen gewerblichen Oberschicht der *entrepreneurs* eine typische Erscheinung. Die moderne Klassengesellschaft war im Entstehen, und ein lebhafter Platzwechsel daher unvermeidlich. Irgendwie mußte die neue Schicht der »Kapitalisten« sich ja von den bisherigen Ständen her rekrutieren. Mit Sparsamkeit, Tüchtigkeit und ein bißchen Glück — die nötige Portion Skrupellosigkeit nicht zu vergessen — konnte der kleine Mann sich zu einem nach den Maßstäben seiner Zeit großen Geschäftsmann emporarbeiten, solange die Dimensionen des Großunternehmens doch an heutigen Maßstäben gemessen bescheiden waren. 70 bis 100 Jahre später erfordert der Großbetrieb nach den Maßvorstellungen der Zeit ein Anlagekapital, das durch keine Sparsamkeit beschafft werden kann, und kein kleines Unternehmen kann sich normalerweise zu einem modernen Großunternehmen entwickeln, das nicht nur viel größer, sondern von völlig anderer Struktur ist. Gar manche Schichtübergänge sind da möglich —



aber der eine entscheidende vom Kleinunternehmer oder Angestellten zum »Kapitalisten« ist zur seltenen Ausnahme geworden, seitdem das Großunternehmen Millionen fordert, um es auch nur starten zu können. Bis zum I. Weltkrieg bestanden solche »unbegrenzten Möglichkeiten« noch in dem damals halb-kolonialen Amerika. Seither sind auch dort die Fälle gezählt, in denen der Schuhputzer zum Eisenbahn-Milliardär, der Zeitungsjunge zum Wallstreet-Magnaten wird.

Die Hindernisse, die der Überschreitung dominanter Schichtgrenzen entgegenstehen, sind zwar nicht institutionell, sondern bloß faktisch. Aber sie sind darum nicht leichter zu überwinden. Was man mit der Rede von geschlossenen Ständen und offenen Klassen vergleicht, sind gar nicht Stände und Klassen als Schichttypen, sondern die ständische Ordnung auf dem Höhepunkt ihrer Integration und die noch nicht voll entfaltete Klassenordnung der Zeit vor etwa 1870.

## 11. Zur Theorie des Klassenbegriffs und der proletarischen Klasse

Aus: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, Band 54, Berlin 1930, S. 185—236.

### I. Der Begriff der sozialen Klasse

#### 1. Die Fragestellung

Die eigentliche Meinung des Klassengedankens scheint — trotz abweichender Behauptungen — doch darauf hinauszulaufen: innerhalb eines historischen Gesellschaftsgefüges motivieren Verschiedenheiten der sachlich-ökonomischen Existenzbedingungen die Entstehung differenzierter Bevölkerungsteile, die als solche in der Folge Träger von bestimmenden Kräften nicht nur im eigentlichen Wirtschaftsleben, sondern im gesamten sozialen Leben überhaupt werden; als typisch denkt man sich dabei ein unbedingt gegensätzliches Verhältnis der Bevölkerungsteile als solcher zueinander, einen Klassen-Antagonismus. Theoretisch kann diese Bestimmung angenommen werden, gleichviel wie man sich zum Problem selbst verhält:

Bekannt man sich zum panökonomistischen Determinismus des *Marx*, so wird man jeder historischen Gesellschaft diese »klassenmäßige« Differenziation ihrer Bevölkerung zuschreiben. Man wird den Wandel nur erblicken in einem gesetzmäßigen Wechsel der motivierenden wirtschaftlichen Tatsachen (Verhältnisse) und einer entsprechenden Bevölkerungsumschichtung. In diesem Fall wird man für die verschiedenen historischen »Klassen«strukturen unterscheidende Unterbezeichnungen finden müssen.

Man kann zweitens behaupten, solche durch objektive wirtschaftliche Tatsachen motivierte Differenziation der Bevölkerung komme zwar vor, doch sei sie nur in einzelnen Geschichtsepochen oder gar nur einmalig (»moderne Klassengesellschaft«) aufgetreten; dann ist »Klassengesellschaft« ein sozialhistorischer Typus oder eine sozialhistorische Individualität.

Oder endlich man leugnet überhaupt, daß derartige Differenziation für die Struktur einer historischen Gesellschaft als ganzer (nicht nur im Wirtschaftsleben) entscheidend werden könne; dann lehnt man mit

dem Begriff am besten auch das Wort ab, bzw. gebraucht es bloß, um einen fremden nicht anerkannten Begriff wiederzugeben.

Ich kann keine Gefahr darin erblicken wenn der Klassenbegriff nicht allgemeine, überhistorische Geltung hat. Bei *Marx* hat er sie, d. h. *Marx* schreibt seinem Klassenbegriff allgemeine Geltung zu; er macht aber noch historisch-individuelle Unterschiede; die »Klassen« der antiken Gesellschaft waren auch nach *Marx* andere (nicht nur dem Namen, sondern auch der Struktur nach) als die der mittelalterlichen oder modernen Gesellschaft.

Wenn sich nun herausstellen sollte, daß »Klassen« im erwähnten Sinn nur zeitlich bedingt auftreten, so ist damit »Klasse« eben zum gesellschafts-historischen Typus geworden. Das ist kein Schaden — und ich verstehe die Abneigung vieler Forscher gegen eine solche Geltungsverengerung nicht. Mir scheint es dann richtiger, einen allgemeinen Oberbegriff zu schaffen (ich sage dafür »soziale Schicht«), als den Klassenbegriff alles dessen zu entkleiden, was ihm in unserm Bewußtsein anhaftet: der ökonomischen Note, des Kampfcharakters usw. Man darf meines Erachtens nicht sagen: diese Prägungen habe der Klassenbegriff nur heute, weil unsere zeitgenössischen Klassen so seien, es liege also eine subjektive zeitgenössische Benotung des Begriffes vor, die ihm an sich nicht eigne. Man sollte lieber beachten, daß der Begriff erst geschaffen wurde, als es galt, soziale Gebilde dieses Gepräges zu erfassen; verallgemeinert — und verwässert — man den Begriff zu formaler, überhistorischer Geltung, so läuft man gerade die Gefahr, die man meiden will: daß auf anders differenzierte Gesellschaften die besonderen Charaktere der von uns erlebten modernen Klassensituation übertragen werden, weil sie eben dem Wort (und Begriff) erlebnismäßig anhaften.

In diesem Sinn scheint mir z. B. die ganz formale — in ihrer Formalität meisterhafte — Definition *Momberts*<sup>1</sup> unzweckmäßig. Fragt man sich nämlich, was er nun wohl von seinen »Klassen« aussagen wolle, so kann man sich schlechterdings keine Aussage denken, die einen Schritt weiterführte.

Typisch für dieses Streben nach einem allgemeinsten Begriff ist *Schmollers* Definition, dieses Bandwurmgebilde, das mit einer Reihe von Negationen beginnt und hierauf eine kasuistische Kette von Positionen folgen läßt — wohl eine der schwächsten Leistungen des großen Historisten. Um nicht im rein Formalen steckenzubleiben, zählt er alle möglichen materialen Bestimmungen auf.

<sup>1</sup> »Zum Wesen der sozialen Klasse«, in »Erinnerungsgabe für Max Webers«, Bd. II, S. 247, München 1923.

Wenn man einen so allgemeinen Klassenbegriff aufstellt, muß man nachher doch wieder Unterbegriffe von deutlicherer materialer Bestimmtheit schaffen. Denn daß die modernen Klassen etwas ganz anderes sind, als die antiken oder hochmittelalterlichen »Klassen«, oder gar jene, die man bei Naturvölkern festgestellt zu haben glaubt — darüber besteht auch bei den Generalisierungsbeflissenen kein Zweifel. *Marx* kann sich darauf berufen, seine »Klasse« sei im Grunde immer dasselbe; sie wandle sich zwar der Individualität nach; aber ihm komme es ja gar nicht auf die »Klasse«, sondern auf das Verhältnis zwischen Klassen und der Klassen zur Gesellschaft an. Dies aber sei eine stets gleiche Funktion stets variabler Größen. Ganz anders die Nicht-Marxisten; sie behaupten ja, ihre »Klassen« hätten nach ihrer historisch individuellen Eigenart auch sehr verschiedene Funktionen; das Verhältnis der Klassen zueinander sei einem historischen Wandel unterworfen usw. Um so mehr ist dann eine verschiedene Benennung am Platze.

Die Formel, die am Anfang dieser Studie steht, behauptet von vornherein einen bestimmten Strukturcharakter gewisser Gesellschaften, die sie als »Klassengesellschaft« kennzeichnet. Dann muß es also auch noch andere solche Strukturformen geben, z. B. die Stände- und Kasten-Gesellschaft — und übrigens wohl noch andere Formen, die noch gar nicht hinreichend untersucht sind und für die noch keine spezifischen Namen geprägt wurden. Als *genus proximum* für diese Arten von Bevölkerungsteilen, die den Strukturcharakter von Gesellschaften bestimmen, stelle ich den Begriff der »sozialen Schicht« auf.

Alle überhaupt differenzierten sozialen Gesamtgefüge sind, abgesehen von ihrer grupplichen Gliederung, die mehr oder minder (heute durchweg sehr stark) verwickelt ist, noch in einer besonderen Weise »geschichtet«, d. h. es bestehen Differenziationen, deren Unterscheidungslinie gewissermaßen quer durch das Gesamtgefüge verläuft und unmittelbar über Struktur und inneres Schicksal des sozialen Gesamtgefüges als eines Ganzen entscheidet. Es handelt sich dabei nicht bloß um das wirtschaftliche oder innerpolitische Leben, nicht nur um die geistig-kulturellen Funktionen oder die Ansehens- und Rangordnung, sondern um keine für sich und alle zusammen.

Wenn ich sage »Klassengesellschaft«, so meine ich nicht z. B. unsere gegenwärtige Gesellschaft als wirtschaftende, in ihrem wirtschaftlichen Aufbau betrachtet, sondern ich meine: eine Gesellschaft, in der soziale Klassen, d. h. im Verhältnis der Menschen zum sachlichen Substrat des Wirtschaftens motivierte Schichten als solche für das gesamte soziale Leben, die Gestaltung aller wesentlichen sozialen Gebilde — gleichviel, welchen besonderen Sinngehaltes — entscheidend werden. »Klassen-

gesellschaft« ist unsere Gesellschaft strukturell gesehen nicht deshalb, weil sie kapitalistisch wirtschaftet, sondern: weil die genetisch der kapitalistischen Wirtschaft zuzuschreibende Bevölkerungsschichtung über den Bereich der Wirtschaft hinaus auch dem gesamten »öffentlichen Leben« überhaupt, ja den Vergesellschaftungen intimster Natur bis zu Geselligkeitsverein und Familie hin nach Lebensform und Zusammensetzung das Gesicht gibt.

Erst dann spreche ich von Klassengesellschaft, und nur im Zusammenhang mit einem so strukturierten sozialen Gesamtgefüge spreche ich von »sozialen Klassen«.

Diesen Klassenbegriff gilt es zunächst mit den bisherigen Begriffen der Klasse zu vergleichen, ihn in Beziehung zu ihnen zu setzen und zu rechtfertigen.

## 2. Zur Forschungsgeschichte des Klassenbegriffs

Obleich der Klassenkampfgedanke und der Klassenbegriff (im Sinne des historischen und soziologischen Determinismus) bis auf *Ferguson* zurückgeht, ist die Frage doch eigentlich erst nachdrücklich umstritten worden, seit *Marx* durch sein umfassendes System diese Ideen propagiert hat. Der ausschlaggebende Punkt in der Debatte war von Anfang an und blieb die Frage der ökonomischen Determiniertheit historischen und sozialen Geschehens. Hierin ist aber *Marx* von den gegnerischen Gelehrten weithin genau so mißverstanden worden, wie vom naivsten Vulgärmarxismus. Es klingt nämlich immer die Meinung durch, *Marx* habe behauptet: die objektiven ökonomischen Fakten seien das *proteron* und sie bestimmten die soziale Struktur. So ist es aber, wie jeder sorgfältige Leser des *Marx* weiß, keineswegs. *Marx'* Lehre ist weder eine Ökonomie noch eine Soziologie oder Geschichtsphilosophie im sonst üblichen Sinn dieser »Fächer«; sie ist eine synthetisch-enzyklopädische Gesellschaftswissenschaft. *Marx* kennt keine Wirtschaft an sich — sondern nur gesellschaftliche Wirtschaft, d. h. in seinem Begriff der Wirtschaft ist nicht nur schon mitenthalten der Mensch als Wirtschaftssubjekt, sondern der wirtschaftende Mensch in sozialer Gruppierung — und das ist mehr als das erste. Aber auf der anderen Seite kennt *Marx* auch keine »Gesellschaft an sich« (etwa im Sinne der formalen analytischen Soziologie) — er kennt nur Gesellschaften mit Lebensinhalten, und die Gesellschaft als wirtschaftende steht ihm im Vordergrund. Über die *Marx'sche* These der Determiniertheit alles übrigen gesellschaftlichen Lebens durch die gesellschaftliche Wirtschaftsstruktur in allen Geschichtsepochen kann man nicht streiten,

weil dieser Panökonomismus eine empirisch-wissenschaftlich nicht beweisbare und nicht widerlegbare erste Setzung ist. Wenn man aber diese Setzung und ihre Konsequenzen ablehnt, darf man es nicht, ohne zu wissen und zu behalten, was sie bedeutet. *Marx'* »Produktionsverhältnisse« sind eben nicht, wie immer wieder behauptet wird, rein »äußere Gegebenheiten«, seine Deutung der sozialen und historischen Abläufe ist durchaus nicht mechanistisch, wie *Spann* in der neuen Auflage des *Handwörterbuchs der Staatswissenschaften* aufs neue behauptet; »... verhältnis« ist im technischen, nicht im vulgären Sinn zu verstehen; es ist nicht »eine Situation«, nicht »wie die Dinge liegen«, sondern es ist eine Relation, eine Beziehung und zwar doppelter Art: von Menschen (-Gruppen) zu Realien (»Eigentumsverhältnis« ist nur der juristische Ausdruck für Produktionsverhältnis<sup>1</sup> und von Menschen (-Gruppen), die in verschiedenem Verhältnis zu bestimmten Realien stehen, untereinander (»Klassenverhältnis«). *Marx'* Sachgewalt (Eigentum) ist eben eine soziale und sozial verursachte, aber auch wiederum sozial ursächliche Tatsache. Diese Auffassung ergibt sich aus dem synthetischen Charakter seiner Begriffe und aus dem ausschließlich dynamischen Prinzip seines Systems.

Die »Mechanistik« kann nicht aus *Marx* herausgelesen werden, sie wird vielmehr vom streng analytisch, einzelwissenschaftlich denkenden Beurteiler hineingelesen, weil er den komplexen sozialökonomischen Gedanken oder Begriff sofort in einen rein soziologischen und einen rein ökonomischen auflöst.

So verfuhr denn auch die »bürgerliche« Nationalökonomie, soweit sie als *Marx*-Kritik auftrat.

Während die Historiker sich bemühen, die geschichts-determinierende Bedeutung der Persönlichkeit vor dem *Marx*'schen Klassenkampfgedanken in Sicherheit zu bringen, erkannten die realistisch denkenden Ökonomen sehr wohl die von *Marx* behauptete Bedeutung ganzer Bevölkerungsschichten als Mächte im öffentlichen, vor allem im wirtschaftlichen Leben. Was sie zum größten Teil leugneten, war nur, daß eine ökonomische Schichtung immer den Ausschlag gebe; vielmehr seien (manchmal oder stets) andere Gesichtspunkte und Fakten für die

<sup>1</sup> Schon im Begriff »Produktionsmittel« steckt der notwendig und ausschließlich soziale Charakter des Eigentumsverhältnisses zu Gegenständen dieser Art. Denn »Produktionsmittel« ist eben nicht die Bezeichnung eines Objekts, eines toten Gegenstandes, sondern die Bezeichnung für diesen Gegenstand nach seiner ihm durch die gesellschaftliche Wirtschaft des Menschen gegebenen sozialen Bedeutung. Erst dadurch, daß der wirtschaftende Mensch einen Gegenstand als Produktionsmittel bewertet, wird der Gegenstand dazu. Wirtschaftender Mensch aber ist nach *Marx* identisch mit »sozialer« Mensch. Der isolierte Mensch, selbst wenn es ihn gäbe, würde eben nicht wirtschaften, sondern »sich ernähren«.

Schichtung maßgebend. Und hierbei wurde nun so verfahren, daß man in der Kritik unversehens an die Stelle der *Marx*schen primären Sozialität des Verhältnisses zwischen Mensch(engruppen) und Sachgütern eine eindeutige »mechanistische« Determiniertheit der sozialen Strukturen durch Sachsituationen treten ließ und sie *Marx* als seine These zuschob. So mußte sich *Marx'* Lehre freilich nach Transponierung in spezialfachlich-analytische (rein ökonomische oder rein soziologische) Gedankensprache ausnehmen.

Das natürliche wäre gewesen, daß die Ökonomen die Frage nach der allgemein-schicksalbestimmenden Bedeutung der »Klassen« hätten auf sich beruhen lassen und sich darauf beschränkten, zu untersuchen, welche Bedeutung denn die *Marx*schen »Klassen« im Wirtschaftsleben selbst haben. Aber das soziologische Interesse war nun einmal erwacht, und wir finden eine Menge von Versuchen, das Wesen der Klasse so zu bestimmen, daß ein allgemeiner Begriff von Bevölkerungsteilen entstehe, die im gesellschaftlichen Leben als Mächte auftreten oder aber in Umkehrung der *Marx*schen Auffassung, die im Wirtschaftsleben wirksamen Kollektivkräfte ihrer Entstehung nach auf andere als ökonomische Motive zurückzuführen.

Auf der Suche nach einem solchen Begriff ist das erste Problem: wenn nicht einzelne Menschen, individuelle Willen, das gesellschaftliche Geschehen bestimmen, sondern Menschenvielheiten als solche, als Ganze, als überpersönliche Mächte, wo liegt das integrierende Moment? Welches ist der Kitt und die treibende Kraft, die solche Menschenvielheiten zusammenschweißen und in Bewegung setzen — in einer Richtung, von der sie selbst zunächst gar nichts ahnen?

Wenn man die bekanntesten Klassenbegriffe darauf untersucht, wie in ihnen dies Problem gelöst ist, ergeben sich etwa Typen, die mit verschiedenen Theorien über das »Wesen der Gruppe« zusammenfallen:

1. Atomistisch-mechanistische »Klassen«-Begriffe. Die Zugehörigkeit des Menschen zur Klasse ist objektivistisch determiniert. *Overbegh*: »Besitz oder Nicht-Besitz von Produktionsmitteln«. — *Pesch*: »Gesamtheit der wirtschaftlich Tätigen, welche dieselbe Art von Einkommen beziehen«. — *Schäffle*, der »Klasse« ganz als Kontrast gegenüber seinem organistischen Gesellschaftsbegriff faßt: »Schichtung nach Unterschieden der Besitzgröße und -art, bzw. nach Besitz und Nicht-Besitz«. — *Hammacher*: »Klasse ist Besitzschicht«.
2. Atomistische Klassenbegriffe vom individualistischen Interessenvertrags-Typus. *Sombart*: »... durch gemeinsame Interessen an einem Wirtschaftssystem äußerlich zusammengehaltene, in ein Gemeinwesen mechanisch eingefügte individualistische Groß-Verbände«. — *Cunow*: »in der jeweiligen Wirtschaftsform wurzelnde Interessen-Gemeinschaft«.

3) Psychologischer Typus. *Simkhovitsch*: »Gruppen, welche ähnliche Einkommenquellen haben und sich ähnlicher oder identischer Interessen bewußt (!) sind«. (Der Determinationsgedanke ist aufgegeben, die »Motivation« tritt an seine Stelle; daher die Koordination des Interessenbewußtseins mit der motivierenden Tatsache.) — Oder *Bernstein*: »... Elemente der Gesellschaft, welche in der Hauptsache unter gleichen Lebensbedingungen stehen«. (Unter Lebensbedingungen sind nicht nur die »äußeren«, sondern auch die inneren gemeint; als »Lebensbedingungen« sind die »Realien« bereits subjektiviert: »Lebenswelt« subjektiv erlebte »Umwelt«.) Hierher gehört auch *Max Weber*, der das psychische Element der »Klassenlage« ausdrücklich hervorhebt. Auch *Schmollers* Klassenbegriff — wenn man von der Kasuistik in der Motivation der Klassenlage absieht — gehört hierher. *Schmoller* fordert ein »Bewußtsein der Zusammengehörigkeit« durch äußere Umstände bedingt, dem »Ausdruck gegeben« wird (Solidaritätstypus).

Selbstverständlich tritt gerade die »ganzheitliche« (universalistische oder biologisch-organizistische) Auffassung vom Wesen der Gruppe in keinem Klassenbegriff auf — bei den Nominalisten deshalb nicht, weil sie dergleichen nirgends kennen, bei den Organizisten (*Schäffle*) deshalb nicht, weil ihnen die Klasse als das gerade Gegenbild ihrer Organismen erscheint. Bei *Spann* wird aus diesem Grund der Klassenbegriff überhaupt abgelehnt, nachdem in den Klassenbegriff des *Marx* und der »von ihm beeinflussten« nicht-marxistischen Ökonomen (*Schmoller*, *Weber* usw.) das »rein mechanistische« Prinzip hineingedeutet worden ist.

Eine Sonderstellung nimmt *Philippovich* ein, der in seinem Klassenbegriff von der integrierenden Dynamik gar nichts aussagt, sondern nur eine Ausdrucks- oder Erscheinungsform der Klassendifferenzierung erwähnt (»gesellschaftliche Gruppen, geschieden nach Macht, Ansehen und äußerem Rang«).

Ähnlich ist es wohl aufzufassen, wenn *Sombart* an anderer als der eben zitierten Stelle sagt: »Klasse ist eine Gesellschaftsgruppe, die ihrer Idee nach ein bestimmtes Wirtschaftssystem vertritt.« Man könnte das als Konsequenz einer idealistisch-intentionalistischen Auffassung von der Gruppe deuten, doch scheint es viel eher, daß die ideelle Verfechtung eines Wirtschaftssystems nicht im konstitutiven noch im genetischen, sondern im deskriptiven Sinne gemeint ist. Anderwärts freilich kommt auch bei *Sombart* — offenbar im Sinne eines zum Milieu-Psychologismus gemäßigten Determinismus — die genetische Seite zum Ausdruck: »Erst Klassenunterschied, dann Klasseninteresse, dann Klassengegensatz und endlich Klassenkampf.«



Hinsichtlich des inhaltlich bestimmenden Momentes im Klassenbegriff treten eine Menge von Nuancen auf, die teils aus den oben erwähnten Begriffstypen unmittelbar hervorgehen, teils sich mit ihnen überschneiden. Selbstverständlich ist bei den Marxisten der besondere Inhalt des Klassenbegriffs immer ein ökonomischer, doch dieser wieder in verschiedener Abschattierung; bei anderen sind es andere Inhalte, bei *Schmoller* sind alle nur denkbaren Inhalte als historische Möglichkeiten genannt.

Wir sehen aber im allgemeinen auch bei den Nicht-Marxisten das eigenartige Schauspiel: sie lehnen den ökonomischen Determinationsgedanken ab, suchen aber doch krampfhaft nach einem in der ökonomischen Welt wurzelnden Prinzip, dem die Integration von Menschen zur Kollektivmacht zugeschrieben werden könnte. Insofern hat *Spann* doch nicht so ganz unrecht, wenn er behauptet, die nicht-marxistischen Ökonomen seien ebenfalls marxistisch beeinflusst.

### 3. Die logisch möglichen Klassenbegriffe

*Mombert* hat in der Erinnerungsausgabe für *Max Weber* versucht, die Klassenbegriffe einzuteilen. Der Versuch ist interessant, lehrreich das Ergebnis, auch für den, der dem Verfasser nicht summarisch beipflichtet. *Momberts* Einteilungsprinzip ist ein rein logisches. Es findet drei Typen von Klassenbegriffen:

- 1) objektivistische, die von Fakten der materiellen Situation ausgehen: *Hammacher, Overbegh, Pesch, Schäßle*;
- 2) subjektivistische, die von der psychischen Verfassung des Klassenmitgliedes selbst ausgehen: *Philippovich, Sombart (1919)*;
- 3) solche in denen objektive und subjektive Momente verknüpft werden: *Schmoller, Bernstein, Cunow, Sombart (1917), Simkhovitsch, Max Weber*.

So verdienstvoll diese Einteilung ist — sie hat gleich der von mir oben skizzierten Typisierung den Nachteil, daß sie keinem der zitierten Autoren ganz gerecht wird. Von einer Klassifizierung der Klassenbegriffe gilt wohl, was *Oppenheimer* von der Klassifizierung der Gesellschaftsbegriffe bzw. soziologischen Systeme gesagt hat: sie tut immer ihren Objekten, den geistigen Erzeugnissen anderer, Zwang an, indem sie qualitativ Unvergleichbares von einem notwendig inadäquaten Beurteilungsstandpunkt aus in Relation setzt. Immerhin sagt uns *Momberts* Einteilung viel, wenn man die Klassenbegriffe zu gewissen als Agenzien hinter ihnen stehenden Erkenntnisabsichten in Beziehung bringt. Um aber nicht ebenfalls einteilen zu müssen, seien hier logische

Möglichkeiten entwickelt und in Anknüpfung an einige von ihnen können bestimmte in der Literatur vertretene Klassenbegriffe als (annähernd zutreffende) Beispiele genannt werden.

1. Grammatisch bedeutet »Klasse« nur das Produkt einer objektiven Einteilung. Eine beliebige Gesamtheit von Gegenständen wird nach dem Maßstab von Merkmalen eingeteilt. Die Wahl der Merkmale ergibt sich aus der Erkenntnisabsicht. Ich kann demnach die Menschen, die das Substrat eines sozialen Gesamtgefüges bilden, beliebig einteilen: nach Größe oder Haarfarbe, nach Konfession oder Vermögen, nach dem Familienstand oder dem Alter. Die Merkmale können quantitativ oder qualitativ sein. Im ersten Fall werden alle Individuen der Gesamtheit an ihrem Ort im Einteilungssystem untergebracht, im zweiten Fall wird der berühmte statistische Restposten »Sonstige« meine Liste verunzieren.

Mombert unterscheidet objektivistische und subjektivistische Klassenbegriffe; er stützt diese Unterscheidung darauf, daß einmal »äußere« (Situations-) und ein andermal »innere« (Bewußtseins- oder Haltungs-) Merkmale zum Einteilungsprinzip erhoben sind. Insofern ist diese Klassifizierung der Klassenbegriffe wohl richtig. Doch darf nicht übersehen werden, daß es sich hier doch nur um einen Unterschied der Merkmale handelt. Die so erhaltenen Klassenbegriffe selbst können auch objektivistisch sein, wenn ihnen Subjektmerkmale zugrunde liegen (z. B. solche der psychischen Verfassung); dies um so mehr, als es überhaupt eine prekäre Sache ist, »innen« und »außen« zu einem Kriterium zu erheben, da ja zwischen beiden kein realer Gegensatz, sondern nur verbale Antithetik besteht. Die echten Deterministen würden es sehr ablehnen, ihre »objektivistischen« Merkmale als bloße »äußere« gekennzeichnet zu sehen, da sie ja gerade die unbedingte Korrelation von außen und innen behaupten.

Soweit Bevölkerung nach irgendwelchen Merkmalen eingeteilt wird, die für den Menschen sachlich gegeben sind oder auf Grund von Symptomen als psychisch an ihm (in ihm) vorhanden festgestellt werden, — soweit handelt es sich um einen rein statistischen Begriff der »Klasse«.

2. Statistik kann in den Dienst jeder beliebigen Erkenntnisabsicht gestellt werden. Wenn ich aber als Ökonomiker etwas über die Gliederung der Bevölkerung als wirtschaftender Bevölkerung erfahren will, werde ich wirtschaftlich relevante Merkmale wählen. So kommen wir zu den Bevölkerungsklassen nach Höhe und Art des Einkommens, nach Größe und Art des Vermögens, nach »Berufen« usw. Mit den so gebildeten Klassen vermag ich jeden wirtschaftenden Menschen an einer bestimmten Stelle im Schema des Wirtschaftsmechanismus unterzubringen. Das ist Bevölkerungsstatistik im Dienst der Ökonomik, die

so gewonnenen Klassen entsprechen dem ökonomisch-statistischen Klassenbegriff. Auch hier kann ich mich ganz an unmittelbar gegebene einfache Sachverhältnisse halten (quantifizieren) oder ich kann tiefer dringend (aus Sachverhältnissen oder Kombinationen von solchen) Gesamtsituationen des Menschen bilden, die ich zu Kriterien erheben will. Die zweite Alternative ist etwa gegeben in *Max Webers* auf Chancen basierter »Klassenlage«.

3. Gewöhnlich will man aber mit dem Klassenbegriff doch bedeutend mehr als eine Einordnung der Wirtschaftssubjekte in ein gegebenes Schema des Wirtschaftsmechanismus. »Wirtschaft als Leben« sagt: innerhalb der gesellschaftlichen Wirtschaft können vom Beurteiler auf Grund von wahrnehmbaren Merkmalen mehr oder minder genau Personen-Vielheiten gegeneinander abgegrenzt werden, die sich nicht nur als solche voneinander unterscheiden, sondern auch als Ganzheiten bestimmte, im Wirtschaftsleben zur Geltung kommende Kräfte oder Mächte repräsentieren.

Das würde ich den sozial-ökonomischen Begriff der Klasse nennen.

Für die logische Funktion der Begriffe ist es ohne Bedeutung, wie man im einzelnen diese Mächte oder Kräfte charakterisiert. Ob man mit *Marx* und den Marxisten (soweit es sich nur um die Gliederung der Bevölkerung als Wirtschafts-Gesellschaft handelt) von der im Produktionsprozeß gespielten Rolle ausgeht, ob man mit *Simkhovitsch* das Bewußtsein von einem ähnlichen oder identischen Wirtschaftsinteresse, mit *Sombart* die Vertretung der Idee eines Wirtschaftssystems als Kriterium angibt — in allen Fällen ist von überindividuellen Mächten die Rede, denen bestimmte Menschen-Mengen auf Grund an ihnen vorhandener Merkmale als Repräsentanten zugeordnet werden. Es wird nicht eine glatte praktische Gleichung aufgestellt zwischen Kollektiv-Macht und Gesamtheit der Merkmalsträger, denn es kann sein, daß z. B. zu einem Wirtschaftssystem sich auch »outsider« bekennen oder umgekehrt. Nur im Rahmen eines strengen Determinismus wird der Zusammenhang zur glatten Gleichung.

Hier also hat man es nicht mehr mit einem bloß von der Willkür des Tatsachen ordnenden Geistes geschaffenen Begriff zu tun, wie bei dem statistischen, insbesondere ökonomisch-statistischen Klassenbegriff, sondern mit dem Begriff einer Ganzheit, die sich in ihrer dynamischen Manifestation selbst als eine solche darstellt.

Auch hier freilich sind noch Spielarten möglich:

a) Es können eine ganze Menge von Wirtschaftsklassen aufgestellt werden, denen allen eine gewisse, ihnen eigene Wirkung im Wirtschaftsleben zugesprochen werden darf. Und zwar nicht nur etwa in dem Sinn, daß innerhalb einer einzigen Merkmalsreihe, sei es quan-

titativ mehr oder weniger Abstufungen oder qualitativ mehr oder weniger Schattierungen, unterschieden werden; nein, es können sogar Wirtschaftsklassen nach verschiedenen Merkmalsreihen gebildet werden, die sich überkreuzen — wenn nur ersichtlich gemacht werden kann, daß die so aufgestellten Klassen je für sich eine bestimmte eigene Rolle im Wirtschaftsleben spielen. Z. B. ist kein Zweifel, daß Produzenten als solche und Konsumenten als solche sich bestimmten wirtschaftlichen Vorgängen — Fragen der Preisbildung etwa — gegenüber im großen Ganzen je verschieden verhalten und im Ingesamt der Wirtschaftsgesellschaft als Kollektiva in irgendwie umschreibbarer Weise gesonderte Mächte darstellen. Insofern ist es berechtigt, sie als sozialökonomische Klassen zu bezeichnen.

Ebenso kann ich aber unter Umständen mit Bezug auf dieselbe Wirtschaftsgesellschaft auch Einkommenslagen oder Berufskategorien — ganz abgesehen von der inneren sozialen Struktur dieser Kollektiva — als sozial-ökonomische Klassen bezeichnen, wenn ich nur aufzeigen kann: in ihrer Weise üben auch diese Bevölkerungsteile als Ganzheiten einen kontrollierbaren Einfluß auf das Leben der wirtschaftenden Gesellschaft aus.

Hier endet also die Möglichkeit, »die Menschen«, die einer wirtschaftenden Gesellschaft angehören, unbedingt den verschiedenen sozial-ökonomischen Klassen zuzuordnen. Einmal gibt es mehrere Reihen von Wirtschaftsklassen, und in jeder dieser Reihen werden die Menschen anders zusammengewürfelt erscheinen. Zweitens aber rechne ich die Rolle, die eine Klasse im Wirtschaftsleben spielt, gar nicht dem Menschen zu, den ich auf Grund bestimmter Merkmale zu der Klasse verweise.

Das liegt an der Art, wie der Begriff gewonnen ist. Der Statistiker geht so vor, daß er wahrnehmbare Einheiten nach Merkmalen ordnet. Er gewinnt seinen Begriff generalisierend aus dem Aggregat der Einheiten. Der Sozialökonomiker sieht einen Lebensprozeß (Wirtschaft), der sich an einem menschlichen Substrat (oder in ihm, wenn man will) vollzieht; in diesem Prozeß sieht er — ganz abgesehen von den tragenden Subjekten — gewisse Kräfte und Gegenkräfte spielen; zu diesen Kräften, die sich im Wirtschaftsprozeß manifestieren, sucht er dann nach Gesichtspunkten der Meßbarkeit und Zählbarkeit Bevölkerungsteile, von denen er nachweisen kann, sie seien im wesentlichen die Repräsentanten dieser Strebungen und Kräfte.

b) Bis hierher sieht man das verwickelte Ganze des Wirtschaftslebens noch durchaus als ein Spiel und Gegenspiel verschiedenster Mächte und Kräfte überpersönlicher Art, vor deren Wagen der einzelne Mensch wissend oder naiv gespannt ist. Dabei kann es durchaus sein, daß ein

und derselbe Mensch auf bildlich gesprochen zwei »Spielbrettern« durchaus widersprechende Positionen hat — sofern man die Dynamik des Wirtschaftslebens rational betrachtet. Der Hausbesitzer etwa tritt als solcher in unserer Zeit eine kapitalistische Wirtschaftsgesinnung; wenn er gleichzeitig Angestellter ist, wird er als solcher vielleicht einem ganz anderen Wirtschaftssystem huldigen.

Nun aber kann es sein, daß ich als Sozialökonomiker aus der Fülle der Erscheinungen im gesamten Kräftefeld des Wirtschaftslebens im großen Ganzen ein Spannungsverhältnis ablese, von dem ich — unbeschadet der Existenz sonstiger Spannungen — annehme, dieses gerade sei für die gesamte Gestaltung des Wirtschaftslebens im gegebenen historischen Fall ausschlaggebend. Also etwa heute: es gebe zwar Berufsklassen mit bestimmten Wirtschaftsmentalitäten, gebe auch Einkommensklassen, die sich wirtschaftlich verschieden verhalten, aber diese und alle anderen Differenzierungen träten doch zurück hinter der Spannung: Besitzer und Nicht-Besitzer von Produktionsmitteln. Diese Spannung gebe dem ganzen Wirtschaftsleben das Gesicht.

Wenn darauf eingewendet wird, es gebe doch unentschiedene Fälle, in denen man einen Menschen nicht unbedingt dieser oder jener Klasse zurechnen könne, so ist zu antworten, man wolle auch gar nicht die Menschen in Schubfächer verteilen, sondern den gesellschaftlichen Ursprungsort und Angelpunkt überpersönlicher ökonomischer Mächte aufsuchen.

4. Genau das gleiche läßt sich natürlich nicht nur auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens der Gesellschaft, sondern auf jedem anderen Gebiet (inhaltlich oder sinnhaft bestimmten) sozialen Lebens machen.

Politisch-soziale Schichten bildet man, indem man den Ursprung bestimmter innerpolitischer Kräfteströme in entsprechenden Bevölkerungsteilen findet, deren individuelle Elemente dem Sinn dieser Kraftwirkungen adäquate Merkmale aufweisen.

Ähnlich lassen sich Schichten des sozialen Geisteslebens oder noch andere Schichten bilden.

Diese Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten hat *Schmoller* gesehen und in seiner Definition der sozialen Klasse einfangen wollen. Hier finden wir zunächst Wirtschaftsklassen unter verschiedenen Gruppierungsgesichtspunkten, finden politische »Klassen«, gesellschaftliche Rang-»klassen« und endlich einen Sammelposten »Interessen aller Art«; diesen individuellen Personenmerkmalen ist nur als gemeinsame, für den Begriff der »sozialen Klasse« wesentliche, Komponente hinzugefügt: so differenzierte Menschen müssen zur Kollektivmacht integriert sein dadurch, daß sie »ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit haben und dem Ausdruck geben«.

Soweit ich sehen kann, würde ich den *Schmollerschen* Begriff der »sozialen Klasse« meiner theoretischen Möglichkeit 3 a zuordnen, weil bei *Schmoller* nicht gefordert ist, daß die Differenziation jeweils innerhalb der Differenziationsebene (ökonomisches, politisches Leben usw.) die dominierende sei, hinter der andere Differenzierungen innerhalb der gleichen sozialen Seinsebene an Bedeutung zurücktreten.

Es versteht sich von selbst, daß ich in allen bisher genannten Fällen im allgemeinen von Schichten sprechen und den Namen »Klasse« ausschließlich den auf Grund ökonomischer Fakten festgestellten Schichten vorbehalten würde.

5. Einer besonderen Möglichkeit muß Erwähnung getan werden, den Begriff der »sozialen Klasse« formal-soziologisch zu konstituieren. Den Anlaß dazu gab wohl ein Vergleich der umgangssprachlichen Bedeutung von »Stand« und Klasse«. *Max Weber* konstatiert zunächst mit Hilfe seines »Chancen«begriffes Klassenlagen im allgemeinen und will dann als soziale Klassen jene Klassenlagen bezeichnen, »zwischen denen individuell und in der Generationsfolge ein Wechsel leicht möglich ist und typisch vorzukommen pflegt«. Zum Merkmal der sozialen Klasse ist also hier der Festigkeitsgrad der Bindung des Menschen an seine Klasse gemacht. Zweifellos ist dieser Grad verschieden, sofern die Bindung an die Klasse nur tatsächlich, an den Stand rechtlich, an die Kaste kultisch-religiös garantiert ist.

Aber man bedenke die Konsequenz dieser Begriffsbildung. Gewiß war ein Standeswechsel in der ständischen Epoche selten, Kastenwechsel ist beinahe nur »in pejus« möglich, und der Anfang des Klassenwesens im modernen Sinn ist gekennzeichnet durch die Öffnung der Standesgrenzen<sup>1</sup>. Der Anfang! Wenn *Max Webers* Satz stimmte, so wäre alles, was wir landläufig als immer gesteigerte Entwicklung des Klassenwesens ansehen, das gerade Gegenteil. Denn es ist kein Zweifel, daß vor 50 Jahren der Aufstieg aus einer Klasse in die andere individuell und in der Generationenfolge viel leichter war als heute; daß heute, von Ausnahmen abgesehen, der Unterkläßler kaum je mit Aufstieg, der »Mittelkläßler« höchstens mit Abstieg zu rechnen hat. Demnach hätte sich die Gesellschafts-Struktur nach »typisch offenen Klassen« seither in eine Gesellschafts-Struktur nach »geschlossenen« Schichten — für die ein spezifischer Name erst noch zu prägen wäre — gewandelt.

Diese Konsequenz läßt sich natürlich ziehen, und es bleibt eine terminologische Frage, ob man den Klassenbegriff dementsprechend

<sup>1</sup> Aber eben der Standesgrenzen; natürlich — denn gerade die Stände sind es ja, die nun zerfallen.

bestimmen will. Aber man muß sich dann klarmachen, daß man unbedingt gegen den Strom populärer Vorstellungen schwimmt.

Ähnlich geht *Vierkandt* rein formal<sup>1</sup> vor, hat aber dabei die Rechtfertigung für sich, daß er die Klasse nicht in einer Soziologie der Wirtschaft, sondern als Beispiel eines historisch bestimmten sozialen Gebildes in ein System der allgemeinen analytischen Soziologie hineinbaut. Was er über die Klasse formal-soziologisch aussagt, stimmt ja: wirtschaftliche Interessenrichtung als intentionale Bestimmung, Kampfverhältnis zu anderen Klassen usw.

Dagegen ist die Frage, ob das Merkmal »bloßes Aggregat ohne Gruppencharakter« zutrifft. Offenbar liegen die Dinge so, daß auch hier die Klasse an ihrer Wiege auf ihre formale Struktur hin analysiert ist, d. h. im Augenblick der Auflösung der Ständegesellschaft. Bei solchen Umschichtungen ist ja der Vorgang immer der: zunächst tritt ein Lösungsprozeß ein, die Gestalten zerfallen und aus ihren Atomen oder Elementen bilden sich neue Gestalten, die erst im Laufe einiger Zeit an Geschlossenheit gewinnen.

Die Arbeiterklasse dagegen sieht *Vierkandt* deutlich aus der Perspektive der unmittelbaren Gegenwart und schreibt ihr daher grupplich-ständischen Charakter zu. Daß die »Solidarität« der Arbeiterschaft mehr als ein Jahrhundert brauchte, um zu entstehen und heute noch nicht voll ausgebildet ist, entgeht dem nicht sozialgeschichtlich zentrierten Blick.

So kommt bei *Vierkandt* das Bild zustande: die gegenwärtige Gesellschaft ist »unten« ständisch, »oben« klassenmäßig strukturiert. Eine Auffassung, die dann ausgeschlossen ist, wenn man den Begriff der sozialen Klasse nicht aus einer individuellen Klasse gewinnt, sondern Klasse als Element eines in bestimmter Weise geschichteten Ganzen (»der Klassengesellschaft«) sieht.

6. Endlich kommen wir zum Begriff der Gesellschaftsklasse im engeren Sinne. Wenn im Sinn der Ziffer 4 Klassen aufgestellt sind, kann sich etwa zeigen:

Die Schicht, die als solche im Geistesleben eine bestimmte Rolle spielt, wirkt in einer im wesentlichen gleichen Zusammensetzung auch im Gebiet des politischen Lebens. Damit wäre eine Beziehung zwischen dem Geschehen auf zwei verschiedenen Sinnebenen sozialen Seins hergestellt, ähnlich wie man — von den menschlichen Repräsentanten

<sup>1</sup> So auch L. v. Wiese, der (*Gebildelehre*, München 1929, S. 219) definiert: »Klassen schließen die Menschen zu einer relativen (unvollkommenen) Einheit zusammen, die durch ungefähre Gleichheit des Eigentumsumfangs, der Bildung und des Maßes an innerpolitischer Macht einen Zusammenhang der Interessen und der Lebensbeurteilung schaffen.«

der objektiven Gebilde absehend — eine Stilverwandtschaft zwischen den Erscheinungen verschiedener Gebiete der gesellschaftlichen Kultur aufweisen kann. Dieses Vorgehen kann nun durch Betrachtung des gesellschaftlichen Gesamtgefüges in seiner Ganzheit gerechtfertigt und so erweitert werden, daß ich für einen bestimmten historischen Fall behaupte: hier gibt eine — näher zu bezeichnende — Schichtung, die dem Differenzierungsmerkmal nach ihren Ort in einer bestimmten Sinnebene sozialen Seins hat, der Wirkung nach dem sozialen Leben in allen Sinnebenen ihr historisch bezeichnendes Gepräge. In diesem Fall hat man es mit einer echten sozialen Schicht zu tun.

Bis hierher kann diese Schichtung ihren ursprünglichen Ort in einer beliebigen Sinnebene sozialen Seins haben. Entscheidend ist nur, daß sie ihrem Differenzierungsmotiv nach in einer Sinnebene verwurzelt, doch von hier aus das historische Gesicht des gesellschaftlichen Gesamtgefüges bestimmt.

Die Möglichkeit dieses Sachverhaltes wird zugegeben werden müssen. Fraglich wird nur sein, ob im einzelnen Fall über das allgemein determinierende Übergewicht der in einem inhaltlich bestimmten einzelnen Bereich vergesellschafteten Lebens vorgefundenen Schichtung Übereinstimmung erzielt werden kann. Im Sinne der Auffassung eines historischen Gesamtgefüges als einer stilistisch einheitlichen Gestalt, sowohl nach ihrer eigentlich sozialen als auch nach ihrer im engeren Sinne kulturellen Struktur hin (wenn man diese Unterscheidung überhaupt gelten lassen will), würde sich ergeben: im allgemeinen kulturellen Leben — »die Kultur« als abstraktes Ganzes genommen — dieses Gesamtgefüges müßte dasjenige Sinngelände (Wirtschaft — Religion — Politik usw.) den zentralen Akzent tragen, den die im sozialen Gesamtgefüge entscheidende Schichtung des vergesellschafteten Wirkens standortmäßig zugehört.

Also: religiöse Schichtung ist allgemein (nicht nur im religiös-sozialen Leben) determinierend, wenn »im Bewußtsein der Epoche« das Religiöse zentrales Sinngelände des Lebens ist. So läßt sich zwischen der Zentrierung der Kultur als eines abstrakten Systems der Lebenswerte und den Schichtungen entsprechender Ebenen des sozialen Lebens jeweils eine Korrelation herstellen, die im Grunde nur die Formel für den jeweiligen Zeitstil darstellt.

Fassen wir zusammen: Jede beliebige Menschenvielzahl kann vom erkennenden Subjekt nach Merkmalen geschichtet werden, die den Menschen anhaften. Statistischer Begriff der Schicht.

Sind diese Merkmale Verhältnisse des Menschen zur ökonomischen Sachwelt, so ergibt sich der statistische Begriff der Klasse.



Setze ich bestimmte, in einer Gesellschaft als politischem oder geistigem (oder usw.) Lebenssystem beobachtete überpersönlich wirksame Kräfte in Beziehung zu Bevölkerungsteilen, deren Elemente mit bestimmten adäquaten Merkmalen behaftet sind, so erhalte ich den Begriff politisch-sozialer, geistig-sozialer (Bildungs-) usw. Schichten. Vollziehe ich die gleiche Konstruktion an der Gesellschaft als wirtschaftender und beziehe die im Wirtschaftsleben als Ganzem wirksamen überpersönlichen Kräfte auf einen Bevölkerungsteil, dessen Gliedern als Merkmal ein bestimmtes Verhältnis zur ökonomischen Sachwelt anhafter, so gewinne ich die sozialökonomische Klasse im allgemeinen Sinn.

Derartiger sozial-ökonomischer Klassenschichtungen können in einer wirtschaftenden Gesellschaft mehrere miteinander konkurrieren. Wenn ich einer von diesen Schichtungen die entscheidende (nicht »ausschließliche«) Prägung des gesamten Wirtschaftslebens der Epoche zuschreibe, so nenne ich die Klassen sozial-ökonomische Klassen im eigentlichen Sinne.

In jedem sozialen Gesamtgefüge gibt es, sofern ich es als Wirtschaftsgesellschaft betrachte: sozial-ökonomische Klassen, sofern ich es als politisches betrachte: politische, sofern ich es als Vergesellschaftung geistigen Lebens betrachte: Bildungs- oder geistige Schichtungen.

Eine dieser Schichtungen wird jeweils die Tendenz zeigen, den gesamten Lebensstil im sozialen Gefüge entscheidend (nicht ausschließlich) zu bestimmen. Diese Schichtung nenne ich dann »Gesellschaftsschichtung«, die Schichten selbst »gesellschaftliche Schichten«. Ist die ausschlaggebende Gesellschaftsschichtung motiviert durch Verhältnisse der Menschen zu der ökonomischen Sachwelt, so habe ich es mit Klassengesellschaft zu tun und demgemäß mit gesellschaftlichen Klassen.

## II. Die Klassengesellschaft

### 1. Typus und Strukturprinzip der Klassengesellschaft

Gesellschaft ist kein Ding, sondern ein Prozeß. In einem kontinuierlichen Prozeß Epochen unterscheiden (und das tut man mit Begriffen wie »Stände-«, »Klassen-usw.-Gesellschaft«) bedeutet: Bewegtes verfestigen, Qualitäten vergegenständlichen. Klassengesellschaft in dem Sinne: ein soziales Lebensgefüge, das nichts ist als Klassengesellschaft, dies aber in Reinheit — das gibt es nicht.

Wenn also die Klassengesellschaft als Typus dargestellt wird, so ist die Rede von etwas nur bedingt Realem, d. h. nicht von einem

empirischen Gegenstand, sondern von einem Tendenztypus an realem Gesellschaftsleben.

Wir behaupteten: in der Klassengesellschaft sei die für ihren Aufbau und ihr inneres Schicksal entscheidende Schichtung im Verhältnis der Menschen zur wirtschaftlichen Sachwelt motiviert. Das ist nicht gleichbedeutend mit »ökonomischer Differenzierung« überhaupt. Es gibt kaum eine soziale Schichtung, die nicht irgendwo auch im Wirtschaftsleben der Gesellschaft von Bedeutung wäre — auch die religiösen Kasten Indiens haben ökonomische Bedeutung. Uns aber handelt es sich nicht darum, daß die Klassenschichtung ökonomische Bedeutung hat, sondern daß sie ihrerseits ökonomisch motiviert sei. Ferner: in der Welt des sachlichen Substrates der Wirtschaft motiviert. Darum liegt der entscheidende Unterschied gegenüber einer gedanklich rekonstruierten Berufsgliederung der genossenschaftlichen Frühzeit.

Wenn eine Schichtung auf die Differenzierung der Menschen nach wirtschaftlichen Werkfunktionen zurückzuführen ist (z. B. primitive Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen u. dgl.), so sind »subjektive« Momente ökonomischen Charakters die Motive der Schichtung, Momente, die in der Person liegen, nicht aber in ihrem Verhältnis zur Sachwelt.

Das Verhältnis des Menschen zur ökonomischen Sachwelt drückt sich aus als ein solches der Verfügungs- und Nutzungsgewalt. (Das ist richtiger als der juridische Ausdruck »Besitz«.) Da dies hier keine »ökonomische Studie« ist, beschränken wir uns innerhalb der ökonomischen Sachwelt unter Berufung auf die Wirtschaftstheoretiker von vornherein auf die Produktionsgüter als einzig maßgebend für die Frage der Klassenlage. An sich könnte man nun wohl die Menschen in Klassen einteilen je nach der Menge und der Art der Produktionsgüter, über die sie Gewalt haben. Von der Frage der Menge sehen wir zunächst ab. Was die Art der Produktivgüter angeht, so hat man ja wirklich nach diesem Kriterium mehrere Klassen unterschieden — auch Marx hat es getan und die Behauptung, vertrete ein Zwei-Klassensystem, stimmt daher nicht ganz. Vor allem spielt die Gewalt über agrarische Produktionsmittel oder Industrierohstoffe und Maschinen oder Handwerkszeug eine große Rolle.

Für eine Idee der Klassengesellschaft aber kommt es nur noch auf die Frage an: Gewalt über Produktionsgüter oder nicht? — ganz gleich über welche Art Produktionsgüter. Dies ist eine Folge davon, daß zwar Werte immer nur aus und mit bestimmten Produktionsgütern hergestellt werden können, daß aber die Geldwirtschaft eine Art von Esperantoverkehr bedeutet und die sachliche und persönliche Verflechtung der Produktionswege gar nicht mehr die Möglichkeit bietet,

zwischen Gewalthabern über Produktionsgüter dieser und jener Art zu unterscheiden. Der Agrarier hat sein Gut — auf dem Hypothekenlasten, deren Substanz letzthin von Industriellen stammen mag; er seinerseits hat aber auch eine Zuckerfabrik und Farbindustrieaktien. Produktionsgüter der einen Kategorie können jederzeit in solche einer anderen »verwandelt« werden.

Die Art des Produktionsgutes, über das ich verfüge, ist natürlich nicht ohne Einfluß auf meine soziale Stellung und Haltung; aber im Grunde drückt sich hier doch nur noch etwas dem alten Berufsgedanken Verwandtes aus, das mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Es bleibt doch schon dabei, daß die »Kulturverbundenheit« des Wirtschaftens mehr und mehr gegenüber seinem in Geldwert mengenmäßig ausdrückbaren Ertrag zurückweicht.

Kurz, wir haben es mit dem Prinzip der kapitalistischen Wirtschaft zu tun. Mehr und mehr gleichen sich ja auch die Wirtschaftsmethoden auf den einzelnen Gebieten des Produktionslebens einander an — und dies nicht nur durch Vermittlung der alles beherrschenden Finanzwirtschaft; ein großagrarisches Gut ist heute schon gewissermaßen eine Getreide- und Kartoffelfabrik, die ganze Struktur des Wirtschaftens wird derjenigen industrieller Wirtschaft immer ähnlicher.

Wo es sich also um das Prinzip der Schichtung in Gesellschaftsklassen handelt, darf getrost die Frage nach der Art von Produktionsgütern, über die das Wirtschaftssubjekt Gewalt hat, dahinten bleiben und als letzthin entscheidend gelten, ob das Wirtschaftssubjekt überhaupt Gewalt über Produktionsgüter habe oder nicht.

Eine andere Frage ist, ob die wertmäßig ausgedrückte Menge der bewältigten Produktionsgüter eine entscheidende Rolle spiele. Dabei könnte es sich natürlich nur um Gradunterschiede innerhalb der Klasse der Produktionsgüter Beherrschenden handeln. Solche Gradunterschiede sind bestimmt praktisch vorhanden. Aber sie müssen notwendig zurücktreten gegenüber dem absoluten Unterschied zwischen Verfügungsmächtigen und Verfügungslosen. Gradunterschiede könnten auch niemals ein unbedingtes Kampfverhältnis der Schichten als solcher begründen. Aber damit nicht genug, liegt im Wesen der Klassengesellschaft die empirisch sich offenbarende Tendenz der Konzentration und Akkumulation von »Kapital«, so daß zusehends die Verfügungsmacht auf der einen Seite immer mehr zunimmt, während andere bisher verfügungsmächtige Schichten entweder ihre Produktionsgüter faktisch verlieren (deproprietiert werden, »sich nicht mehr halten können«), oder aber (gewerblicher Mittelstand): der ihnen zukommende Anteil an den Produktionsgütern wird in ihren Händen durch die Entwicklung der Wirtschaftsweise entwertet, seines wertzeugenden Charakters beraubt.

Im Prinzip also spielt auch die Menge der vom Menschen bewältigten Produktionsgüter keine entscheidende Rolle, sondern nur die Frage, ob er überhaupt über Produktionsgüter Gewalt habe oder nicht.

Selbstverständlich gilt das alles nur unter dem Titel: »Typus und Strukturprinzip« der Klassengesellschaft. In der gegenwärtigen realen Gesellschaft ist es für den einzelnen Menschen gleichwohl von eminenter Bedeutung, ob er keinen oder doch wenigstens einen kleinen Anteil an den Produktionsgütern und an welcher Art von Produktionsgütern er Anteil habe. Hier ist aber von dem reinen Typus als einer im realen Gesellschaftsleben sich (unter anderen) ausdrückenden Tendenz die Rede.

Zum Wesen der reinen Klassengesellschaft gehört es, daß sie in zwei Schichten gegliedert ist, die einander (als Klassen) unbedingt und ohne Vermittlung gegenüberstehen. Mag es noch so viele ökonomische Schichten geben, deren Unterschied in vieler Hinsicht belang- und aufschlußreich sein kann — wenn vom Typus und Strukturprinzip der Klassengesellschaft die Rede ist, von der Idee der Klassengesellschaft meinetwegen, so gibt es nur zwei Klassen: Verfügmächtige und Verfügungsahnmächtige im Hinblick auf die Produktionsgüter. Alle Gradabstufungen sind und bleiben atypisch unterm Gesichtspunkt des Prinzips der Klassengesellschaft; und das wird sich im nächsten Kapitel auch empirisch nachweisen lassen.

Zwischen dem jeweiligen Schichtungsprinzip der Gesellschaft und ihrem gesamten inneren Schicksal und Lebensstil wurde eine strenge Entsprechung behauptet. Das bedeutet also, daß sich im gesamten Leben der Klassengesellschaft jenes materielle, sachweltliche Moment als Stilprinzip kundtun muß, das als Motiv der Klassenschichtung behauptet wird. Das ist auch der Fall.

Eine ökonomische Schichtung überhaupt kann dem sozialen Lebensgefüge nur dann das entscheidende Gepräge geben, wenn im gesellschaftlichen Kulturleben die Werk- und Vorstellungswelt der Wirtschaft dominiert. Niemand zweifelt, daß dies hier und heut der Fall sei. Das ist etwas anderes als die marxistische These, daß alle kulturellen Lebenserscheinungen eine wirtschaftliche Determinante haben. Nicht um eine objektiv-kausale Determinante, sondern um eine psychische Dominante handelt es sich hier. Die Vorgänge des kulturellen Lebens mögen bloßer ideologischer Überbau wirtschaftlicher Verhältnisse sein, dennoch kann — was *Marx* nie leugnet — im sozialen Bewußtsein die Wertnote durchaus auf nichtökonomischen Momenten ruhen. Was aber die moderne Klassengesellschaft angeht, so legt die allgemeine Vorstellung (nicht »die Vorstellung aller«!) den Wertakzent durchaus auf den wirtschaftlichen Sektor menschlicher Betätigung.

Und mehr: auf das Wirtschaftliche in einer ganz bestimmten Weise. Wenn man den Kulturstil der kapitalistischen Klassengesellschaft charakterisieren sollte (und es mit einer kurzen Formel dürfte), so könnte man ihm die Formel geben: sachhaft-quantitativ. In der Wirtschaft selbst kommt es nicht mehr auf das Was des Produzierens an, sondern auf das Wieviel (an Ertragswert); das öffentliche Bewußtsein fragt bei allem und jedem nach dem Leistungs- oder Erfolgsquantum, nicht aber nach dem individuellen, qualitativen Eigenwert. Der Rekordfetischismus beherrscht nicht nur Wirtschaft, Technik, Sport, sondern, wie sich leicht nachweisen ließe, auch das geistige Leben und Schaffen. Produktionsrekorde liegen der Technik, Ertragsrekorde der Bedarfswerkungswirtschaft zugrunde. »Wirtschaftlicher Fortschritt« ist: Mehrproduktion an Güterwerten.

Das Element der Sachhaftigkeit ist so tief in die allgemeine Vorstellung eingedrungen, daß auch geistige »Werte« durchaus als appropriierbare Sachen betrachtet werden, wie der quantitative Gedanke der »Allgemeinbildung«, des »Erwerbs von geistigen Gütern« zeigt.

Das alles sind nur knappe Andeutungen, denn es handelt sich hier nicht um eine Morphologie der Kultur, sondern um die bloße Herstellung des Zusammenhanges zwischen der Idee der Klassengesellschaft, ihrem Kulturstil einerseits und ihrem Schichtungsprinzip andererseits.

Das Charakteristische ist eine zunehmende Spaltung der ideellen und sachlichen, der Innen- und Außenwelt, wobei die sozialen Verflechtungen in zunehmendem Maße auf die Sachspäre beschränkt werden.

## 2. *Das Bild der realen Klassengesellschaft*

In einem historischen Ablauf entdecken wir Tendenzen und verfestigen sie zu Typen. Jedes Stadium des Ablaufes aber enthält neben dem epochaltypischen Strukturprinzip noch den Nachhall des vorigen und schon die keimhaften Andeutungen des folgenden Stadiums. Die stationäre »reine Klassengesellschaft« sähe so aus: als Gegenspieler stehen sich die Gesamtheit der über Produktionsgüter verfügenden und die Gesamtheit der Produktionsgüterlosen in unbedingter Kampflege gegenüber, nur noch durch den Sachzwang des Produktionsprozesses im Sinne »ungeselliger Gesellschaft« gekoppelt. Verhältnis der Menschen zu den Produktionsgütern, objektive Klassenzugehörigkeit und subjektive Haltung gegenüber dem sozialen Lebensgefüge stünden in idealer Kongruenz. Keinerlei soziale Bindungen — außer dem »Arbeitsvertrag« — beständen zwischen irgendwelchen Menschen der einen und der anderen Klasse. Auch geistig-kulturelle Werte wären der Klasse der

Produktionsmittellosen entzogen. Wir hätten hier das Bild zweier nur mechanisch sich zueinander verhaltender Schichten, deren Angehörige nichts miteinander zu tun haben. *Claude Farrère* hat in seinem Zukunftsroman »Die Todgeweihten« diesen Gedanken bis zum Absurden durchphantasiert.

Der reinen Theorie nach müßte die Bevölkerung einer Klassengesellschaft sich restlos in zwei Klassen einteilen lassen. Bekanntlich ist das nicht der Fall. Zwar kann niemand beiden Klassen zugleich angehören, wohl aber keiner von beiden. Und das gilt nicht nur subjektiv (im Sinne der Willenshaltung), sondern auch objektiv (im Sinne der statistischen Zurechnung).

Da es sich bei dem Bild der realen Klassengesellschaft um eine historische Tatsache handelt, um ein Geschehen, nicht um ein stationäres Sein, so empfiehlt es sich, auch in der Darstellung an den zeitlichen Verlauf annähernd anzuknüpfen.

#### a) Die Entstehung von sozialen Klassen

Die Aufeinanderfolge von historischen Epochen stellt sich dem Soziologen als Umschichtungsprozeß dar. Die bisher dominierende Schichtung löst sich auf, und eine Neuschichtung tritt an ihre Stelle. Aber Auflösung und Neugliederung folgen nicht zeitlich aufeinander, sondern vollziehen sich Schritt um Schritt ineinandergreifend. Das Ergebnis ist ein vollkommen neues, vorher nicht dagewesenes Schichtungsbild. Die »Moleküle« sind in ganz anderer Weise aggregiert als vorher. Diese einfache und einleuchtende Tatsache — von aller historischen Empirie bestätigt — muß noch stark betont werden, weil sie vielfach nicht beachtet wird. Ihr widerspricht z. B. strikte die Bezeichnung des Proletariates als »Vierter Stand«. Die alte berufsständische Gesellschaft hatte die drei Stände: Adel, Klerus, Bürger (und Bauern). Der bürgerliche Stand, der Tiers-État, der in der Französischen Revolution die politische Macht übernahm und im nachfolgenden Jahrhundert seine Position befestigte, zog die Konsequenz aus einer unter der Hand lang vorbereiteten Situation. Schon damals ahnte *Marats* »Ami au peuple« die Entstehung eines »Quatrième État«. Ihm erschien es noch so, als ob es sich dabei nur um ein Abspaltungsprodukt des siegreichen Tiers-État handle. Ähnlich sprach man zur Zeit der letzten deutschen Revolution von einem fünften Stand, der Masse der letzten Bodenschicht, die von den Siegern der Revolution um die Früchte des Sieges betrogen worden sei. Das sieht aus, als ob von Epoche zu Epoche die jeweilige letzte Schicht sich spalte, ihr aufsteigender Teil einen Boden-

satz zurücklasse und so die Zahl der Schichten wachsen müßte. So ist es aber nicht; der Ausdruck »Vierter Stand« ist ein Nonsens, obgleich der »Ami du peuple« der Sache nach recht hatte. Mit dem Sieg des Tiers-État gab es — dem Strukturprinzip nach — keinen ersten und zweiten Stand mehr. Es gab Bevölkerungsreste, die sich weigerten, sich als »citoyens« zu betrachten. Aber der *Abbé Sieyès* hatte schon recht: »Was ist der Dritte Stand? — Alles«; er ist die Nation. Sein Aufsteigen hebt die beiden oberen Stände dem Strukturprinzip der Gesellschaft nach auf. Es gibt — keine Stände mehr. Der einstige Dritte Stand bildet von da an — zusammen mit den Resten der beiden anderen Stände die »Bourgeoisie«. Aber die propagierte Einheit der Nation ist schon wieder zerfallen, denn tatsächlich ist eine neue Schicht entstanden; aber kein »Vierter Stand«, sondern nunmehr macht sich erst deutlich bemerkbar, daß diese »Bourgeoisie« nicht homogen ist, daß vielmehr (*Saint-Simon* sah es in der zweiten Periode seines Lebens) »Unternehmertum« und »Arbeiterschaft« sich innerhalb des Bürgertums der großen Revolution gegenüberstehen.

Mit der Liquidierung der überholten bisherigen Schichtung wird die noch in ihrem Schoße vorbereitete neue Schichtung manifest.

Die mit den Maßstäben der Macht denkende Zeit der politischen Revolution sieht nur Machtunterschiede und kennt nur Machtschichten. Daß das Unterscheidungsprinzip, das einst die drei Stände trennte, gar nichts gemein hat mit dem Unterscheidungsprinzip, das nun innerhalb der neuen Ordnung einen Teil der »Nation« vom andern abspaltet, mußte ihm entgehen. In Wahrheit ist eben nicht der »Dritte Stand« an die Macht gekommen, sondern er hat als solcher die Objektivationen der feudalistischen Schichtung zerschlagen und einer ganz neuen, eben der Klassenschichtung, Platz gemacht. Mit dem revolutionären Sieg des »Dritten Standes« entsteht — die »Klasse der Bourgeoisie« und die des Proletariats. Die Revolution bedeutete nicht eine Verlagerung der Macht innerhalb vorhandener Schichten, sondern eine Neuschichtung, die im Laufe des folgenden Jahrhunderts offenbar wurde.

Seit 1789 gibt es weder einen Adel, noch einen Klerus als für die Struktur des sozialen Lebensgefüges wesentliche Mächte, es gibt daher auch keine Vierte Schicht. Es gibt zwei neue Schichten: Bürgertum und Proletariat, die sich beide aus zusammengewürfelten Elementen der verschiedenen früheren Stände rekrutieren und sukzessive verdeutlichen.

Der Ausdruck »Vierter Stand« ist ein ausgesprochener Fehler historisch-faszinierten Denkens; er beruht darauf, daß soziale Ganzheiten (Individualitäten) räumlich begrenzt (Staat, Nation), aber in unbegrenzter zeitlicher Kontinuität gedacht werden.

Dieses Denken führt zu einem verhängnisvollen Irrtum, der sich am deutlichsten darin offenbart, daß zwar danach gefragt wird, wie und wann das Proletariat entstanden ist, nie aber danach, wie und wann die bürgerliche Klasse<sup>1</sup> entstand. Tatsächlich entstehen sie gleichzeitig. Es sieht doch häufig so aus, als ob das ganze Geheimnis der Entstehung des Proletariats nur darin bestünde, daß ein bestimmter Bevölkerungsteil mit »seiner Lage« (in der er, wer weiß wie lang, ausgehalten haben soll) auf einmal nicht mehr zufrieden wäre, sich auflehnte usw. So ist es eben nicht! Die gleiche Tatsache, die auf der einen Seite die eine Schicht entstehen läßt, erzeugt auf der anderen Seite die andere. Kapitalbourgeoisie sowohl als Proletariat entstehen auf Grund des gleichen Motivs: Monopolisierung der Produktionsgüter, Produktionsgütersperre.

Die Produktionsgütersperre kann sich sozial entscheidend auswirken von dem Augenblick an, wo mit dem ständischen Strukturprinzip der Gesellschaft die Hemmungen der ständischen »Planwirtschaft« fallen, die wirtschaftliche Freiheit einsetzt.

Dabei bleiben Residuen der bisherigen Schichtung zunächst noch erhalten, weil ja eine Epoche nicht abrupt auf die andere folgt. Nur freilich ist das neue Schichtungsprinzip das entscheidende und bekundet sich als solches in der Tendenz des Gesamtgefüges, die Residuen der vorangehenden Epoche immer mehr auszuschneiden. Diese rücken immer mehr in den Hintergrund und treten allmählich nur noch als Trübungen des nunmehr typischen Bildes auf. Namentlich die Ideologien der bisherigen Schichten erhalten sich lange, machen freilich dann eine Umbildung, Umdeutung durch, wie etwa die wirtschaftspatriarchalische Ideologie der ständischen Zeit (Grundherr — Knecht, Meister — Geselle), in das Bewußtsein des Industriekapitalisten eingehend, zum »Herr-im-Hause-Standpunkt« wird, der zunehmend der sehr aufdringlichen Realität des freien kollektiven Arbeitsvertrages weichen muß. Aber auch die tatsächlichen Schichtungen verkümmern nur allmählich, überkreuzen lange Zeit hindurch die neuen.

Insofern sind Klassen und Stände (oder noch andere Schichten) zwar einander ausschließende Typen in der Idee, die entscheidende Schichtung kann zu einer Zeit nur eine sein — aber dennoch existiert in der Realität neben der Klassenschichtung der Gegenwart noch untergründig die ständische Schichtung; in manchen Bevölkerungsteilen ist sie ganz verschwunden, in anderen Gesellschaftssphären hat sie sich noch relativ

<sup>1</sup> Der Bürger-Stand entsteht mit dem Aufblühen der Städte. Aber der »Bürgerstand« und die kapitalistische (»bürgerliche«) Klasse sind zwei ganz verschiedene Gebilde.



klar erhalten, insbesondere unter jenen Elementen der Gesellschaft, die der Einordnung in die Klassenschichtung widerstreben (Mittelstand).

Ja, ganze Komplexe der ständischen Gesellschaft sind als solche in die Klassengesellschaft übergegangen; die bürgerliche Klasse z. B. setzt sich zum Teil geradezu nicht nur aus Individuen, sondern aus ständischen Gruppen zusammen, die innerhalb der Klassengesellschaft lange Zeit hindurch ihre ständische Zusammengehörigkeit bewahren. Das gilt namentlich vom Adel, der jetzt erst sich ganz aufzulösen, in der bourgeoisen Klasse aufzugehen beginnt, obgleich er als Gesellschaftsstand im strengen Sinn und politischer Stand seit Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht mehr existiert.

b) Der Entwicklungsgang der sozialen Klasse (Differenzierung und Integrierung)

Mit dem Produktionsgütermonopol ist die Klassengesellschaft prinzipiell gegeben. Aber Klassen sind nicht einfach statistisch erfassbare Summen der Produktionsgüter Innehabenden und der ihrer Darbenenden. Mit dem Wort »Motivation« schon ist die gar zu einfache Formel des Situations-Determinismus abgelehnt.

Durch die bloße objektive Tatsache des Produktionsgütermonopols (als Tendenz) und des Produktionsgüter-Darbens sind die Klassen noch nicht als so gearbete Gesellschaftsschichten, als entscheidende soziale Mächte konstituiert. Die objektiven Tatsachen sind die Differenzierungsmomente, die erst durch entsprechende Integration zu sozialer Wirkksamkeit gelangen.

Die Integration tritt in gleicher Weise ein wie überall, wo Aggregate von Menschen, die einander in irgendeinem sozial belangvollen Punkt homogen sind, zur Gruppe, d. h. zur überpersönlichen Ganzheit verschmelzen. Am Beispiel des modernen Proletariats soll dieser Prozeß nachher näher untersucht werden.

Hier genüge zunächst die allgemeine Feststellung: Die Klasse macht einen Entwicklungsprozeß durch, ähnlich wie ein physischer Stoff, der seinen Aggregatzustand verändert. Wir können die Kategorien der formalen Gebildelehre (gleichviel, ob wir mit *v. Wiese* Massen, Gruppen und abstrakte Kollektiva oder mit anderen Forschern andere Kategorienreihen aufstellen) mit den Aggregatzuständen der Physik vergleichen. Damit ist aber gesagt, daß es unmöglich sei, »die sozialen Klassen« einer bestimmten Kategorie sozialer Gebilde eindeutig zuzuordnen. So scheint es mir unrichtig, wenn *Sombart* die Klassen schlechtweg »individualistische Großverbände«, wenn *v. Wiese* sie ein für

allemaal »abstrakte Kollektiva«, Vierkandt sie »bloße Aggregate ohne Gruppencharakter« nennt.

Wie alle sekundären sozialen Verbindungen machen auch die Klassen einen Werdeprozeß durch, währenddessen sie mehrere Formaltypen durchlaufen. Die formale Soziologie ist daher nicht berufen, über die soziale Klasse als solche ein Urteil abzugeben, sie kann uns höchstens über die Formalstruktur einer Klasse in einem historisch bestimmten Augenblick, über eine transitorische Zuständlichkeit der Klasse, wertvollen Aufschluß geben.

Der Weg der Klasse beginnt beim unintegrierten Aggregat und führt zur integrierten Gruppe. Die Integration konstituiert sie als überpersönliches Gebilde und von diesem Augenblick an ist eine Frage müßig, die in der Debatte über den Klassenbegriff und die Zweiklassentheorie eine so große Rolle spielt: Den Klassentheoretikern, insbesondere den Vertretern der Zweiklassenlehre, wird immer wieder entgegengehalten, es gebe kein Merkmal, nach dem man die Gesamtbevölkerung einer Gesellschaft in zwei Klassen scheiden könne. Nach »objektiven« Merkmalen könne man es nicht, weil es doch, abgesehen von »Ausbeutern« und »Ausgebeuteten«, solche gebe, die zwar einen gewissen Anteil an dem gesellschaftlichen Produktionsmittelfonds hätten, im wesentlichen aber doch vom Verkauf ihrer Arbeitskraft lebten. Die Ergänzung durch »subjektive« (psychische) Merkmale genüge nicht, weil diese teils individuell nicht mit den objektiven zusammenfielen, teils auch eine Stellungnahme des sozialen Willens zur Klassenschichtung gar nicht stattfinde. Der Fehler liegt darin, daß man nach Merkmalen für Einteilung der »sozialen Bevölkerung« in Klassen sucht, weil man einseitig vom »Substrat der Gesellschaft« ausgeht. Die Idee der Klassengesellschaft wird niemals vollkommen realisiert sein; niemals werden bestimmte objektive Sachverhalte (Situationen) alle Menschen, für die sie gelten, in gleichem Sinne psychisch bestimmen. Also wird man vergeblich nach der absoluten Gleichung zwischen der »Einteilung der Bevölkerung« und der »Schichtung des sozialen Lebenssystems« suchen.

Das Motiv für die Entstehung der Klasse ist ein objektiver Sachverhalt; zunächst integrieren sich dann Menschen, in denen dieser Sachverhalt besonders eindringlichen Niederschlag findet. Der Sachverhalt konstituiert also nicht die Klasse, sondern motiviert ihre Entstehung. Ist aber auf diese Weise einmal das überpersönliche Gebilde »Gesellschaftsklasse« entstanden — und auf der anderen Seite sein Gegenpart, so kann der Antagonismus dieser Klassen sehr wohl das innere Schicksal des sozialen Gesamtgefüges bestimmen, ohne daß auch nur annähernd alle Bevölkerungselemente von der Klassenintegration erfaßt sind. Es

gibt Millionen von Menschen in der modernen zivilisierten Welt, die weder nach objektiven Merkmalen eindeutig einer Klasse (im Zweiklassensystem) zugeordnet werden können, noch sich subjektiv zu einer bekennen — aber auch ihr soziales (und zum Teil auch ihr individuelles Leben) ist durch den Antagonismus der Klassen ebenso unausweichlich bestimmt, wie das der Klasse-gebundenen. So geht die große Walze über den klassen-unentschiedenen Mittelstand hinweg.

c) Klassenantagonismus als Strukturprinzip und entgegenwirkende soziale Tendenzen

Keines gesellschaftlichen Lebenssystems Wesen und sichtbare Gestalt ist mit dem Namen »Klassengesellschaft« erschöpft. Einmal bestehen neben der Klassendifferenzierung noch (zum Teil recht kräftige) Rückstände vorhergehender andersartiger Gesellschaftsschichtung, zweitens aber bestehen die mannigfaltigsten Gruppierungen, die mit der Klassenschichtung unmittelbar nichts zu tun haben, von ihr nur teilweise und allmählich erfaßt werden. Allerdings: kraft ihrer dominierenden Bedeutung im sozialen Lebenssystem tendiert die Klassenschichtung dahin, die Reste früherer Schichtungen zu verdrängen bzw. umzuformen, und zweitens dahin, alles sonstige soziale Leben zu durchsetzen; sei es nun, daß bestehende Gruppen zur Spaltung in eine bourgeoise und eine proletarische Sektion neigen — wir haben dergleichen massenhaft erlebt, am eindrucksvollsten wohl bei den Konsumgenossenschaften mancher Länder —, sei es, daß die anerkannten Gruppeninstitutionen unter dem Einfluß des Klassenantagonismus brüchig werden usw.

Aber gänzlich falsch wäre es natürlich, die Menschen einer »Klassengesellschaft« in zwei gesonderte Schlachtreihen einander gegenübergestellt zu denken. Daß es nicht so ist, bedauern begrifflicherweise die Klassenkampfagitatoren<sup>1</sup>, aber hier geht es nur um die Tatsachen. Es ist nicht so — und es kann nicht so sein — nicht nur deshalb, weil gar nicht alle Menschen klassegebunden sind, sondern auch deshalb, weil jeder Klassegebundene doch auch außerdem noch in tausend andern sozialen Kreisen steht, in denen er freiwillig, halb-widerstrebend — oder ahnungslos-naiv mit »Klassenfeinden« kooperiert und konzentriert.

<sup>1</sup> Ein ausgezeichnetes Beispiel lieferte eine große sozialistische Zeitung durch Abdruck einer Notiz, in der unter Hinweis auf die Christen von Arbeiter-Kegelklubs die Parteimitglieder davor gewarnt wurden, mit Bourgeois — Kegel zu spielen.

Die historische Kontinuität der Gesellschaft hat für die Frage des Klassenantagonismus eine ungeheure Bedeutung: die Entstehung der beiden Klassen der modernen zivilisierten Gesellschaft reicht sehr weit zurück, wie weit läßt sich gar nicht ausmachen; — jedenfalls weit in die Zeit der mittelalterlichen Blüte des Bürgertums. Nur daß »die Klassen« damals noch nicht Gesellschaftsklassen, d. h.: zwar ökonomisch-soziale Schichten, nicht aber die entscheidende Schichtung des sozialen Lebenssystems bedeuteten. Die damaligen »Klassenkämpfe« (der Meister und Gesellen) waren interne Angelegenheiten der Zünfte, wurden auch in deren Schoß ausgetragen.

Wie die Klassen ihrer Entstehung nach zurückreichen in das ständische Zeitalter, so haben wir im Zeitalter der Klassengesellschaft noch Residuen nicht nur aus den ständischen, sondern sogar aus der vorberufsständischen Feudalepoche. Das bedeutet zweierlei: einmal, daß keineswegs alle Menschen der modernen Gesellschaft sich in die Klassen eingeordnet fühlen, zweitens aber, daß ein und derselbe Mensch sich als Klassenglied fühlt, gleichzeitig aber auch noch in höherem oder geringerem Grade — z. B. berufsständisch gebunden ist. Und sonderbarerweise scheint die Wirkung berufsständischer Ideologien wesentlich nachhaltiger zu sein, als die Lebensdauer effektiver berufsständischer Kollektivgebilde. Daß diese Doppelheit der Schichtungen eine Verunklarung in der Haltung des Menschen mit sich bringt, ist ersichtlich. Mag aber auch die berufsständische Bindung des Einzelnen oder ganzer Kategorien von Menschen noch so fest sein — die allgemeine, »überpersönliche« Dominanz der Klassenschichtung im sozialen Lebenssystem wird dadurch nicht irritiert; vielmehr erzwingt ihre sehr reale, d. h. geradezu physisch fühlbare Wirkung und die Einsicht in diese Wirkung bei den Menschen mehr und mehr eine Standortfestlegung im Klassensystem. —

Zwischen den sozialen Klassen als solchen besteht absoluter und unveröhnlicher Antagonismus. Aber zwischen den klassegebundenen Menschen bestehen — abgesehen von der Klassenkluft — Bindungen und Verbindungen so mannigfacher und lebenswichtiger Art, daß der Klassenantagonismus niemals rein zur Auswirkung kommt, es sei denn in transitorischen Gruppenakten<sup>1</sup>, in denen das Integrationsmoment der Klasse die Psyche des klassegebundenen Menschen aktuell vollkommen erfüllt.

Richtig ist freilich, daß ganz offenbar mit stärkerem Zunehmen des Klassenbewußtseins und mit weiterem Umsichgreifen der Klassen-sonderung innerhalb der Bevölkerung (also: je mehr Menschen allmäh-

<sup>1</sup> Vgl. dazu meine *Die Masse und ihre Aktion*, S. 76—96.

lich »objektiv« und »subjektiv« eindeutig einen Platz im Klassensystem einnehmen) diese Gegensätzlichkeit der sozialen Kollektiven auch die klassegebundenen Einzelwesen in ihrer Dauerhaltung zunehmend verfeindet (»verhetzt«). Das Beispiel dafür erlebt der Volksbildner jeden Tag: auch wenn er sich mit seinem sozialen Willen klar zum Proletariat bekennt, wird er einen letzten Rest von Mißtrauen beim Vollblutproletarier nie ganz überwinden können — jedenfalls bei den gleichen Individuen täglich von neuem überwinden müssen.

Die klassengegenerischen Menschen können sich leidlich vertragen, können sogar kooperieren. *Qua* Klassen können sie es unmöglich. Die sozialen Klassen stehen ihrem Wesen nach notwendig im Kampfverhältnis zueinander; das heißt also: solange es noch Klassen gibt, gibt es Klassenkampf. Das folgt ganz einfach daraus, daß eben Ja und Nein immer unbedingte Kontraste sind. Damit ist keineswegs der *Sombartschen* Skala »Klassenunterschied — Klasseninteresse — Klassengegensatz — Klassenkampf« widersprochen. Dies deshalb nicht, weil freilich erst ein kollektives Interesse die Kampfhaltung gegenüber einem andern ermöglicht, dieses Interesse aber erst an der zur Gruppe integrierten Vielheit von Menschen in einer Klassenlage aktuell werden kann. Aber eine ökonomisch-soziale Klasse kann auch erst mit dem Einsetzen ihrer Integration zur Gesellschaftsklasse werden.

Besitz und Nicht-Besitz waren immer »Gegensätze« und die Romantiker der Ständegesellschaft predigen uns gern, in der berufsständischen Gesellschaft hätten sich doch Besitzende und Nicht-Besitzende auch nicht bis aufs Messer beföhdet. Sie vergessen dabei, daß damals eben Besitz und Nicht-Besitz Situationen des einzelnen Menschen waren oder Situationen von Teilen größerer Gruppen (z. B. der überzähligen Gesellen innerhalb einer Zunft), daß aber damals das Bewußtsein der Kulturwertverbundenheit der Arbeit und die handwerkliche Objektverbundenheit der Tätigkeit den Kontrast der ökonomischen Lage nicht in dem Maße dominierend werden ließen. Die Differenziation der beruflichen Tätigkeit und Leistung war eben doch noch stärker, als die (anders verlaufende) Differenziation von Besitz und Nicht-Besitz (an Produktionsgütern). Die moderne Produktionsweise hat aber jene Differenziation im Prinzip unwiderbringlich beseitigt.

Der Mensch sah eben sein Schicksal doch viel mehr durch seine gesellschaftliche Tätigkeit, als durch seine sachlich-ökonomische Lage bestimmt. Erst in dem Maße, wie das Verhältnis sich umkehrt, ist der Weg zur Integration *sub specie* »Verhältnis zu den ökonomischen Sachgütern« freigegeben. Daß es immer Klassen (Besitzklassen) gegeben hat, ist also richtig, wenn man darunter ökonomische Klassen oder gar nur statistisch erfaßbare Menschenmengen

im Sinne unseres ersten Abschnittes versteht. Aber soziale Klassen im Sinne von Gesellschaftsschichten, deren Sonderungs- und Verschmelzungsmotiv das Verhältnis der Menschen zu ökonomischen Sachgütern ist — das gab es eben in der berufsständischen Zeit nicht, vielmehr bereitete sich der Differenzierungsprozeß erst vor; der Integration aus diesem Motiv war durch das Berufsbewußtsein eine Schranke vorgelegt.

Es ist durchaus richtig, wenn behauptet wird, der Klassengedanke zerreißt die Bevölkerung in zwei innerlich völlig voneinander getrennte, einander unbedingt widerstrebende Teile, während die Ständeschichtung sie in gewissem Sinn harmonisch gegliedert habe. Er täte es auch praktisch, wenn wir alle sonstigen sozialen Bindungen strichen. Unter Hinweis auf frühere Schichtungszustände wird dieser absolute Antagonismus der Klassen als krankhaft bezeichnet, als eine Krisis zwischen zwei »normalen« Zuständlichkeiten der Gesellschaft.

Jeder Versuch einer Klassenversöhnung oder gar einer Klassenverschmelzung ist zum Scheitern verdammt, sobald die Klassen einmal zu bestimmten überpersönlichen Einheiten integriert sind. Erreichbar durch Kompromisse ist ein relativer Wirtschaftsfrieden, besser wohl ein Waffenstillstand im Wirtschaftskampf, eine Angelegenheit der Kampftaktik auf beiden Seiten. Aber die Klassen sind vom Augenblick ihrer Integration an eben viel mehr als Wirtschaftsschichten, und eben darum wird auch im »wirtschaftlichen« Waffenstillstand der gesellschaftliche Klassenantagonismus weitergehen — solange, bis die Klassenschichtung einer andern Schichtung weicht. Solange es Gesellschaftsklassen gibt, herrscht Antagonismus zwischen ihnen als solchen (d. h. als überpersönlichen Einheiten).

Deshalb die Klassenschichtung eine »soziale Krankheit« zu nennen, läßt sich im Rahmen empirischer Wissenschaft nicht rechtfertigen. Daß sie ein »Übergangszustand« zu etwas Neuem ist, ergibt sich schon aus dem historischen Wesen der Gesellschaft als »Geschehen«. Aber in diesem Sinn ist jeder historische Zustand jeder Gesellschaft ein Übergangszustand. Fraglich bleibt aber, ob man einfach aus Abneigung gegen das Kampfverhältnis die Gesellschaftszustände, die der Klassenschichtung vorangehen und ihr nachfolgen, als »Epochen«, sie selbst aber als »Übergang« und »Krise« bezeichnen darf. Wie überhaupt die Epochenkonstrukteure bei genauem Zusehen finden müßten, daß ihre »Epochen« oft viel kürzer dauern als ihre »Übergangsstadien« und, historisch gesprochen, die angeblichen Zwischenstadien viel bedeutender sind, als die Hauptstadien. Nur freilich: die Übergangsstadien sind so verworren und schwer zu übersehen und es ist viel bequemer ein typisch-reines Bild (von einem gedanklich vorweggenommenen

Typus) zu bieten, als eine Beschreibung des »Übergangs«. (Ich erinnere mich lächelnd meiner Enttäuschung als junger Rechtsstudent darüber, daß man uns lang und breit das römische, alteutsche und nachrezeptionelle »Gemeine Recht« einpaukte, von der Rezeption zwar sprach, aber in der Rechtsgeschichte vom Rechtszustand des Rezeptionszeitalters, das mir am interessantesten gewesen wäre, ein nur sehr vages Bild entwarf.)

#### d) Zur Frage des Mittelstandes

Wer unter sozialen Klassen Sammelbegriffe versteht, in denen er die Gesamtheit der in einem sozialen Lebenssystem vorgefundenen Individuen einteilend zusammenfassen will, kann mit dem Zweiklassensystem unmöglich auskommen. Er wird finden, daß ungezählte und ihrer Bedeutung im Wirtschaftsleben nach gar nicht zu verachtende Mengen von Menschen weder Proletarier noch Kapitalisten sind, sich auch weder als das eine noch das andere fühlen. Er faßt sie zusammen unter der Bezeichnung »Mittelstand«. Nun sagt eigentlich schon das Wort, daß Mittelstand ein Fremdkörper im Klassensystem ist (der Engländer redet von »Middleclass« und ist damit konsequenter, freilich kennt er neben class [= Klasse und Stand], social position [— soziale Stellung], caste [= Kaste] und rank [= Rang] meines Wissens kein den Stand als solchen von der Klasse exakt unterscheidendes Wort<sup>1</sup>; seine Präzision ist also unfreiwillig.

Es kommt noch hinzu, daß »Mittelstand« (oder »Mittelklasse«) schon durch die Bestimmung »mittel« außerordentlich farblos und als bloßer Verlegenheitsbegriff deutlich verraten ist. »Mittelklasse« — das Wort ist der Posten »Sonstige« in der statistischen Tabelle, der Posten jener Einheiten, mit denen man nichts anzufangen weiß. Und in der Tat — »Mittelschicht« ist gar nichts anderes, als ein unvermeidlicher Posten in einer statistischen Einteilung der Bevölkerung: die Gesamtheit der Leute, von denen ich weder behaupten kann, sie hätten kein Kapital, noch sie seien Kapitalisten.

Man wird sagen, diese Schicht sei aber doch sehr groß und wiege im sozialen und politischen Leben recht schwer. Sehen wir sie uns — ohne das zu leugnen — einmal an! Wer gehört zum Mittelstand?

1. Die mittleren und kleinen Bauern und Grundbesitzer.
2. Die selbständigen Handwerker und die Kleinunternehmer (kaufmännische und industrielle).

<sup>1</sup> Estate ist, wie »Stand« bei Marx, ausschließlich die politisch vertretene Schicht.

3. Die höheren und mittleren Beamten, die gehobenen Angestellten, die freien Berufe, die Intelligenz.
4. Die in der Betriebshierarchie an der obersten Spitze stehenden Arbeiter: Werkführer, Werkaufseher usw.
5. Alles, was man sonst »kleine Leute in leidlich geordneten Verhältnissen« nennt. (Kleinrentner, Pensionäre usw.)

Stellen sie eine wirtschaftliche, eine politische oder überhaupt eine gesellschaftliche Macht dar? Sie stellen eine Mehrzahl von Klein-Mächten dar, nicht eine Groß-Macht. Das »Kapital« ist eine entscheidende soziale Macht; das »Proletariat« ist es. Was aber sind diese Mittelständler, — zu denen wir Bücherschreibenden heute ja allesamt auch gehören. Sie sind als »Mittelstand« gar nichts, sind ein Haufe von Leuten, mit dem endgültigen Zusammenbruch der berufsständischen Gesellschaft in gewisser Hinsicht heimatlos geworden, in ständiger Gefahr zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben zu werden, immer voll Angst nach Rechts und Links schielend, gegen alles und alle mißtrauisch<sup>1</sup>.

Welcher gesellschaftliche Wille kann in der heutigen Gesellschaft dem Bauern mit dem Intelligenzler gemein sein? Den Kleinbauer und den Handwerker verbindet nur die Angst vor dem russischen Gespenst und das Mißtrauen gegen »Sozialisierungsgelüste«. Braver Beamter und Bohème mißverstehen und verachten sich.

*Jack London* hat die politische Hilflosigkeit des Mittelstandes, diese selbstmörderische und unentschlossene Politik des »ne quid nimis« in seinem Zukunftsroman »Die eiserne Ferse« (im Kapitel »Die Maschinenstürmer«) sehr scharf, aber im wesentlichen treffend gekennzeichnet.

Man beachte das politische Bild! Wo ein gesellschaftlicher Wille ist, muß er in der politischen Gruppierung Ausdruck finden. In welchen Parteien ist der Mittelstand zu finden? Teils bei der SPD, teils bei den nationalen Parteien (in der stillen Hoffnung, wir könnten es doch wieder einmal zur »guten, alten Zeit« bringen); im übrigen im *Zentrum*, dessen religiöse Note ein jenseits des Klassengedankens liegendes Anschlußmotiv darstellt, ähnlich wie die nationalistischen Programmpunkte anderer Parteien; die eigentlichen Mittelstands-Parteien aber sind Splittergruppen von geradezu verheerender Armseligkeit des Wollens: Bund der Hausbesitzer, Wirtschaftspartei, Aufwertungspartei, neue Aufwertungspartei, wirkliche Aufwertungspartei — und wie sie alle heißen! — Wir haben es ausschließlich mit Vereinigungen von aktuell eng begrenztem oder rein wirtschaftlichem

<sup>1</sup> v. Wiese, *Gebildelehre*, S. 122 f., schildert sie trefflich.



Berufsinteresse (Bauernbund) zu tun; mit bloßen Vereinigungen zur Abwehr irgendeiner wahren oder vermeintlichen Interessengefahr.

Der Mittelstand ist die Gesamtheit derer, deren politischer und gesellschaftlicher Wille sich darauf beschränkt, möglichst für ihre Person nicht proletarisiert zu werden, wenn sie schon nicht in die Kapitalistenklasse aufsteigen können; deren »gemeinsamer« gesellschaftlicher Wille darauf ausgeht: »quieta non movere, besser wird es für uns auf keinen Fall!« Eine gemeinsame »eindrucksvolle Aktion« ist unmöglich, weil keine Teilschicht der andern traut. Es sind die wahrhaft konservativen Elemente, ja romantische Elemente. Tessenow hat in »Handwerk und Kleinstadt« ihre Apologie geschrieben, die in ihrer geschichtsfeindlichen Empfindsamkeit und Zukunftsmutlosigkeit lächerlich wäre, wenn nicht so viel edles Pathos aus ihr spräche. Der Mittelstand — für ihn gibt es kein Heil, es sei denn in der Rückkehr zur berufsständischen Gesellschaft, aus deren noch ständisch denkenden Resten er zusammengewürfelt ist. Der einzige Bestandteil des Mittelstandes, dem wirklich noch wenigstens wirtschaftlich kraftvolle Impulse innewohnen, ist das Bauerntum — aber dieses eben nicht als Mittelstand, sondern als Berufsgruppe der Bauern.

Sehen wir von der gesellschaftlichen Dynamis ab und fragen wir nach der Lebensform des Mittelstandes. Lebensform und Lebensbedingungen gelten ja vielfach als Kriterien der Klasse. Objektiv-ökonomisch gesehen (also einfach nach dem quantifizierend gemessenen Lebensstandard) ist es gewiß wahr, daß mancher Proletarier besser gestellt ist, als der Durchschnitt des kleinen Mittelstandes und daß der gehobene Mittelstand teilweise besser lebt als die unteren Ausläufer der Kapitalistenklasse. (Darum hat man ja die Einkommenshöhe als Klassenkriterium aufgegeben.)

Also die Lebensform (qualifizierend)! Was haben schon Bauern und Beamte, Intelligenzler und Handwerker ihrer Lebensform nach miteinander zu tun? Weniger als nichts. Ihren äußeren Lebensbedingungen und den inneren Lebensantrieben und -vorstellungen nach sind sie getrennte Welten. Land und Großstadt, Diesseits und Jenseits, Stoff und Geist, Besitz und Ehre, stehen sich als Lebensanschauungen so kraß gegenüber, daß Unternehmer und Scheunenviertelbewohner einander fast leichter verstehen als zwei Mittelständler verschiedenen Berufs.

Das Fazit: Wenn man nach der Schichtung fragt, die (durch den gesellschaftlichen Willen der Schichten) das innere Schicksal der modernen Gesellschaft bestimmt, so hat der Mittelstand nicht den Anspruch, als solcher erwähnt zu werden.

»Klassengesellschaft« bedeutet eine Entwicklungstendenz. In einer gedachten »reinen Klassengesellschaft« gäbe es keinen Mittelstand. Die

Residuen der »lehenständischen Feudalgesellschaft« waren noch nicht ganz abgeklungen, als in der berufsständischen Epoche die ersten Schimmer des Klassenprinzips den sozialen Horizont röteten. Der Mittelstand ist der Rest, mit dem die theoretische Gleichung der Klassengesellschaft nicht aufgeht — noch nicht!

Das Gros des »Mittelstandes« besteht aus den Elementen des berufsständischen Bürgertums, das einerseits den Aufstieg zur Kapitalbourgeoisie nicht erreichte, sich andererseits mit der Kraft der Verzweiflung, gekränktem Stolz und einem guten Schuß von Verständnislosigkeit sozialem Geschehen gegenüber gegen die »Proletarisierung« wehrt, der es objektiv zum großen Teil schon längst verfallen ist. Hierzu kommen die Bauern und die Beamten als geschlossene Berufsgruppen, endlich ein Teil wiederaufsteigender Proletarier, die mit dem wirtschaftlichen Aufstieg den kollektivpsychischen Kontakt zu »ihrer Klasse« (das Klassenbewußtsein) verlieren.

Man mag auf zahlenmäßige Vermehrung des Mittelstandes in jüngster Zeit hinweisen, mag vor allem das relative Wachstum der Angestelltenschaft im Aufbau der Bevölkerung hervorheben — das alles ändert gar nichts daran, daß im Großen gesehen der Mittelstand als solcher verschwinden wird. Der kleinbürgerliche Mittelstand als solcher ist nicht mehr, was er war. Gerade die Vorgänge in der Angestelltenschaft bedeuten in Wahrheit keine Mehrung des Mittelstandes, sondern ein Umsichgreifen der Proletarisierung. Der Zahl nach nehmen die Angestellten zu. Aber nicht durch »Aufstieg« von unten, sondern durch Abhängigwerden ehemals Selbständiger oder ihrer Nachkommen, denn bei wachsender Bevölkerungszahl blieb das Kontingent der Selbständigen absolut stationär. Der Mittelstand bekommt durch Vermehrung der Angestelltenschaft keinen Zuwachs, zumal mit dieser Bewegung im beruflichen Aufbau der Bevölkerung eine Proletarisierung der Angestelltenschaft als solcher Hand in Hand geht. Die Angestelltenschaft mehrt sich — aber der Angestellte wird zugleich aus dem Mittelstand in die Reihen des leidlich geordnet lebenden Proletariats seiner objektiven Lage nach abgedrückt und solidarisiert sich subjektiv immer mehr mit den Kerntruppen der proletarischen Bewegung. Der Mittelstand ist verurteilt, zwischen den Klassen zerrieben zu werden. Die Menschen, die wir heute zu ihm zählen, brauchen dabei in ihrem Lebensschicksal gar nicht bedroht oder bedrückt zu werden. Sie gehen (nach »oben« oder »unten«) ab — mit jener Notwendigkeit, die in der Klassenstruktur der Gesellschaft begründet liegt. Ja, das Elend des »Mittelstandes« beruht zum Teil sicher einfach darauf, daß die mittelständlerischen Elemente ihren Platz im Klassensystem nicht finden, bzw. sich nicht entschließen können, ihn einzunehmen. Die zwanzig

Grünkramkeller und fünfzehn Destillen in einer Berliner Straße von fünfzig Häusern sind das leuchtende Exempel dafür, wie doch der Mittelstands-Mensch die elendeste »Selbständigkeit« einer karg bezahlten proletarischen Abhängigkeit als Verkäufer im Konsumverein oder im größeren Ladengeschäft vorzieht.

Überhaupt scheinen — wenn man den Mittelstand als ein dem reinen Charakter der Klassengesellschaft heterogenes Überbleibsel betrachtet, — zwei verschiedene Komplexe von Motiven des Widerstandes gegen Einordnung in das Klassensystem zu bestehen:

1. Soweit es sich um Residuen von gesellschaftlich realem Gepräge handelt, d. h. um Überbleibsel wirklicher berufsständischer Gruppierung, haben wir es mit mittelständlerischen Elementen zu tun, deren objektive ökonomische Lage nicht eindeutig im Sinne des Klassenschichtungs-Motives, also im Hinblick auf den Anteil an den Produktionsmitteln, bestimmt ist. Sofern diese Zweideutigkeit (oder Undeutigkeit) der ökonomisch-sozialen Lage nicht nur für einzelne Menschen bzw. versprengte Teile früherer berufsständischer Gruppen, sondern für ganze derartige Gruppen als solche oder für das Gros von solchen zutrifft, widerstrebt die betreffende berufsständische Gruppe und widerstreben die ihr angehörenden Menschen der Einordnung in das Klassensystem; sie tun es deshalb, weil sie für ihre Person keinen »Anlaß« zur Klassenbindung haben. Die Klassenbindung tritt als neue Integration an die Stelle zerfallender früherer Sozialbindungen, freigewordene Vergesellschaftungsenergien werden in anderer, neuer Weise und Zusammensetzung festgelegt. Wo die alten Bindungen noch halten und bestehen, sind eben bei den Menschen noch keine Vergesellschaftungsenergien in nennenswertem Maße frei geworden . . .

Das gilt z. B. vom ganzen Handwerkerstand — was die Meister betrifft. Es gilt in noch höherem Grad von den mittleren und kleineren Bauern. (Der Großgrundbesitzer ist durchaus Kapitalist und wird es immer mehr.)

2. Dagegen finden wir eine ganze Gruppe von Fällen, in denen bei objektiv eindeutiger »Proletarisierung« der Mensch doch seiner inneren Einordnung in die proletarische Klasse widerstrebt. Hier handelt es sich um ideologische Residuen der berufsständischen Epoche. Das »Mittelstandsbewußtsein« des Menschen ist dann dem wohlgeschonten, aber in den Nähten schon stark mitgenommenen »guten Anzug« des ausgepowerten Gentleman zu vergleichen — ein Gehäuse, in das man sich vor andern und vor sich selber verkriecht, um ein »decorum« zu wahren. Das gilt von einem großen Teil der mittelständlerischen Elemente in abhängiger Stellung — von der nicht-proletarisch-denkenden Angestelltenschaft, von vielen »qualifizierten Arbeitern«, Kleinrentnern

usw. Je mehr diese Kreise ihr berufständisches Wunschbild durch die sozialen Realitäten als Schimäre entschleiert sehen, desto weniger vermag sich auf die Dauer der Mensch dem Klassengedanken zu entziehen. Denn — wie überall — so hat auch hier der Mensch für den Luxus eines ideologischen Dekorums mit barer Münze zu zahlen — wozu er sich eines Tages doch fürderhin außerstande sehen wird.

Alles in allem: »der Mittelstand« ist das Sammelsurium jener Gesellschaftselemente, die bisher ihren Standort im Klassensystem noch nicht gefunden haben. Nichts als diese Tatsache und die aus ihr fließenden (negativen) Züge der Mentalität verbinden sie. Der Mittelstand ist das Konglomerat von:

1. Elementen, die ihrer sozialen Einordnung nach in — gewissermaßen — »Revieren« der Gesellschaft stehen, die vom Klassenprinzip noch nicht völlig erfaßt sind.
2. Elementen, die als verhinderte Mächtegern-Kapitalisten anzusprechen sind.
3. Elementen, die, obgleich objektiv proletarisiert, sich mit ihrem sozialen Stolz gegen die Zugehörigkeit zum Proletariat sträuben und darum an der tradierten berufständischen Ideologie krampfhaft festhalten.

Dieses Konglomerat von Gesellschaftselementen völlig verschiedener äußerer Lage und Lebensform sowie Lebensauffassung kann doch unmöglich im Ernst den geschlossenen Blocks der Kapitalbourgeoisie und des Proletariats als *tertium* koordiniert werden.

Gerade die ungeheure Heterogenität des »Mittelstandes« scheint Vierkandt dazu veranlaßt zu haben, daß er der Arbeiterschaft den Charakter eines »Standes« (damit meint er »grupplich geschlossene Schicht«) zubilligt, das »Bürgertum« dagegen als »Klasse« (= bloßes Aggregat) bezeichnet. Offenbar versteht er unter »Bürgertum« alles, was nicht Proletariat ist, vermag sich nicht zur Heraushebung der an Menschenzahl kleinen Kapitalbourgeoisie als besonderer Klasse zu entschließen und sieht nun einer weitgehenden Homogenität der »Arbeiterschaft« gegenüber das trostlose Gewirre von Situationen, Haltungen und sozialen Wollungen innerhalb des so genannten »Bürgertums«.

Tatsächlich gehen Dreiklassentheorie und Zweiklassentheorie von ganz verschiedenen Standpunkten aus und es kann eigentlich zwischen ihnen kein Streit bestehen.

Die Dreiklassentheorie sieht (»atomistisch«) die Bevölkerung und teilt sie ein, wobei sie, das Merkmal des Besitzes, des Einkommens oder der Lebensform zugrundelegend, mindestens drei Schichten unterschei-

den muß, um annähernd alle Individuen einzuordnen: obere, mittlere, untere Schicht. So weit so gut.

Die Zweiklassentheorie will dieser Feststellung als einem statistischen Urteil über die augenblickliche Situation der Menschen gar nicht widersprechen. Aber von der Anschauung des Gesellschaftsganzen ausgehend behauptet sie:

1. Die »Mittelschicht« stellt im sozialen Ganzen nicht Trägerin einer ihr eigenen Dynamis, eines positiven sozialen Wollens dar, sondern nur *moles retardans*. Positive Antriebe großen sozialen Geschehens gehen von ihr nicht aus.

2. Es besteht die Tendenz zur zunehmenden Aufsaugung der Mittelschichtelemente in die beiden antagonisierenden Klassen.

Sombart hat ganz richtig im Mittelstand proletarische und bourgeoise Elemente unterschieden und sich damit im Prinzip zum Zweiklassensystem bekannt.

Die Zweiklassentheorie spricht vom Strukturprinzip der Klassengesellschaft, die Dreiklassentheorie vom Durchsetzungsgrad dieses Prinzips im gegenwärtigen Stande.

Es mag noch so viel auf gewisse, den Mittelstand zahlenmäßig verstärkende Momente hingewiesen werden, etwa auf den Aufschwung der »Reparaturwerkstätten« durch Mehrung des Gebrauchs von Kleinmaschinen im täglichen Leben und ähnliches. Das sind doch offenbar vorübergehende Erscheinungen, während der große Zug des Wirtschaftslebens gerade auf das Gegenteil hinweist. Groß-Kaufhaus, Konsumgenossenschaft, Filialsystem der Handelsfirmen und der Hersteller von Markenware verdrängen den kleinen und mittleren Kaufmann (Absinken zur Angestelltenschaft, deren Angehörige einmal subjektiv die Konsequenz aus ihrer objektiven Proletarisierung ziehen werden). Die Typisierung der Kleinmaschinen und das Garantiesystem werden das Reparaturgeschäft wieder in die Hände des großindustriellen Kapitals zurückführen. Übrigens ist die Reparaturwerkstätte gewöhnlich ein ausgesprochen kleinkapitalistisches Unternehmen: Handwerksunternehmer mit einem Meistergesellen. Rationalisierung der Landwirtschaft und Zoll- wie Steuerpolitik werden in absehbarer Zeit den kleinen Bauern noch mehr proletarisieren, als er es schon ist, werden seinen Anteil an den Produktionsgütern zusehends in seiner Hand entwerten. Schon heute ist der großagrarische Betrieb, wenn er lebensfähig, d. h. hochrationalisiert ist und mit Lohnarbeit auf Frist betrieben wird, einfach eine Getreide-, Rüben- und Kartoffelfabrik, zum großen Teil mit eigenen Veredlungsfabriken (Mühle, Zuckerraffinerie, Brennerei), also schon eine Art von vertikalem System. Zwischen dem agrarischen Groß- und Kleinbetrieb ist heute wirtschafts-

organisatorisch schon ein Abgrund aufgerissen. Sie haben in ihrer Struktur genau so wenig Ähnlichkeit, wie die Fabrik von Borsig und eine Kundenschlosserei der Vorstadt. Dies erfassend sieht der Agrarromantiker die beste Möglichkeit zur Rettung des Bauernstandes in der Kultivierung der Viehzucht, wo der Kleinbetrieb noch rentabel ist und wo genossenschaftliche Organisation der Veredelungsverfahren die Überlegenheit des Großbetriebes wettmachen kann. A propos landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften: sie führen irgendwie ja auch zur Proletarisierung des Bauern, sofern in Verbindung mit dem Darlehenssystem der Bauer eines Tages praktisch zum Verwalter »seines« Hofes für Rechnung der anonymen Genossenschaften werden wird. Das ideologische »Gehäuse« bleibt ihm bewahrt — kraft der Eintragung im Grundbuch, das ihn als »Eigentümer« bezeichnet.

### *III. Die Phasen des Proletariates und die Typen des proletarischen Bewußtseins*

Die beiden Klassen der gegenwärtigen Gesellschaft werden meist als »Bürgertum« und »Proletariat«, oder als »Kapitalisten-« und »Arbeiterklasse« bezeichnet. Beide Gegenüberstellungen sind ungenau, ja irreführend. Die Bezeichnung »Bürgertum« ist geradezu falsch, denn sie erweckt den Anschein, als handle es sich um dieselbe Schicht, die einst als »Bürgerstand« existierte. In Wirklichkeit aber ist der Bürgerstand zerfallen oder im äußersten Stadium des Zerfalls begriffen. Die kapitalistisch interessierten Elemente der Gesellschaft werben mit der ideologischen Maske des »Bürgerstandes« im Mittelstand Verfechter ihres sozialen Willens, weil in der Demokratie nur mit Hilfe der großen Zahl ein sozialer Wille politisch durchgesetzt werden kann. Das Wort »Bürgertum«, angewendet auf die moderne Gesellschaft, verschleiert die Tatsache, daß der alte, im Mittelalter formierte Bürgerstand einer völligen Umschichtung zum Opfer gefallen und nicht mehr als solcher vorhanden ist. In Wahrheit wird denn auch heute mit dem Wort »Stand« soziale und politische Propaganda getrieben — eine Propaganda, deren Ziel es ist, die Tatsache der Klassenschichtung zu leugnen und die noch nicht für eine Festlegung im Klassensystem entschiedenen Elemente des »Mittelstandes« für die sozialen Absichten der Bürgerklasse zu gewinnen. (»Gegen Klassenkampf — für Ständefrieden«).

Das Wort »Bürgertum« wird demnach heute in doppeltem Sinn gebraucht: einmal für die Gesamtheit der ökonomisch-faktisch nicht proletarisierten Elemente, gleichviel, welchen sozialen Willen sie hegen

und zum Ausdruck bringen; dann aber (meist) für die Gesamtheit derer, die — gleichviel welches ihre ökonomische Situation sei — einen nicht-sozialistischen politischen Willen (oder keinen politischen und sozialen Willen) zum Ausdruck bringen. Wir stellen also eine ähnliche Verwirrung der Begriffe fest, wie im Hinblick auf das Wort »Proletariat«; beides ist die Folge davon, daß mehrere Begriffe der »Klasse« sich in der Anwendung auf die Realität überkreuzen.

Wenn man von »Unternehmer«-Klasse sprechen hört, so müßte ihr als Gegenpart die »Arbeiterklasse« gegenübergestellt werden. Damit wäre eine rein ökonomische Schichtung ausgedrückt und es müßten dann eine ganze Menge anderer »Klassen« neben diesen beiden anerkannt werden. Denn das soziale Gefüge besteht nicht nur aus der industriellen Welt. Die Anhänger streng materialistischer Auffassung haben mit dieser Gegenüberstellung als einer nach ihrer Meinung erschöpfenden insofern Recht, als ja in diesen Gedankengängen alle andern Elemente der Gesellschaft für *quantité négligeable* gelten dürfen. Freilich ist dann das Wort »Kapitalisten« besser angebracht, denn »Unternehmer« bezeichnet doch den selbsttätigen »unternehmenden« Frühkapitalisten, nicht den rentebeziehenden »Geldkapitalisten«.

»Proletariat« ist ein verhängnisvolles Wort und hat in der Praxis des sozialen Lebens ebenso wie in der Wissenschaft viel Verwirrung gestiftet. Für den, der nicht Ur-Proletarier ist, hat es den peinlichen Beigeschmack von »Mob«, von Mangel an festem Standort im Leben, kurz es hat ganz den Klang, den der klassenbewußte Proletarier in das Wort »Lumpenproletariat« legt. Zudem erweckt es den falschen Anschein, als handle es sich um ein Analogon zum spätrömischen Proletariat, jener Horde von Nichtstuern, für die *panis et circenses* alles waren. Broda-Deutsch (Das moderne Proletariat, Berlin 1910, S. 9 ff.) machen daher ganz richtig Front gegen die Parallele, doch bleibt auch ihnen nichts übrig, als nach einer energischen Verwahrung das Wort doch zu gebrauchen, weil paradox genug — der Name »Proletariat« eingebürgert ist.

Unbedingt zu vermeiden ist aber die offene oder verhüllte Gleichung: Proletariat = Arbeiterschaft, oder gar: Proletariat = Industriearbeiterschaft. Die Industriearbeiterschaft bildet zwar den Kerntrupp und geschichtlichen Ausgang der proletarischen Bewegung, erschöpft aber das Proletariat von heute bei weitem nicht.

Ich gebrauche hier — nach diesen Kautelen — zur Bezeichnung der beiden sozialen Klassen der modernen Gesellschaft widerstrebend die Worte: »Kapitalistische und proletarische Klasse«, weil es bessere Ausdrücke nicht gibt und die Prägung neuer Worte für so allgemeine Gegenstände ein zweifelhaftes Verdienst wäre.

Der Wandel einer so geschichteten Gesellschaft in eine anders geschichtete zeigt sich in einer völligen Umlagerung der Bevölkerungselemente. Die überpersönlichen Einheiten (sozialen Ganzheiten) der bisherigen Schichten lösen sich auf (oder treten an Bedeutung zurück), und die Elemente der Bevölkerung schichten sich in neuer Anordnung. Das schematische Bild wäre ein Zerfall des gegliederten Aufbaues der Gesellschaft in Atome (Individuen) und hierauf die Re-Integration der Atome in neuen Verbindungen. Damit wären die neuen Gesellschaftsschichten gegeben. Die historische Wirklichkeit aber zeigt gleichzeitig nebeneinander die allmähliche Auflösung bisheriger und die Anbahnung und Durchsetzung neuer Schichtungen. Nicht alle Bevölkerungselemente lösen sich in gleichem Zeit- und Stärkemaß aus der bisherigen Schichtung los, nicht alle gehen spontan und in gleichem Grade in die neue ein. Zunächst bildet sich ein Kern, ein Ansatzpunkt, um den sich in der Folgezeit immer neue Atome ankrystallisieren, so wie sie sich von den Blocks der bisherigen Schichten abspalten. Nach Festigkeit der inneren Fügung und nach Kopfzahl machen also die neuen Schichten einen Werdeprozeß der Aufwärtsbewegung durch.

Es wäre grundfalsch, nur von der Entstehung und inneren Festigung des Proletariats zu sprechen, als wäre sein Gegenpart schon vor ihm dagewesen, als sei es eigentlich nur ein Absenkicht schon bestehender Schichten. Kapitalistische und proletarische Klasse entstehen aus gleichem Sachgrund und entfalten sich beide gleichen Schrittes zu sozialen Mächten.

Wenn also doch auch hier der Werdegang der Klasse nur am Beispiel des Proletariats dargestellt wird, so muß im Bewußtsein des Schreibers und Lesers bleiben, daß diesem Prozeß auf proletarischer Seite ein ebensolcher auf der kapitalistischen entspricht.

### *1. Die Integration des Proletariates zur sozialen Klasse*

Die soziale Klasse erkannten wir als gesellschafts-historisches Phänomen. Sie ist nicht, sondern wird. Nicht-Dagewesenes formiert sich. Freigewordene Soziabilität wird in neuen Bindungen festgelegt. Die soziale Klasse ist nicht von heute zu morgen da, sondern sie entsteht durch Assoziation von Mengen irgendwie relativ homogener Menschen.

In mehrfacher Hinsicht ist der Werdegang der Klasse zu betrachten:  
1. Als Durchgang eines historisch-sozialen Gebildes durch mehrere Formalstadien, d. h. Gebildetypen der formalen Soziologie.



2. Als Entfaltung einer statistisch festgestellten Menschenschicht zur sozialen Macht (echte soziale Klasse).

3. Als Entwicklung einer Ideologie, eines Kollektivwillens.

4. Als Entwicklung des sozialen Bewußtseins der beteiligten Menschen.

5. Als Veränderung des dem Gebilde zugerechneten Personenkreises.<sup>1</sup>

Es bleibt dabei wichtig, sich gegenwärtig zu halten, was mit dem Begriff »soziale Klasse« gewollt ist; wir fragen danach: wie entsteht und entwickelt sich die eine der beiden überpersönlichen Mächte, deren Antagonismus Gestalt und inneres Schicksal des sozialen Lebensgefüges »zivilisierte Gesellschaft des 20. Jahrhunderts« entscheidend bestimmt. Auf die Ganzheit des größten sozialen Kreises, nicht auf bestimmte Menschen ist unser Blick gerichtet.

Die oben bezeichneten fünf Punkte könnten nur mit vielfachen breiten Wiederholungen getrennt behandelt werden. Ich greife darum nur Punkt 1) besonders heraus und erörtere die andern *in complexu*.

Sekundäre Gruppenbildung beruht darauf, daß freigewordene soziale Bindekräfte hierzu irgendwie prädestinierter Menschen zu einer neuen, vorher nicht dagewesenen sozialen Einheit verschmelzen. Die Prädestination beruht auf Homogenität der Menschen in einem bestimmten wesentlichen (oder als wesentlich empfundenen) Punkt: sei es ein Moment des Schicksals, des Interesses, der psychischen oder physischen Anlage usw. So muß also auch die proletarische Klasse als Gruppe entstehen, wenn sie überhaupt eine solche ist.

Ich unterscheide hier in formal-soziologischer Hinsicht:

1. Menge. Eine Vielzahl von Menschen, die wegen der Gegebenheit eines objektiven Merkmals an allen von ihnen als Einheit statistisch erfäßbar sind. (Menschentypus.)

2. »Samtheit«, ein Aggregat von Menschen, die sich ihrer relativen Gleichheit (Ziff. 1) mit andern bewußt sind, bei denen aber dies Wissen noch nicht zur Wesenseinung geführt hat.

3. »Gruppe«, d. h. Menschen, die im Sinne der »Gemeinschaft« sich als geeint im Wesen fühlen<sup>2</sup>.

Ohne von formal-soziologischem Ehrgeiz getrieben zu sein, sahen Broda und Deutsch schon zum erstenmal klar und richtig die Entfaltungsstufen des Proletariats und suchten sie in ihrem 1910 erschienenen Buch über »Das moderne Proletariat« aufzuweisen. Um dieser

<sup>1</sup> Im Sinn von Schumpeters schönem Vergleich: die soziale Schicht sei ein Omnibus —: immer besetzt, aber von Haltestelle zu Haltestelle mit wechselnden Fahrgästen.

<sup>2</sup> Vgl. zu diesen Formalstufen mein »Die Gestalten der Gesellung«, Karlsruhe 1928, S. 13 ff., 102 ff., wo ich allerdings für »Samtheit« noch das Wort »Schicht« gebraucht habe.

wichtigen Einsicht willen ist ihr Werk noch immer sehr lesenswert, obwohl es in allen Einzelheiten veraltet und nicht geeignet ist, ein Bild vom Proletariat der unmittelbaren Gegenwart zu geben.

Erst mit Erreichung der zweiten Formstufe kann das Proletariat beginnen, eine soziale Wirksamkeit zu werden, erst mit der Integrierung zur Gruppe kann es eine solche Macht in des Wortes wahren Sinne sein. Nur auf dem Weg über die Psyche des Menschen können Sachfakten zu sozial wirksamen Faktoren werden. v. Wiese hat meines Erachtens sehr richtig und treffend formuliert: soziale Tatsachen seien psychische, die in der Körperwelt manifestiert werden.

Ein Gegenstand von größter Wandelbarkeit wird hier als »Proletariat« bezeichnet und unter diesem Namen als eine über Phasen hinweg identische Individualität betrachtet. Die formale Soziologie würde die Kontinuität des Proletariats über seine Formalstufen hinweg nicht anerkennen oder sich nicht darum bekümmern. Die historische Soziologie tut es. Die Frage nach der Identität wird nämlich von der formalen Soziologie im Hinblick auf ihren jeweiligen Gegenstand, das einzelne Gesellschaftsgebilde, gestellt. Die historische Soziologie aber betrachtet das soziale Lebensgefüge und seine Gliederungs- bzw. Schichtungselemente. »Klassengesellschaft« ist ein Entstehendes und ein sich Entfaltendes. Im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ahnte kaum jemand, daß von dem, was man damals die Gesamtheit der Menschen proletarischen Typus nennen konnte, eine der künftigen (heute) für das innere Schicksal des sozialen Lebensgefüges ausschlaggebenden Schichten ihren Ausgang nehmen werde. Die geschichtliche Entwicklung hat dies erst enthüllt und *ex post* sehen wir heute die geschichtlichen Wurzeln der einen sozialen Schicht unserer Klassengesellschaft im damaligen »Quatrième État«, dessen Entfaltung, Wachstum, Festigung und Phasenfolge wir nunmehr betrachten.

1. *Der Ausgang.* Unter den nicht an der Verfügungsmacht über Produktionsmittel beteiligten Bevölkerungselementen heben sich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zwei Kategorien heraus: die seit jeher im patriarchalischen Abhängigkeitsverhältnis stehende besitzlose Landbevölkerung und die Lohnarbeiter in der aufsteigenden Industrie. Die zweite Kategorie bildet den ursprünglichen Kern der heutigen proletarischen Gesellschaftsklasse.

Im Land- und Industrieproletariat sehen wir damals eine Menge von Menschen, die ein armseliges und kaum menschenmäßiges Lebensschicksal tragen. Eine proletarische Gesellschaftsklasse nach heutigen Begriffen mit einem proletarischen Bewußtsein ist noch nicht da. Vorhanden ist eine Klasse im statistischen Sinn; das Zugehörigkeitsmerkmal ist eine Schicksals- und Lebenslage. Aber das Schicksal wird als

Einzelchicksal getragen und geht auf ganz verschiedene Weise ins Bewußtsein ein; der Fromme nimmt es als göttliche Fügung, der Empörer hadert mit Gott, der Impulsarme vegetiert stumpf dahin.

2. *Das Erwachen.* Beim ländlichen Proletariat sind die überkommenen patriarchalischen Lebensformen und Bindungen noch wirksam. Die Industriearbeiterschaft aber setzt sich erst neu zusammen — aus Elementen sehr verschiedener sozialer Herkunft, die nun unter neue Lebensbedingungen kommen, in denen ihre früheren sozialen Bindungen sinn- und wirkungslos werden.

Nur diese Kategorie ist daher prädestiniert, zum »Urproletariat« zu werden; denn hier sind durch Lösung bisheriger sozialer Zusammenhänge (Handwerkstube und Gutsherrschaft) Vergesellschaftungsenergien frei geworden. Von einem erst kleinen, dann wachsenden Teil der industriellen Lohnarbeiterschaft wird das eigene Lebensschicksal nicht mehr als persönliches Verhängnis empfunden, sondern als ein Fall unter einer unabsehbaren Zahl von gleichgearteten und aus gleichem Grund gleichgearteten Fälle. Das Bewußtsein der Homogenität (»Wissen um Menschen, die auch . . .«) setzt ein.

Hiermit bildet sich innerhalb der statistisch-objektiven Kategorie der industriellen Lohnarbeiter eine »Samtheit« im echten Sinn der formalen Soziologie. Der proletarisierte Lohnarbeiter sieht sich selbst als »Typus« und beginnt die Existenz dieses Typus auf seinen Sachgrund zurückzuführen.

Die bisherigen Arbeiterrevolten gingen von der Belegschaft eines Unternehmens aus und richteten sich gegen den individuell bestimmten Unternehmer. Sie pflegten dadurch zu entstehen, daß dieser seine Leute noch ärger ausbeutete, als es damals allgemein üblich war. Das war nicht anders möglich, denn der Unternehmer als sozialer Typus war noch nicht ins Bewußtsein eingegangen und der Lohnarbeiter selbst hatte noch keinerlei Vorstellung von seinesgleichen, die über den förmlich wahrnehmbaren Lebenskreis der Belegschaft hinausgereicht hätte.

Jetzt aber weiß er sich als Typus, das Schicksalsbewußtsein dehnt sich über die Grenzen des konkreten Lebenskreises der Belegschaft hinaus, der Haß trifft daher auch nicht mehr den »besonders ausbeuterischen Unternehmer« (»Zwanziger«), sondern »die Unternehmerschaft« und ihre Methoden im allgemeinen. Der Proletar seufzt nicht mehr: »Gott hat mir ein hartes Schicksal auferlegt«, sondern: »Es ist ein Fluch, Prolet zu sein.«

Freilich herrschte hinsichtlich des Sachgrundes des eigenen Schicksals noch der Irrtum, der sich im Maschinensturm ausdrückt. Das Aufkommen eines neuen Produktionsmittels wird für die ökonomische Ursache

gehalten, während in Wirklichkeit dieses Produktionsmittel nur besonders kraß die soziale Wirkung der Produktionsgütersperre erkennen läßt. Nicht die Tatsache, daß es Unternehmer gibt, sondern die Tatsache, daß die Unternehmer mit Maschinen arbeiten lassen, erscheint als Grund der zunehmenden Verelendung<sup>1</sup>.

Die Einsicht in die Bedeutung der Produktionsgütersperre kann erst auftreten in dem Maße, wie die Sperre als solche offenbar wird. Sie tritt aber erst einsichtig zutage, indem der Kreis der Monopolisten sich schließt. Zunächst erscheint es ja wirklich so, als ob der Anteil an den Produktionsmitteln und der »wirtschaftliche Erfolg« eine Frage persönlicher Tüchtigkeit, göttlicher Gnade und sparsamen Haushaltens wären. Die erste Unternehmergeneration hat daran geglaubt und sich so durchsetzt. Wenn man *Emile Souvestres* »Bekenntnisse eines Arbeiters« aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts liest, so hat man dort schon Ansätze zur Bildung eines Klassenbewußtseins, aber es herrscht doch noch — abgesehen von starken handwerklichen Ideologien — die Vorstellung: durch Tüchtigkeit, gepaart mit ein wenig Glück, könne der Aufstieg erreicht werden. Da ist der Gedanke, der auch dem *Max Weberschen* Klassenbegriff zugrunde liegt: Typizität des Übergangs von einer Schicht in die andere — persönlich und in der Generationsfolge. Das gilt für die kapitalistische Frühzeit — ist aber gerade nicht typisch für das Wesen des Kapitalismus. Die entscheidende Schicksalsmacht der ökonomischen Sachmomente zeigt sich ja gerade darin (und es ist offenbar »immanentes Gesetz« des Kapitals), das eben alsbald der »Platz an der Sonne« nicht durch Tüchtigkeit oder andere persönliche Momente erkämpft werden kann, sondern daß im wesentlichen durch die Verfügung oder Nichtverfügung über Produktionsgüter das soziale Schicksal des Menschen entschieden ist. »Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.« Es ist mindestens heute nicht mehr wahr, daß »sich von unten hinaufarbeiten« (oder absinken) als Vorgang für die Klassengesellschaft typisch sei. Weder persönlich noch in der Generationenfolge hat der Durchschnitt der Menschen eine »typische« Aussicht auf Veränderung der

<sup>1</sup> Tollers »Maschinenstürmer«, als historisches Drama gedacht, sind deshalb so schlecht, weil dort dem Maschinensturm als Motiv (unter andern) auch die Empörung gegen die »Entseelung der Arbeit« zugrundegelegt wird; ein Gedanke, der 1815 nicht nur tatsächlich von niemand gedacht wurde, weil jedermann nur von »Freisetzung«, vor allem der Männer durch die Maschine, Angst hatte, sondern der um jene Zeit gar nicht gedacht werden konnte. Als ob 12—14 Stunden Arbeit am Handwebstuhl »seelenvoller« gewesen wären! Der romantistische Intelligenzler von 1920, Toller, insinuiert dem Arbeiter von 1815 die jenem ganz fremden antitechnischen Sentiments, die jetzt Gottlob unmodern werden. Fast hätten Dichter und Volksbildner unsere Arbeiterjugend damit verseucht.

Klassenlage. Die Fälle dieser Art sind — nach beiden Richtungen hin — Ausnahmen, besondere Glücks- oder Unglücksfälle. In der entfalteten kapitalistischen Gesellschaft wird der Mensch als Proletarier (oder Kapitalist) im ökonomisch-statistischen Sinne geboren und nur eine besondere Verkettung von Umständen kann seinen »character natalicius« zerstören, der nahezu ein »character indelebilis« im Sinne der christlichen Taufe ist.

Es kommt aber ein noch viel wichtigerer Umstand hinzu: der »Aufstieg« des A oder B würde sozial gar nichts bedeuten, wenn auch jeder Proletarier Börsenzulassung oder Fabrikschlot im Brotbeutel hätte, wie einst jeder Soldat den Marschallstab im Tornister. Denn nicht jeder Tapfere kann Marschall, nicht jeder Tüchtige Unternehmer sein oder je werden. Der »Aufstieg« hat, sofern er nicht eine allgemeine Chance jedes »Tüchtigen« ist, nur persönliche Bedeutung für den Aufsteigenden, der im übrigen »die Klasse« als solche in ihrer Lage zurückläßt und selber möglichst umgehend sich der seiner neuen Klassenlage entsprechenden Mentalität anpaßt. Kapital kann nur mit Proletariern produzieren und es ist grundsätzlich gleichgültig, welche 40 000 Kapitalisten, welche 50 Millionen Proletarier sind.

Hier offenbart sich schlagend der »überpersönliche« Charakter der Klasse. Ist das einmal dem Proletarier deutlich geworden, dann richtet sich seine Gegnerschaft nicht mehr gegen seinen Unternehmer, der ihn ausbeutet, auch nicht mehr gegen die Unternehmerschaft, d. h. die Gesamtheit der Menschen, die Unternehmer sind, sondern gegen »das Unternehmertum«, also gegen die Tatsache, daß es privates Kapital gibt, gegen das System — und gegen Menschen nur, sofern sie dies System fördern, billigen oder dulden.

Als Gesellschaftsroman des 20. Jahrhunderts sind darum »Die Armen« von *Heinrich Mann* so dürftig in der Konzeption und so lebensunwahr; denn hier wird der unpersönliche Klassenkampf allen Ernstes verkehrt in eine Privatanfehle des Arbeiters Balrich und seiner Angehörigen gegen den Unternehmer Heßling und seine Familie; die Fabel ist — abgesehen von ihrer Unwahrscheinlichkeit und der Fadenlosigkeit ihrer Darstellung — für das Proletariat der neuesten Zeit so ganz und gar untypisch, daß dieser Roman wahrhaftig — trotz mancher ganz gut geschilderter Details — unmöglich den Anspruch machen kann, ein Zeitbild zu sein. Wie sollte auch der Verfasser der »Göttinnen« je in der Lage sein, proletarisches Schicksal zu verstehen?

3. *Die Entfaltung zur ökonomisch-sozialen Klasse.* Das sachhafte Klassendifferenzierungsmoment tritt mit dem oben beschriebenen Prozeß in die Sphäre der unpersönlichen Mächte ein und wird von den Menschen in Form einer »typischen Klassenlage« als wirtschaftlich-

soziales Schicksal empfunden, das seine Wurzel »im System« hat. Damit tritt die Klasse in ihr drittes Formalstadium: sie wird zur Gruppe mit einer eigenen Ideologie.

Die Ideologie der integrierten Gruppe hat zwei wesentliche Elemente; das eine (reflexive) nenne ich das gruppliche Ich-Ideal, das andere (aktiv-transiente) den Bezogenheitsgehalt der Gruppe.

Über die Bedeutung des Ich-Ideals bei Neubildung von Gruppen habe ich früher eingehend berichtet im Archiv f. angew. Soziologie, Bd. I, Heft 2/3. Hinsichtlich der allgemeinen Theorie des Ich-Ideals darf ich auf jene Ausführungen verweisen.

Hier mögen kurze Andeutungen genügen: den bisherigen Schichten des werktätigen Handwerkertums und des Bauerntums, aus denen ja das moderne Proletariat hervorgeht, schweben bestimmte Typen der Lebensführung und der persönlichen Haltung vor, die mit den äußeren Lebensbedingungen und Situationen dieser Schichten im Einklang standen. Die neue objektive Klassenlage, also die sachlichen Daseinsbedingungen des Industriearbeiters, machen es ihm auf die Dauer unmöglich, diesem grupplichen Vorbild erfolgreich nachzueifern. Er wird »innerlich nackt«, ausgerissen aus den inneren Beziehungen und Bezogenheiten früheren Daseins und die Beschränkung auf die bloße äußerste Notdurft des physischen Lebens verhindert ihn zunächst auch, irgendwie zu einem neuen »geistigen Überbau« zu kommen. Er ist nicht nur ausgeschlossen von dem Anteil an den materiellen Produktionsgütern, sondern wird auch bar des Anteils an den geistigen Gütern oder Werten. Er wird zunächst nicht nur als »Bodensatz«, als »unterste Schicht« behandelt, sondern er fühlt sich auch selbst außerstande, den »anerkannten« Vorbildern der Lebensführung nachzueifern, durchaus als minderwertig, solange er seine Klassenlage im Sinne der ersten Erscheinungsstufe des Proletariates als Einzelschicksal empfindet.

Er muß sich minderwertig fühlen, weil er in den anerkannten Gestaltungen des ihn umgebenden sozialen Lebens keine Bestätigung seines eigenen, ihm vom Schicksal verhängten So-Seins findet. Wenn aber auf der zweiten Entfaltungsstufe der proletarischen Klasse die Gleichartigkeit und gleiche Ursächlichkeit des eignen Schicksals mit den vieler anderen ins Bewußtsein tritt, so sind damit die als Manko empfundenen So-Seinsqualitäten durch ihre Wahrnehmung auch an vielen anderen als typisch »für uns« bestätigt. Die Homogenitätsmomente treten nicht nur in ihrem »So«, sondern auch in ihrem objektiv wahren (oder vermeintlichen) »Darum« ins Samtheitsbewußtsein.

Der nächste Schritt ist der, daß diese Qualitäten (oder Fehlqualitäten) als überpersönliches, unausweichliches Schicksal erkannt werden und nun geradezu das affektive Eignungsmoment bilden. Gerade jene

Momente der Lage und Haltung, die den Proletar »unvorteilhaft« vom vollwertigen Mitglied der Gesellschaft unterscheiden, gehen nun in das Ich-Ideal ein und werden als »unser« Typus erlebt. Die zugrundeliegende psychische Motivation ist gegeben durch das vitale Bedürfnis des Menschen nach Bestätigung seines So-Seins im Ebenso-Sein anderer. Dies gerade ist das Wesen der vielfach mystizistisch umschriebenen und verklärten »Gemeinschaft«. Dieses Ich-Ideal, im vorliegenden Fall eine Ballung von bisher als Minderwertigkeiten empfundenen Personqualitäten zur vorgestellten Gestalt, wird nun wertbetonter Maßstab der Gruppenzugehörigkeit. »Schwierige Faust«, »Arbeitskleid«, »derbe Rede«, Verleugnung zarterer Gefühlsregungen, oft auch das Fehlen der Beziehung zur geistigen Kultur (wenigstens zu sogenannten »bürgerlichen« Kulturgütern) werden nun geradezu als jene Personwerte aufgefaßt und erlebt, durch die man »zu uns gehört«. Die »gepflegte Puppe«, der »Stehkragenfatzke«, der »Intelligenzbourgeois« sind die mit Abscheu betrachteten Gegenbeispiele. Sogar der eigene Mangel an ausreichender und guter Ernährung liefert seinen Ressentimentsbeitrag zum proletarischen Ich-Ideal und findet sein Widerspiel im »vollgefressenen Bourgeois«, einer Vorstellung, die bekanntlich dem Typus der Kapitalisten so wenig gerecht wird, wie jene andere vom Kapitalisten, der Sekt trinkt und sich auf dem Lotterbett wälzt, wenn er diese Tätigkeit nicht gerade durch Coupons-Schneiden unterbrechen muß.

Soweit die Ideologie des Proletariats (als Gruppe) in diesem Sinn sich als zum großen Teil im Wege des Ressentiments formiertes Ich-Ideal<sup>1</sup> darstellt, ist sie durchaus Schöpfung des in das Bewußtsein eingegangenen Lebensmilieus.

Es kommt zum Ausdruck als Negation aller in nichtproletarischen Kreisen anerkannten Lebenswerte und dokumentiert sich als echter proletarischer Gruppenstolz, ja Gruppendünkel.

Das intentionale Moment der Klassenideologie ist vorerst noch ein wesentlich wirtschaftliches, ist ausdrückbar in einem Wirtschaftswillen. Damit ist ein ganz entscheidender Schritt getan, der zugleich über die Enge des unter a) geschilderten Ressentimentsmomentes hinausführt. Das Proletariat hört auf, die Menge der Erniedrigten und Beleidigten zu sein. Die proletarische Klassenhaltung ist nicht mehr das Echo eines armseligen Lebensschicksals, sondern der Ausdruck eines Wirtschaftswillens.

<sup>1</sup> Es ist sehr reizvoll, die Gestaltungselemente dieses Ich-Ideals im einzelnen herauszuarbeiten und in ihrer Entstehung zu verfolgen, doch wäre dazu ein ziemlich breiter Raum erforderlich, weil sich eine solche Untersuchung auf eine lückenlose »Sozio-Biographie des Proletariates« stützen müßte.

Die Frage der grundsätzlichen Struktur der Gesellschaft als wirtschaftender tritt in den Vordergrund, die persönliche Wirtschaftslage der Menschen verliert an Bedeutung. Überpersönliche Wirtschaftsmächte stehen einander antagonistisch gegenüber und der sozialökonomische Wille, nicht mehr allein und in erster Linie die ökonomische Lage, des Menschen entscheidet über seine Zugehörigkeit zur proletarischen Klasse. (Auch sozialpolitische Maßnahmen, Besserungen in der Lebenshaltung des Proletariats, können jetzt nichts Wesentliches mehr ändern.) Sie bilden ein mögliches (und nach wie vor typisches) individuelles Motiv für das Bekenntnis des Menschen zur proletarischen Klasse.

Ein Lebensstandard des Industriearbeiters, bei dem, wäre er immer verwirklicht gewesen, ein Proletariat wahrscheinlich nie entstanden wäre, kann an der Zugehörigkeit zum einmal entstandenen nichts mehr ändern. Die Tatsache, daß es dem oder jenem Industriearbeiter besser geht, als manchem Kleinbürger, hat mit seinem Klassenbekenntnis nichts zu tun.

Andererseits aber ist nun dem Zustrom nicht urproletarischer Bevölkerungselemente zur proletarischen Klasse der Weg geöffnet. Der Wirtschaftswille verweist den Menschen unter Umständen zur proletarischen Klasse, obgleich er vielleicht einen gewissen Anteil an den Produktionsmitteln hat. Der Proletariat gehörige Menschenkreis verändert sich also. Nicht nur, daß die Zahl der Urproletarier, also der industriellen Lohnarbeiter zusehends wächst, sondern ganz andere Menschentypen, namentlich große Teile des kleinbürgerlichen und intelligenzlerischen Mittelstandes werden nun in das Proletariat durch ihren Wirtschaftswillen einbezogen, während umgekehrt eine ganze Anzahl »objektiver« Urproletarier die Integration des Proletariats zur Gruppe mit eigenem Ich-Ideal und einer ideologischen Intentionalität nicht mitmacht (»nichtklassenbewußtes Proletariat«). Die kleinbürgerlichen und intelligenzlerischen Elemente entsprechen nun freilich gar nicht dem proletarischen Ich-Ideal und werden darum mit einem gewissen Mißtrauen, ja mit einiger Geringschätzung vom Urproletarier betrachtet. Aber jede Gruppe hat die Tendenz, die ideologische Intentionalität zunehmend zu entwickeln und die Ressentimentsmomente zurücktreten zu lassen. Das Ich-Ideal selbst erfährt dann eine wichtige Wandlung, indem die dem Ressentiment gegen das Schicksal entstammenden Züge in ihm an Bedeutung verlieren, die aus dem ökonomischen Willen stammenden Bekenntniszüge sich stärker durchsetzen. Je klarer klassenbewußt der Industrieproletar ist, desto mehr wird er seine Ressentimentsabwehr gegen den Bekenntnisgenossen aus mittelständlerischem Milieu zu bemeistern wissen. Der Ausdruck »Stehkragensozialist« stammt aus der urproletarischen Epoche der Bewegung



und ist veraltet, seitdem das proletarische Klassenbewußtsein den Genossen nicht mehr nach seiner ökonomischen Situation, sondern nach seinem sozialökonomischen Willen bewertet.

4. *Vollendung.* Noch einmal aber wandelt sich das Proletariat. Was wir eben beschrieben, war die zur Gruppe integrierte ökonomisch-soziale Klasse, die einen Wirtschaftswillen vertretende überpersönliche Macht, wie wir das Proletariat aus der Vorkriegszeit, dem Stadium des organisierten ökonomischen und politischen Kampfes kennen. Höchster Ausdruck dieses Willens ist der Massenstreik.

Die intendierte Ideologie macht nun noch eine Veränderung durch, indem die rein ökonomische Akzentuierung weicht, und an die Stelle eines bloßen Wirtschaftswillens ein allgemeiner Gesellschafts- und Kulturwille tritt. Hierbei ist die in das Proletariat als Klasse eingegangene, ehemals mittelständlerische Intelligenz stark beteiligt.

Mit zunehmender Durchsetzung der kapitalistischen Konzentration und Akkumulation wird die kritische Bedeutung des Wirtschaftssystems für das gesamte kulturelle Schicksal des gesellschaftlichen Lebensgefüges klar und die ideologische Intention der proletarischen Klasse manifestiert sich nicht mehr als ein bloßer Wirtschaftswille, sondern als ein spezifischer Gesellschafts- und Kulturwille. Dies ist die Epoche der sozialen Revolution einerseits und der proletarischen Kulturbewegung andererseits (Jungsozialismus).

Zunächst scheint es dabei, als drohe von dem Romantismus der Intelligenzler (Neu-Maschinenstürmerei, Rummel des Mechanisierungsgejammers) der Bewegung des Proletariates eine schwere Gefahr, doch bleiben die realistischen Momente offenbar siegreich.

Erst mit dieser Metamorphose ist das Proletariat zur Gesellschaftsklasse voll entfaltet.

Wenn das Wirtschaftssystem (richtig oder irrtümlich) als Kernstück der gesamten sozialen Lebensform erkannt ist, so wird aus der bloßen wirtschaftlichen Interessenideologie eine Gesellschaftsideologie und ganz andere als wirtschaftliche Interessenmotive spielen nun die entscheidende Rolle. Dabei mag es durchaus mit dem populären Wirtschaftsdeterminismus als exoterischem Glauben sein Bewenden haben. Am persönlichen Wirtschafts- und Lebensschicksal des Lohnarbeiters tritt erstmals die soziale Wirkung der Produktionsgütersperre hervor. Aus der Lohnarbeiterschaft bildet sich, durch persönliche Schicksalslage motiviert, das Urproletariat. Ist aber der gesellschaftlich bestimmende Zusammenhang einmal erkannt, so tritt die Willensdetermination durch persönliche Schicksalslage immer mehr zurück und die klassenschichtende Entscheidung liegt mehr und mehr beim wirtschaftlichen und endlich beim kulturell-sozialen Gestaltungswillen.

Das Proletariat, das seinen Weg als ein Häuflein von Enterbten, Erniedrigten und Beleidigten begonnen hat, wird zu einer durch sozialistische Lebensanschauung verbundenen Gruppe von Bevölkerungselementen. »Sozialistische Lebensanschauung« bedeutet keineswegs ein Parteiprogramm. Es gibt eine Menge Menschen, die vor dem Wort Sozialismus scheuen und in Wirklichkeit — ohne es zu wissen — zu seiner sozialistischen Lebensanschauung hinneigen. Diese allgemein sozialistische Lebensanschauung ist es auch, die Menschen sehr verschiedener Parteizugehörigkeit (trotz der im einzelnen abweichenden Programme und über sie hinweg) sehr stark verbindet. Es scheint bedenklich, den Begriff der sozialen Klasse somit auf die Bekenntnisebene hinüberzuschieben. Aber es scheint mir notwendig. Wenn »soziale Klassen« wirklich Mächte des sozialen Geschehens sein sollen — wodurch anders als durch ein (betätigtes) Bekenntnis könnten sie es sein?

Die vollblutproletarische Lohnarbeiterschaft freilich hegt gegen die Farbechtheit des proletarischen Bekenntnisses von Menschen anderer wirtschaftlicher Lebenssituation stets ein gewisses Mißtrauen — zum Teil mit Recht, zum Teil mit Unrecht. Das sind die — von den Führern bekämpften — Nachklänge einer rein ressentimentsmäßigen Begründung des »urproletarischen Bewußtsein«. Man will vielfach annehmen, die proletarisch denkenden Mittelständler, namentlich die Intellektuellen unter ihnen, gehören nicht zur Klasse, bekennen sich aber »aus ideellen Gründen« zu Organisationen proletarischer Richtung. Das stimmt nicht. Denn gerade viele dieser »proletarisch gesinnten« Intellektuellen, der *Sombartschen* »nichtproletarischen Sozialisten« sind eben weder gewerkschaftlich, noch politisch organisiert, bekennen sich aber als solidarisch mit der proletarischen Klasse als solcher.

## 2. *Proteus Proletariat*

So erscheint uns also das Proletariat in außerordentlich wandelbarer Gestalt. Es möchte nach dem Bisherigen scheinen, als folgten vier Stufen in geschichtlicher Reihe aufeinander.

1. Proletariat als objektive Schicksalsschicht der industriellen Lohnarbeiter. Ohne spezifisches Klassenbewußtsein;
2. Proletariat als »Samtheit« mit frühproletarischem Klassenbewußtsein;
3. Proletariat als Gruppe mit entwickeltem Bewußtsein der ökonomisch-sozialen Klasse;

4. Proletariat als entfaltete Gesellschaftsklasse mit vollendet reifem Klassenbewußtsein.

In Wirklichkeit folgen zwar diese Phasen aufeinander, aber nicht nur, daß sie unmerklich ineinander verlaufen — wir finden Menschen von ganz verschiedenem Typus des proletarischen Bewußtseins zur gleichen Zeit, so daß die mannigfache Nüancierung des Proletariatsbegriffs nicht nur bei Betrachtung des geschichtlichen Verlaufs, sondern auch in Anschauung eines, z. B. des gegenwärtigen, Zustandes gilt.

Nicht die gleiche Menge Menschen, die um 1850 Industrieproletarier des ersten Stadiums waren, wandeln sich im Laufe der nächsten Zeit zum zweiten Stadium und so fort, sondern ein Teil von ihnen macht diese und die folgenden Wandlungen durch, und während gleichzeitig Bevölkerungselemente anderer Art sich ankristallisieren, bleiben auf dem Integrationsweg zur echten Gesellschaftsklasse manche urproletarischen Elemente in tieferen Stadien zurück.

Das Wort Proletariat kann demnach heute bedeuten:

1. im objektiven Sinn die Gesamtheit der Menschen, die tatsächlich keinen Anteil an den Produktionsgütern haben — ungeachtet ihres politischen, ökonomischen und sozialen Bewußtseins und Willens;

2. die Gesamtheit der Menschen, die »von der Hand in den Mund leben«, wobei die Scharen der zwar ökonomisch-proletarischen, aber in ihrer Lebensführung »bürgerlichen« Elemente ausschalten, die »kleinen Leute in geordneten Verhältnissen«;

3. noch enger: die Gesamtheit der Industriearbeiterschaft — ebenfalls ohne Frage nach ihrem sozialen Bewußtsein und Willen;

4. aus dem in Ziffer 1 (oder 2 oder 3) umschriebenen Kreis kann ich die »nicht klassenbewußten« Elemente ausschalten und nur den Rest als Proletariat bezeichnen. Dabei kann Klassenbewußtsein wiederum aufgefaßt werden

a) im Sinne von Samtheitsbewußtsein,

b) im Sinne von Gruppenbewußtsein und Ressentimentakzent,

c) im Sinne von Gruppenbewußtsein mit sozialökonomischem Bekenntnisakzent,

d) im Sinne von Gruppenbewußtsein mit gesellschaftlich-kulturellem Bekenntnisakzent.

Je nach Wahl des Merkmals bzw. des Klassenbewußtseinstypus wird der mit Proletariat umzirkte Kreis weiter oder enger sein.

5. Habe ich das bekenntnis-akzentuierte Klassenbewußtsein im Auge, so wird sich der Kreis über den Geltungsbereich der »motivierenden« ökonomischen Situationstatsachen hinaus erweitern und unter Umständen sogar echte »Klassenüberläufer« (die Bunnys oder Joe Smiths des *Upton Sinclair*) mit umfassen. Umgekehrt aber werden viele Mittel-

ständler, und sogar Urproletarier (die Christlichen zum Teil, die »Gelben« insgesamt) zu der Kapitalistenklasse gerechnet werden müssen, in deren Fahrwasser ihr sozialer Wille sich bewegt.

Je genauer ich die Begriffe des Proletariates im Einklang mit den eingangs erörterten Begriffen der Klasse überhaupt gegeneinander abgrenze, desto fruchtbarer und aufschlußreicher wird der Vergleich der so abgegrenzten Menschenkreise untereinander und das Studium ihrer Überschneidungsregionen sein.

Vielfach schillernd, wie der allgemeine Begriff des Proletariats, ist die proletarische Bewußtseinslage.

Wie verschieden die gleichartige Lage des Lohnarbeiters psychisch wirken kann, zeigt die klassische Reihe von Typen, die *Émile Zola* in seinem »Germinal« auf den Plan führt; dort fehlt keiner der proletarischen Menschentypen, die wir noch heute kennen: vom gottergebenen alten Vater »Bonnemort«-Maheu bis zum intellektuellen Saboteur aus Kultur-Degout und Sozialnihilismus (Suvarin); der zielbewußte Klassenkämpfer, der Bonzokrat und der für seine Person aufstieghungrige Möchtegern-Bourgeois fehlen so wenig, wie der jeder festen Haltung entbehrende Lumpenproletarier. Ergänzen wir die Liste durch *Sombarts* »nichtproletarische Sozialisten«, die in unserem Sinne Willensproletarier sind, und durch das Agrarproletariat, so wächst die Zahl proletarischer Bewußtseinstypen ins Ungemessene.

Die wichtigsten, auch heute noch vertretenen Typen innerhalb des Industrieproletariates wären diese:

1. Der ergebene *Dulder* »erster Stufe«; er macht sich keine Gedanken über seine Situation und deren Kausalität, erkennt daher sein persönliches Schicksal nicht einmal als Schicksalstypus. In der letzten Zeit ist er selten geworden; die Politisierung des öffentlichen Lebens hat zu sehr alle Kreise ergriffen. Auf dem Land existiert der Typus noch. *Max Hölz'* Eltern illustrieren ihn.

2. Der ständisch denkende, von *Kautz*<sup>1</sup> so genannte und unter diesem Namen hochgepriesene »Arbeiterbürger«, der durch eine wenig kluge Lohn- und Sozialpolitik befriedigt und befriedet werden kann. Dies sind die gelb oder christlich organisierten und die Mitläufer der bürgerlichen Parteien, die Anhänger der Werkgemeinschaftsbewegung und des Dinta.

3. Der Aufstieghungrige. Er hat die ökonomische Kausalität seiner Lage erkannt und bemüht sich mit allen Mitteln, ihr für seine Person zu entrinnen; unter Umständen geradezu auf Kosten der Klassen-

1 »Im Schatten der Schloße«, Einsiedeln 1926, S. 96 ff.

genossen. Von der Integration der Klasse zur Gruppe blieb er unberührt. Der vom Industriearbeiter als »Sklavenvogt« oder »Antreiber« bezeichnete Typ des Aufsehers oder Werkmeisters gehört hierher ebenso wie die seltener werdende Erscheinung des selbst zum Unternehmer aufgerückten ehemaligen Arbeiters.

4. Der eigentlich als klassenbewußt bezeichnete Industrieproletar hat starkes Solidaritätsempfinden, ist sich seiner Situation als einer sozial typischen bewußt, hat die entschiedene ideologische Richtung und verschmäht es in der Regel für seine Person ökonomisch aufzusteigen. Eine Besserung seiner eigenen Lage kann er sich nur als Besserung der proletarischen Lage überhaupt durch Tarifikämpfe im kleinen, durch soziale Evolution oder Revolution im großen denken.

Eine vorübergehende Verschlechterung der eigenen wirtschaftlichen Lage (Streik, Aussperrung) nimmt er auf sich, wenn er dadurch der proletarischen Klassenbewegung als solcher dienen zu können glaubt. Er ist durchweg politisch und gewerkschaftlich organisiert.

5. Doch gibt es ein Aufstiegsstreben, das mit Klassensolidarität vereinbar ist. Ihm liegt der Gedanke zugrunde, man könne in der angestrebten besseren Position besser als bisher der Klasse als solcher dienen. Vielfach wird seitens der Nichtaufsteigenden vermutet, mit der sozialen und ökonomischen Hebung verschwänden die früheren ideellen Gesichtspunkte aus dem Bewußtsein des »Arrivé«. Das mag in manchen Fällen wahr sein.

6. Einen besonderen Typus bilden diejenigen, die geistigen Aufstieg anstreben. Unter ihnen handelt es sich teils um rein kontemplative Charaktere, die sich eine »Sonntagswelt« schaffen wollen, ein Refugium nach der Last ihres Arbeitstages. Sie sind sozial, politisch und wirtschaftlich gleichgültig, egozentrisch-typische Beispiele mangelnden Klassenbewußtseins. Ihr geistiges Interesse, oft eng spezialisiert, richtet sich fast immer auf möglichst lebensferne Dinge, denn gerade die weiteste Distanz von der für sie recht grauen und trübseligen Lebenswirklichkeit suchen sie. *Bruno Bürgel*, der »Arbeiterastronom«, und *Franz Bergg*<sup>1</sup> sind besonders ausgeprägte Vertreter dieser Kategorie.

7. Dagegen kann auch geistiges Aufstiegsstreben klassenbewußt unmittelbar im Dienst des Proletariats als solchem stehen. *Bebel*, *Wenzel Holek*, *Adelheid Popp* u. a., die mit Arbeiterbiographien an die Öffentlichkeit getreten sind, gehören hierher. Die meisten Arbeiterfunktionäre der guten alten Schule zählen zu diesem Typ, den der erste Reichspräsident vorbildlich verkörperte. Auch hier besteht die Gefahr des Klassenverrats nach völligem Aufgehen in der »Bonzokratie«, wenn

1 »Ein Proletarierleben«, Neuer Frankf. Verlag 1913.

auch das Gros der Industrieproletarier aus der Frontperspektive sehr oft für Klassenverrat hält, was in Wahrheit nur Verantwortungsbewußtsein und ein Sich-Beugen vor taktischen Notwendigkeiten im Interesse der Bewegung ist.

8. Einen ganz neuen Typ brachten die letzten Jahrzehnte hervor: den jungsozialistisch-revolutionären Typ, der von rein ökonomisch akzentuiertem Klassenbewußtsein abbrückt und entweder in radikaler Hinwendung zur Natur (Wandern, Vegetarismus, Gymnastik usw.) oder im Anschluß an die mit dem Industrieproletariat sympathisierende intellektuelle Jugend sozialistischer Weltanschauung geistige Formung sucht (»Sozialistischer Idealismus *de Manscher* Prägung«).

Vielfach besteht hier infolge eines Mißverstehens der Tatsachen und der eigenen Lage neben ausgeprägtem Klassenbewußtsein des vierten Stadiums eine gewisse Interesselosigkeit gegenüber den Erfordernissen ökonomisch-gewerkschaftlicher und parteipolitischer Organisation. Dies im Zusammenhang mit einem nicht immer sachlich gerechtfertigten Bonzenhaß.

9. Das »Lumpenproletariat« spielt im Industrieproletariat eine ähnliche Rolle wie die Bohème in der bürgerlichen Intelligenz. Es ist ohne sozialen Standort. Objektiv bis aufs äußerste proletarisiert, zieht der Lumpenproletarier daraus keine klare Konsequenz. Er ist nicht organisiert, selten aufstieghungrig, sucht seinen persönlichen Vorteil ohne Rücksicht auf die Klassengenossen — z. B. durch Arbeit unter Tarif. Er ist verkäuflich. Gelbe und Lumpenproletarier in diesem Sinn bilden — aus ganz verschiedenen Motiven — die Garden der Streikbrecher. Jedes Klassenbewußtsein, jede eindeutige Stellungnahme gegenüber dem gesellschaftlichen Leben, jede Lebensordnung, das Wissen »wohin man gehört«, fehlen. Dies sind die wirklichen »Blätter im Winde«, die Asylisten.

Zum Teil handelt es sich dabei um echte »Klassenverräter«, denen mangels der Zugehörigkeit zu einer Organisation Zucht und moralisches Rückgrat fehlen; zu dieser Spezies zählt der restlos gesunkene ehemalige Mittelständler (*Déclassé*). Teils aber sind es »Menschen der Tiefe«, deren verzweifelte persönliche Situation bei ihnen jede Möglichkeit aktiver Stellungnahme und der Selbstachtung ausgelöscht hat. Proletarische Organisation wird als »Mumpitz«, der Arbeiterfunktionär als »Parteipfaffe«, die wirtschaftliche und politische Vertretung der Arbeiterschaft als »Affentheater« betrachtet.

Wegen des moralischen Urteils, das im Ausdruck »Lumpenproletariat« enthalten ist, wäre es empfehlenswert, die beiden Varianten als Lumpen-Proletariat im engeren Sinn und Elends-Proletariat auseinanderzuhalten.

Aus beiderart Elementen setzt sich der Mob, das Revolutionsgesindel, zusammen; an diese Schicht denkt der unwissende Bürger gewöhnlich, wenn er »Proletariat« sagt, der Proletarier verachtet sie noch mehr, als er den Kapitalisten haßt. Denn dreiviertel des Klassenbewußtseins sind nach seiner Überzeugung Disziplin.

Die Zahl der Typen könnte wesentlich vermehrt, ihre Charakterologie viel polyphoner und differenzierter ausgebaut werden — aber diese Aufgabe bleibt einer größeren Veröffentlichung vorbehalten.

## 12. Formen der Vereinsamung

Aus: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, X. Jahrgang, Neue Folge der Kölner Vierteljahreshefte für Sozialwissenschaften, Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1932, S. 220—239 und S. 355—363.

### I

#### *Lebensvollzug – Lebensmeinungen*

Gesellig und abgeschieden sind hier nicht als kennzeichnende Beiworte für den »sozialen« und »asozialen« Menschen gemeint. Es wäre erst zu prüfen, inwieweit überhaupt der Ausdruck »a-sozialer Mensch« berechtigt ist: das Tribunal, von dem herab solche Urteile gefällt werden, ist stets Instanz des einen oder anderen Kollektivs, Urteilsmaßstab sind die gruppen-subjektiven Forderungen, die ebendies Kollektiv an die Seinen stellt. Sozialethische Bewertungen liegen dieser Skizze fern; sie wird die ethische Bedeutung der Einsamkeit auf sich beruhen lassen, aber nach verstehender Methode versuchen, in den Typen der Einsamkeit auch die möglichen sozialen Meinungen zu begreifen, die ihr zugrunde liegen. Damit ist ein entscheidender Punkt berührt: hinter den wahrnehmbaren Formen des *Lebensvollzugs* stehen *Lebensmeinungen*, die es zu ergründen gilt, sobald wir den Menschen nicht als farbloses Substrat der Gesellschaft, sondern als das agierende Subjekt der Vergesellschaftung zu sehen wünschen.

Soll Abgeschiedenheit als Lebensstil erfaßt werden, so ist vorab zu beachten: der Durchschnittsmensch pendelt in rhythmischem Wechsel zwischen dem Miteinander von Gruppen und dem Allein seines Selbst. Er vollzieht sein Leben intermittierend in jetzt dem, dann jenem sozialen Kreis; die Stunden der Einsamkeit sind, bildlich gesagt, Generalpausen in der Symphonie seines Lebens. Abgeschiedenheit als *Lebensstil* liegt offenbar nur dort vor, wo sie dem Lebensduktus das entscheidende Gepräge gibt. Die Generalpausen mögen beim einen länger und häufiger sein als beim andern, die quantitativen Unterschiede auf mancherlei Gründen beruhen; die Vielgestaltigkeit des Lebens verbietet, Höchst- und Tiefst-Grenzen für den Spielraum des »normalen« Rhythmus zu bestimmen. Lassen wir's uns an der Analyse typischer Figuren genug sein, die ausgeprägte Formen abgeschiedenen (oder geselligen) Lebensstils darstellen.



Dennoch sind knappe Andeutungen über den rhythmischen Wechsel gemeinsamen und abgeschiedenen Lebensvollzugs auch hier unverzichtbar, weil sie einiges Licht auf Grenzfälle werfen.

### Über soziale Diätetik

1. Bei soziablen Tieren scheint ein Wechsel zwischen Gesellung und Abgeschiedenheit (auch zwischen Gesellungsweisen: Rudelung und Paarung!) im Saisonrhythmus eng mit dem Hormonalsystem zusammenzuhängen<sup>1</sup> und mit den lebenswichtigen Funktionen (Jagd, Futtersuche, Fortpflanzung, Brutaufzucht, Wanderung) einherzugehen. Beim Menschen (und Haustier) sind diese sozialen Auswirkungen des Hormonalsystems zwar zivilisatorisch stark überdeckt und verschüttet, scheinen aber doch noch nachweisbar zu sein. R. Michels bemerkt mit Recht, man könne »sehr wohl vom Bestehen einer Sommersoziologie und einer Wintersoziologie beim gleichen Volke und am gleichen Orte reden«<sup>2</sup>.

2. Um bei den physisch-biotischen Bedingungen zu bleiben: den einzelnen Lebensaltern scheinen verschiedene Rhythmen eigen zu sein, über die wir noch wenig wissen. Die Jugendpsychologie entdeckte nicht nur Verschiedenheiten des Sozialverhältnisses zum anderen Geschlecht vor, während und nach der Pubertät, sondern wies auch auf gesteigerten Hang zum Alleinsein im Weltschmerz-Alter hin. Hier bestehen sichtlich Zusammenhänge mit den von *Tumlirz* nachdrücklich hervorgerufenen Stufen der Welteroberung (als Phasen der Persönlichkeitsentwicklung): nach der konkreten Sachwelt wird das Selbst, dann die engere Sozialwelt, endlich die kosmische und Ideen-Welt erfaßt. Leider steht Sozialpsychologie der Kindheit und Pubertät noch keine gleichartige Durchforschung der Senilität zur Seite; es würde sich zweifellos eine wiederum gesteigerte Bevorzugung der Abgeschiedenheit als Durchschnittswert ergeben, einer Abgeschiedenheit freilich, hinter der eine ganz andere (wohl kontemplative) Meinung steht. Dies Phänomen wird noch in anderem Zusammenhang auftauchen: es ist schon Grenzfall der Abgeschiedenheit als Lebensstil (Sensibles Erkalten).

3. Wie ein physiologisches Tonusproblem, so scheint es auch ein soziologisches zu geben. Geselligkeit und Abgeschiedenheit lösen einander

<sup>1</sup> Diese physisch-biotischen Zusammenhänge übersieht Kraus, der behauptet: »gregariousness is an enforced mode of behavior«. (*Sick Society*, Chicago), s. a. Seite 26 ff., insbesondere S. 30 f.

<sup>2</sup> *Soziologie*, Bd. IV der Reihe *Lebendige Wissenschaft*, Berlin 1926, S. 57.

X als Spannung und Entspannung ab, mit der Besonderheit, daß beide die Funktion der Spannung sowohl als der Entspannung übernehmen können, weil Kollektivität und Singularität im Wesen des Menschen polar angelegt sind und gleichermaßen Betätigung heischen. Der Mitmensch kann mir ebenso Erlösung aus der Einsamkeit sein, wie die Abgeschiedenheit Erholung von den Mitmenschen. Wie das Verhältnis subjektiv empfunden wird, hängt teils vom Anlagetypus des Menschen, mehr wohl von den sozialen Zwängen insbesondere beruflicher Art ab, denen er unterworfen ist. Der hinter Büchern abgeschieden grübelnde Gelehrte, der in einsamer Klausur schaffende Künstler suchen Erholung in geselligem Kreis; wer bei Ausübung seines Berufes in Zwangsbeziehungen zu Menschen gestellt ist, der Politiker, Lehrer u. a., wird Erholung in der Abgeschiedenheit suchen. Ähnliche Unterschiede, teilweise mit den berufsbedingten überschritten, ergeben sich aus der *Rolle*, die der Mensch im Kollektiv spielt: wer im Sozialverhältnis der wesentlich Gebende, wer als Führer Verantwortungsträger ist, bedarf unterweilen der Entspannung und Selbstbesinnung in der Einsamkeit, er braucht seine »Eremitage«, sein »Sans-Souci«.

Einschränkend und komplizierend ist aber festzustellen: Spannung und Entspannung erfolgen nicht nur im Rhythmus zwischen Geselligkeit und Einsamkeit, sondern auch im Wechsel der Geselligkeitsform: der Mann des öffentlichen Lebens, im Beruf zum zurückhaltend-distanzierten Verkehr mit Menschen gezwungen, erholt sich bei Menschen, unter denen er sich gehen lassen, sich ungezwungen geben kann. Es hat seinen guten Grund, daß die »Eremitage« des absoluten Herrschers von heiteren Schäfern und willigen Schäferinnen gar munter belebt zu sein pflegte. Im repräsentativen Stadtschloß, hinter Brokat und unnahbarer Würde verschanzt, war er im Grunde einsam im Kreise scharwenzelnder Schranzen; vor der Stadt, bei Jagd und Schäferspiel, dort war er Mensch, dort durft' er's sein. Nicht selten nahm die menschliche Natur für zuviel Würde und Gottähnlichkeit Rache und ließ ihn allzumenschlich werden.

Wenn es auch den Professor gibt, der nicht einmal am Stammtisch das Dozieren lassen kann, den Offizier, der selbst den Familienkreis am liebsten nach dem Exerzierreglement kommandieren möchte, — gemeinhin sind wir froh, die Rolle wechseln zu können. Es hat einen psychologisch wohl verstehbaren Grund, daß nirgends die Neigung zu hausväterlichem Paschatum und Tyrannei so verbreitet ist wie bei den im Dienst tagaus-tagein herumkommandierten Subalternbeamten und, aller doktrinären Verurteilung des »kapitalistischen« Machtverhältnisses in der Familie zum Trotz, bei Arbeitern.

4. Gelegentlich vollziehen sich die Rhythmen in sehr langen Wellen oder die kurzen Wellen des Alltags sind von langwelligen überlagert. Der Künstler oder Gelehrte zieht sich in schöpferischem Fieber zeitweilig von der Welt zurück, um dann vielleicht für lange Zeit wieder in ihrem Treiben unterzutauchen —: von *Gabriele d'Annunzio* berichtet man, er habe sich in besonders grellen Kontrasten zwischen wochenlangem Schaffen in absoluter Einsamkeit und Askese, dann wieder wahrhaft bacchanalem Weltgenuß bewegt. (Dieserart »lange Rhythmen« weisen schon auf Einsamkeit als Lebensstil hinüber.) Die von *Ignatius von Loyola* als Laienaskese eingeführten Exerzitien skandieren das Leben des Weltkinds in langen Rhythmen; auf ein Jahr des weltgebundenen Treibens folgen drei bis zehn Tage der selbstabgeschiedenen Einkehr, durch die der Mensch wieder Abstand vom Irdischen gewinnen und seine überweltliche Fußfeste neu untermauern soll; wie denn überhaupt das Jesuitentum auch in seinen Ordensregeln erstaunlich feinen Sinn für die Diätetik des Lebens beweist.

## II

### *Einsamkeit als Lebensstil*

*Vororientierung*<sup>1</sup>. »Einsamkeit« drückt ebenso wie »Geselligkeit« eine Relation zwischen dem Menschen auf der einen und der mitmenschlichen Welt auf der anderen Seite aus. Diese Relation hat einen Innen- und einen Außenaspekt; ich kann Geselligkeit in den wahrnehmbaren zwischenmenschlichen Bezügen oder ich kann sie als seelisches Sich-Beziehen des Menschen auf andere erfassen. Ebenso könnte Einsamkeit als Form des Lebensvollzugs oder als seelische Verfassung betrachtet werden; als *äußere Einsamkeit*<sup>2</sup> (Abgeschiedenheit) oder *innere Einsamkeit* (Vereinsamung). Bald würde sich zeigen, daß innere und äußere Einsamkeit teils zusammenfallen, teils getrennt bestehen: der innerlich vereinsamte kann sein Leben äußerlich gesellig vollziehen<sup>3</sup> und umgekehrt. Wo beide Aspekte sich decken, kann die Ätiologie des Tatbestandes verschieden sein: äußere Einsamkeit in äußerem Sich-

<sup>1</sup> in mehrfacher Übereinstimmung mit L. v. Wiese, *Beziehungslehre*, S. 66.

<sup>2</sup> Small, »Psychical Relations of Society and Solitude«. *Ped. Sem.* VII. und Ross, *Principles of Sociology*. New York 1924. Kap. 10 »Isolation« behandeln im wesentlichen nur äußere Abgeschiedenheit.

<sup>3</sup> Wie ja sogar der Schizophrene, dem die sozialen Kategorien fehlen, sich nicht notwendig aus den zwischenmenschlichen Verkehrsbezügen löst.

Abscheiden ihren Ausdruck finden. Schon das Schema der Möglichkeiten zeigt: selbst wenn die Unterscheidung innerer und äußerer Einsamkeit heuristisch fruchtbar ist, führt sie doch in zu tiefe Verwicklungen, um sie einem skizzierenden Aufsatz zugrunde zu legen. Die Bedeutung der beiden Formen wird gleichwohl an den Sozialfiguren deutlich, die unseren Analysen als Beispiele dienen.

Die Unterscheidung *freiwilliger* und *aufgelegter* Einsamkeit überschneidet die vorige. Sie enthält eine zu mechanistische Auffassung sozialer Bezüge, ihre Fruchtbarkeit ist daher zu eng begrenzt. Mag der Gefangene und der Robinson abgesperrt sein, der Schizophrene sich innerlich verkapseln, so blieben doch zwischen der *passiven* und *aktiven* Einsamkeit ungezählte Fälle im Unentschiedenen: nennen wir sie *reaktive* Einsamkeit. Sie sind Folgeerscheinungen einer Inkongruenz zwischen den Dispositionen des Subjekts einerseits und dem Lebensstil andererseits. Dabei ist meist kaum zu ermitteln, wer wen zuerst gemieden hat: Die Mitwelt den Einsamen oder er die Mitwelt. Die Antithese, freiwillig aufgelegt, würde also bestenfalls äußerste Grenzfälle treffen, müßte aber als Ordnungsprinzip gerade in der Zone der soziologisch interessantesten Erscheinungen versagen.

Mit dem Stichwort »Milieu« ist ein weiteres Problem angerührt. Theoretisch wäre die Unterscheidung *absoluter* und *relativer* ferner (aus etwas anderem Aspekt) *totaler* und *partieller* Einsamkeit denkbar.

X 1. *Partiell* einsam wäre derjenige, in dessen sozialem Aktionsbezirk ein wesentlicher sozialer Lebensbezug ausfällt. Die Unbestimmtheit dieser Formulierung sei vorläufig erlaubt und durch ein Beispiel ausgeglichen: der Hagestolz ist *partiell*, d. h. im Hinblick auf die familiäre Intimsphäre, vereinsamt. — *Total* einsam wäre, wer überhaupt nicht in aktuellen Bezügen zu Mitmenschen steht. Stellen wir vorerst dahin, ob dieser Fall praktisch vorkommt.

2. Angenommen, es wäre einwandfrei festgestellt, so bleibt doch der Einwand: unserer Erfahrung ist der Mensch immer nur in einem individuell bestimmten Sozialmilieu gegeben, das weitgehend durch Zwangsdeterminanten bestimmt ist; ist er in diesem Milieu *partiell* oder *total* einsam, so steht doch die Frage offen, ob er es in jedem denkbaren Milieu wäre. Bis dahin haben wir empirisch nur die Möglichkeit, von Milieu-relativer Vereinsamung zu sprechen. Hier verflüchtigt sich das Problem nach zwei Richtungen: in die Bereiche des Kulturpsychologen einerseits — und in die des Psychiaters andererseits, der ja absolute A-sozialität als Geistesentartung kennt.

Ist durch diesen ersten Orientierungsgang den Gefahren schematisierender Versimpelung vorgebeugt, so können nunmehr (rein darstellerisch) die einzelnen Phänomene der Vereinsamung in der Weise angeordnet

werden, daß bei einer ersten Gruppe die Person, bei einer zweiten das Milieu den Ausgangspunkt bildet. Wo dann, auch innerhalb der ersten Gruppe, die Relation zum Milieu ins Blickfeld rückt, ist besonders darauf zu achten, wie bei Inkongruenzen zwischen Person und Milieu die Vereinsamung hingenommen, überwunden, vermieden und verdeckt wird. Daraus ergeben sich Seitenblicke auf einige sozialcharakterliche<sup>1</sup> Sonderentwicklungen, auf Ersatzvergesellschaftungen und Sozial-surrogate (Scheinersatz).

### III

#### *Einsamkeit als Disposition*

1. Die Psychiater bezeichnen Schizophrene als absolut »asozial« und kennen außerdem eine Erkrankung, die vollkommene Asozialität im Gefolge haben kann: chronische *encephalitis epidemica*. Die Beurteilung dieser Fälle muß dem medizinischen Fachmann vorbehalten bleiben. Nur zwei Symptome der Schizophrenie seien erwähnt, weil sie zeigen, daß nicht nur die *Sozialfunktionen* gestört sind, sondern daß die menschliche *Seelenstruktur* selbst grundlegend verändert, ja recht im eigentlichen Sinne »entmenschet« ist. Bei Schizophrenen tritt das Weltuntergangserlebnis auf; sie glauben, allein auf Erden zu sein, alle anderen Menschen sind ausgetilgt: die *Kategorie* des Du fehlt, der Schizophrene steht nicht auf seinem inneren Antipoden. Aber auch das Ich selbst ist irritiert, wo dem Schizophrenen die Identität seiner Person verloren ging; er glaubt, von irgendeinem Zeitpunkt ab ein anderer zu sein. — Auf die sozialen Eigentümlichkeiten von Psychopathen ist hier nicht einzugehen, zumal der Psychiater die Mehrzahl der später aufgeführten Beispiele als »seine Fälle« reklamieren kann.

2. Defekte der physischen oder psychophysischen Konstitution. — Der Mensch, dem ein Sinnesorgan fehlt, ist schon physiomechanisch im Verkehr mit den Mitmenschen behindert. Das gilt grundsätzlich von jedem Sinnesorgan, besonders aber vom Gehör und der ihm entsprechenden aktiven Funktion: dem Sprachvermögen. Denn verbaler

<sup>1</sup> Charakter ist hier nicht als komplexer Anlagetypus verstanden, sondern in ähnlichem Sinne, wie die Peterschen Konstitutionstypen: als Anlage + Erfahrungsniederschlag oder: durch Lebenserfahrungen geformte (manchmal wohl auch verformte) Anlage, vgl. W. Peters, *Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution*, Jena 1925.

Verkehr ist zwar nicht die einzig mögliche Form der Verständigung, doch immerhin die wichtigste, und zwar mit um so größerem Vorrang vor anderen Verständigungsweisen, je mehr das mentale und intellektuelle Element in den zwischenmenschlichen Bezügen betont ist<sup>1</sup>. Ehe die sozialen Folgen solcher Behinderungen im Umgang mit Menschen näher ins Auge gefaßt werden, ist aber auf eine andere Tatsache von wahrscheinlich noch viel tiefer einschneidender Bedeutung hinzuweisen: *angeborene* Defekte der Sinnesorgane bedingen eine grundlegende Abweichung des subjektiven Weltbildes vom »normalen«, also auch eine ganz andersartige Einstellung zur mitmenschlichen Welt. Sinnengesunde und sinnendefekt Geborene sind Lebewesen von verschiedener psychophysischer Struktur, und sie leben in verschiedenen subjektiven Welten. Der sinnendefekt Geborene findet im Sinnengesunden niemals volle Antwort und Echo auf sein Selbst; er wird sich nur mit dem Schicksalsgenossen, dessen Kategorien den seinen entsprechen, ganz verständigen können. Hier hätten wir erstmals *innere* Einsamkeit, die mit äußerlich geselligem Lebensvollzug einhergehen kann<sup>2</sup>. Der Unterschied gegenüber dem nachträglich defekt Gewordenen ist klar: Der Erblindete bringt das optische Weltbild in seine Nacht mit, der Ertaubte das akustische in seinen schallosen, wie mit Watte gefüllten Raum; der Unterschied entspricht dem zwischen Robinson, der die Kategorien der geselligen Welt in die Einsamkeit seiner Insel mitbringt, und dem vom Bewußtseinserwachen an (?) isolierten Kaspar Hauser. — Der Taubstumme insbesondere lebt in einer anderen Welt, er wohnt jenseits unserer Grenzen in einer »Innerlichkeit«, die ihm bei Primitiven das Prestige des von Gott mit höheren Sinnen Begabten einträgt. In Wirklichkeit distanziert der »sechste Sinn« den Menschen ebenso von den Mitmenschen, wie der »fehlende fünfte«. Der Mensch, der das zweite Gesicht hat, ist ein Wesen anderer Art, zu innerer Einsamkeit verdammt. Er trägt Kassandras Schicksal<sup>3</sup>. Diese strukturpsychologische Seite einer »*Soziologie der Sinnesorgane*« sei hier nur angedeutet. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es sich bei den

1 Beachtenswert ist, daß Schizophrene sogar durch Entwicklung einer individuellen, niemandem verständlichen Sprache sozial distanziert sind.

2 Die Selbstdarstellung der Helen Keller fordert deshalb soviel Skepsis heraus, weil schwer zu begreifen ist, wie ein Mensch, der mit 19 Monaten Gehör, Gesicht und Sprache verlor, so ganz in das Weltbild des Sinnengesunden hineinwachsen konnte. Ein mir befreundeter Psychiater neigt allerdings mehr zu der Folgerung: Die Entwicklung Helen Kellers zeige, wie weit doch im 19. Monat die Disposition schon entfaltet sei.

3 Umgekehrt kann das »jenseitige« Leben durch Einsamkeit erweckt werden. G. Fuchs, Wir Zuchthäusler, schildert einen solchen Fall eingehend.

Sinnesdefekten um die äußersten Fälle handelt, von denen aus wir innerhalb der Grenzen »normaler« sinnesphysiologischer Unterschiede auf Varianten der Sozialanlage schließen dürften (entsprechend einer überwiegend visuellen, akustischen, motorisch-sensorischen usw. Veranlagung).

Kehren wir zur physiomechanischen Seite des Problems zurück. Der Sinnendefekte ist vor allem »in der Öffentlichkeit« gehandicapt. Das heißt nicht nur, daß ihm aktive, vor allem berufliche Betätigung im öffentlichen Leben versperrt oder sehr erschwert ist; er ist überhaupt in der ganzen Zone des distanzierten Soziallebens relativ vereinsamt. Zur näheren Bestimmung dies: die Verständigungsschwierigkeit kann nur dadurch überwunden oder gemildert werden, daß die Andern sich auf den Sinnendefekten besonders einstellen<sup>1</sup>; die Bereitwilligkeit und Möglichkeit dazu besteht aber nur in intimen Kollektiven. Auf sie ist also der Sinnendefekte vorwiegend angewiesen und daher relativ vereinsamt, sofern eben im Sozialsystem der Gegenwart das gesellschaftliche Dasein des erwachsenen Menschen fragmentarisch bleibt, wenn er, bildlich gesprochen, auf das Heim begrenzt und von der Welt ausgesperrt bleibt. Noch schwerer wiegt die psychische Rückwirkung, die das Wissen um den eigenen Sinnendefekt zu haben pflegt: Sinnendefekte sind fast durchweg mißtrauisch (Gereiztheit der Schwerhörigen!) und erschweren also Sinnegesunden von sich aus den Verkehr mit ihnen um ein übriges.

Das alles bleibt auch für die soziale Intimsphäre nicht ohne Wirkung. Das Mißtrauen des Gehandicapten macht auch bei den nächsten Angehörigen nicht halt, das quälende Empfinden, zur Last zu fallen, zerstört die Unbefangenheit des Umgangs. Im Zug der hochkulturellen Mentalisierung moderner Sozialsysteme verlagert sich aber bekanntlich auch der gesellige Intimverkehr zum großen Teil aus den Kreisen zugeborener »Angehöriger« hinaus und in Wahlvergesellschaftungen hinein. An der Eingehung von Wahlvergesellschaftungen intimer Art ist aber der Sinnendefekte eben deshalb behindert, weil der Weg zu ihnen über den distanzierten Verkehr führt. In traditionsgebundenen, insbesondere patriarchalischen Verhältnissen ist das soziale Ausnahme-schicksal Sinnendefekter insofern weniger fühlbar, als die Kette der Angehörigen und guten Nachbarn nicht abreißt, die sich um den »Sinnenkrüppel« interessiert bemühen, auch deshalb, weil (Dorfleben!) intim-privates und öffentliches Sozialleben nicht entfernt so entschieden differenziert sind.

<sup>1</sup> In ähnlicher Lage befindet sich auch der Sprachkundige im Ausland; die nächsten Bekannten stellen sich auf ihn ein — die andern haben nicht Zeit noch Lust, sein Kauderwelsch anzuhören.

In diesen Fällen der »sinnesphysiologischen Vereinsamung« tritt das Surrogat der sozioiden Beziehung zum Tier auf; der Blinde wird durch seine Orientierungsabhängigkeit vom Führhund geradezu auf diesen Weg gewiesen.

3. Exilierung und Verfemung: a) Unter Exilierung sei die faktische Ausstoßung aus dem Sozialverband durch physische Gewalt oder Rechtszwang verstanden. In primitiven Verhältnissen bedeutet sie die physische Vernichtung, weil dem Exilierten die Möglichkeit der Lebensfristung genommen ist. — Bei soziablen Tieren ist Exilierung des Albino<sup>1</sup> und des überständigen Leitbullens mit Sicherheit beobachtet. Der ausgeschlossene Bulle gilt bei Jägern als besonders gefährlich; des Schutzes der Herde beraubt, sichert er mit vervielfachter Sorgfalt, greift aber gegebenenfalls mit besonderer Rücksichtslosigkeit an. Dazu sei, wegen einiger Parallelen mit dem Verhalten ausgestoßener Menschen, bemerkt: Tiere greifen nur Beute ohne weiteres an. Der Angriff auf den Feind ist wohl stets, auch bei »blutdürstigen wilden Tieren« nur *ultimum refugium*; wo irgend möglich, geht das Tier dem Feind aus dem Weg. — Die *aquae et ignis interdictio*, die Erklärung in Vogelfreiheit und ähnliche menschengesellschaftliche Erscheinungen, die zwischen Exilierung und Verfemung stehen, zeigen noch klar den eigentlichen Sinn der Exilierung, der auf Lebensvernichtung durch Entziehung der *beneficia humanitatis* (Herd, Brunnen, Rechtsschutz) gerichtet ist<sup>2</sup>. Über den Strafgefangenen in der Neuzeit vgl. Ziff. 5.

b) *Verfemung* sei die innergesellschaftliche Isolierung. In früherer Zeit waren ihr verfallen: ansteckend Kranke (Lepra!), Vertreter unehrlicher Berufe, Juden, bestrafte Verbrecher. Die Verfemung war *institutionell* und wurde sichtbar zum Ausdruck gebracht: beim Leprosen durch das *caveas*-Schild, durch Absiedlung im Ghetto und die Tütenmütze beim Juden, durch Anprangerung oder Brandmarkung beim Verbrecher, durch Absiedlung beim Unehrliehen. Die moderne Gesellschaft kennt nur *stille Achtung*. Sie meidet die Verfemten, läßt ihn nicht mittun. Die Gründe der Achtung sind mannigfach und in den einzelnen gesellschaftlichen Lebensbezirken verschieden. Dem entlassenen Strafgefangenen wird die Wiedereinfügung in die Sozialordnung erschwert, und alle Fürsorgemaßnahmen können daran nur wenig ändern; der Bankrotteur war in der Blütezeit »ehrlichen Kauf-

1 Zur soziologischen Deutung vgl. meine Abhandlung: »Das Tier als geselliges Subjekt« in *Arbeiten zur biolog. Grundlegung der Soziologie*, herausgeg. von Thurnwald, Bd. I, Leipzig 1931.

2 Es sei daran erinnert, daß das Wort »Elend« in seiner heutigen Bedeutung entstanden ist aus ahd.: *elilenti* = in anderm Land, verbannt. Der Exilierte muß »elend verreckens«.



herrntums« der Acht verfallen; uneheliche Geburt hat bis heute noch nicht aufgehört, ein Makel zu sein; Angehörige von unehelichen Müttern oder Selbstmördern konnten sich vor gar nicht langer Zeit in der gehobenen-bürgerlichen Gesellschaft der Kleinstadt kaum halten; das Phänomen der Exklusivität bestimmter Gruppen spielt herein: der »Fremdzugezogene« wird in bayrischen Dörfern noch heute, der Parvenu wurde von der Honoratiorengesellschaft früher als Eindringling behandelt und geschnitten. Besondere Beachtung verdient die *abergläubische Verfehmung*: Auf den Rothaarigen liegt da und dort noch heute der aus der Zeit des Hexenglaubens überkommene Fluch; der Höcker und das Muttermal galten früher vielfach als Satanszeichen; der Volksglaube verdächtigte die Juden so dringend des Ritualmordes, daß im Xantener Prozeß von 1891 (!! ) hohe Autoritäten allen Ernstes als sachverständige Gutachter über die Frage vernommen wurden, ob die Juden für das Passach-Brot Christenblut brauchen oder nicht; nur abergläubische Verfehmung konnte der Legende von den Weisen aus Zion und der Kriegsverschwörung der Logen erstaunlich breite Wirkung verschaffen.

Eine typische (keineswegs die einzige) Reaktion auf Verfehmung ist »antisoziales« Verhalten, d. h. aggressiver Protest gegen die Gesellschaft, von der die Ächtung ausgeht, bewußte Verachtung ihrer Normen und Ehrbegriffe, Rachedurst. Daß der geächtete Strafentlassene kriminell doppelt gefährdet ist, bildet eins der Hauptprobleme der Kriminalpolitik. Die hohe Kriminalität Unehelicher, insbesondere ihr starker Anteil an der Rekrutierung der Prostitution ist bekannt und vielfach statistisch untersucht. In Schulklassen wird der Paria oft zum scheu Verschlussenen, zum getretenen Wurm<sup>1</sup>; ebensooft zum verprügelten Hund, der aus dem Hinterhalt beißt, er entwickelt sich zum tückischen Quälgeist. — Die alte Zunftordnung hat die unehrlichen Gewerbe verfehmt, aber denen, die sie ausübten, das Dasein gesichert; die Aufhebung der Zunftordnung konnte verkündet werden, aber die Ächtung der Unehelichen blieb. Wir besitzen aufschlußreiche Arbeiten über die dänischen »Zigeuner-«, Landstreicher- und Verbrecherfamilien<sup>2</sup>: die dänische Aufklärung hat seit 1685 mit allen Mitteln die »Unehelichkeit« des Büttelamtes, des Schinders usw. bekämpft. Sie hat erreicht, daß diese Ämter von den Dorfbewohnern in Selbstverwaltung genommen und die »Unehelichen« dadurch brotlos wurden; daß die bisherigen Verwalter »unehrlichen Gewerbes« ehrlich wurden,

1 Vgl. Ziffer 4.

2 Vgl. die volkskundlich wichtigen Studien von Gaardboe, *De sidste Natmandsfolk i Vendsyssel*, Aarhus 1900 und Himmerlands *Rakkere*, Aarhus 1904.

hat sie gegen die Volksstimmung nicht durchsetzen können. Die Aufklärung hat indirekt aus dem »Nachtvolk« Verbrecherfamilien gemacht, die seit Ende des 17. bis Ende des 19. Jahrhunderts ihre Tradition wahrten. — Die Bosheit des Buckligen ist sprichwörtlich; nur irrt der Volksglaube, wenn er die Bosheit als Anlage der körperlichen Mißgestaltung zuordnet; sie ist hier die Frucht der sozialen Mißachtung.

Was aber hier besonders interessiert, sind die überkompensatorischen Erscheinungen: Der Geächtete, der nicht zur Rache, sondern Geltung und Macht durch »antisoziale« Mittel anstrebt; der die kalte, die böse Macht, die Macht um ihrer selbst willen sucht. Der bayrische Raubmörder Kneißl war von Jugend auf als Neffe des berühmten Banditen Pascolini verfeimt; was ihn auf die Verbrecherlaufbahn trieb, war nicht nur die Unmöglichkeit ehrlichen Fortkommens, sondern der eingestandene Ehrgeiz »ein Räuberhauptmann zu werden, noch berühmter als der bayrische Hias, einer von dem die Zeitungen schreiben« ein Großverbrecher »aus verlorener Ehre«. Cesare Borgias Macht-hunger und Grausamkeit wuchsen der glaubhaften Legende nach von dem Augenblick an ins Phantastische, als er sich »malum gallicum habens« kaum noch öffentlich zeigen konnte. Zolas *Nana* rächt die geschändete Weiblichkeit der Unterschicht an den Verführern der Oberschicht. *Feuchtwanger (Die häßliche Herzogin)* schildert psychologisch fein verstehend die Figur des ob seiner Häßlichkeit verachteten Aschenbrödels der Natur, das vor den Mitmenschen die Flucht in die kalte Nacht antritt, — *Feuchtwangers Jud Süß* zeigt an einer Person zwei mögliche Reaktionsweisen im Nacheinander; zuerst: sich Geltung unter den Menschen erwerben (Typ des jüdischen Assimilationisten), dann aber das Erwachen des geschmähten Judentums, die »Bekehrung« zur vernichtenden Macht<sup>1</sup>.

4. Traumatische Störungen der sozialen Disposition: *Happel* berichtet von dem »Mann in der Kloake«<sup>2</sup>, einem von seiner sehr geliebten Frau betrogenen Gatten, der verschollen war, bis er eines Tages ganz verwarhlost aus den Kloaken von Paris zum Vorschein kam. Überflüssig, sich hier mit der psychoanalytischen Erklärung des Troglodytentums aus einem »Mutterleibkomplex« zu befassen. Vielleicht war der Kranke schizophran, wahrscheinlich ist er ein Extremfall von traumatischer Verstörung. — Schwere Enttäuschungen an den Mit-

1 Dostojewski: Werdejahre. Der Held Arkadi Dolgoruki, ein uneheliches Kind, vereinigt alle Merkmale der Schüchternheit mit den Träumen von einer Machtstellung durch Reichtum, ein »Rothschild« werden — dann kommen die Menschen zu mir, ich aber brauche sie nicht . . .

2 Zeitschrift für psychoanalytische Erziehung. Bd. II.

menschen können dazu führen, daß der Betroffene sich verkriecht. Vom »Mann in der Kloake« bis zum sozialpsychisch Gehemmten läuft eine nach Motiven und Stärkegraden unabsehbar abgestufte Skala.

Unter Ziffer 2 ging es um die unmittelbaren Hemmungen des Sozialverkehrs durch physiomechanische Defekte. Nebenbei wurden schon Minderwertigkeitsgefühle und Mißtrauen des Defekten gegen seine Umwelt als mögliche Folgen erwähnt. Die Behinderung im Sozialverkehr kann sich in einer Störung der Sozialdisposition niederschlagen, wenn die Mitwelt den Defekten zurückstößt oder wenn er sich subjektiv zurückgestoßen fühlt. Der Defekte wird »verscheucht«, er wird schüchtern<sup>1</sup>.

Die herrschende Meinung ist geneigt, Schüchternheit unter allen Umständen auf ein Trauma zurückzuführen; Schüchternheitserscheinungen in frühester Kindheit legen die Annahme nahe, daß auch angelegte Timidität vorkommt. Wie dem auch sei, die ätiologische Frage ist hier belanglos, da die Disposition ja Anlage und psychischen Niederschlag des Erfahrungsgutes in eins umfaßt.

Die für Verscheidung anläßlichen Defekte sind nicht aufzählbar: Stottern, Hinken, Schielen, allerart körperliche Verkrüppelung, Häßlichkeit bei Mädchen, ärmliche Kleidung (»Kleider machen Leute!«); die Studien über das Aschenbrödel in der Schulklasse haben reiches Material dazu beigebracht. Alle Stiefkinder der Natur oder des Glückes sind besonders im Kindesalter der Verschüchterung ausgesetzt. Ja es kommt vor, daß ein Kind in der »ethnisch homogenen« Kleinstadtschule deshalb veraschenbrödelt wird, weil es nicht den Ortsdialekt spricht.

Die Gefährdung ist im Kindesalter besonders groß, einmal wegen der bekannten kindlich-naiven Brutalität, die ohne Bedenken tief verletzt; dann aber aus einem eminent soziologischen Grund: im Kinder-schulalter vollzieht sich die Ausdehnung des sozialen Aktionsradius über die familial-nachbarschaftliche Intimsphäre in den Bereich distanzierter (»öffentlicher«) Sozialbezüge. Ein Trauma, gerade an dieser entscheidenden Schwelle empfangen, kann das soziale Lebensschicksal nachhaltig bestimmen, den Verschüchterten dauernd in wesentlich intime Bezüge zurückverweisen. Der Gemeinspruch »Hausbengel — Gassenbengel« trifft den Schüchternen in dieser sozialen Orientierung: in fremder Umgebung scheu und zaghaft, verschlossen und überbescheiden, wird er in vertrautem Kreise vielleicht angeregt-lebhaft, ja keck.

<sup>1</sup> Über die Schüchternheit im allgemeinen vgl. die charakterologisch aufschlußreiche Studie von Dugas, *La Timidité*, Paris 1900<sup>2</sup>.

Häufig ist der Schüchterne in besonderem Grad vergesellschaftungsbedürftig, sein Zärtlichkeitshunger wächst in dem Maße, wie die sozialen Intimkreise seiner Jugend (Familie usw.) zerflattern. Wahlvergesellschaftungen geht er dennoch schwer ein, er schließt sich nur langsam an Fremde an. Überempfindlich geworden, erwartet und wittert er überall Abstoßung. Ist aber unter günstigen Umständen die Hemmung einmal überwunden, der Anschluß geglückt, so ist der Schüchterne oft »anhänglicher« als dem leichtlebigen Partner behagen mag: er muß durch Intensität wettmachen, was seine soziale Lebensbasis an Breite vermissen läßt. Er schließt Freundschaft, wo andere Bekanntschaft machen. Sein Gegenbild ist der Salonlöwe, der Parkettmatador, der überall Anschluß findet und »Freunde« so schnell vergißt wie erwirbt.

Bei hochentwickeltem Geltungsbedürfnis, bei Menschen, die »ein Prestige zu verteidigen haben«, bei überehrgeizigen, außerdem bei manisch-depressiv beanlagten Naturen können Ansehenseinbußen zu traumatischer Verstörung führen. Sie werden menschenscheu, möchten »vor Scham am liebsten in den Boden versinken«; phänotypisch mag die Unterscheidung von echter Misanthropie oft schwerfallen. Damit sind wir zu dispositionellen Rückwirkungen der Verfemung oder der Ächtungsangst gekommen, die der »antisozialen« Reaktion gerade entgegengesetzt sind. Welche Art von Reaktion eintritt, mag zum guten Teil vom Temperament des Betroffenen abhängen. Doch dürfen soziologisch-objektive Kriterien nicht vergessen werden: *Verschüchterung* ist typisch in den Fällen der Zurückstoßung aus Gründen, die außerhalb sozial-moralischer Wertungen liegen; *Verschüchterung* ist »Antwort« auf umgängliche Benachteiligungen durch die Mitmenschen; *Sich-Verkriechen* ist typisch in den Fällen, wo ein soziales Werturteil gefällt ist oder befürchtet wird, dessen Urteilsmaßstab der Betroffene innerlich anerkennt; *soziale Verstörung* ist individuelle »Antwort« auf inhaltlich generell anerkanntes öffentliches Werturteil eines Kollektivs. Aufmucken, *Sich-Rächen* — oder *Schleichen* und »um gut Wetter betteln« sind Antworten auf soziale Werturteile einer öffentlichen Meinung, die der Betroffene innerlich nicht anerkennt. So sehen wir denn das uneheliche Kind sich in verschiedenen Sozialmilieus sehr verschieden gebärden<sup>1</sup>, sehen ganz verschiedene Reaktionsweisen auf physische Defekte, die nicht sozial-moralisch bewertet werden und solche, die in der Kollektivmeinung als Symptome sozialen Unwertes gelten.

5. Die Wirkungen der Einzelhaft sind durch eine Reihe guter Darstellungen aufgehellt. Ich erwähne aus der Literatur: *H. Többen*,

<sup>1</sup> Abhängig davon, wie Unehelichkeit in den verschiedenen Milieus beurteilt wird.

*Neuere Beobachtungen über die Psychologie der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilten oder begnadigten Verbrecher*, Leipzig und Wien 1927. — E. Berggrav, *Frangens sjel — og var egen*, deutsch: *Die Seele des Gefangenen*, Göttingen 1920. — F. Philippi, *Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder*, Leipzig 1925.

*Selbstdarstellungen*: Leonore Christine Ulfeldt, *Jammers Minde*, herausgegeben von Brøndum-Nielsen, Kopenhagen 1926 (Gräfin Ulfeldt, die Tochter Christians IV. wurde der Teilnahme an einem Hochverrat ihres Mannes verdächtigt und seit 1663 im »Blauen Turm« des Schlosses zu Kopenhagen gefangengehalten. Christian V. ließ sie nach fast 22 Jahren, 1685 frei. Ihr Kerkertagebuch wurde erst Mitte des 19. Jahrhunderts wieder entdeckt und ist ein sowohl psychologisch sowie sittengeschichtlich unschätzbare Dokument). — J. Casanova, *Histoire de ma fuite des prisons de la Republique de Venise, qu'on appelle les Plombs*, Leipzig 1798. — W. v. Schütz, *Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt*, Leipzig, Brockhaus 1822 bis 1828. — K. Hau, *Lebenslänglich*, Berlin 1925. — C. Lombroso, *Kerker-Palmpseste*, deutsch von Kurella, Hamburg 1899. — M. Hoelz, *Briefe aus dem Zuchthaus*, Berlin 1927. — Ders., *Vom weißen Kreuz zur roten Fahne*, Berlin 1929. — G. Fuchs, *Wir Zuchthäusler*, München 1931. — H. Murstad, *Jeg er dømt til døden og skal haenges*, Oslo 1927.

*Dichtung*: Oskar Wilde, *Das Zuchthaus zu Reading*. — F. Dostojewski, *Memoiren aus einem Totenhaus*. — E. Toller, *Das Schwalbenbuch*, Potsdam 1924. — J. Wassermann, *Der Fall Mauritius*. — G. Hauptmann, *Phantom*. — F. Jung, *Eroberung der Maschinen*, S. 69 ff. — L. Feuchtwanger, *Erfolg*, 1930.

Das Studium der psychischen Gefangenschaftserkrankungen, insbesondere der sexuellen Entartungen, Tobsuchts- und Halluzinationserscheinungen, muß dem Psychiater überlassen bleiben. Kennzeichnend ist, daß diese Psychosen den geistig hochentwickelten Menschen sehr viel weniger anzufechten scheinen als primitivere Naturen; er leidet anscheinend unter Zwangsgesellung mehr als unter Einzelhaft und zieht daher diese oft der Gemeinschaftshaft vor.

Bei Gefangenen — wie in anderen Fällen unfreiwilliger Einzelhaft — finden wir typische Begleiterscheinungen erzwungener Triebunterdrückung. Besonders hervorstechend ist der Funktionsdrang im Hinblick auf die grundlegende soziale Fähigkeit des sprachlichen Verkehrs, worüber Fuchs a. a. O. berichtet. Die Gefangenen führen teils Selbstgespräche, teils können sie es trotz der auf Übertretung des Sprechverbots stehenden schweren Hausstrafen nicht lassen, untereinander zu tuscheln oder sich durch raffinierte Klopfsysteme zu verständigen. Sie machen sich häufig keine erheblichen Mitteilungen, sondern wechseln belanglose

Redensarten, woraus hervorgeht, daß es nicht so sehr auf Verständigung über einen Inhalt als vielmehr auf die im sprachlichen Verkehr gegebenen Sozialkontakte ankommt. Umgekehrt wissen Gefangene oft in der Besuchszeit mit ihren nächsten Angehörigen nichts anzufangen. Sie haben sich tage- und wochenlang überlegt, was sie beim nächsten Besuch alles sagen wollen, vergessen in der Erregung des Augenblicks alles und bereuen, in die Zelle zurückgebracht, verzweifelt die vertane Gelegenheit. *Feuchtwanger* schildert das, a. a. O., Bd. I, Seite 271 ff., sehr eindringlich und überzeugend. Es ist klar, daß hier die Gezwungenheit der gestellten Situation eine natürliche Kontaktnahme verhindert. Für den Sonderfall des zum Tod Verurteilten fand *Murstad* a. a. O. S. 77 die treffende Formulierung: »Vi duger ikke til at besøge hverandre i faengslet . . . Vi ved ikke hvad vi skal si. Der er ikke vedtat fraser til det brug.« (»Wir taugen nicht dazu, einander im Gefängnis zu besuchen. — Wir wissen nicht, was wir einander sagen sollen. Wir haben keine eingelernten Redensarten für diesen Fall.«) Besonders signifikant ist die Anknüpfung sozialer Surrogatbeziehungen zu Tieren: *Tollers* Schwalben, *Hoelz'* Spatz und seine Tauben, *L. Ch. Ulfeldts* Ratte. Hier schafft sich ganz offenbar eine besondere Art von Sozialbedürfnis ein Ventil: das dem sexuellen Hormonalsystem eng verbundene Zärtlichkeitsbedürfnis. *Hoelz* bezeichnet, sicher mit Recht, den »Mangel an Zärtlichkeit . . . als die unerhörteste Grausamkeit im ›humanen‹ Strafvollzug« (S. 32) und *Fuchs* bestätigt das gleiche an vielen Stellen.

Langdauernde Absperrung von sozialer Triebbefriedigung kann bei an sich zu geselligem Lebensvollzug geneigten Naturen in *Sozialentwöhnung* enden. Der Mensch ist der Geselligkeit entfremdet und findet den Anschluß an die Mitmenschen nicht mehr. Wird er in normales gesellschaftliches Milieu zurückversetzt, so ist es, »als käme er vom Mond«. Die Rückgewöhnung nach verbüßter langer Freiheitsstrafe (zehn Jahre und mehr) ist nicht nur durch die soziale Ächtung erschwert; hierzu kommt nicht nur, daß die Welt weiterlief, während der Häftling das geschichts- und zeitlose Dasein der Zelle gelebt hat: er hat zehn, fünfzehn und mehr Jahre Zeitgeschichte im Eiltempo aufzuholen<sup>1</sup>. Unterschätzen wir nicht, was es bedeutet, wenn chronologische und historische Zeit für einen Menschen auseinandergerissen sind, wenn Zeit ohne Geschichte für ihn verrann, wenn er wie eine Fliege im Bernstein lebte, eingefroren in eine Eisscholle den Strom des Geschehens hinabtrieb. Aber noch anderes ist ihm widerfahren, schwereres: er ist in seinem Wesen verkehrt worden. Stumpf und stumpfer

<sup>1</sup> *Fuchs* berichtet a. a. O. von einem Sträfling, der noch kein Kraftfahrzeug sah.

haben ihn die Jahre gemacht; die »innere Einkehr« ist grauenvolle Wirklichkeit geworden: er ist nicht nur bei sich eingekehrt, sondern in sich verkrochen, innerlich verstummt, wie er auch oft genug wortarm, »aphasisch« in einem übertragenen Sinn geworden ist. Die auferlegte äußere Einsamkeit läßt für einige Dauer die Geselligkeitwünsche bis zur krankhaften Sucht anschwellen, dann folgt als Reaktion die innere Einsamkeit, das Verdorren. Solche Menschen, ins Leben entlassen, leben nicht mehr; etwas wie soziale Platzangst erfaßt sie.

Wenn *Kaspar Hauser* kein geborener Idiot war, so war er, was hier gezeichnet ist, im höchsten Grad. *Karl Hau* hat sich nach seiner Entlassung nicht mehr im Leben zurechtgefunden und den Tod gesucht. In *Wassermanns Fall Mauritius* spielt die Sozialentwöhnung eine hervorragende Rolle.

Das Tropenleben erzeugt oft ähnliche Erscheinungen. *Ilja Ehrenburg* schildert in *Das Leben der Autos*<sup>1</sup> den Mann, der in den Tropen seine menschliche Seele verloren hat.

Der Leser beachte: es geht hier nicht um den Einsamkeitstypus der Gefangenschaft, sondern um einen Typ der Vereinsamung, der unter dem Einfluß erzwungener Abgeschlossenheit entstehen kann; nicht um Einsamkeit als Situation, sondern um einen entgesellschafteten Charakter als Produkt von Milieuwirkungen. Diese Wirkung muß nicht unbedingt eintreten: der geistig hochentwickelte Mensch verfällt ihr nicht so leicht; er nimmt die »ideelle Gesellschaft« in seine Zelle mit und verläßt vielleicht als Philosoph in des Wortes höchster Bedeutung, als Weiser, die Mauern<sup>2</sup>. Weshalb denn auch in den Tropen der gelehrte Forscher nicht so leicht verkommt, wie der money-maker.

6. Abgeschlossenheit als Mission und Askese<sup>3</sup>. Der Prophet geht in die Wüste, nährt sich von Heuschrecken, kehrt in die Welt zurück und predigt dem Volke. Er sucht die kontemplative Einsamkeit, die Mutter der großen Eingebungen, er spricht mit Gott, um Gottes Wort den Menschen zu bringen. Sein Sich-Abscheiden ist individueller Verzicht als Opfer an die Mitmenschen oder als Gehorsam gegen die »innere Stimme«. Seine äußere Abgeschlossenheit ist Prüfung und Vorbereitung in Absicht auf soziales Wirken. Der Psychiater kennt falsche Propheten: Schizophrene oder an der Welt erkrankte Epileptiker; sie scheiden sich »asozial« ab, haben Halluzinationen und beglücken dann die Welt

1 S. 87—120; Figur des Mister Davis.

2 Karl Hau hätte nicht mit innerer Notwendigkeit von eigener Hand geendet, wäre er nicht — die Verhandlung zeigte es deutlich — ein auffallend hohler, wenngleich verstandesscharfer Mensch gewesen.

3 Vgl. dazu O. Spann, *Gesellschaftslehre*, 1. Aufl., Berlin 1914, S. 284 ff.

mit ihren Gesichtern. Falsche Propheten von echten zu scheiden, ist unseres Amtes nicht. Was oben steht, gilt vom (subjektiv) echten Propheten, nicht von Prophetie als Maske eines geistigen Defektes.

Im Vorkriegsrußland war die asketisch-kontemplative Einsamkeit als Vorbereitungszeit in Verbindung mit tollen Ausschweifungen weit im Volk geübt: es gibt eine ganze Literatur über das russische Sektenwesen, insbesondere über die *Chlysti*, ihr »Kellerdasein« und das »stranstwo« (Wanderschaft) als Befreiung von irdischen Schlacken (*Rasputin* war Chlyst).

Der Eremit, der Trappist, der einsame Denker und Weltverbesserer, sie erfüllen eine soziale Mission in nicht nur zeitweilig vorbereitender, sondern unbegrenzt währender Dauer. Es ist der Höhenweg des Heils, den sie gehen, die Akrobasis der Auserkorenen. Denn nicht allen ist dieser Weg bestimmt, es ist besser ein gutes Weltkind zu sein, als auf dem höheren Heilsweg zu straucheln. Äußere Abscheidung ist auch hier sozialer Dienst. Unerkennbar oder aus Symptomen nur schwer erschließbar ist die Schwelle zwischen echter, »sozial gemeinter«, außerweltlicher Askese und asketischer Abgeschiedenheit als Maske des Schizophrenen Autismus, der sterilen Weltflucht, kalter Eitelkeit<sup>1</sup>, saurer Misanthropie.

#### *Sozialcharakterologischer Exkurs*

Einige Notizen über Formen der Sozialität sind hier unverzichtbar und werden auch später bei der Analyse der »Vereinsamung im Sozialmilieu« nützlich. Eingangs ist dargestellt, daß Geselligkeit und Abgeschiedenheit, als Situationen einander in zyklischem Wechsel ablösend, je ihre besonderen Funktionen haben. Gleiches gilt im Ensemble des Sozialgefüges von Geselligkeit und Abgeschiedenheit als zeitweilig oder dauernd überwiegender äußerer Form des Lebensvollzugs; beide sind mögliche *soziale* Lebensformen. Welcher Form der einzelne Mensch mehr zuneigt, hängt teils vom Sozialmilieu, teils von seinem Temperament und Charakter ab. Innerhalb einer Gruppe, sowohl<sup>2</sup>

1 Vgl. die Gestalt des d'Oyron bei R. Rolland, *Die Wölfe* I, 2.

2 Über die Sonderformen sozialer Verhaltensweisen innerhalb kleinerer Gruppen hat die Psychologie der Pädagogen in den letzten Jahren viel — leider oft soziologisch nicht genügend durchschautes — Material beigebracht. Die Literatur ist so reich, daß sie hier nicht aufgeführt werden kann. Wertvoll und für ein neues Gesellschafts- und Erziehungsdenken kennzeichnend ist die Einsicht und Absicht, aus der sie entstand: »Gemeinschaft« ist kein Haufe homogener Individuen, sondern beruht auf Ergänzung der Ungleichartigen; sie ist nicht Einklang, sondern Zusammenklang. Demnach individualisiert die sogenannte Gemeinschaftspädagogik und verzichtet darauf, den künftigen Staatsbürger im genormten Din-Format zu züchten.



als innerhalb des gesamten Sozialgefüges haben die verschiedensten Charaktere und Eigenarten ihre besondere, sozial mehr oder weniger »wertvolle« Funktion; das gilt bis hin zu psychopathischen Dispositionen, wie wir seit *Lombrosos Genie und Irrsinn* wissen. Die funktionsteilig gegliederte, hochdifferenzierte Gesellschaft *braucht* den schizoiden Einspänner, den hypomanischen Typus und dergleichen mehr<sup>1</sup>. Die Charakterologie hat in Aufdeckung solcher Sonderfunktionen abnormer und normaler Typen sehr erhebliches geleistet<sup>2</sup>.

Unter Formen der Sozialität seien im weitesten Sinn Arten und Nuancen des geselligen Betragens verstanden. Die hier folgenden Unterscheidungsversuche sind vorläufig sehr lückenhaft und tastend. Hier ist noch ein weites Feld für sozialcharakterologische Einzelstudien. Wenn ich von bestimmten menschlichen »Figuren« ausgehe, so sind das nur die Beispiele, die »Mannequins«, an denen besondere Betragensarten vorgeführt werden; eine Person kann, wird auch in aller Regel mehrere Arten des sozialen Betragens üben.

Gehen wir von der Reichweite der sozialen Emotion, dem Emotionsradius, aus und flechten wir der Farbigkeit und Kürze halber etwas unsystematisch gleichzeitig aus anderen Kriterien sich ergebende Varianten mit ein, so ergibt sich eine reich gegliederte Folge. *Galsworthy*<sup>3</sup> schreibt von seinem Helden *Soames Forsyte*: »Es kam ihm neuerdings zum Bewußtsein, um wieviel interessanter die Einzelindividuen seien, als ihre Gesamtheit, der Staat. Nicht die nationale Wohlfahrt, sondern ... seine Tochter ... lag ihm am Herzen.« Darin drückt sich der Unterschied persönlich und überpersönlich bezogener Sozialität aus. Die Mütterlichkeit etwa bezieht sich in ihrer besonderen Wärme unübertragbar und ausschließlich auf individuell bestimmte Personen eines intimen, geschlossenen Kreises. Mütterlichkeit hat den denkbar engsten Emotionsradius; auch die human empfindende Frau wird doch anderen Menschen gegenüber niemals Gefühle *der Art* hegen, die sie als Mutter ihrer Brut entgegenbringt, weshalb auch Mutterliebe nicht ersetzbar ist. Mütterlichkeit ist ebenso Hingabe des eigenen Herzblutes, wie ausschließliches Besitzenwollen. Es gibt eine Eifersucht der Schwiegermutter auf die Schwiegertochter, die im Verhältnis Schwiegervater – Schwiegersohn nirgends ihr Gegenstück findet. *Warm* und den Adressaten in seiner ganzen Persönlichkeit

1 Kronfeld, *Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft*, Stuttgart 1923.

2 Vgl. jüngst wieder die Analyse des Basedowoiden und Tetanoiden durch Jaensch, *Grundformen des menschlichen Seins*, Berlin 1929.

3 *Schwanengesang*, S. 302.

erfassend ist auch die Sozialität des Erziehers; aber sie ist nicht geschlossen, sondern *offen*, nicht ausschließlich, sondern umfassend: er spricht sein »Lasset die Kindlein zu mir kommen«. Hier setzt die Linie zum *Humanen* und *Humanitären* an. Dem Erzieher entspricht weitgehend der Hausarzt<sup>1</sup> früheren Stils: er war tätiger, für alle persönlichen Sorgen seiner Patienten interessierter Berater; man hört oft, daß der »Hilfs- und Pflgetrieb« spezifisch »weiblicher«<sup>2</sup> Sozialität entspreche. Der Hausarzt repräsentiert in Reinkultur die »männliche« Form der helfenden und pflegenden Sozialität<sup>3</sup>. Einen ganz anderen ärztlichen Berufsstil kennen wir aus der Zeit der Jahrhundertwende: den Arzt, der »Fälle« behandelt, der von der Person absah und sich sachlich distanzierte. Man sprach damals — wie heute noch im Massenbetrieb der Kliniken — von »dem Leberkarzinom in der X-Straße« oder »der Meningitis auf Zimmer 21«. *Weizsäcker*<sup>4</sup> ist einer der in Laienkreisen bekannteren Vertreter einer Rückwendung der praktischen Medizin »vom Fall, zur Persönlichkeit«. Der medizinische Forscher ist in seiner beruflichen Sozialität nicht mehr auf Menschen, er ist auf die *Humanitas* ausgerichtet. Diener der *Menschheit* nennt er sich und ist es; sein soziales Berufsethos verläßt die Ebene, in der die leibhaften Menschen leiden, er ist am *Begriff der zivilisierten Menschheit* orientiert. Als human und humanitär würde ich die Sozialitäten des praktischen und theoretischen Mediziners unterscheiden.

In Rückblick auf das Problem der Abgeschlossenheit ist klar: humane Sozialität bewährt sich in direktem Kontakt mit Menschen, humanitäre kann Abscheidung geradezu erfordern. Der humane *Franz v. Assisi* liebt »jede Kreatur«; der humane *Christus* ruft alle, die mühselig und beladen sind und verkündet: was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Der humanitäre Typus aber lebt in Distanz, denn »was er dem Einen, bestimmten gab, das blieb er der Gesamtheit schuldig«.

*Human und humanitär*: Wir haben dafür ein treffliches Beispiel in der sozialistischen Bewegung. Der romanische und englische Sozialis-

1 Übrigens auch der Familienanwalt, wie ihn *Galsworthy* in *Die Zigarettendose* und in *Loyalities* geschildert hat.

2 Vgl. auch *Brugsch*, »Geschlecht und Persönlichkeit«, *Arch. f. Frauenkunde*, X, I, Leipzig 1924.

3 Über *Eros* und *Caritas*, letztere in weiblicher und männlicher Form als Sozialitätstypen, vgl. auch *E. Spranger*, *Lebensformen*, 7. Aufl., Halle 1930, Abschnitt 2, Ziff. 4.

4 »Kranker und Arzt« in *Philosophie der Gemeinschaft*, herausgeg. von *F. Krüger*, Berlin 1929, S. 99 ff.

mus ist sehr viel mehr human an der *Mitleidsidee* orientiert, er ist »direkter« als der humanitäre deutsche »Ideensozialismus«, der auch (gerade deshalb) die internationale Note so sehr viel mehr betont. Übrigens zeigt sich, von allen volklichen Nuancen abgesehen, ähnliches im deutschen Sozialismus als *Varianten* der Geschlechter: wenn auch manche Frauen, einmal politisiert, sich gleich mit wildestem Fanatismus dem Ideenkampf hingeben, — wir können doch in Bausch und Bogen einen »männlichen und weiblichen« Sozialismus unterscheiden. Für Frauen ist Sozialismus im allgemeinen eine praktische Aufgabe, sie fragen nach dem persönlichen Lebensschicksal benannter Menschen, sichtbares Elend rührt sie auf und heischt sichtbare sofortige Hilfe. Der männliche Sozialismus dient einer unbenannten Menschheit, ist Problem der »Gesellschaftsordnung«; umfassender — und weniger handgreiflich.

Von der intramundan-humanitären zur *transmundanen* Sozialität ist nur ein Schritt. Der Unterschied der beiden wird am klarsten, wenn wir die katholisch-religiöse Askese ins Auge fassen. Der Mönch und Eremit repräsentierten die transmundane *Sozialität*<sup>1</sup>, die Gemeinschaft mit *Gott*. Die Minoritenbewegung des *heiligen Franz* suchte eine Verbindung von Askese und intramundan-humaner, pflegerischer Sozialität; die *Lutherische* Klosterfeindschaft richtet sich gegen das *kontemplative* Jenseitschristentum; *Luther* will innerweltliche Gemeinschaft in *Gott*.

Das Gelehrtentum hat seine transmundane Form: *Wahrheit* um der Wahrheit selbst willen suchen, heißt: jenseits *irdischer* Grenzen wohnen. Wenn unsere Zeit über diese Form asketischer Wissenschaftlichkeit mit dem Urteil »asozial« hinwegschreitet, so ist das eine zeitsubjektive kulturkritische Wertung, die dem gemeinten Gehalt solchen Sozialdienstes so wenig gerecht wird, wie etwa die — noch heute von aufgeklärten Protestanten apodiktisch ausgesprochene Verurteilung des »unnützen Mönchslebens«. — Unter Weltverbesserern finden wir absonderliche Typen: Während human-charitativer Sozialität auch die beste Sozialordnung nicht eines Menschenlebens Zerstörung wert ist, wird humanitäre Sozialität Menschen opfern, um der Menschheit willen — vielleicht als Fanatiker gleich *Robespierre* Hekatomben von Menschen; noch geht es hier um eine Sozialordnung, die einer Menschheit dienen soll. Aber die philosophische Schau einer transmundanen höchsten Bestimmung des Menschengeschlechts kann in Haß und Verabscheuung des lebenden Menschen entarten, kann in *Schopen-*

<sup>1</sup> Sofern nicht die religiös-asketische Abgeschiedenheit nur Zuflucht steriler, weltkranker oder lebensschwacher Naturen war.

*bauerscher* Misanthropie enden; oder in der nihilistischen Figur eines Suvarin (Zola, *Germinal*), der in die Worte ausbricht: »Wenn Gerechtigkeit unter den Menschen unmöglich ist, muß der Mensch verschwinden!« Hier hat sich die soziale Idee aus allen sozialen Bezügen gelöst und ist autistisch unbedingt gesetzt<sup>1</sup>. Diese Reihe transmundanen — humanitär — begrifflichen — human — anschaulichen — personell ausschließlichen Sozialitäten steht wegen ihres besonderen Bezugs auf das Problem der Abgeschiedenheit voran. Sie bedarf der Ergänzung durch andere Reihen, die hier nur angedeutet sein sollen. *Sinnliche* und *mentale* Sozialität können etwa am Beispiel des Heimats- und Vaterlandsbegriffs erläutert werden. Wir hören jetzt oft, es sei nötig, das Bauerntum als stärksten Träger des nationalen Gedankens wirtschaftlich zu stützen. Wenn keine anderen Gründe für eine Agrarhilfe vorlägen — dies wäre keiner. Der Bauer hat — wenn auch Zeitung und andere moderne Mittel der Ausweitung des Gesichtskreises manche Veränderung gebracht haben — noch immer im wesentlichen die Anschauung der Heimat, des Gaus und das Kollektivgefühl des Stammes. Vaterland ist ein für ihn, den Ackergebundenen, im wesentlichen einer materiellen Kultur Verhafteten ein zu ideelles, zu weites, unübersichtliches Gebilde; eine ihm wesentlich fremde Kategorie. Gerade das ist vielleicht ein psychologischer Grund, warum in der Agrarhilfe manches geschehen muß, was aus dem Gesichtspunkt rationeller Nationalwirtschaft falsch ist; da der Bauer in die Nation als ideelles Kollektiv noch immer nicht ganz hineingewachsen ist, fehlt ihm das volle Verständnis für nationale Notwendigkeiten, wo sie mit seinen Interessen in Konflikt kommen. — Alle jugendliche Sozialität ist entsprechend dem anschaulichen Leben des Jugendalters, das intellektuell noch nicht voll entwickelt ist, im wesentlichen sinnlich. Ich vergesse nie, wie in der Diskussion über einen Vortrag, den ich vor Lehrern hielt, ein Zuhörer stolz mitteilte, in seiner Klasse herrsche demokratische Selbstbestimmung. Die Jungens hätten sich einen Klassenältesten gewählt, nach drei Tagen seien sie mit ihm unzufrieden gewesen und hätten ihn wieder absetzen wollen. Da aber habe er, der Lehrer, ihnen klargemacht: ihr habt ihn gewählt, jetzt müßt ihr ihn auch ertragen. So werde Verantwortlichkeit und demokratische Disziplin gebildet. Ich konnte ihm nur antworten: die abstrakte demokratische Ordnung sei so ausgesprochen *Sozialform* der Erwachsenenheit,

<sup>1</sup> Ein befreundeter Nervenarzt berichtet mir, daß in einer Pfälzer Irrenanstalt ein Schizophrener seit Jahren an einem Riesenwerk über die beste Gesellschaftsordnung schreibe — ohne jeden gedachten Bezug auf leibhaftige Menschen. — *Comte* soll übrigens, ebenso wie *Fourier*, schizophren gewesen sein.

daß es ein schwerer pädagogischer Fehler ist, von Kindern das Leben nach solchen Formen und Normen zu fordern. *Soziale Autonomie* unter Kindern kann nicht parlamentarische, sondern nur anschaulich genossenschaftliche Form haben.

Die Hilfsbegriffe *heroischer* und *asthenischer* Haltung weisen auf Unterscheidungen auch der Abgeschlossenheit und Geselligkeit hin. Die Gemeinschaftsromantik vorgestriger Jugend etwa war geneigt, alles Sich-Zurückziehen als »unsozial« zu bezeichnen, hatte keinerlei Sinn für die soziale Produktivität des Alleinseins. Es gibt neben dem im *Kollektiv* so gebenden wie empfangenden Typus werktätig-aktiver Sozialität einen haltlosen Gruppenkretinismus, ein nie Allein-sein-können. Das sind die Instabilen, deren Schicksal sich zwischen der molligen Kuhstallwärme des »seelischen Aufgehens in der Gemeinschaft« und der Zufallskriminalität entscheidet. Die Jugend, die unbedingt den Gefolgschaftsmeister braucht, an dem sie sich emporranken kann, um nicht unterzugehen, hat mehr oder weniger von dieser Art. »Der eine geht zum Nächsten, weil er sich sucht, der andere, weil er sich verlieren möchte.« Die ungezählten *Varianten* asthenischer Geselligkeit könnten nur an Hand psychopathologischer und psychologischer Kriterien auf ihre Motive hin analysiert werden. Wir kennen den *Michael Lykow*<sup>1</sup>, der »mit einer fremden Elektrizität geladen« auf den *Barrikaden* kämpft — nicht für eine soziale *Idee*, sondern dankbar, endlich der Verantwortung für sich selbst enthoben zu sein. Wir kennen neben der *intimen* Anlehnung der Mitläufer gemeinschaftsromantischer Jugend<sup>2</sup> eine *anonyme* Anlehnung — repräsentiert durch die von *L. v. Wiese*<sup>3</sup> mit treffenden Worten geschilderten Vermassungs-Süchtigen. Wir kennen die Menschen, die persönlichen »Anschluß suchen«, die inhaltsarmen Naturen, denen immer jemand Gesellschaft leisten muß, weil sie allein nichts mit sich anzufangen wissen, wir kennen die »Budenangst« als Reaktionserscheinung des beruflich an den *Schreibtisch Gebannten*; er sucht die Gesellschaft, in der er einsam ist, doch nicht allein, das *physische* Umgebensein von anderen, die ihm doch nur *Staffage* des Kaffeehauses sind und »ihn nichts angehen«, die »an sich menschliche Umgebung« in der die atmosphärische *Schicht des Abstandes* gewahrt bleibt, mit der er sich umhüllt hat. Wir kennen den *eitlen Hysteriker*, der stets Bestätigung durch ein Publikum braucht, von dem er beachtet wird, dem das Lob

1 *I l j a E h r e n b u r g s* so benannter Roman.

2 Ich denke natürlich nicht daran, damit etwa die Romantik der Jugendbewegung überhaupt kennzeichnen zu wollen.

3 *G e b i l d e l e h r e*, Seite 115.

der Kritikunfähigen willkommener ist als die *produktive Kritik* der Kenner. – Die Salongesellschaft ist vielfach nur Füllsel für ein *soziales Vakuum*.

*Innerweltliche heroische Einsamkeit* ist das Gegenstück kontemplativer Abgeschiedenheit im sozialen Dienst. Die Kraft zu innerer Einsamkeit ist vornehme Tugend des Führers, insbesondere in seiner repräsentativen Form. Er muß die innere Vereinsamung der Distanz ertragen können; das Rokoko hat in dem weiten, kahlen Platz vor dem fürstlichen Schloß diese repräsentative Vereinsamung adäquat ausgedrückt; nicht durch Zaun noch Mauer ist der Herrscher vom gemeinen Volk geschieden, sondern durch die Platzangst der Untertanen. *Neumann* hat die Einsamkeit der Macht in zwei Figuren dichterisch überzeugend geschildert: in Ludwig XI.<sup>1</sup> und in Zar Paul II.<sup>2</sup>, dem Gott nicht mit dem Amt die Kraft zur Einsamkeit gab, und der deshalb an seinem Beruf zerbrach. *Werfel* erschaute die heroische innere Vereinsamung der »Qual, wenn Kaiserinnen nicken«. Die exponierte Vereinsamung erreicht ihren äußersten Gipfel in der kalten Macht, der Menschen zu Objekten werden (*Nero*, *Philipp II.*, *Cesare Borgia*).

Wer nie der Mensch sein durfte, der er ist, wer sich immer als Gefäß der Weltgeschichte gewußt hat, will »einmal zu sich selber kommen«. Weltüberdruß führt den Weltbeherrscher aus der heroisch selbstentäußerten Einsamkeit des Thrones in die kontemplative Resignation fern von den Menschen, aus der Gefangenschaft der weltgeschichtlichen Mission in die Freiheit seines Ichs.

Karl V. klopft an die Pforte von St. Just, Friedrich II. tummelt in Sanssouci seine Windspiele, der greise Tiger Clemenceau züchtet Blumen.

#### IV

##### *Vereinsamung durch das soziale Milieu*

Unter dieser Rubrik fasse ich die Fälle der Inkongruenz zwischen den objektiv-sozialen Daseinsbedingungen und der subjektiv-sozialen Disposition zusammen. Vereinsamung ist nicht die einzig mögliche Folge solcher Inkongruenz; sie ist daher mit anderen Reaktionen in Vergleich zu stellen.

1 Der Teufel.

2 Der Patriot.

Sozialmilieu im speziellsten Sinn ist jeder einzelne Vergesellschaftungskreis. Der Mensch bewegt sich im Turnus durch *Gruppenmilieus* verschiedener Prägung. — Das Ensemble der sozialen Bezüge und Gebilde, in denen sich der Mensch bewegt, heiße: sein sozialer *Lebensbezirk*. Im Idealfall fänden die differenzierten Sozialbedürfnisse des Menschen in den verschiedenen Gruppenmilieus seines Lebensbezirkes Befriedigung. — Der soziale Lebensbezirk selbst ist aber nur ein Ausschnitt aus dem *Lebensrahmen*, den das soziale Gesamtgefüge bildet. Das moderne Sozialleben ist so reich an Formen, die Freizügigkeit des Menschen in der Wahlvergesellschaftung ist so groß, daß man glauben könnte, hier müsse »jedes Häselein sein Gräselein« finden können. Zwei objektive Hauptfaktoren engen aber den Menschen ein: Epoche und sozialer Standort. *Zeitmilieu* ist die Gesamtheit der durch den Kultur- und Sozialstil der Epoche gegebenen Determinanten des geselligen Daseins. Der Zeitstil läßt wohl unübersehbare Varianten innerhalb der epochalen Gesellschaft Raum, ja er ist bei weitem nicht so eindeutig durchgesetzt, wie es unter dem Aspekt der auf allgemeine Tendenzen gerichteten Kulturforschung erscheint: es gibt eine soziale Erscheinung, die der erdgeschichtlichen Verwerfung vergleichbar ist: Formationen, die geschichtlich im Verhältnis des Nacheinander stehen, treten im gegliederten Aufbau jetziger Gesellschaft im Nebeneinander auf (Soziale Relikte). Dennoch ist der Zeitstil für jeden Zeitgenossen objektiv bindend; wer sich in der großstädtischen Welt nicht zurechtzufinden weiß, kann (vielleicht!) auf's Land übersiedeln; doch kann er nicht ändern, daß »Land« in *dieser* Gesellschaft den Gegensatz zu Stadt und Großstadt bildet; hinter den Hügeln ragen die Schloße. Der wenig Wendige kann noch heute in einfachen und eng umzirkten Kreisen leben — unabänderlich bleibt auch für ihn, daß die Welt um ihn her unübersehbar aufgegliedert ist. So eng der Mensch seinen individuellen Lebenskreis auch wähle — der Wind aus dem weiten Raum des sozialen Gefüges der Zeit weht über ihn hin. — Aber der Mensch hat nicht die Wahl, sich sozial anzusiedeln wie und wo er will. Es gibt typische, überpersönliche *Standortmilieus*, bestimmt durch soziale Herkunft, wirtschaftliche Bedingungen, tausend Zufälligkeiten. Der Ausgangsstandort des Menschen, an den er hingeboren wird, ist zunächst *nur* durch unpersönliche Faktoren bestimmt; erst im Lauf der Persönlichkeitsentwicklung wird der Lebensbezirk durch Wahlvergesellschaftung erweitert. Aber die Wahl selbst ist durch den Zwangsstandort beschränkt. Ich kann die überpersönlichen Determinanten meines Lebensbezirkes überwinden, den Standort wechseln — dennoch hinterlassen sie ihre Spuren in meinem Leben (Ressentiment).

### 1. *Hiatus im sozialen Lebensbezirk*

In der Figur der Alten Jungfer ist ein sozialer Befriedigungsausfall nach zwei typischen Richtungen aufweisbar, je nachdem sie als zeitlose oder zeitgebundene Erscheinung gesehen wird. Ihr sozialer Lebensbezirk ist unvollständig, die Erfüllung vitaler geselliger Wünsche fällt aus, die Persönlichkeit ist daher durch soziale Verödung oder Verkrüppelung bedroht.

Zeitunabhängig ist an der Alten Jungfer der Ausfall in der sozialen Intimsphäre. Was ihr fehlt, ist die Wärme des Familienkreises. Dieser Ausfall wird um so empfindlicher in dem häufigen Fall, wo die Ehelosigkeit durch Timidität verursacht und wo aus gleichem Grunde auch Ersatz durch intime Wahlvergesellschaftung erschwert ist. Hierin findet die Alte Jungfer ihr Gegenstück im Hagestolz; wird sie sauer, so wird er bitter. Mit schönem Grund sagt ein türkisches Wort: »Ein Mann muß einen Sohn gezeugt, einen Baum gepflanzt und eine Wahrheit erdacht haben.« Der Junggeselle, für niemand verantwortlich, wird oft eigensüchtig; von niemand gepflegt, verwahrlost er; nur von Fremden gegen bares Entgelt besorgt, wird er mißtrauisch und gallig; er geht einem einsamen Alter entgegen, dessen Lieblosigkeit er zu spät zu fürchten beginnt, um noch Liebe zu erwerben. Noch bleibt ein nicht zu unterschätzender Unterschied zwischen dem Hagestolz und seinem weiblichen Gegenstück, wie wir es von früher kennen: er ist selten »Jüngling« geblieben, sie aber blieb häufig Jungfer im wörtlichen Sinn.

Die Liebesleere des Daseins, bei Erwachsenen nur ein »Hiatus« im Lebensbezirk, bedeutet beim Kind, dessen ganzer Lebensbezirk vorerst nur aus der Intimsphäre besteht, außerordentlich viel mehr. Das Kind wird aus so defektem Milieu nur als harter, starker oder als haltlos-verwahrloster Mensch in die Erwachsenenheit übergehen. »Kinder und Tiere haben keinen andern Gott als den erwachsenen Menschen; wenn der nicht gut gegen sie ist, dann ist es um sie geschehen<sup>1</sup>.«

Zeitbedingt ist an der Figur der Alten Jungfer der Ausfall in der Berufssphäre; insoweit ist sie Erscheinung einer Epoche, in der die Frau ein für allemal an ihren »natürlichen« Mutterberuf gebunden, dem Mann aber das öffentliche Wirken vorbehalten war. Die Berufsaufgabe der Frau war in die Intimsphäre verlegt und daher der Erfüllungsausfall zweifach; ihr war mit der Intimität der Familie auch der Berufsinhalt genommen. Darum stirbt die Alte Jungfer im frühern Sinn seit der Emanzipation aus; darum hatte sie auch *insofern* kein männliches Gegenstück. Das vorige Jahrhundert noch hat die Berufs-

<sup>1</sup> Aakjaer Vredens Börn (Kinder des Zorns) Kap. 2.



tätigkeit der Frau als Surrogat für Ehe und Mutterschaft bekrittelt; die ehelose Frau, durch die damalige Tradition und Erziehung der Weiblichkeit nur auf Ehe und Mutterberuf vororientiert, nahm in aller Regel zu karitativer Tätigkeit ihre Zuflucht. Wie wenig aber dies Suchen nach einer Aufgabe mit Blaustrümpfigkeit, mit dem Ausfall der Mütterlichkeit im besonderen, wieviel es mit dem Ausfall des Berufsinhaltes im allgemeinen zu tun hatte, zeigt sich darin: als die moderne Entwicklung auch die Haushaltsführung mittelbürgerlicher Schichten erleichterte, als der Wohlstand der Jahrhundertwende die Frau entlastete, setzte auch bei bürgerlichen Frauen und Müttern eine Inhaltsleere ein, die von den einen tändelnd übertüncht, von den andern durch karitative Betätigung gefüllt wurde.

Die typisch altjungferlichen Sozialsurrogate sind bezeichnend: dem Ausfall in der Intimsphäre entspricht die Surrogatfigur der vielbelachten »Alten Jungfer mit dem Mops«. Der enge Zusammenhang der Tierliebe mit dem Zärtlichkeitsbedürfnis wurde schon früher erwähnt. *Strindberg* verkehrt in seiner hier wie oft so ungerechten subjektiven Art den Motivzusammenhang: er behauptet mehrfach von den Tierfreunden, sie hätten ihr Herz an das Tier gehängt und seien herzlos gegen den Menschen. Es ist wohl häufiger umgekehrt: sie suchen beim Tier, was die Menschen ihnen nicht gaben. Nun zeigt sich freilich im Verhältnis der Alten Jungfer zum Tier manchmal ein Zug, der nur aus versetzter Mütterlichkeit erklärbar ist: eine Ausschließlichkeit der Liebe zu dem einen, dem eigenen Tier. Wie echte Mütterlichkeit, so siegt auch dieses Ersatzgefühl gelegentlich über jede humane Regung. Psychologische Gerechtigkeit kann das nicht würdigen, indem sie Tier und Mensch in wertenden Vergleich stellt, sondern indem sie aus dem Aspekt des subjektiven Gefühls der Alten Jungfer das Ersatzkind im Tier erkennt.

Daß und wie unter Umständen die berufliche Verödung der Alten Jungfer überwunden werden kann, ist oben erwähnt. Karitative Tätigkeit ist nicht Surrogat, sondern Substitution. Das gleiche gilt von Pflege geistiger Interessen aller Art, wie sie ja auch bei wohlhabenden Männern als Berufssubstitution auftritt — freilich mit dem gelegentlichen Mangel jener Diszipliniertheit, der erziehlischen Wirkung der im Beruf gegebenen Notwendigkeit, sich mit andern sozial auseinanderzusetzen. Eine typische Surrogatserscheinung ist aber: der Klatsch. Er gehört zu den Symptomen eines geselligen Parasitentums ganz eigener Art. *Strindberg*<sup>1</sup> hat diesen sozialen Vampir oft geschildert, in männlicher Form begegnet er uns in *Barbusses Hölle*, in der Gestalt

1 Vgl. besonders: *E i n s a m — E n t z w e i t* (passim).

Slaskins bei *Ossip Dymow (Haschen nach dem Wind)*, als François Mouret in *Émile Zolas: La conquête de Plassans*. Dieser Parasitismus ist eine Erscheinung asthenischer Vereinsamung. Wie es bei sexuell Impotenten verbale Surrogatbefriedigung gibt, so eine verbale Sozialität der sozial Unbefriedigten, Inhaltsarmen; die soziale Figur des Lauschers entspricht etwa der sexuellen des Voyeurs. Klatsch kann als Rache verstanden werden: wer bei den andern nicht Teilnahme und Interesse für seine Angelegenheiten findet, rächt sich durch unwillkommene Anteilnahme an den Angelegenheiten der anderen. Darum ist der Klatsch Domäne der kleinen Leute ohne Publizität, der Namenlosen, von denen niemand spricht. Im Klatsch sichern sie sich ihren Anteil an der öffentlichen Bedeutung derer, »von denen sogar die Zeitung schreibt«. Frauen, die beruflich verödet und des eigenen Lebensinhaltes bar sind, suchen mit Vorliebe ihre Zuflucht im Klatsch. Sie machen die Angelegenheiten der andern zu den ihren, nähren sich davon<sup>1</sup>. Einsam, doch ohne Kraft zur Einsamkeit, schleichen sie sich in das Leben anderer ein. Hier nun zeigt sich im Surrogat wiederum die zeitgebundene Verkettung der intimen und beruflichen Sozialsphäre der Frau. Die verbale Sozialität der Männer dreht sich mit Vorliebe um mehr oder minder öffentliche Dinge, vielleicht als Kannegießerei um Politik. Die beruflose Weiblichkeit, traditionell auf ihre vier Wände angewiesen, sucht auch den verbalen Ersatz in der Intimsphäre der anderen; nicht selten tritt auch noch das Jungfernressentiment in sittenrichterlichem Durchschnupperrn von Liebesaffären hinzu. Das Surrogat des sozialen Parasitismus und das karitative Berufssubstitut erzeugten um die Jahrhundertwende manchmal bezeichnende Mischformen im Klatschkränzchen, in dem Strümpfe für arme Kinder gestrickt wurden u. dgl. mehr. *Strindberg* hat in seiner Heiratsnovelle *Ersatz* die weibliche Caritas freilich zu einseitig als Surrogat abgetan.

Der »Dorfklatsch« und der kleinstädtische Nachbarschaftsklatsch sind etwas anders zu beurteilen. Klatsch als Sich-Einschleichen in das Leben der andern gab es im frühern Bauerndorf und gibt es zum großen Teil dort noch heute nicht, weil intime und öffentliche Sphäre im Landleben nicht in dem Maße polarisiert sind. Die häuslichen Angelegenheiten des Dorfbewohners sind zugleich öffentliche des Dorfes; sie bereden ist nicht nur Klatsch, sondern als »Dorftratsch« echte Anteilnahme und — zuständiges Sittengericht. In der Kleinstadt mit ihren übersichtlichen und einsichtigen Verhältnissen stimmt schon die Publi-

<sup>1</sup> Fräulein Saget in *Zolas Bauch von Paris* zieht aus dem Klatsch sogar ihr tägliches Brot.

zität der häuslichen Lebensverhältnisse schlecht zum Bedürfnis des modernen Menschen nach »*Privatleben*«, und auch auf dem Dorf beginnt aus dem anteilnehmenden Besprechen zudringlicher Klatsch zu werden, je mehr sich auch beim Bauern ein Privatleben entwickelt.

## 2. *Inadäquates Sozialmilieu*

Steht die Sozialdisposition des Menschen im Mißverhältnis zu den durch seinen Sozialstandort oder den Sozialstil der Epoche objektiv gesetzten Vergesellschaftungsbedingungen, so ergeben sich Sonderentwicklungen *eigener Art*<sup>1</sup>. Die Termini »Anpassung« und »Nichtanpassung« bergen die Gefahr der Vereinfachung dieser Vorgänge in einem mechanistischen Sinn. Bei dem Wechselbezug objektiver und subjektiver Faktoren im Sozialleben kann es nicht anders sein, als daß »Anpassungsschwierigkeiten« zu Umformungen auf beiden Seiten führen: am sozialen Subjekt und in der Welt der sozialen Gebilde. Milieurelative innere Vereinsamung ist *eine* mögliche Form der Nichtanpassung; daneben gibt es das Suchen nach Surrogatbefriedigung innerhalb des gesetzten Milieus, oder den Versuch zum Standortwechsel oder den Versuch zur Änderung der objektiven Sozialbedingungen oder endlich die Weltflucht. Der Formenreichtum der möglichen Reaktionen ist hier nur durch Beispiele anzudeuten. In einigen bezeichnenden Fällen sind im engeren Sinn standortbedingte und im weitern Sinn epochebedingte Faktoren zu eng verklammert, um ihr Wirkungsverhältnis in wenigen Sätzen zu analysieren. Daher werden nicht systematisch die standortlichen und im Stil der Epoche bedingten Einordnungsschwierigkeiten getrennt, sondern am komplexen Bild der Fälle wird auf die beiden *Faktoren* hingewiesen.

a) Eine der einfachsten Erscheinungen dieser Art ist der Akademiker auf dem Lande. Ist er von seinem Beruf erfüllt, entspricht er etwa dem Humantypus des Arztes und hat er Familie, so kann er sich auf dem Lande wohl zufrieden fühlen. Ist ihm seine Berufstätigkeit nur

<sup>1</sup> Vgl. H. E. Barnes, »Die sozialen Grundlagen geistiger Gesundheit«. Ethos II, Karlsruhe 1927, S. 257 ff. — A. Aichhorn, *Verwahrloste Jugend*, Wien 1925. — H. Hetzer, *Kindheit und Armut*, Leipzig 1929. — W. Eliasberg, »Das Zwangserlebnis und der soziale Zwang«. Bericht über den V. allg. ärztl. Kongreß f. Psychotherapie 1930, S. 208 ff. — A. Kronfeld, *Das seelisch Abnorme und die Gemeinschaft*, Stuttgart 1923. — S. Bernfeld, »Der soziale Ort und seine Bedeutung für Neurose, Verwahrlosung und Pädagogik«, *Imago*, XV, Wien 1929. — Th. D. Eliot, »Die Verwendbarkeit psychiatrischer Bezeichnungen bei Analyse des sozialen Verhaltens«. *Köln. Viertelj. H.* VII/1, 1928. — Derselbe, »Psychiatrische Soziologie und soziologische Psychiatrie«. *Ebenda* IX/3—4, 1930. — Bei Eliot reiche Literaturnachweisung.

Erwerbsquelle, ist er vielleicht außerdem Junggeselle<sup>1</sup>, so wird er entweder in Pflege geistiger Interessen oder Liebhabereien vereinsamen oder im Alkoholismus verwahrlosen oder endlich verbauern; das heißt aber nicht: seiner psychischen Form nach ein Bauer werden; das kann er nicht mehr; verbauern heißt: den geistigen und sozialen Gehalt der eigenen Persönlichkeit in einem Standortmilieu, das ihr nicht gemäß ist, der Verschüttung verfallen lassen. Selten, auch bei leidlicher Einwurzelung ins Landleben, bleiben Vereinsamungserscheinungen ganz vermieden; wir kennen den Hunger des Pfarrers im abseitigen nordländischen Kirchspiel nach Gästen, die frische Luft aus der großen Welt bringen, kennen *Strindbergs* »Sommergeistlichen«, der mit dem Auftauchen eines *Städters* auf der Insel auflebt, im Gespräch mit ihm sein »abgelaufenes Uhrwerk aufziehen läßt«. Er will gern etwas Neues hören, aber der Genuß, »selbst sprechen zu dürfen, überwältigt ihn«<sup>2</sup>. Das Feld des Geistes ist die weite Welt. Der geistig durchgebildete Mensch bedarf weiträumiger, freifluktuierender Geselligkeit; fehlt sie, so muß er in der enggeschlossenen ländlichen Sozialität langsam ersticken, wenn seine Geistigkeit nicht den Höhenflug ins Transmundane antritt.

b) Wie dem Intellektuellen, dem Großstadtmenschen überhaupt, auf dem Lande die Erstickung, in der Kleinstadt Verniedlichung und Versickern in kleiner Wichtigkeit drohen, so dem Landmenschen in der Großstadt die Heimatlosigkeit. Er kommt sich verloren vor, ist der verwirrenden Fülle des Lebens nicht gewachsen. Einer nach heiligalten Regeln sich vollziehenden Lebensordnung gewohnt, ist er in der großen Stadt entwurzelt; Gesellschaft ist ihm Zusammenleben mit denen, die neben ihm aufwuchsen, gemeinsames Treiben in anschaulichem Verband. Wo diese Bande reißen, verwahrlost er, wie die Fabriker der industriellen Frühzeit; erst beim nächsten Geschlecht entwickeln sich von früh auf milieugemäße Sozialdispositionen.

c) Ist der Mensch an einen subjektiv unangemessenen Berufsstandort gebunden, ist er beruflich unbefriedigt, so sucht er nach Ersatzinhalten. Die Klientel des Volksbildners besteht zu einem hohen Prozentsatz aus solchen Verschrobenen, die innerhalb oder äußerlich vereinsamt sind. Einige Typen aus dieser Reihe mögen hier als Beispiele genügen. Ohne innere Anteilnahme an ihrer beruflichen Funktion verlieren sie häufig auch den lebendigen Kontakt mit ihresgleichen; die berufliche Verödung hat innere Vereinsamung im beruflich-sozialen Milieu im Gefolge. Das Klassenbewußtsein tritt wohl als Wortbekenntnis

1 Hier tritt also noch ein Milieu-Hiatus hinzu.

2 *Das Inselmeer*, II. Kreis, am Anfang.

zum Sozialismus in Erscheinung, aber es betätigt sich nicht praktisch; da die Fähigkeit zur lebendigen Solidarität fehlt, tritt prinzipieller Ideozialismus an die Stelle der Einordnung in die Bewegung (Organisationskepsis, Eschatologie). Eine wahre Lesewut, blindwahlloses Sammeln von Kenntnissen auf allen Gebieten; oder eigenbrödlerrschmanisches Spezialistentum, das oft zu bedeutendem, doch geistig selten durchdrungenem Wissen gedeiht, dies sind bezeichnende Versuche, sich eine Sonntagswelt zu bauen. Ich kannte einen Arbeiter, der eine Kammer seiner Wohnung zum Vogelbauer gemacht hatte; den lieben Sonntag lang beobachtete er das Treiben der Vögel von der Diele aus, vor einem in der Tür angebrachten Guckloch hockend. Einen andern: er trieb Jahre hindurch Chemie und bastelte an Sprengbomben, ohne aber Anarchosyndikalist zu sein. Die Selbstbiographien von Arbeitern sind wahre Fundgruben für den, der nach solchen Sonder- und Fehlentwicklungen fahndet. Andere fliehen in Wichtigtuerei und Vereinsmeiertum; es gibt den Typus, der im Lauf von Jahren überall auftaucht und mitmacht, wo er glaubt, eine Rolle spielen zu können, überall mit Reformvorschlägen anrückt (paranoides Querulantentum?), organisieren will, ohne die geringsten Fähigkeiten dazu; gelingt es ihm nicht alsbald, eine Position zu erobern, so taucht er schnell unter, da kein sachliches Interesse ihn angezogen hat; bald taucht er in einer anderen Organisation wieder auf, nunmehr auf deren ganz andere Ziele schwörend — bis er auch sie wieder enttäuscht verläßt.

d) *Enge und Weite*, übersichtliche Gliederung und differenzierte Mannigfaltigkeit, Anschaulichkeit und Begrifflichkeit des Sozialmilieus entsprechen verschiedenen Dispositionen. Als Problem des sozialen Standortes taucht dieser Gegensatz unter lit. a) auf. Hier führt er zur Nicht-Übereinstimmung zwischen Disposition und Zeitmilieu. *Ich-heiser*<sup>1</sup> erörterte jüngst die Vereinsamung des Individuums durch Differenzierung, Spezialisierung und Rationalisierung. Es handelt sich dabei im Grunde um eine mit den genannten drei Tendenzen modernen Lebens parallel gehenden Separierung der persönlich-privaten und der kollektiven Angelegenheiten. Der moderne Mensch hat ein Privatleben in viel eigentlicherem Sinne, als je eine Zeit es kannte, ohne deshalb weniger »Kollektivwesen« zu sein. Ich zweifle, ob der Ausdruck »Vereinsamung« den Sachverhalt trifft; ich fürchte, hier wird ein Phänomen der objektiven Sozialentwicklung unserer Epoche mit einem Namen genannt, der im wesentlichen auf bestimmte subjektive

1 »Die Vereinsamung des Individuums«. Arch. f. angew. Soziologie, III, Berlin 1930, S. 252 ff.

Fehlentwicklungen, auf Inkongruenzen zwischen dieser Sozialtendenz und bestimmten Charaktertypen hinweist. An sich scheint mir nicht so sehr Vereinsamung des Individuums, sondern die Möglichkeit einer außerordentlichen Sublimierung des Subjekts nach der Seite eines Für-Sich-Seins sowohl als seines Mit-Andern-Seins gegeben. Für-Sich-Sein als Person und Kollektiv-Sein in Rollen haben sich in einer bisher nie gekannten Weise polarisiert, was aber doch nur eine ungeahnte Steigerung der Lebensentfaltung nach beiden Richtungen hin bedeutet. Überdies schiebt sich zwischen die insichgekehrte Alleinigkeit und die sachzugewandten Kollektivitäten eine besondere Intimsphäre der Vergesellschaftung, wo die Persönlichkeit unter ihresgleichen in der ganzen Einmaligkeit ihres Wesens zur Geltung kommt. Richtig ist nur, daß diese differenzierte und spezialisierte Gesellschaft eine bedeutende, auch moralische Stärke, daß sie in der »öffentlichen« Sphäre eine Kraft der Zurückhaltung und seelische Keuschheit erfordert, die nicht allen gegeben ist. Wie dem auch sei, ob man nun den modernen Sozialstil krankhaft nennen möge oder nicht, er ist Tatsache und sicher für viele Menschen Entstehungsursache von Neurosen, vielleicht auch Psychosen.

Es ist nötig, die beiden Seiten des Sachverhalts zu sehen; das Kind etwa muß in einem anschaulichen Sozialkreis unter »benannten« Menschen leben, erst mit der Einschulung lernt es, sich abwechselnd in verschiedenen Kollektiven (Familie — Schule) zu bewegen, um allmählich auch in den anonymen Bereich der Erwachsenengesellschaft hineinzufinden. Infantile Charaktere entwickeln sich nie zur sozialen Wendigkeit, sind also für einen hochdifferenzierten sozialen Lebensrahmen ungeeignet. Umgekehrt leidet der moderne Mensch die schwersten Qualen, wenn ihm die soziale Abwechslung genommen ist; das erzwungene Konvikt im Schützengraben, im Feldkasino erzeugt bei ihm Neurosen. Er beginnt, die Kameraden zu hassen, nur weil er täglich ihre ewig gleichen Gesichter sehen muß. Schon die Sommerfrische kann uns dadurch verleidet werden; wissenschaftliche Expeditionen haben, wenn auch die Berichte wenig davon künden, unter der Konviktneurose ernst gelitten. — Im Sozialschicksal des Großstädtlers auf dem Lande ist etwas davon enthalten.

*Die Möglichkeiten der Reaktion* auf dispositions-unangemessenes Zeitmilieu sind besonders mannigfaltig.

Ich nenne der Kürze halber theoretische Möglichkeiten und belege sie mit Beispielen:

1. *Innere Vereinsamung.* Das Beispiel des unbefriedigten Arbeiters, der sich eine Sonntagswelt, ein geistiges Wolkenkuckucksheim schafft, ist auch dafür beispielhaft.

2. *Solitäre Weltflucht* als »soziale Non-cooperation«. Die Arbeiterjugend von gestern hat einen besonderen Typus des »*Tipplers*« entwickelt, der sich weigert, »für diese kapitalistische Gesellschaft zu arbeiten« und der es daher vorzieht, sich walzend von ihr ernähren zu lassen<sup>1</sup>. Dann folgen aber kollektive Reaktionen in reicher Vielfältigkeit. Da »*Leiden am sozialen Zeitstil*« eine *Zeitkrankheit* ist, da diese Krankheit ihre spezifischen, sich je in vielen Fällen wiederholenden Formen und Symptome hat, wird die *Nicht-Angepaßtheit* an den sozialen Zeitstil nur zur neuen Vergesellschaftungschance<sup>2</sup>. So entstehen non-cooperative und aggressive Protestvergesellschaftungen.

3. *Sektiererische Weltflucht*. Dieses *kollektive* »Sich-von-der-Welt-distanzieren« treibt den ungezählten Sekten namentlich viel Arbeiter- und Kleinbürgerpublikum zu, ein Publikum also, bei dem zum Kranksein an einer Welt, die man nicht versteht, auch noch materielle Existenznot hinzukommt. Mazdaznan, biochemische, augendiagnostische, rohköstlerische und andere Vereinigungen rekrutieren sich zum Teil, die Häußersche, Weißenbergsche und andere Sekten wohl ganz aus solchen *Weltkranken*. Die äußerste Konsequenz ist die »geschlossene *Siedlung*«, der *Versuch*, innerhalb der »*schlechten*« und »*kranken*« Welt eine »gute« und »gesunde« insulare Eigenwelt zu etablieren.

4. »*Man muß die Welt ändern.*« Die teils fortschrittlichen, teils romantisch rück-blickenden Reform- und Umsturbewegungen reichen vom politischen Parteiwesen bis in die Gegend des eben genannten Sektierertums hinein. Die bündischen Vergesellschaftungen haben eine eigenartige Mittelstellung zwischen *Non-Cooperation* und *Aktion*. In der kulturellererischen oder kulturevolutionären Werbung für irgendeinen von den vielleicht zwanzig »neuen Menschen«, die uns seit Jahrzehnten gepriesen werden, sind sie durchaus aktiv bis aggressiv (Völkische Bewegung!). Damit verbindet sich aber, wenn auch an Gewicht verlierend, das non-cooperative Moment der Wander- und Naturbewegung. Darin steckt doch viel von Flucht aus der Stadt, sich-distanzieren von der städtisch-industriellen Kultur. Die Arbeiterbewegung hat nicht ohne Geschick die Arbeiterjugend aus der Flucht in die Natur, der romantischen Abkehr von der Gegenwart zurückgerufen, die Wanderbewegung erhalten, aber sie von der abseitig weltflüchtigen Verneinung befreit, und der Jugend einen Platz innerhalb der gegen-

1 Das heutige Tipplertum ist in der Regel auf den Mangel an Arbeitsgelegenheit zurückzuführen.

2 Vgl. Geiger, »Gruppe als verwirklichtes Ich-Ideale«. Arch. f. angew. Soz., I. Heft 2 u. 3.

wärtigen Welt angewiesen, an dem sie sich für die künftige durch  
tätige Leistung einsetzen mag.

5. Hier kehrt endlich die Figur des *Weltverbesserers* und des trans-  
mundan-sozialen Grüblers in neuem Aspekt wieder. Geltungssüchtige  
Hysteriker, phantastische Pseudologen, Paranoide, weltkranke Epilep-  
tiker, Psychopathen aller Art haben es heute leicht, als »falsche Pro-  
pheten« aufzutreten und Scharen um sich zu sammeln. — Mehr als  
sonst mag aber auch der wirklich tiefe Geist, des weltanschaulichen  
Gemetzels überdrüssig und am Heil des lebenden Menschengeschlechts  
verzweifelnd, über die Schwelle gegenwärtiger Gesellschaft in das  
Jenseits einer geschauten und mit einer künftigen Menschheit inbrün-  
stig gefühlten entfliehen.



### 13. Erziehung als Gegenstand der Soziologie

In: Die Erziehung, Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben, 5. Jg., Heft 7, Verlag Quelle und Meyer (jetzt Heidelberg), Leipzig 1930, S. 405—427.

#### I

##### Vorbemerkungen

Erziehung als Tatsache zeigt kulturelle Lebenswerte in einem besonderen zwischen-menschlichen Wirkungsablauf. Ganz richtig haben *H. Hart* und *A. Pantzer*<sup>1</sup> die Frage, ob und wie weit Tieren geselliges und (was im Grunde dasselbe ist) kulturelles Leben eignet, zu der andern Frage besondert: inwieweit sind bei Tieren »behavior patterns« nachweisbar, deren überindividuelle Geltung und Dauer nicht kraft angeborener Instikte (durch Vererbung), sondern durch Nachahmung und Erziehung (durch Überlieferung<sup>2</sup>) gewährleistet ist?

Der eminent gesellschaftliche Charakter der Erziehung steht über allem Zweifel. Gesellschaft ist ohne Erziehung nicht denkbar, wie anderseits Erziehung nur in der sozialen Sphäre möglich ist. Weshalb denn auch das Erziehungsdenken immer dem Gesellschaftsdenken streng entspricht. Nicht allein, nicht einmal vorwiegend in dem Sinne, daß die Erziehungsziele jeweils am gesellschaftlichen Willen ihrer Epoche ausgerichtet sind, sondern schon rein stilistisch in der Weise, daß die Auffassung vom Wesen der Erziehung jeweils aufs engste mit zeitgenössischer Art und Methode des Gesellschaftsdenkens zusammenhängt.

Nicht alles Gesellschaftsdenken ist Soziologie im heutigen Sinn. Die platonische Gesellschaftslehre z. B. ist Schulbeispiel dafür, wie über gesellschaftliche Dinge so recht unsoziologisch gedacht werden kann; dieser Sozialethik entspricht die Kalokagathie der platonischen Tugendpädagogik. Eine spekulative Menschheitssozialphilosophie findet ihr genaues Seitenstück in humanitär orientierter Pädagogik; der pädagogische Naturalismus geht denknotwendig mit dem Kulturpessimismus

1 »Have subhuman animals culture?« *American Journal of Sociology*, Bd. XXX, Heft 6, Chicago 1924.

2 Z. B. der Gesang vieler Vögel, der vom Exemplar nur in Gesellschaft von Artgenossen erlernt wird und bei der gleichen Art regional (»nach Nationen«) variiert.

des biologisch-naturalistischen Gesellschaftsdenkens Arm in Arm. Das sind nur Beispiele.

Immer hat das Erziehungsdenken sich der Kategorien zeitgenössischen Gesellschaftsdenkens bewußt bedient oder sie unbewußt vorausgesetzt, weil Erziehung immer als Parthenogenesis der Gesellschaft ersichtlich war.

## II

### *Forschungsgeschichtliches*

Es konnte nicht anders sein, als daß die Soziologie, von Anbeginn ihres Auftretens als Gesellschaftswissenschaft mit dem Anspruch auf Geltung als selbständiger Forschungszweig, sich zugleich tiefstgehend mit den Fragen der Erziehung beschäftigte.

In Frankreich finden wir *Gabriel Tardes* soziologischen Widersacher *Emile Durkheim* (1858—1917) seit 1887 an der *Faculté des Lettres* zu Bordeaux damit beauftragt, neben Sozialwissenschaften auch Pädagogik zu lehren. Für *Durkheim* mit seiner Theorie von der zwingenden Macht der »faits sociaux« war ja übrigens der Erziehungsvorgang geradezu Quintessenz des sozialen Lebens. 1895 wird sein Lehrauftrag zu einem ordentlichen Lehrstuhl ausgebaut. Seit 1902 vertritt er an der Sorbonne den kranken Pädagogen *Buisson*, dessen Nachfolger er 1906 wird, und 1915 wird der einstige pädagogische Lehrstuhl *Buissons* für den soziologisch geneigten Nachfolger in einen solchen für Pädagogik und Soziologie verwandelt.

Lange vor diesen mit *Durkheims* klangvollem Namen verknüpften Neuerungen im offiziellen akademischen Leben haben der geographische Determinist *P. G. Fr. Le Play* (1806—1882) und der Tiersoziologe *A. Espinas* (*L'idée générale de la pédagogie*, 1884) neben soziologischen auch pädagogische Studien getrieben. Nachmals hat der geniale *I. M. Guyau*, dreiunddreißigjährig sterbend, neben seiner *Soziologie der Kunst* und der *Irreligion der Zukunft*, ein Werk über *Erziehung und Vererbung* (1910) hinterlassen, der greise *G. Le Bon*, Verfasser ungezählter Werke, bei uns als Massenpsycholog bekannt, hat auch ein Buch über *La psychologie de l'éducation* (1906) geschrieben. —

Über das Verhältnis zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft in den Vereinigten Staaten hat uns jüngst *Andreas Walther*<sup>1</sup> gute Auf-

<sup>1</sup> Soziologie und Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten, Karlsruhe 1927. S. 99 ff.

schlüsse gegeben. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bahnten der alte *Giddings* und *L. F. Ward* die Synthese beider Wissenschaften an. Seit etwa 1915 kann man vom Dasein einer besonderen Disziplin der »Educational Sociology« sprechen. 1922 gliedert sich die *American Sociological Society* eine *Section on Educational Sociology* an, 1925 gründen *Snedden* und *Kulp* eine *National Society for the Study of Educational Sociology*. *Betts, Chancellor, Clow, Dewey, Dutton, King, Monroe, Peters, O'Shea, W. R. Smith, Snedden* sind Verfasser von Lehrbüchern zur »Educational Sociology«. Pädagogen und Soziologen beackern gemeinsam dieses Feld der Forschung und der Lehre. Am *Teachers College* der *Columbia University* New York haben *Snedden* und *Kulp* je einen ordentlichen Lehrstuhl für »Educational Sociology« inne, deren Studium für künftige Lehrer verpflichtend ist.

In Deutschland ist das Schrifttum zur Soziologie der Erziehung noch mager. Bis vor kurzem gab es an Spezialarbeiten dazu nur *P. Barths* Werk über die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung, *Müller-Lyers* mit Vorsicht zu genießende *Zähmung der Nornen* (1918), daneben ein paar Aufsätze von *P. Honigsheim* und *Karl Dunkmann*. Von den neueren Soziologen streifen zwar *Max Weber* und *Franz Oppenheimer* das Problem, ohne freilich besonders Tiefes darüber sagen zu können. Die entscheidenden Antriebe zu einer Soziologie der Erziehung gingen in Deutschland wesentlich von Pädagogen aus, und zwar bezeichnenderweise weniger von den Erziehungswissenschaftlern, als von den schreibenden Lehrern. In ihren Aufsätzen, die in der Berufspresse überall verstreut sind, ist viel Gelegenheitssoziologie enthalten, deren Dasein als Symptom Beachtung verdient, mag auch ihr Gedankengehalt von ungleichmäßigem Werte sein<sup>1</sup>. In jüngerer Zeit sind aus Lehrerkreisen ein paar Werke erschienen: *Kaweraus* »Soziologische Pädagogik« (1924, 2. Aufl.) knüpft an *Müller-Lyer* an, *R. Lochners Deskriptive Pädagogik* (1927), *H. Schröders Soziologie der Volksschulklasse* (1928) und *C. Weiss' Pädagogische Soziologie* (1929) arbeiten mit dem Rüstzeug der neueren, einzelwissenschaftlichen Soziologie. Endlich enthält *Dunkmanns Angewandte Soziologie* (1929) ein größeres, die Erziehung betreffendes Kapitel.

Im Lehrbetrieb unserer Hochschulen spielt die Soziologie der Erziehung noch keine anerkannte Rolle. *Dunkmann* hat als Privatmann seit Jahren im Rahmen der Lehrerfortbildung soziologische Ferienkurse

<sup>1</sup> Mein Schüler *B. Westphal* sammelt und sichtet z. Z. diese Literatur, um ihren wertvollen Teil zugänglich zu machen.

abgehalten. *Honigsheim* hat in den Kreisen der entschiedenen Schulreformer ähnlich gewirkt. Zum erstenmal wurde im Freistaat Braunschweig 1927 das Studium der Soziologie im Rahmen der dort an der Technischen Hochschule gepflegten Ausbildung der Lehrer und Gewerbeoberlehrer zur Pflicht gemacht, 1928 wurde daher ein Lehrstuhl für Soziologie mit der besonderen Aufgabe errichtet, die Soziologie der Erziehung zu pflegen.

### III

#### *Das Verhältnis zwischen Pädagogik und Soziologie*

*Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe* belehrt uns noch 1922: Pädagogik ist »Erziehungskunst, Wissenschaft von den Prinzipien und Methoden der Erziehung des (jugendlichen) Menschen nach allen Richtungen der menschlich spezifischen Vervollkommnung im Sinne des (historisch-sozial bedingten, aber zuoberst allgemeingültigen) Menschheitsideal. Die Ziele der Erziehung gibt die Ethik und die Kulturauffassung (Kulturphilosophie), während die Psychologie die Handhabe für die richtige, zweckmäßige Beeinflussung des Menschen gewährt.«

Noch ist es *Herbart*, der hier spricht, von einem leisen Hauch *Fr. Paulsens* Geistes berührt. *Dilthey*, der Vorkämpfer des pädagogischen Psychologismus wird sowenig erwähnt wie spätere Richtungen.

✓ Gleich einem Grenzland, über das die Stürme der Geschichte hinweg, hat die Pädagogik so manche Fremdherrschaft im Lauf der Zeit ertragen, eine von Hand zu Hand gereichte Provinz. Der Theologie folgte auf den Thron der Ethik. Gegenüber *Herbarts* These von den beiden Grundwissenschaften der Pädagogik: der Ethik, die sie teleologisch normiert, und der Psychologie, die ihr methodisch die Richtung weist, werden erstmals 1882 von *Fr. Paulsen* die Ansprüche der Kulturphilosophie angemeldet. 1888 bricht *Diltheys* epochemachende Akademierede dem Psychologismus Bahn. Im Jahr danach erscheint *G. A. Lindners* Grundriß der Pädagogik, in dem — schon von *O. Willmann* 1882 vorbereitet — die Sozialphilosophie ihre Herrschaftsgelüste bekennt. (Sie nennt sich bei *Lindner* zwar »Soziologie«, ist aber durchaus spekulative Sozialphilosophie.)

Es ist kein Wunder, daß ursprünglich auch die Soziologie, kaum auf eignen Namen getauft und zu selbständigem Leben erwacht, ähnliche Absichten hegte. Hält sich doch die ältere Soziologie — und zum Teil auch noch die heutige — für die synthetische Kron- und General-

wissenschaft, die in der Dreistadienabfolge *Auguste Comtes* berufen ist, das Erbe der Metaphysik anzutreten. Letztes Maß aller Dinge bestimmend, kann sie die Pädagogik nicht ihre Bahn ziehen lassen.

Noch heute ist dies das Verhältnis zwischen Soziologie und Pädagogik in den Vereinigten Staaten mit ihrer noch nicht überwundenen positivistischen Überlieferung und dem optimistischen Glauben an den gradlinigen Fortschritt der Menschheit im Zeichen der Vernunft. Man muß *L. F. Wards* so bleibend und tief wirkende Soziologie kennen, um das ganz zu verstehen. Ähnlich *Kants* psychologischer und pragmatischer Anthropologie unterscheidet *Ward* eine reine und angewandte Soziologie. Die erste handelt von dem natürlichen Bau und Werden der menschlichen Gesellschaft nach ihren immanenten Gesetzen, die zweite aber von den Einflüssen planmäßig-zweckhafter (»telic«) Tätigkeit des Menschen auf die gesellschaftliche Entwicklung. Sozialpolitik und Erziehung sind die entscheidenden Mittel gesellschaftlicher Vervollkommnung, und die Erziehung vor allem nennt *Ward* selber den Urweg gesellschaftlichen Fortschritts« — »das beste Mittel, um die Gesellschaft vor dumpfem Traditionalismus zu bewahren« fügt *Ch. Ellwood* hinzu. Nach dieser Verfahrensvorschrift baut sich die amerikanische *Educational Sociology* auf. Drei Aufgaben<sup>1</sup> stellt sie sich:

1. Die Soziologie hat die vorhandenen Kulturgüter auf ihren gesellschaftsfördernden und gesellschaftbildenden Wert zu prüfen, hat eine soziologische Rangliste der Kulturgüter aufzustellen, an deren Hand die Pädagogik aus dem Gesamtbestand der Kulturgüter das Lehrgut auswählen mag (pädagogische *Inhalts-Wertlehre*)<sup>2</sup>.

2. Der gesamte Erziehungsbetrieb wird in seinen einzelnen Erscheinungen daraufhin geprüft, ob alle Maßnahmen auch wirklich aufs beste dem idealen gesellschaftlichen Fortschritt dienen (pädagogische *Formen-Wertlehre*).

3. Dazu bedarf man als Grundlage einer genauen soziographischen Aufnahme und soziologischen Analyse der tatsächlichen Erziehungszustände und -anstalten. Man schafft diese Grundlagen durch Enquêtes, Statistik und Berichte<sup>3</sup>. Dies sind die empirischen Grundlagen der beiden oben genannten Zweige der normativen *Educational Sociology*.

1 Vgl. *Andreas Walther* a. a. O., S. 108.

2 Diese Ansicht findet typischen Ausdruck in dem Titel eines Buches von *David Snedden*: *Sociological determination of objectives in education*. London 1921.

3 So — ohne normative Absichten — im deutschen Sprachgebiet der *Plan R. Lochners*.

Von ähnlichem Geist zeugt in Deutschland *Müller-Lyers* Werk. Positivistisch und fortschrittsgläubig ist auch er davon überzeugt, daß letzter und einziger Sinn des Daseins Förderung und Fortschritt der menschlichen Gesellschaft sei. Wie allem Tun so erwachsen auch dem erzieherischen aus dieser These die richtungweisenden Imperative. Eine »Volksphilosophie« nennt *Müller-Lyer* sein soziologisches System nach phaseologischer Methode. Rückschauend stellt die Soziologie bisherige Gesellschaftsentwicklung fest, vorschauend zeigt sie die Linien künftiger gebotenen Vorwärtsschreitens an. Fußend auf diesem bürgerlichen Marxisten hat *Kawerau* ein soziologisches Bild des Erziehungswesens um die Jahrhundertwende zu geben versucht.

Wo immer die Soziologie enzyklopädische Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft sein will, dort kann sie nicht anders, als normativ gegenüber der Pädagogik aufzutreten. Die letzten Jahrzehnte brachten eine ganz neue soziologische Schule hervor, die an *Levy-Bruhl* und *Durkheim* anknüpft, deren Gedanken aber in engen Zusammenhang mit der marxistischen Lehre zu bringen sucht: es ist der Kreis der erkenntnistheoretischen Soziologen um *Max Adler* (*W. Jerusalem, S. Bernfeld* u. a.), Forscher, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die soziale Bedingtheit auch der letzten Grundkategorien unseres Denkens nachzuweisen. In eigentümlicher dialektischer Wendung bemühen sich die Mitglieder dieses Kreises, der sich zum Teil mit dem der entschiedenen Schulreformer überschneidet, nicht nur den Erziehungsstil einer Epoche aus ihrem ökonomisch-sozialen Aufbau zu erklären, sondern andererseits in der Erziehung unmittelbar ein Klassenkampfwerkzeug zu erblicken (Ressentiments-Pädagogik). Bei *Max Adler* treten diese Gedanken in Verbindung mit *Kant*-Fragmenten auf, bei *Siegfried Bernfeld* in einem eigenartigen Gemenge: mit *Freudschen* Ideen. Eine im Grunde ganz unmarxistische Auffassung; wie kann, wenn die geistige Welt nur Überbau der ökonomisch-sozialen ist, mit pädagogischen, also geistigen (ideologischen) Mitteln die Welt der Tatsachen verwandelt werden? Es ist vor allem *Honigsheim*, der die Doppelfunktion der Erziehung als ideologisches Werkzeug der Klassenherrschaft einerseits und des Klassenkampfes andererseits hervorzuheben nicht ermüdet. (In ähnlicher Weise, doch mit *Marx*-feindlicher konservativer Tendenz stellt sich neuerdings die Gesellschaftsweisheit *Karl Dunkmanns* dar, die ebenfalls mit einer soziologischen Kritik der Erkenntnis letzte, auch für die Pädagogik normative, Wahrheiten zu entdecken sich anheischig macht.)

Bezeichnenderweise sind es mehr die sozialistischen Pädagogen, als die Soziologen von Fach, die solchen Gedanken nachhangen. Zu *Honigsheims* Persönlichkeit ist sicher der pädagogische Gestaltungswille der

eigentliche Schlüssel, *Dunkmanns* Bestrebungen werden aus dem pädagogischen Eros des einstigen Theologen verständlich<sup>1</sup>.

Im übrigen ist es die um den Bund entschiedener Schulreformer gescharte radikale Lehrerschaft, die sich den Verlockungen einer sich normativ aufblähenden und auf den falschen Paß der Empirie reisenden Soziologie hinzugeben in Gefahr ist.

Jene empirisch-einzelwissenschaftliche Soziologie aber, die in Frankreich von *Gabriel Tarde*, in Deutschland von *Georg Simmel* und *Ferdinand Tönnies* ihren Ausgang nahm und heute ihren klaren Weg macht, ist schlechthin abgeneigt, irgendeinem andern Forschungszweige gegenüber richtungweisend aufzutreten. Nicht-aktivistisch aus Überzeugung bleibt sie als reine Theorie zurückgezogen im Hintergrunde, zufrieden damit, wenn sie nur Fachnachbarn Anregungen bietet und Hilfe leisten darf und als bescheidene Hilfswissenschaft dort Anerkennung findet. Die Erziehungswissenschaft steht neuerdings im Begriffe, ihre Autonomie gegenüber der Philosophie, aber auch gegenüber jeder anderen Wissenschaft durchzusetzen. Fast scheint es, als könne ähnliches Schicksal Pädagogik und Soziologie darin zu Bundesgenossen machen. Hat doch auch die Soziologie Jahrzehnte hindurch gegen die Scheelsucht und den geistigen Imperialismus älterer Zweige einen zähen, heute noch nicht ganz verebbten Kampf um ihre Anerkennung als selbständige Disziplin zu führen gehabt.

Es sind bislang noch wenige Arbeiten zur Soziologie der Erziehung in diesem Sinne geleistet worden. 1927 erschien *Rudolf Lochners Deskriptive Pädagogik*, 1928 *Hugo Schröders Soziologie der Volksschulklasse*, 1929 *Carl Weiss' Pädagogische Soziologie*. Alle drei Werke stammen von Schulmännern, denen es an eigentlich soziologischer Schule gebricht. Unendlich viel mehr hätten sie leisten können, hätten sie sich nicht darauf angewiesen geglaubt, die Kategoriensysteme mehrerer Soziologen der Gegenwart ekletisch miteinander zu verbinden und so aus nicht zusammenstimmenden Elementen ein Kategoriensystem für den Augenblicksbedarf gebastelt.

Ich übergehe die Gelegenheitssoziologie in den pädagogischen Werken *Ernst Kriecks*, nenne aber einen erst noch angekündigten 3. und 4. Band des Riesenwerks der *Mathilde Vaerting Zur Soziologie und Psychologie der Macht*. Hier scheinen, nach dem bisher vorliegenden Band zu urteilen, historische und enzyklopädisch-soziologische Gedankengänge mit einzelnen wissenschaftlich-empirischen eine eigenartige Ehe eingehen zu wollen.

<sup>1</sup> Vgl. meine ausführliche Rezensions-Abhandlung »Soziologie oder Soziosophie« in Köln. Vierteljahresshefte, VIII, 2.

*Die autonome Pädagogik und der Begriff der Erziehung in soziologischer Betrachtung*

Die autonome Pädagogik wehrt sich dagegen, eine bloße Kunstlehre dafür zu sein, wie ein ihr von außen her vorgegebenes Ziel am Menschen verwirklicht werden solle. Sie wagt die Behauptung, der pädagogische Vorgang sei eigener Sonderart, trage in sich seine Gesetzmäßigkeit, die zu erforschen ihr allein aufgegeben sei. Es ist, wenn ich recht verstehe, der Gedanke der Bildsamkeit, der sich einerseits (passiv) als Entfaltungsfähigkeit des Menschen, anderseits (aktiv) als Gestaltungsdrang des Menschen darstellt. Während alle andern Wissenschaften diese beiden Funktionen notwendig auseinanderreißen, sieht eigentlich pädagogisches Denken (nach Ansicht der Autonomisten) die beiden Funktionen in einem einzigen Prozeß unlösbar miteinander verschmelzen. Damit bricht sowohl die Brücke zum pädagogischen Objektivismus (Kulturwert-Pädagogik) als auch zum pädagogischen Subjektivismus (Expressionismus und Naturalismus) ab.

Nach des Verfassers Überzeugung besteht hier eine unbedingte Übereinstimmung mit der Auffassung von der Erziehung, wie die erfahrungswissenschaftliche Soziologie diese Erscheinung sehen muß.

*Paul Barth* nennt bekanntlich die Erziehung »Fortpflanzung der Gesellschaft«. Das ist nur möglich, wenn man einerseits im Sinne der enzyklopädischen Soziologie älterer Richtung die menschliche Gesellschaft als universelle Gesamtheit (substanziell) sieht. Die empirische Soziologie bezweifelt die Existenz eines sozialen Gebildes »Menschheit«, zumindest tritt für sie dieses bestenfalls ideelle Gebilde hinter den realen kleineren Gruppen an Bedeutung zurück. Zum zweiten aber würde *Paul Barths* Definition nur zutreffen, wenn man, wie er, die Gesellschaft als Geistorganismus auffaßt und demnach Fortpflanzung der Gesellschaft von vornherein als geistige Fortpflanzung versteht. Es sei denn, man gliedere, *Carl Weiss* beipflichtend, die Erziehung in einen (physischen) Fürsorge-, einen (gesellschaftlichen) Sozialisierungs- und einen (objektiv-kulturellen) Bildungsbereich.

Richtig ist: Erziehung ist die Kehrseite der Tatsache, daß menschliche Gruppen Geschichte haben und daß sie Schwund und Zuwachs des in ihnen vergesellschafteten Menschenkreises überdauern. Damit aber ist Erziehung für den Soziologen schon zu einem Teilphänomen innerhalb eines größeren Kreises von Erscheinungen zusammengeschrumpft. Allen menschlichen Gruppen naturnotwendige Daseinsäußerung ist,



daß das Leben in ihnen den einzelnen Menschen prägt, wie dieser wiederum das Gruppenleben von sich aus beeinflußt.

Wer als Soziologe die unendliche Fruchtbarkeit der *Theodor Littschen* phänomenologischen Strukturanalyse erkannt und für sich nutzbar zu machen versucht hat, für den ist in alle Zeit die Antithesis »Einzelmensch und Gruppe« ihrer logischen Schrecken entkleidet. Individuum und Gemeinschaft sind nur die polaren Ausdrücke für einen identischen Gegenstand: den Menschen.

Jeder Gruppe entspricht ein ihr eigener, im Mechanismus menschlichen Betätigungsdranges durchgesetzter So-Seins-Typus, den ich das Ich-Ideal<sup>1</sup> der Gruppe nannte. Diesem Ich-Ideal, einer zur vorgestellten Gestalt geballten Reihe von Person-Qualitäten, gleicht der Genosse sich im Gruppenleben an. Doch ist zugleich dieses Ich-Ideal elastisch genug, um fortlaufend unter dem Einfluß der Persönlichkeiten Wandlungen ertragen zu können.

Indem ich innerhalb einer Gruppe, mich ihr einfügend und doch wiederum auf sie zurückwirkend, mein Wesen entfalte, bilde ich mich. *Bildung ist ein Prozeß, der sich zwischen einer Gruppe und den ihr zugehörigen Menschen als Partnern oder Polen vollzieht.*

Welches sind die bildenden Mächte?

1. Die gesellschaftlich geformte Sachumwelt, Bauten, Kunstwerke, technische Vorrichtungen, die vom Menschen »domestizierte« Natur usw. wirken auf den Menschen allein schon dadurch, daß er sie Tag um Tag wahrnimmt und in seinem Bewußtsein verarbeitet. Es ist noch zu fragen, inwieweit auf diesem Wege allein, d. h. ohne vorherige Schaffung einer Verständnisvoraussetzung durch Beispiel und Mitteilung, bildende Einflüsse dem Menschen zuströmen können. Anders gefragt: Inwieweit wohnt den von Menschen gestalteten leblosen Dingen selber der Geist inne, der sie gezeugt hat, wie weit spricht dieser Geist durch die Maske der Dinge auch ohne Hilfe des Dolmetschers?

2. Die menschliche Mitwelt gibt mir Beispiele. Handlungsmuster, von den Genossen um mich her geübt, finden meine Nachahmung. Wie unter Ziffer 1 die *Durkheimsche* Erklärung der Gesellschaft ihren Beitrag liefert, so hier die *Gabriel Tardesche*. Man hat die Wirkung des Beispiels oft als »unbewußte Erziehung« bezeichnet. Deshalb wohl, weil man erst vor der planmäßigen, wissenschaftlich untergründeten Erziehung her vorstoßend gelegentlich auch auf die Bedeutung solcher Einwirkungen aufmerksam wurde. Der Ausdruck ist nichts als eine

<sup>1</sup> Genaueres hierüber, insbesondere über die Genesis des Ich-Ideals, ist zu finden in meinem Aufsatz: »Gruppe als verwirklichtes Ich-Ideal.« *Archiv für angew. Soziologie* I. Heft 2 u. 3.

forschungspsychologisch verständliche Metapher. («Die heimlichen Mit-erzieher«.)

3. Auf die Handlungen des dem grupplichen Ich-Ideal unzulänglich Angepaßten antworten die Genossen durch ihr öffentliches Urteil. Öffentliches Urteil — es mag mich treffen seitens der Allgemeinheit oder seitens eines einzelnen Genossen. Über den Genossen als solchen urteilend, ist jeder andere stets Vertreter der Gruppenöffentlichkeit. Nicht ausgesprochen braucht dieses Urteil zu werden. Der mißbilligende Blick, das Zeigen der kalten Schulter, die kühle Aufnahme genügen als Ausdrücke.

4. Jetzt erst folgt in der Stufenleiter die Erziehung. Ist Bildung ein Vorgang, so ist Erziehung die auf ihn gerichtete bewußte Tätigkeit. Bilden muß im Grunde der Mensch sich selbst — oder ihn das Leben. Bildung ist ein Prozeß, dem er ausgesetzt ist. Durch erzieherische Tätigkeit gewährt der Mitgenosse ihm Bildungshilfe.

Erziehung ist also bewußte Äußerung eines Einflusses in bestimmter Richtung. Nicht aller persönliche Einfluß stellt sich als Bildungshilfe dar. Suche ich den Mitmenschen zu einer bestimmten Handlung zu beschwätzen, so beeinflusse ich ihn, doch erziehe ich ihn nicht. Ich suche ihn »herumzukriegen«. Erziehung geht auf das ganze Wesen des Menschen, bloße Beeinflussung auf ein einzelnes Handeln. Erziehung trifft die innere Haltung, Beeinflussung das Verhalten. Erziehung zielt auf den Menschen. Beeinflussung auf ein bestimmtes Sachziel, zu dessen Erreichung mir ein Mensch als Werkzeug erscheint. Gleich aller Dressur drückt bloße Interessenbeeinflussung das lebende Wesen zum Werkzeug meines Willens herab.

Auch das Gruppenurteil ist persönlicher Einfluß. Es steht in der Mitte. Von bloßer Beeinflussung unterscheidet es sich, weil es nicht auf ein einmaliges So-Handeln, sondern auf die Wiederholung *typischen* Handelns, auf das Handeln selbst, nicht auf seinen sachlichen Erfolg zielt. Der Erziehung gegenüber steht es zurück, sofern es sich mit typischem Verhalten begnügt, der *Gesamthaltung* des Menschen, die auf die Erziehung sich richtet, nicht achtet.

Erziehung muß als solche beabsichtigt sein. Doch ist nicht nötig, daß der einzelne Erziehungsakt Glied in der Kette eines planvoll angelegten Erziehungswerkes sei. So unterscheidet sich bewußt *planmäßige* von bewußter, aber *spontaner*, gelegentlicher Erziehung. Es ist ein weiter Weg von planmäßiger Erziehung bis zur *anstaltlich eingerichteten*. Erst auf höherer Stufe der Kulturentfaltung beginnt ein Gesellschaftsgefüge die Bildungshilfe, deren es die Neulinge in seinem Kreis bedürftig glaubt, anstaltlich zu organisieren und Erziehungstätigkeit zum Inhalt eines Berufs zu machen. Manche Irrtümer und Wider-

sprüche im Begriffsgebäude der wissenschaftlichen Pädagogik mögen davon kommen, daß die Erziehung vom Pädagogen einseitig aus dem Blickpunkt seines Standortes gesehen wird: ist er selbst als Vertreter seines Berufs doch erst auf der Stufe der Veranstaltung der Erziehung möglich! Darum ist für ihn als Berufswerk veranstaltete Erziehung *die* Erziehung kat' exochen.

Spekulative, vor allem geist-organizistische (*Schäffle, Barth*) oder idealistisch-universalistische (*Spann*) Soziologie, sieht von vornherein für jeden Menschen eine Gruppe höchster Würde und letzten Geltungsanspruchs gegeben, innerhalb deren alle andern Gruppierungen — Beruf, Partei, Familie, Bund und Verein, Religionsgemeinschaft und wirtschaftlicher Interessenverband — nur untergeordnete Teilerscheinungen sind. So auch zuletzt *Dunkmann* in seiner angewandten Soziologie. Dann ist die von der staatlich-völklichen Einheit veranstaltete und aufgebaute Erziehung die in erster Linie maßgebende. Alles andere Erziehungswerk kann hierzu höchstens Ergänzung, Besonderung, Abschattierung bieten. Auch die Familie macht hiervon keine Ausnahme. *Jüngst* hat in seinem *Staat des deutschen Menschen* (S. 66), auch *Ernst Krieck* hat wieder behauptet, nirgends in der Welt sei die Familie selbständiges Sozialgebilde. (Dies unter sonderbarer Mißdeutung des Sinnes früh-patriarchalischer Zustände.) So scheint denn die Familie nur die widerrufflich beauftragte erzieherische Unterinstanz der völklichen Gemeinschaft zu sein. Dies ist der letzte Grundsatz, der ausgesprochen oder stillschweigend vorausgesetzt alle Sozialpädagogik leitet.

Hier deckt sie sich mit der älteren, noch von *W. H. Riehl* vertretenen Soziallehre, wonach die Familie, Grundlage und Keimzelle völkisch-staatlichen Lebens und diesem sinngemäß untergeordnet sei.

Zuletzt hat *Krieck*, *Naturrecht der Körperschaften auf Erziehung*, 1930, diese Gedankengänge ausgebaut, indem er den im Sinne des sozialphilosophischen Organismus hierarchisch gestuften, von der »Volkheit« überhöhten Körperschaften ein (kollektives) »Naturrecht« auf Erziehung und Bildung unter der »natürlichen« Oberhoheit des Volkes zuschrieb. Mit diesem Buch hat *Krieck* den pädagogischen Autonomiegedanken praktisch preisgegeben. Sein Erziehungsdenken zeigt sich als normiert durch eine völkische Sozialprogrammatur.

Erfahrungswissenschaftliche Soziologie läßt sich nicht auf die Feststellung solcher Rangordnungen ein, die nur als Forderungen, nicht aber als Tatsachen bestehen können. Sie sieht vielmehr jeden Menschen in Dutzenden, ja Hunderten sozialer Gruppen stehen, von denen jede, dem natürlichen Gesetz grupplichen Daseins entsprechend, in einem

Bildungsverhältnis zum Menschen steht. Jede Gruppe hegt ihr Ichideal, in jeder Gruppe findet ein besonderer Bildungsvorgang statt, jede Gruppe übt Erziehung. So viele Gruppen, so viele Erziehungen. Erziehung ist nichts, was nur Erwachsene an der Jugend vollbringen, Erziehung hat gleich der Bildung kein Ende bis in den Sarg. *Unser Leben lang stehen wir in so vielen Bildungsströmen wie Gruppen und müssen lebenslang Erziehungen dulden.*

Es stürzen zusammen die Theorien von dem konkret und ein für allemal bestimmten Ziel der Erziehung. Denn jede Gruppe setzt ihrer Erziehungstätigkeit den eignen So-Seins-Typus zum Ziel.

## V

### *Veranstaltliche Erziehung und Erziehungsziel*

Heiß tobt der Streit um das Ziel der Erziehung in der modernen Pädagogik. Nur *jener* Erziehung versteht sich, die vom Staat als dem Sachverwalter der Volksgemeinschaft veranstaltet und betreut ist. Die Unmöglichkeit, das ganze offizielle Erziehungswerk auf *ein* Ziel abzustellen, hat sich auf der schulgesetzgeberischen Entwicklungslinie von der Reichsverfassung bis zum *Keudellschen* Schulgesetzentwurf und zum Preußischen Konkordat erwiesen; hat noch die Reichsverfassung im wesentlichen sozial-pädagogisch gedacht, die simultane Gemeinschaftsschule als Norm gesehen und Bekenntnis- oder Weltanschauungsschule doch nur als Ausnahme zugelassen, so stehen die drei, genauer gesagt die vier Schularten im Reichsschulgesetzentwurf gleichen Ranges nebeneinander. Die öffentliche Schule unterstützt damit — trotz der im wesentlichen doch nur deklamatorischen Duldsamkeitsklausel — Keimlegung und Wachstum ideologischer Gegensätze in der Jugend des Volkes.

Unvermeidlich ist dies, solange Erziehung ein jenseits ihrer selbst liegendes Ziel anstrebt. Mir scheint, daß veranstaltliche Erziehung den Sinn und die Tendenz habe, bis zum äußersten möglichen Grad Erziehung ohne jenseits ihrer liegendes Ziel zu werden.

Solange Erziehung spontane Funktion jeder beliebigen Gruppe ist, hat sie kein planvoll überlegtes Ziel, sondern sie steht unreflektiert im Lebensablauf der Gruppe. In diesem Stadium, in dem sich noch heute die Erziehungstätigkeit ungezählter Gruppen bewegt, hat Erziehungswissenschaft keinen Platz. Sie tritt erst auf den Plan, wo Erziehung innerhalb eines größeren gesellschaftlichen Gesamtgefüges (z. B. der Staatsnation) sich als besonderes Aufgabengebiet berufsteilig heraus-

geschält hat. Erst als selbständig geschlossenes System geistig-kultureller Betätigung ist Erziehung Gegenstand einer besonderen Geisteswissenschaft.

Spontane Erziehung ist an den herrschenden Gruppengeist durchaus gebunden. Sie ist ihrer Tendenz nach vergangenheitsgebunden und konservativ. Wenn sie gleichwohl das Gruppenleben nicht zum Brackwasser macht, nicht die starre Verhornung einer einmal erreichten Zuständigkeit zur Folge hat, so ist dies nur der Tatsache zu verdanken, daß dem Individuum Eigenständigkeit und schöpferische Kraft innewohnt, daß also eine bis zum Gruppenkretinismus restlos durchgesetzte soziale Uniformierung nicht statthaben kann. (Wir alle sind ja vieles, vielleicht das Beste dessen, was wir sind, nicht *durch* unsere Erziehung, sondern in *Abwehr* gegen sie geworden.) Jeder Gruppe wohnt eine Neigung zur strengen Wahrung des Gestrigen inne. Wo aber Erziehung anstattlich verselbständigt und nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Pädagogik zur Aufgabe eines besonderen Erzieherberufs wird, dort vermag dem Traditionalismus der Gruppen eine eigne Geistgesetzlichkeit der Erziehung wirksam entgegenzutreten.

Die vollkliche Gemeinschaft überantwortet ihre Erziehungsfunktion Berufserziehern zu treuen Händen. Aufgabe der Berufserzieher ist es, ihre eigene berufliche Denkwelt zu entwickeln. In einer Zeit klaren Zusammenklangs aller gesellschaftlichen Lebenskreise unter einem obersten Sinn und Gesetz wird auch die veranstaltlichte Erziehung in hohem Grade durch die allgemein anerkannten letzten Wertideen bestimmt sein. Zeigt aber eine Zeit wie unsere das Auseinanderfallen der einzelnen sozialen Lebenskreise in krassem Antagonismus, so ergibt sich notwendig eine allgemeine Ziel- und Richtungsunsicherheit, in deren Atmosphäre öffentliche Erziehung nur noch unter Verzicht auf ein jenseits ihrer liegendes Ziel möglich ist.

Wohl ist auch der Erzieher in seiner geistigen Form abhängig von den Idealen und Willensrichtungen der Gruppen, in denen er steht — seiner sozialen Klasse, seiner politischen oder weltanschaulichen Richtung —, doch ist er es nicht restlos, sondern in Grenzen. Im Bereich autonomen Erziehungsdenkens ist er vor allem Pädagog, und in hohem Grad vermögen in der Sphäre dieses beruflichen Gedankenreiches die Gegensätzlichkeiten sonstiger Gruppenideologien zurückgedrängt zu werden. Er wird sich dann nicht mehr gedrungen sehen, zu letzten, ein für allemal feststehenden objektiven Kulturwerten hin zu erziehen, wird nicht vergangenheitsgebunden den Zögling auf eine einmal erreichte Zuständigkeit der nationalen Gruppe verpflichten müssen, noch wird er, ein gesellschaftlicher Neuerer, zudem von ihm geschauten Wunsch-

bild einer irgendwie gearteten Zukunftsgesellschaft revolutionär den jugendlichen Menschen hinzutreiben suchen.

Hier verbindet eine Brücke die Ufer der modernen Soziologie und der autonomen Pädagogik.

Autonome Pädagogik macht sich anheischig, die Gesetze der Erziehung aus dem Wesenhaften des Erziehungsphänomens selber abzuleiten. Eine von allen Spekulationen befreite Gesellschaftslehre aber sieht Gesellschaft als ein niemals fix-seiendes, ewig werdendes, als Geschehnis, nicht als gefestigtes Sein. Es wandelt sich nicht nur jede einzelne Gruppe, sondern im Rahmen eines mannigfach zusammengesetzten Gesamtgefüges auch die Verspannung der einzelnen Gruppen und das Gewicht oder Übergewicht dieser und jener. Unerforschlich ist der Ratschluß des Lebens. Wie heute der Soziologe sich hütet, Prophezeiungen künftiger Gesellschaftsentwicklung in die Welt zu senden, so kann auch der autonome Pädagoge einsehen, daß ihm nicht zusteht, den Büttel und Kerkermeister einer heute errichteten Gesellschaftsform zu spielen, noch auch als göttliche Vorsehung in der Gesellschaftsgeschichte aufzutreten, indem er sein Wunschbild der Zukunft als »das Erziehungsziel« propagiert. Er legt die gesellschaftliche Sendung des Erziehungsvorgangs zugrunde. Sie lautet: Vergesellschaftungsdrang und Drang zur Eigentätigkeit liebend fördern. Nicht für eine bestimmte Gruppe — und sei es auch die Volksgemeinschaft — in ihrem Jetzt-So-Hier, noch für künftige Gesellschaft in ihrem von uns geforderten Morgen- und Anders-Sein-Sollen erzieht er, sondern er leistet Menschen Bildungshilfe zur Sozialität als Haltung und Funktion überhaupt, zu geselliger Wirksamkeit, Verantwortlichkeit (je nach Anlage).

Für werdende Gesellschaft überhaupt, für das Werden als Urgesetz vergesellschafteten Menschentums wird erzogen. Gesellschaft an sich als freudig bejahtes Schicksal ist einziges Erziehungsprinzip.

Der nicht voraussehbaren, noch bestimmbareren Geschichte überlassen wir als öffentliche Berufserzieher, in welcher Art Vergesellschaftungen dereinst Frucht bringen mag, was wir an Saat gelegt haben.

*Der wilde Widerstreit im sozialen Willensleben unserer Epoche ist die große Stunde des Autonomiegedankens in der Erziehung.* Das Erziehungsdenken sieht sich in dieser Stunde vor den Ruinen einst so sicher geglaubter absoluter Werte. Wo bleibt der Mut, Menschen, nach dem eignen Bild zu formen, wenn dieses eigene Bild aus dem Spiegel, den der Mitmensch mir vorhält, mich verzerrt und geschändet angrinst? Entsagung tut not, Bescheidenheit und letzter Respekt vor dem, was werden will. Das ist nicht feiger und eisiger Relativismus, ein entmannetes Alles-gelten-lassen — es ist der letzte Schluß der Lebens-

weisheit dieser Zeit, die erst das ganze Leben in seiner komplexen Mannigfaltigkeit und Eigengesetzlichkeit erschaut hat, die es gewagt hat, nicht mehr in Substanzen, sondern in Prozessen zu denken.

Entsagen wir demütig und weise geneigten Hauptes dem Willen, Menschen zu formen für die Rückkehr einer besseren Vergangenheit oder Ressentiment-beladene Menschen zu erziehen für eine Zukunft, die niemand ahnt, die deshalb Hinz und Kunz auf ihre Art verschieden wünschen. Nur Arm in Arm mit öffentlich veranstalteter Erziehung konnte eine Erziehungswissenschaft auftreten. Dem immanenten Gesetz wissenschaftlicher Disziplin folgend entdeckt die Erziehungswissenschaft die Möglichkeit ihrer Autonomie. Gleichzeitig vollzieht sich im Wirkungsraum wissenschaftlich grundlegeter Erziehung die Verunsicherung der Lebensformen und die Entzweigung gesellschaftlichen Wollens. In dieser Stunde ist öffentliche Erziehung, die von Staats wegen der Erziehung anderer Lebenskreise vorgreift, nur noch denkbar, wenn sie solchen Verzicht übt.

Öffentlich institutionelle Erziehung will und kann nicht *einzig* Bildungshilfe sein. Gewiß bedarf der Mensch auch gruppen-subjektiv gebundener Erziehung. Es mag Sache jener Gruppe sein, sie an ihm zu üben. Erziehung für vergesellschaftetes Menschtum überhaupt kann nicht fordern, daß der Mensch, als Katholik getauft, es bleibe bis in Ewigkeit; kann nicht fordern, daß er, geboren als Kind nationaldenkender Eltern, so denke wie sie; staatlich veranstaltete Erziehung kann nicht einmal zur Absicht haben, daß die heutige Verfassung des Deutschen Reichs, in der sie gesetzlich verankert ist, Geltung habe in alle Zeit.

Gleichwie die Rechtswissenschaft als autonome Lehre von dem, was Recht ist, den das Recht gewährleistenden Staat selber unter die Botmäßigkeit der Rechtsnormen stellt, wie sie zur letzten Folgerung vordringend dahin führt, daß der Staat selber nach den Gesetzen, die er garantiert, verurteilt werde, so ähnlich die Pädagogik. Der Staat, starrste aller modernen Lebensformen, schafft selber in seiner starren Verfassung dem Leben, das ihn in seinem So und Jetzt zu überwinden berufen ist, ein Ventil. Er überträgt die Aufgaben der Erziehung einer Berufsgruppe, verpflichtet sie, diese Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen und nach den Normen ihres Berufsdenkens zu erfüllen und sei es auch, daß die so erzogenen Menschen eines Tages aufstehen wider ihn selbst, weil niemand sie auf Vergangenes oder Gegenwärtiges vereidigt hat.

Wo Erziehung von Organen geübt wird, die als Berufserzieher nicht verpflichtet sind, die Leitgedanken ihres Berufshandelns gehorsam von der sie bestellenden sozialen Gruppe (Staats-Volk) anzunehmen, da kann Erziehung schon in ihrem gemeinten Sinn, in ihrer Absicht jenes

gesellschaftliche Werden, die Ewigkeit veränderlichen Lebens mit einschließen, die spontane, vergangenheit-gebundene Erziehung zwar niemals hindern kann, ihrer Gesinnung nach aber nicht will.

Die naturalistische Erziehung »vom Kinde aus« erfährt hier ihre Vervollkommnung und zugleich Überwindung. Jener Naturalismus, Ausgeburt einer atomistisch denkenden Epoche, sieht den kindlichen Menschen als einmaliges in sich abgekapseltes Individuum, das autark zu seiner persönlichen Eigenart entfaltet zu werden heischt. Soziologisches Denken weiß um die Polarität des Ich-selbst und Ich-mit-andern; weiß, daß die Anlagen des Kindes nicht bloß »individuell« sind, sondern daß von allem Anfang an im Kinde der Drang zur Vergesellschaftung — gleichviel zu welcher — liegt. Es gibt keinen ungeselligen Menschen, auch nicht als Krankheitserscheinung, es gibt nur Menschen, die zur ungeselligen Lebensführung gezwungen sind, weil ihnen die ihrer besonderen Vergesellschaftungsneigung entsprechenden Lebenskreise in ihrer Lebenswelt nicht geboten werden<sup>1</sup>. Nicht das *Individuum* also ist — noch spukt bei den Sozialpädagogen der *contrat social!* — für leidliche Einfügung in spekulativ genormte spezielle Lebensordnungen zu erziehen, sondern *der Mensch* ist in der Entfaltung seiner individuellen sowohl als seiner vom Uranfang gegebenen sozialen Anlagen im Rahmen seiner, die sozialen Bedingungen einschließenden Lebenswelt zu fördern.

Vom *Individuum* zum *Menschen* — das war der Weg der modernen Soziologie ebenso wie der Pädagogik. In welchen Vergesellschaftungen diese Anlagen des Menschen sich dereinst tätig entfalten werden, welchen Gruppierungen und Bestrebungen er sich zubekennen wird, das hängt unter anderm von dem Standort ab, der ihm im Leben gegeben wird. Es gibt keinen »Menschen an sich«, sondern: Solche und Andere. Und hier bleibt jenseits der formalen Sphäre öffentlich veranstalteter Erziehung zur Vergesellschaftung überhaupt der breite Raum einer zielbildlich bestimmten Erziehung durch einzelne Gruppen. Mag die Kirche durch ihre Priester Menschen zur Gläubigkeit und frommem Lebenswandel erziehen mit dem Erfolg, der ihr beschieden ist. Mögen Gesellschaftsklassen und politisch-parteiliche Gesinnungsgruppen ihre Werbung in erzieherischen Formen treiben, soviel sie wollen, mögen Gruppen und Grüppchen am heranwachsenden Menschen ihre Bindekraft erproben mit Zielen und Zielchen, mit Ideen und Afterideen — es ist ihr gutes Recht.

<sup>1</sup> Auf diese Defekte und Lücken in der sozialen Umwelt angeblich asozialer Fürsorgezöglinge wäre zu achten, und bald würde ersichtlich, daß nichts verkehrter ist, als diese im Grunde sehr sozialen, von ihrer Mitwelt aber im Stich gelassenen Menschen einzusperren.



In der öffentlichen Erziehung gilt nur eines: die persönlichen Anlagen und Vergesellschaftungskräfte des jugendlichen Menschen an sich zu vollster Entfaltung zu fördern. Damit ist die Methodik über die Ebene einer bloßen psychologisch unterbauten Kunstlehre für Erreichung einer bestimmten objektiv vorgegebenen Absicht hinausgehoben, ist zum Kernstück der Erziehungswissenschaft geworden. Freilich eine Methodik, die nicht mehr bloß psychologisch unterbaut ist, sondern sich zugleich herleiten muß von einer philosophischen Anthropologie, wie Plessner sie jüngst so geistvoll umrissen, und einer Strukturlehre des Menschen, wie Litt sie angebahnt hat.

## VI

### *Programm und Einteilung einer Soziologie der Erziehung*

Es könnte der Versuch gemacht werden, die Soziologie der Erziehung in Anknüpfung an die Einteilung der allgemeinen Soziologie zu gliedern. Faßt man aber die Soziologie der Erziehung als eine Zweigdisziplin, die mit soziologischen Methoden den pädagogischen Gegenstand bearbeitet, so ist es richtiger und übersichtlicher, die Einteilung aus dem Gegenstand selbst zu entwickeln.

Die Soziologie der Erziehung ist ein Nebenzweig der Soziologie überhaupt und fällt daher in den Raum der besonderen Soziologie. Ich unterscheide:

#### *A. Systematischer Zweig*

Er untersucht Wesen, Vorgang und Vergesellschaftungsformen der Erziehung als Gegebenheiten von zeitloser Geltung. Er muß sich gliedern in zwei Teile:

##### *I. Allgemeiner und prinzipieller Teil*

1. Grundlegend ist zu untersuchen das *Wesen der Erziehung überhaupt als einer sozialen Erscheinung*. Hiervon ist ein Bruchstück als Probe in den beiden vorhergehenden Abschnitten enthalten. Es handelt sich darum, die Erziehung und die ihr verwandten sozialen Vorgänge zu typisieren und gegeneinander abzugrenzen. Hier steht also zur Aufgabe die Sicherung der (soziologischen) Begriffe der Erziehung, Bildung, des Unterrichts und der schon oben erwähnten anderen Gruppenanpassungsprozesse.

Dabei zeigt sich alsbald, daß Gegenstand der Erziehungswissenschaft in erster Linie nur die *bewußte* Erziehung sein kann. So ergibt sich eine Unterteilung:

a) Erziehung als spontane Funktion der Gruppe ist schon Gegenstand der allgemeinen Soziologie, und zwar unter dem Gesichtspunkt der sozialen Ersatzvorgänge. Sie ist dort zusammen mit den Prozessen der Sozialisierung und Gruppenadoption zu behandeln. In ein System der Soziologie der Erziehung wird sie als Grundvorgang einbezogen und erfährt hier freilich Behandlung unter einem etwas anderen Akzent, nämlich mehr unter Betonung des eigentlich erzieherischen Moments, während der Gesamtzusammenhang mit dem Gruppenleben überhaupt hier mehr den Hintergrund abgibt.

b) Die Untersuchung der Erziehung als eines funktionsteilig verselbständigten Werksystems stellt ein besonderes Kapitel dar. Gestützt auf die im vorigen Kapitel gegebenen Andeutungen wäre der Aufbau veranstaltlicher Erziehung genauer zu untersuchen und der vielfach verwickelte Zusammenhang des institutionellen Erziehungswerkes mit dem übrigen Gesellschaftsleben zu erforschen.

2. *Der Erziehungsprozeß als zwischen-menschlicher Vorgang von bestimmtem gemeintem Sinn.* Unter Ziffer 1 berührt sich die Soziologie der Erziehung mit der allgemeinen Theorie der Bildung. In diesem zweiten Stück berührt sie sich dagegen mit der Sozialpsychologie einerseits, der Methodik andererseits. »Erziehung überhaupt« ist Kulturgeschehen im allgemeinen, ihr Ort ist die gesellschaftliche Lebenssphäre schlechthin. Der soziale *Erziehungsakt* spielt sich im Rahmen jenes Kulturgeschehens als Einzelfall ab. Es handelt sich also um die beziehungsweise wissenschaftliche Untersuchung der erzieherisch gemeinten Verhältnisse zwischen Menschen. Hierzu enthält z. B. *Schelers* Sammelband »Versuche zu einer Soziologie des Wissens« den Aufsatz von *Luchtenberg* »Übertragungsformen des Wissens« und einen andern von *Stoltenberg* über »Kundnehmen und Kundgeben«. Es ist deutlich, daß die erzieherischen Akte nach Gepräge und Verlauf entsprechend dem herrschenden Erziehungsprinzip verschieden sein müssen. Naturalistische Erziehung »vom Kinde aus« vollzieht sich in andern Beziehungsformen als humanistische Erziehung zu ewigen Werten hin oder nationalistische Erziehung zur geheiligten Volkheit. Die Fragestellung des Soziologen ist theoretisch. Er interessiert sich für die Bedingtheit der sozialen Form des Erziehungsaktes durch dessen verschiedenen gemeinten Sinn. Der Pädagoge würde anders fragen: ich verbinde mit meinem Erziehungsakt eine bestimmte Absicht; gibt es eine Möglichkeit, durch den Vollzug des Aktes in einer bestimmten sozialen Form, also durch Herstellung einer bestimmten Beziehungssituation, die Erreichung meiner besonderen Erziehungsabsichten zu erleichtern? Ganz grob und ohne Rücksicht auf ungezählte Feinheiten gefragt: stelle ich mich herrschaftlich, kameradschaftlich, auf kühl-sachlichen

Abstand oder irgendwie anders ein? Behandle ich eine Mehrheit von Zöglingen als solidarische Gruppe oder als Aggregat von Einzelwesen?

Wenn also der Erziehungsprozeß als Zwischenmenschlicher Vorgang von bestimmt gemeintem Sinn untersucht wird, so ist zu beachten: generell ist dieser gemeinte Sinn durch den allgemeinen Begriff der Erziehung gegeben, speziell variiert er entsprechend der jeweiligen Erziehungsideologie.

II. Besonderer oder beschreibender Teil

1. Eine soziologische Analyse der *Lebenskreise mit typisch erzieherischer Funktion* ist zu entwerfen. Als solcher Lebenskreis erscheint in erster Linie die Schule, die Familie dagegen nur zum Teil. Denn sie hat außer der erzieherischen auch eine Fülle anderer Funktionen. In ihrer erzieherischen Wirkung aber ist sie hier nur so weit zu erörtern, als sie für den »Makrokosmos der Welt«, nicht aber insoweit, als sie für ihren eigenen Mikrokosmos erzieht. Erziehung für die Familie gehört durchaus oben unter A I, 1. a).

Bei diesem Kapitel geht es um die Erscheinung der Familie und der Schule als Lebenskreise, d. h. als soziale Gruppen, in denen Menschen miteinander wesen und wirken. Greifen wir also die Hauptprobleme einer Soziologie der Schule als Lebenskreis heraus, so würde sich ergeben:

a) Die Schulklasse in ihrer je nach Schulart und Erziehungsprinzip wandelbaren sozialen Struktur. Das wäre, was *Hugo Schröder* versucht hat, doch freilich unter allzustarker Betonung des Psychologischen nicht zur Vollendung im soziologischen Sinne zu führen vermochte.

Man hört so gern die Schulklasse als »Lebensgemeinschaft« bezeichnen. Das ist sie nicht — man kann höchstens wünschen, daß sie es *wird*. Von Anfang an jedenfalls ist sie es nie, und es wäre gerade eine der bedeutendsten Aufgaben innerhalb dieses Kapitels, den Vergesellschaftungsprozeß zu untersuchen, der sich zwischen neu eingeschulerten Kindern untereinander oder zwischen einer bestehenden Schulklasse und einem einzelnen neu eingeschulerten Kinde abspielt.

Hier entrollt sich vor uns die ganze Problematik des *schulischen Zusammenseins der Kinder* in sowohl unterrichtlich als auch nicht-unterrichtlich gemeinter Gruppierung. Hierher gehört die Frage nach der sozialen Struktur des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, die sich wissenschaftlich als eine *Typologie der erzieherischen Führung* darstellt. Es folgen die Fragen nach der Selbstverwaltung der Schulkinder, nach den Klassenämtern, nach der autonomen Schulzucht, nach dem Strafsystem.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Fragestellungen wird erhöht durch Einbeziehung der Sonderfragen wie Koedukation und wenig gegliederte Schule, sowie durch die grundlegende Verschiedenheit der sozialen Struktur des Schullebens im Raum verschiedener Siedlungsformen.

b) Ähnlich ist die *Schule als Ganzes* zu analysieren. Dann tritt zur Frage nach dem Verhältnis der Schulklassen als Gruppen untereinander und nach dem Verhältnis zwischen Schülern verschiedener Schulklassen auch noch die Frage nach der Struktur des Lehrkörpers und deren Wirkungen auf die schulische Erziehungssituation.

*Rudolf Lochner* hat im Anhang zu seiner *Deskriptiven Pädagogik* den Entwurf eines Fragebogens gebracht, hat diesen Fragebogen dann zwei Jahre später in einer Broschüre *Die Schulklasse als Gesellschaftsgruppe*, Berlin 1929, etwas verändert noch einmal veröffentlicht. Es ist durchaus richtig, daß auf dem Weg der Umfrage und des Berichts mit Hilfe soziologisch vorgeschulter (aber nur solcher) Lehrer unschätzbare Erfahrungsgut zu a) und b) gesammelt werden könnte. Nur darf man meiner Meinung nach nicht mit *Lochner* eine solche Umfrage auf einen 173 Fragen umfassenden Bogen aufbauen, noch dazu, wenn die Fragen zum Teil unmöglich eindeutig beantwortet werden können.

2. *Die Lehre von den Anstalten und den Organisationen der Erziehung* betrachtet die Sozialgebilde von typisch erzieherisch gemeintem Sinn nicht mehr als Lebenskreise von Menschen, sondern als *Anstalten*, d. h. als *Organisationen eines Zwecks und des seiner Verfolgung dienenden Apparates*. (Dies ist der soziologische Begriff der Anstalt.) Das System der öffentlichen Erziehung in seinem Aufbau, seiner Gliederung in der anstaltlichen Struktur seiner einzelnen Elemente (Schulen) steht hier zur Verhandlung. Die Erziehungsanstalten sind zu sehen als jene Organisationsgebilde, die für Lebenskreise mit typisch erzieherischer Funktion den vorgegebenen Rahmen darstellen<sup>1</sup>.

In diesem Zusammenhang wäre zu erörtern das Problem der *Ver-schulung*, falls man es nicht international vergleichend in der historischen Soziologie der Erziehung behandeln will.

Der *Familie als Gesellschaftseinrichtung* wäre hier ein Kapitel zu widmen. Denn gerade und vor allem, weil sie mit öffentlicher Erziehungsvollmacht ausgestattet ist, wird die Familie zur rechtlich geregelten Gesellschaftseinrichtung erhoben. Dabei ist sorgsam darauf Bedacht zu nehmen, daß die Familie als öffentliche Einrichtung (von

<sup>1</sup> Das dynamische Verhältnis zwischen Schulanstalt und schulischem Lebenskreis (Schulbeamter — Jugendführer) heischt um so mehr Aufmerksamkeit, als neuere Richtungen das »starre Zwangsmoment« der Organisation am liebsten ganz aus dem Erziehungsleben verbannen möchten (»Überwindung der Schule«).

Soll-Charakter) und die Familien als reale Gesellschaftsgruppen (von Tatsachen-Charakter) außerordentlich verschiedene Gesichter tragen.

3. *Die Lehre von Verflechtung und Wettbewerb erzieherischer Sozialgebilde untereinander und mit anderen Gesellschaftsgebilden.* Anknüpfend an die Ziffer 1 ist zunächst das Ineinandergreifen schulischer und außerschulischer Gesellschaftsbildungen am Kind und am Lehrer zu untersuchen. Wie wirken gesellschaftliche *Rangschichtungen* in die Struktur der Schulklasse herein? Von wann ab und wie z. B. gewinnt der Klassenunterschied für den kindlichen Menschen die Bedeutung einer kategorischen Distanz? Ich möchte hier anmerken, daß mir die Meinungen *Bodes*, *Reinigers* u. a., diese kategorische Distanz sei in den Städten ausgeprägt, auf dem Lande aber trete sie hinter harmonischpatriarchalischen Verhältnissen zurück, auf Grund unmittelbarer Anschauung mindestens in dieser Allgemeinheit abwegig erscheinen. Die These gilt nur für klein- und mittelbäuerliche Verhältnisse. *Leopold von Wieses* Kollektivuntersuchungen über das Dorf bestätigen auch jüngst wieder, daß im Landleben infolge der engeren räumlichen Nähe bedeutende gesellschaftliche Rangabstände ungeheuer viel schärfer auch in der kindlichen Welt sich auswirken als in der unpersönlichen Atmosphäre der Großstadt, die für den Begriff des sozialen Ranges überhaupt wenig Sinn hat. Wir haben es auf dem Lande noch mit ständischer (besitzständischer) Ranggliederung zu tun, die den *Einzelnen* viel schärfer als die Klassengliederung absperrt.

Die Einbeziehung vom Kind mitgebrachter Sozialbindungen in die schulische Welt auf der einen und die *allmähliche Ausweitung der sozialen Lebenswelt* des Kindes über Elternhaus und Schule hinaus auf der anderen Seite, sind in diesem Zusammenhang zu untersuchen.

Hierzu gehört die Frage der *Stellung des Kindes zwischen Elternhaus und Schule, zwischen Jugendbund und Schule* usw.

Typische und Zufallsverpflichtungen sind dabei dauernd gut auseinander zu halten.

Entsprechend der oben unter Ziffer 2 genannten Fragestellung wäre des weiteren der Zusammenhang zwischen der Schule als Anstalt und der übrigen für die Schule als solche oder für das Kind bedeutsamen sozialen Lebenswelt zu untersuchen. Schule und Kirche, Schule und Staat, Schule und Elternhaus wären Kernfragen. Andere würden sich in Fülle aus der Beantwortung dieser ergeben.

#### B. *Historischer Zweig*

Hier wird nicht mehr das Erziehungswerk mit der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Vergesellschaftsformen im Ruhestand gesehen, sondern es wird die Betrachtung ergänzt durch die Einstellung des Erziehungs-

werkes in den gesellschaftsgeschichtlichen Ablauf. Hierzu und eigentlich nur hierzu sind viele Vorarbeiten vorhanden. Wir brauchen nicht erst an *Paul Barth*, *Müller-Lyer*, *Kawerau* oder *Ernst Krieck* zu denken; jede Geschichte der Erziehung und jede Geschichte der Pädagogik enthält nebenbei Bruchstücke auch zu diesem Kapitel. Es handelt sich vor allem darum:

1. Feststellung der *geschichtlichen Typen der Erziehung* in ihrer Abfolge und in ihrem stilverwandtschaftlichen Zusammenhang mit den jeweils zeitgenössischen Gesellschaftsstrukturen.

2. Um die Feststellung der *geschichtlichen Typen des Erziehungsdenkens* und ihrer Abfolge. Hier erst kämen wir zu einer Soziologie der *Pädagogik*, während wir es bisher ausschließlich mit Soziologie der »Pädagogie« zu tun hatten. Um zwei Fragen vor allem dreht es sich hier:

a) Wie sind Erziehungsideologie und Erziehungswissenschaft durch den gesamten Gesellschafts- und Geistesstil bestimmt? Es wölbt sich sofort die Brücke zu einer allgemeinen historischen Soziologie des Wissens, wie sie von den erkenntnistheoretischen Soziologen einerseits, von *Max Scheler* und seinem Kreis oder neuerdings von *Karl Mannheim* andererseits angebahnt ist.

b) Wie wirkt eine so beeinflusste Erziehungsideologie (Pädagogik) wieder auf die Erziehungspraxis (Pädagogie) zurück?

Ein besonderer Abschnitt wäre vielleicht der Frage zu widmen, die oben schon angeschnitten wurde: Inwieweit schafft ein durchgebildetes pädagogisches Berufsd Denken einen besonderen Menschentypus des *homo paedagogicus*, der in besonderer pädagogischer Haltung dem Druck der auf ihn eindringenden sonstigen sozialen Mächte (z. B. parteipolitischer Ideenkreis, Klassenlage, Amtsschimmel usw.) Widerstand zu leisten geneigt und fähig ist? Und inwieweit wird umgekehrt die Erziehungsideologie durch derartige andere soziale Mächte in ihrer pädagogischen Eigengesetzlichkeit abgelenkt oder abgeschattigt?

## VII

Was hier programmatisch in Kästchen sauber eingeteilt vorgeführt wurde, muß bei der Bearbeitung des Stoffes in mannigfacher Berührung stehen, und es ist fraglich, ob der Gliederung eines Werkes zur Soziologie der Erziehung zweckmäßigerweise gerade diese Einteilung zugrunde gelegt würde. Darum hat es sich auch hier nicht gehandelt, sondern um einen geordneten Überblick über die vielfache Verzweigung des Themas.

Der Pädagog mag immerhin achselzuckend erklären, derartige Fragestellungen seien für ihn ohne praktisches Interesse. Man könnte ihm antworten, daß Wissenschaft grundsätzlich nicht nach ihrem praktischen Wert zu fragen hat, daß also der Soziologe als Forscher sich keineswegs lächerlich machen kann, wenn er in aller Tiefe und Breite die soziale Problematik der erzieherischen Sphäre durchforscht. Aber es ist nicht einmal ausgemacht, daß der Pädagoge solches Beginnen mit einem Kopfschütteln abtut. Deshalb nicht, weil ganz offenbar derartige Forschungsbemühungen, und mag es auf theoretisch noch so unzulängliche Weise sein, gerade von Pädagogen und noch dazu von pädagogischen Praktikern angegangen wurden. Es scheint also doch, daß die Praxis selber mindestens an bestimmten Ergebnissen dieser theoretischen Forschung ein nennenswertes Interesse habe.

Wie könnte es auch anders sein? Es gehört zum unverlierbaren Bestand gegenwärtigen Erziehungsdenkens, daß die Gesellschaft nicht nur, wie die idealistische Philosophie gemeint hat, sittliche Bestimmung des Menschen sei, sondern daß von Anfang an Sozialität eine Abmessung im Anlagegut des kindlichen Menschen ist. Wir erziehen also nicht mehr *für* die Gesellschaft, vielleicht nicht einmal *durch* sie, sondern *in* Vergesellschaftung. Im Kinde ist die Neigung, ja die konstitutionelle Notwendigkeit zu gesellschaftlichem Sein vor aller erzieherischen Einwirkung angelegt — wenn auch zur Vergesellschaftung in typisch kindlicher Weise. Hier und insofern hat die Formel recht, daß die Kindergesellschaft nicht Spiel und Vorstufe, sondern gleichberechtigte Daseinsform neben der Erwachsenengesellschaft sei.

Die sozialen Kräfte des jugendlichen Menschen bedürfen nicht nur der Pflege und Förderung durch Willenserziehung, sondern so wie sie vorhanden sind, müssen sie gleich allen andern körperlichen, seelischen und geistigen Anlagen des Kindes selbsttätig in den Erziehungsprozeß eingestellt werden. Um dies zu können, bedarf der Lehrer — und er weiß es wohl! — einer nicht nur unmittelbar aus der Anschauung geschöpften oder intuitiven Erfassung, sondern auch einer theoretischen Erkenntnis der Vergesellschaftungskräfte und -vorgänge im allgemeinen und insbesondere im Lebensbereich seiner Berufsaufgabe.

## 14. Klassenlage, Klassenbewußtsein und öffentliche Schule

Aus: Die Arbeit, Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde, 7. Jahrgang, 4. Heft, S. 260—266 und 5. Heft, S. 331—340, Berlin, April und Mai 1930, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Diese Betrachtungen gehen von der Klassenschichtung moderner Bevölkerungen als einer Tatsache aus. Nicht nur die Schulpolitik muß damit in ihrer Schulgestaltung rechnen; ganz gleich, welche Kompromisse und Plattformen sie findet — jeder einzelne Lehrer muß sich in seinem ganz konkreten Erziehungsverhältnis zu jedem seiner Schüler mit der Problematik der Klassenstruktur der Gesellschaft auseinandersetzen.

Ich unterstelle als selbstverständlich, daß — ganz abgesehen von einem etwa klassenneutralen *Ehrgeiz der öffentlichen Schulpolitik* — Lehrer wie Schüler Glieder von Gesellschaftsklassen sind; daß der Schule weder aufgegeben noch möglich ist, dem Kind seine Klassenprägung »abzuzüchten«; daß keinem Lehrer die Verleugnung seiner Klassenhaltung »im Amte« zugemutet werden kann. Erziehung erfaßt auf der »Aktiv«seite (des Lehrers) und auf der »Passiv«seite (des Schülers) so sehr den ganzen Menschen — oder sie hört auf, ihres Namens wert zu sein —, daß sie unmöglich »in Absehung von der Klassenzugehörigkeit« (auf Lehrers oder Schülers Seite) verlaufen kann. Wer mit seinem sozialen Willen auf der Seite der proletarischen Klasse steht, wird das auch in seiner Rolle als Lehrer nicht verhehlen können noch dürfen.

Die Frage lautet also hier gar nicht — politisch: »Dürfen Klassenlage des Kindes und Klassenhaltung des Lehrers in der öffentlichen Schulerziehung eine Rolle spielen?«, sondern sie lautet, vom Standpunkt des sozialistischen Lehrers, an den ich mich wende — pädagogisch: »In welcher Weise soll und kann die Klassenzugehörigkeit des Kindes in den Erziehungsvorgang einbezogen werden?«

So spaltet sich das Problem in zwei Teilfragen: in die *faktische Frage nach dem sozialpsychischen Befund* und in die *praktische Frage nach dem erzieherischen Verfahren*.

1. Wie ist es um die tatsächliche Klassenzugehörigkeit des Kindes und um sein Bewußtsein von seiner sozialen Lage bestellt?



2. Wie gestaltet sich demnach die erzieherische Aufgabe des Lehrers im Hinblick auf die Klassenzugehörigkeit des Kindes?

## I

*Unter Gesellschaftsklassen verstehen wir in der Struktur der Sozialwirtschaft verankerte, überpersönliche Kollektivmächte, deren Gegensätzlichkeit unserm sozialen Leben das Gesicht gibt.*

Durch objektive, vom Beobachter festgestellte Ähnlichkeit oder Gleichartigkeit der Wirtschaftslage allein bildet eine Vielheit von Menschen zwar eine *Klasse im ökonomisch-statistischen Sinn* — nicht aber schon eine *Gesellschaftsklasse*. Der Begriff der sozialen Klasse ist erst erfüllt, wenn bei den Menschen zur objektiven Gleichartigkeit ihrer Lage das Bewußtsein hinzukommt, daß diese Lage nicht persönliches Zufallschicksal ist, sondern daß sie es als soziales Schicksal mit anderen gemein haben; sie sehen ihre Lage in der Struktur der Gesellschaft als solcher begründet und kommen demgemäß kollektiv zu einer bestimmten Willenshaltung hinsichtlich der Gesellschaftsgestaltung. Erst dadurch kann eine Vielheit von Menschen zur Trägerin einer gesellschaftsbestimmenden Kollektivmacht werden<sup>1</sup>.

Der einzelne Mensch ist schicksalhaft in seine Klasse hineingebunden. Nicht, daß er sich seiner Klasse unter keinen Umständen entziehen oder sie verleugnen könnte. Ist es doch ein wesentliches Merkmal moderner Gesellschaftsklassen, daß sie nicht — wie die alten Stände oder gar die durch religiöse Vorstellungen gesperrten Kasten — den Standort des Menschen ein für allemal unentrinnbar bestimmen, sondern der Person die »soziale Freizügigkeit« wahren. In jedem Fall aber muß die Klassenzugehörigkeit als Schicksal überwunden werden. Das Kollektivgebilde der Klasse ist als solches da, und der Mensch wird in eine Klassenlage (in die Gesamtheit der für eine Klasse typischen äußeren Lebensumstände) hineingeboren. So wird die Klasse zu einem Stück persönlichen Schicksals.

Die Menschen verschiedener Gesellschaftsklassen stehen zueinander in einer sozial grundlegenden, in einer sogenannten kategorischen *Distanz*: Ihr Verhältnis zueinander ist nicht durch ihre Persönlichkeiten allein bestimmt, sondern zwischen sie schiebt sich eine Distanz, die in der Verschiedenheit der ihnen vom Schicksal zugeordneten sozialen Standorte begründet liegt.

<sup>1</sup> Über die verschiedenen Begriffe der Klasse vergleiche meine Abhandlung in Schmollers Jahrbuch 1930, Aprilheft (in dieser Auswahl S. 206 ff.).

Das Kind wird also in eine bestimmte Klassenlage hineingeboren, d. h. in eine Lebenswelt, deren äußere Umstände, entsprechend dem sozialen Standort der Eltern, typisch für das Schicksal einer Gesellschaftsklasse sind. Es trägt also vom ersten Augenblick an das Schicksal einer Gesellschaftsklasse, womit gar nichts darüber gesagt ist, ob es späterhin nicht in eine andere Klasse übergeht. Subjektiv aber weiß das Kleinkind nichts von seiner Klassenlage. Selbst wenn ihm im Alter von einigen Jahren schon sehr wohl zum Bewußtsein kommt, daß seine Lebensumstände von denen anderer Kinder verschieden sind — ich komme auf diesen Punkt gleich noch zu sprechen —, so erlebt und begreift es doch die einzelnen Verumständungen seines Lebens und die Gesamtheit seines äußeren Schicksals noch keineswegs als klassenmäßig bedingt. Dieser Satz bedarf tieferer Begründung.

Als Kind und Jugendlicher wächst der Mensch allmählich in die Erwachsenenengesellschaft hinein. Die Erwachsenenengesellschaft der Moderne ist von unerhört mannigfaltiger Ausgliederung. Die gleichzeitige Zugehörigkeit des Menschen zu einer nicht mehr auszählbaren Menge gesellschaftlicher Kreise und Verbindungen ist nur in dem Maße möglich, als der Mensch abstrakten Denkens fähig ist, als seine intellektuellen Funktionen durchgebildet sind. In den Frühformen menschlichen Soziallebens finden wir daher in nur ganz bescheidenem Umfang Überschneidungen sozialer Kreise. Die frühen Gesellschaftsgefüge sind einfach und unkompliziert von Aufbau, dem Menschen sind seine einzelnen Lebenskreise durchaus anschaulich gegeben (Sippe, Siedlung, Stamm), an seine Abstraktionsfähigkeit sind keine Ansprüche gestellt.

Ähnlich ist es um die Vergesellschaftungsfähigkeit des Kindes bestellt. Es ist den verwickelten Überschneidungen sozialer Kreise in der modernen Erwachsenenengesellschaft nicht gewachsen. Darum muß die Familie (oder ein anderer enger Lebenskreis) für das Kind um so größere Bedeutung haben, je höher kompliziert das soziale Lebensgefüge der Zeit ist.

Für das Kleinkind ist das Netzwerk zeitgenössischer Vergesellschaftung ein zunächst völlig ungewußter, später blaß und dann allmählich erkennbar konturierter *Lebenshintergrund*, nicht aber psychisch-reale *Lebenswelt*. Reale Lebenswelt ist für das Kind zunächst seine Familie — gleichviel, ob sie »gut« oder »zerfallen« sein mag. Sie ist der erste dem Kind anschauliche Lebenskreis. Alle Lebenseinflüsse kommen an das Kleinkind zunächst nur auf dem Weg über die Familie heran. Sie ist für das Kleinkind eine Art *Filter* oder eine *Umformerstation*, in der die von außen zugeleiteten Ströme erst auf jene Spannung gebracht werden, auf die die Apparatur der kindlichen Psyche reagiert. Erst später, jenseits des Kriechlingsalters, kommen die (im Lebenskomplex

der Nachbarschaft noch immer familienzusammenhängigen) Spiel- und Gassenkameradschaften hinzu, noch später die Schulgemeinde. Diese Erweiterungen des sozialen Aktionsradius sind schon unerhört schwierige Schritte des Kindes, das nun anfängt, eine Mehrzahl sozialer Kreise im Bewußtsein gleichzeitig zu bewältigen.

Zur Frage der Klassenzugehörigkeit zurückfindend, stellen wir fest, daß *die soziale Klasse eine typische Erscheinung der Erwachsenengesellschaft* ist. Im Wirkungsraum der Wirtschaft begründet, ist sie eine Vergesellschaftungsform der wirtschaftsmündigen Menschen.

*Objektiv*, nach den äußeren Verumständen seines Lebens und Aufwachsens gehört das Kind der Gesellschaftsklasse seiner Eltern an. Aber gleich allen anderen sozialen Tatsachen der Erwachsenenwelt ist eben auch die Klassenlage für das Kleinkind nur indirekt auf dem Umweg über die Eltern wirksam. *Subjektiv also ist es noch nicht klassenzugehörig*. Es wirtschaftet noch nicht, ja, es hat von wertschaffender Tätigkeit noch nicht einmal das verschwommenste Bild. Sein Auge und Verständnis sind für den Ursprungsort der sozialen Klassenschichtung noch nicht offen. (Ich stelle die Frage, wann das Verständnis erwacht, noch zurück.)

Wohl spürt und bemerkt das proletarische Kind im sehr engen Bereich seiner einfachen Lebensbedürfnisse die Folgen seiner objektiven Klassenlage. Sobald es *Vergleichsmöglichkeiten* außerhalb des Familienkreises hat, wird es sehr wohl sehen, daß andere haben, was es selbst entbehrt.

Hier ist einzuschalten, daß auch die objektive Wirkung der Klassenlage nicht vom ersten Lebensaugenblick an voll einsetzt, sondern erst mit der wachsenden Mannigfaltigkeit der Lebensbedürfnisse sich entfaltet. *Hildegard Hetzer*<sup>1</sup> hat m. E. sehr schön gezeigt, wie die objektive »Armut« des Familienmilieus sich erst im Laufe der Jahre zunehmend als »Pfleagemangel« am Kind auswirkt, wie also, zunächst psychologisch gesehen, das proletarische Kleinkind mit seinen primitiven Bedürfnissen quantitativ weniger entbehrt als das heranwachsende Kind mit seinen vermannigfalteten Bedürfnissen. So setzt sich also *auch die objektive Proletarisierung erst allmählich* durch.

Es ist aber noch ein großer Unterschied zwischen dem einfach absoluten Entbehren am Lebensnötigen und dem vergleichsrelativen Entbehren dessen, in dessen Genuß man andere sieht (Stufe I), und weiter zwischen dieser ersten Stufe und der Deutung des Entbehrens als sozialer, in der Gesellschaftsordnung begründeter Erscheinung (Stufe II). Das fünfjährige Kind zieht aus der Unterbefriedigung seiner Lebensbedürfnisse keineswegs Folgerungen im Sinne einer

<sup>1</sup> Kindheit und Armut, Leipzig 1929.

Klassenschichtung, sieht in den Tatsachen seiner Lebenslage keineswegs Symptome eines allgemein-sozialen Sachverhalts.

Wann beginnt das Kind, so viel Einsicht in die Erwachsenengesellschaft zu bekommen, daß es die materielle Verumständung seines Lebens mit der grundlegenden Struktur unserer Gesellschaft in Verbindung bringt?

Wir gingen davon aus: Armut, oder besser gesagt: ungünstige Konsumtionslage, ist zwar für den proletarischen Menschen weithin typisch, macht aber noch lange nicht das Wesen des Proletariats aus. Es wäre unnötig, diese Binsenwahrheit besonders zu betonen, wenn nicht doch immer wieder gegen sie verstoßen würde. Auch das erwähnte, in vielem sehr gute Buch der *Hildegard Hetzer* scheint mir stellenweise in gar zu gefährlicher Nähe der Gleichung: »arm gleich ungepflegt gleich proletarisch«, zu kommen. »Armut« kann in das Bewußtsein der proletarischen Klassenlage eingehen, sofern sie vom »armen« Proletarier als typische Begleit- oder Folgeerscheinung seines proletarischen Gesellschaftsstandortes gedeutet wird. Was den aus der Kindheit heranwachsenden proletarischen Menschen angeht, so wird seine Einstellung zu den materiellen Lebensumständen, schematisch gesprochen, etwa folgende Etappen durchlaufen:

1. Ich möchte das schöne Spielzeug, das im Schaufenster dieses Geschäftes liegt (unreflektierter Befriedigungswunsch).
2. X hat so schönes Spielzeug, aber ich habe *nie* dergleichen (vergleichend-reflektiertes Entbehren).

Jetzt erst könnte die Reflexion der eigenen Lebensverumständung und der »Armut« als des komplexen Ausdrucks dafür auf die soziale Lebensordnung folgen. Damit wäre erst das Aufdämmern eines subjektiven Wissens um die Klassenzugehörigkeit gegeben.

Das heißt gewiß nicht, daß die subjektive Klassenzugehörigkeit (Klassenbewußtsein in allgemeinsten Form) eine *kausale Erklärung* der materiellen Lage im Sinne theoretisch-wirtschaftlicher Erwägungen fordere. Wohl aber heißt es: der heranwachsende kleine Mensch muß in irgendeiner Weise die objektiven Verumständungen seines Daseins *im sozialen Gesamtzusammenhang erfassen*. Nicht nur, daß er also Beziehungen und Zusammenhänge zwischen den einzelnen Tatsachen seiner Lebenswelt herstellt, sondern vor allem (jetzt soziologisch gesehen und ausgedrückt): daß er sich selber in den Gesamtzusammenhang eines irgendwie geordneten, umfassenden Gesellschaftsgefüges gestellt sieht. Mit anderen Worten: sein sozialer Aktionsraum ist nicht mehr nur der enge Kreis der Familie und der Kindergesellschaft, sondern er beginnt in der gesellschaftlichen Welt der Vollmündigen

Fuß zu fassen. Erst in dem Maß, wie die Welt dieser Erscheinungen der Anschauung zugänglich wird, kann auch das Hereinragen ihrer Wirkungen in die persönliche Sphäre des jugendlichen Menschen von ihm in diesen Zusammenhängen gefaßt und gedeutet werden.

Da es sich dabei um einen Wachstumsprozeß handelt, der sich gewissermaßen schleichend vollzieht, läßt sich der Übergang aus einer Erlebnis-sphäre in die nächste niemals genau festlegen. Einer allgemeinen Zeitpunktbestimmung steht überdies im Wege, daß selbstverständlich jedes einzelne Kind diesen Schritt auf einer etwas anderen Altersstufe tut.

Allgemein läßt sich nur sagen: Dieses Stadium der sozialen Entwicklung des Menschen steht mit der Entfaltung seines Intellektes überhaupt in engster Beziehung, weil ja die Voraussetzung dafür die Aufgeschlossenheit für nicht unmittelbar körperlich wahrzunehmende (abstrakte) Zusammenhänge ist. Die annähernde Altersschwelle, an der die abstrakten Intellektfunktionen sich schärfen, wird etwa um das 10. Lebensjahr liegen.

Das ergibt sich z. B. sehr einleuchtend aus den »Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie. Die Entwicklung des schlußfolgernden Denkens usw., 4. 1926«. Danach liegt zwar die Schwelle beim »gepflegten« Kind um 10, beim »ungepflegten« um 13 bis 14 Jahre, so daß wir folgern müßten, das »ungepflegte« proletarische Kind werde der Einsicht auch in die Klassenstruktur der Gesellschaft und seine Klassenlage später zugänglich als das bourgeoise Kind. Wir sehen gleich, daß und warum diese Folgerung falsch wäre. (Es ist aus entgegenwirkenden Gründen gerade umgekehrt.)

Das proletarische Kind erwacht bei gleicher, ja sogar geringerer individueller Intelligenzreife erheblich früher zum typischen subjektiven Erlebnis der Klassenzugehörigkeit als das bourgeoise Kind. Das hat seinen Grund einfach darin, daß ihm seine Klasse auf früherer Altersstufe und in höherem Grade unmittelbar anschaulich wird, der Intellekt also nur eine unterstützende Rolle spielt. Das bourgeoise Kind ist erheblich länger und stärker familienbehütet im patriarchalischen Sinne. Ihm wird »das Getriebe der Welt« erheblich länger und wirksamer ferngehalten. Der »Familienfilter« hat engere Poren. Das Proletarierkind dagegen kommt schon viel früher in *leibhaftige Begegnung mit den wirtschaftlich-sozialen Realitäten des Lebens. Es wird auch viel früher selbst zum aktiven Wirtschaftssubjekt.*

Da die soziale Klasse ihren Ursprungsort in der Welt der Wirtschaft hat, ist mit der Verankerung des Menschen in der Wirtschaft auch das anschauliche Erlebnis der Gesellschaftsklasse ermöglicht. Das *proletarische Kind* ist früher wirtschaftsmündig, es *geht*, von hier aus gesehen,

tatsächlich *früher in die Erwachsenengesellschaft ein*. — Das ist ein — vielleicht das entscheidende! — Element der sogenannten »proletarischen Frühreife«.

Welche Bedeutung dem Grad der Anschaulichkeit sozialer Kreise für das Erwachen des Kindes zum kategorischen Distanzbewußtsein zukommt, zeigen uns die sozialen Verhältnisse auf dem Land. Dort ist die charakteristische Schichtung der Bevölkerung eine grundlegend andere als im industriellen und kommerziellen Milieu der Städte. Immer wieder versuchen uns die Agrar-Romantiker einzureden, der Lehrer auf dem Lande habe mit sozial-kategorischen Distanzen innerhalb seiner Schulgemeinde wenig zu tun, denn in der gelobten patriarchalischen Atmosphäre des Dorflebens gebe es ja kaum soziale Gegensätze. Das ist grundfalsch, sobald man von den Gegenden absieht, in denen sich die dörflichen Bevölkerungen einheitlich aus kleinen und mittleren Bauern zusammensetzen. Sobald in einem Dorf Häusler und Bauern, und (wenn auch nicht adlige) Gutsbesitzer nebeneinander hausen, bestehen sozial-kategorische Distanzen von mindestens gleicher, vielleicht höherer Deutlichkeit als in der städtischen Atmosphäre. Und keineswegs sind diese Distanzen innerhalb der Schulkindergemeinde minder belangreich als die Distanzen der Stadtatmosphäre, sondern gerade im Gegenteil. Es handelt sich im Dorf freilich nicht um eine Klassenschichtung im strengen Sinne der modernen Klassengesellschaft, sondern mehr um besitzständige Schichtung. Aber gerade deshalb wird das Kind schon in viel früherem Alter auch in seinem subjektiven Bewußtsein davon erfaßt. Entsprechend dem Begriff des *Besitzstandes* ist nämlich hier die erbliche Bindung des Menschen an seine Schicht auf Lebensdauer noch stärker wirksam. Es ist gar nicht der einzelne Mensch, es ist die Familie als solche, die als Bestandelement der Schicht erscheint, die Familie, die dem Kind der denkbar anschaulichste Lebenskreis ist. Die Anschaulichkeit dieser Distanz wird noch gesteigert dadurch, daß sie im Besitzstand, im greifbaren Wirtschaftsfonds der Familie, nicht in der abstrakten *Wirtschaftsfunktion* des Familienoberhaupts begründet ist; daß dem Kind das »Familienanwesen«, also die materielle Grundlage des sozialen Standortes, sichtbar gegeben ist, während das Proletarierkind auf die Vorstellung von einer außerhäuslichen Wirtschaftstätigkeit und -stellung seines Vaters angewiesen ist. Dann aber sind in der Beschränktheit und Klarheit dörflicher Lebensverhältnisse dem Kinde auch die Vergleiche zwischen der eigenen Familie und anderen Dorfgenossen unmittelbar aufgedrängt, während man in der Mittel- und Großstadt mehr die Person als ihre »Verhältnisse« kennt, wenig voneinander weiß. Endlich

aber sind die besitzständischen Distanzen auf dem Lande ausdrücklich solche des Ranges; die Größe des Hofes und der Habe wirkt im strengsten Sinne Abstand schaffend. (Das geht bekanntlich soweit, daß in manchen Gegenden Großbauernkinder den Gruß von Häuslerkindern grundsätzlich abwarten.)

Weil also auf dem Lande das Kind von Anfang an die anschauliche Beziehung zum Ursprungsbereich seiner sozialen Stellung, dem Hof oder Anwesen hat (oder zum Fehlen eines Anwesens: Landarbeiterkind), so wächst es auch schon in ganz frühem Kindesalter in das subjektive Erlebnis seiner sozialen Stellung hinein.

Der anschauliche Konnex mit den wirtschaftlichen Grundlagen der sozialen Stellung ist — in Verbindung mit einer gesteigerten Intellektreife in weniger übersichtlichen Gesellschaftsverhältnissen — die Voraussetzung dafür, daß das Kind nicht nur objektiv der Klassenlage unterworfen ist, sondern sich auch subjektiv zugehörig zu einer Klasse als einem grundlegenden Gliederungselement der Gesellschaft weiß.

Demgemäß vollzieht sich auch erst um das zehnte bis zwölfte Lebensjahr herum innerhalb einer nach Klassenzugehörigkeit gemischten Schulgemeinde eine klassenmäßige Differenzierung der Kinder in der nebenschulischen Gruppenbildung.

## II

Was für Aufgaben hat der öffentlich beamtete Erzieher im Hinblick auf die Klassenlage (ich sage noch nicht das Klassenbewußtsein) des Kindes?

Der bourgeoise Pädagoge, gleichviel ob er mit seiner Gesinnung auf seiten der alten Gesellschaftsmächte steht oder der Schule die »Klassenneutralität« wahren möchte, wird unter allen Umständen das aktuelle In-Erscheinung-Treten von Klassendistanzen im Schulleben als Fehlergebnis bewerten. Daß der proletarisch gesinnte Pädagoge anderer Meinung ist, versteht sich.

Als moderner Pädagoge hält er es für seine Berufsaufgabe, dem Kind Bildungshilfe in dem Sinne zu leisten, daß er es in der Auseinandersetzung mit seiner Lebenswelt unterstützt, es in seiner Selbstverständigung fördert und ihm das Hineinwachsen in die Erwachsenengesellschaft erleichtert. *In einer Klassengesellschaft ist die objektive Lebenswelt jedes Kindes wesentlich durch seine Klassenlage bestimmt, demnach ist die Gewinnung von Verständnis für die eigene Klassenlage ein wesentlicher Teil Selbstverständigung, und ist das bewußte Fußfassen in der sozialen Klasse eine Grundvoraussetzung für die positive*

Einordnung in die Erwachsenengesellschaft als deren vollwertiges und aktives Glied. Die Klassenlage des Kindes im pädagogischen Prozeß ignorieren hieße eine wolkenkuckucksheimerische Phrasenpädagogik betreiben.

Insoweit ist nur im besonderen Hinblick auf die Klassenlage der allgemeine Satz eines wissenschaftlich-pädagogischen Berufsdenkens angewandt: Alle Erziehung hat von einer vorerzieherisch gegebenen Situation ihren Ausgang zu nehmen und diese Situation ist vor allem durch die soziale Verumständung des kindlichen Daseins bestimmt.

Insoweit also spielt die Klassenlage nur als Ausgangsposition des Erziehungsvorgangs eine Rolle, ohne daß irgendeine gesellschaftliche Wertung und Zielwirkung beabsichtigt wäre.

Der sozialistische Lehrer ist aber schließlich nicht nur Erziehungskünstler, sondern gesellschaftlich-politisch denkender Mensch mit sozialen Werturteilen und Gestaltungsabsichten. Eine Autonomie der Pädagogik in dem Sinne, daß es möglich sei, ohne Ausblick auf ein subjektiv gesetztes Zielbild zu erziehen oder die Richtlinien der Erziehungstätigkeit ausschließlich in den immanenten Gesetzen der Erziehungswissenschaft zu finden — eine solche Vorstellung von autonomer Pädagogik ist Selbsttäuschung und Aberwitz. Alle Erziehung ist Erziehung zu etwas, richtet sich auf ein bejahtes Zielbild, das aus keiner wissenschaftlichen Reflexion abgefiltert, sondern einfach im irrationalen Bereich des gesellschaftlichen und kulturellen Wollens gesetzt ist. Ich streite hier nicht über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer autonomen Erziehungswissenschaft, sondern ich streite der Erziehungstätigkeit die Möglichkeit ab, an bloß pädagogischen Normen und Formeln Genüge zu finden. Kein Sophisma kann darüber hinwegtäuschen. Nur die wissenschaftliche *Verfahrenslehre* der Erziehung (Methodik) kann wissenschaftlich autonom sein, nicht aber die *Aufgabe* der Erziehungstätigkeit aus dem Wesen der Erziehung selbst »autonom« abgeleitet werden. Wenn etwa gesagt wird, Erziehung sei nichts anderes als »Entfaltung der Wertungsmöglichkeiten« im Kinde, so klingt das zwar, als enthalte man sich der Zielsetzung und suche ganz an der So-Angelegenheit des Zöglings zu orientieren. Das ist bestenfalls Selbsttäuschung durch kunstvolle Wortakrobatik, indem einfach das Ziel der Erziehung in die So-Angelegenheit des Zöglings hineingeschaut wird. Was nämlich als entfaltungsbedürftige »Wertmöglichkeit« anerkannt wird, hängt eben von den durchaus subjektiven, wissenschaftlicher Kontrolle unzugänglichen Wertmaßstäben des Pädagogen ab.

Mit derartigen Wort- und Begriffskunststücken mögen Reaktionspädagogen ihre politische Befangenheit denen zu verschleiern suchen, die naiv genug sind, ihnen zu glauben; so mag kraftlose Entscheidungs-



scheu sich im Traum einer pädagogischen Neutralität selbst rechtfertigen: der proletarisch gesinnte Lehrer wird sich solchen Verschwommenheiten nicht hingeben, sondern offen bekennen, daß ihm die *Entfaltung des Klassenbewußtseins und der Klassenaktivität im Kinde als ein wesentlicher Inhalt der Erzieheraufgabe* erscheint.

Die Frage lautet für ihn nur, in welcher Weise er das zu tun habe. Ich beginne am besten mit einem Beispiel:

Einen sehr bekannten sozialistischen Erzieher hörte ich in einem Vortrag über die Frage »Gibt es neutrale Erziehung?« folgende Sätze aufstellen:

1. »Wir führen die Schulkinder in die Gassen unserer alten Städte und zeigen ihnen die architektonische Schönheit der Häuser und Straßenzüge. Haben wir das Recht dazu, den Sinn für diese Schönheit zu wecken, hinter deren trügerischer Fassade die Tuberkulose wohnt?« — Ich meine, wir könnten beides tun, die architektonische Schönheit verdeutlichen und die hygienischen Schäden vor Augen führen.

2. Der Erzieher fuhr fort: »Ein dreizehn- oder vierzehnjähriges Proletariermädchen aus einer Klasse habe in die höhere Schule übergehen wollen. Es sei zwar im Rechnen schwach, dafür aber in »Gesellschaftswissenschaft« (wörtlich!) manchem Oberlehrer an Reife und Einsicht weit überlegen gewesen. Es wurde zurückgewiesen. Durfte man, so fragte mein Gewährsmann, diese erzieherische Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne den Kindern die klassenherrschaftlichen Grundsätze, nach denen in unserer Gesellschaft die Zulassung zu höherer Bildung erfolgt, deutlich zu machen?« — Mir scheint, daß hier zwar der Klassengegensatz der Anlaß gewesen sein kann, daß aber auch Kinder bourgeoiser Herkunft wegen ungenügender Kenntnis im Rechnen vom Besuch der höheren Schule zurückgewiesen werden.

3. Der sozialistische Erzieher fuhr wörtlich fort: »Wir sollen die Kinder Rechnen lehren? Auch Prozentrechnen? Ist das neutrale Erziehung? Nicht wahr: Prozente, Mehrwert, Kapital, Profit... (!!!)« — Hier versagt dem Zuhörer der Atem zu einer Entgegnung.

Von diesen Beispielen heben sich die Grundsätze am besten ab, die meines Erachtens sowohl aus pädagogischen als auch sozialen Gründen maßgebend sein müßten.

Gewiß kann uns niemand zumuten, das Kind von aktuellen Erlebnissen der Klassendistanz abzulenken und die Entfaltung einer klassengebundenen Gesellschaftshaltung bei ihm zu verhindern. Aber wir stehen als moderne Pädagogen auf dem Standpunkt, möglichst wenig von uns aus (oder »von außen her«) an das Kind heranzubringen, vielmehr im wörtlichen und strengen Sinne der *Entfaltung* alles aus ihm selbst herauszuholen. Wir lassen das Kind wachsen, lassen es ins

Leben hineinwachsen und halten als Erzieher nur die Hand schützend über diesen Vorgang, damit er sich ungestört vollziehen könne.

Es gibt eine »neue Sachlichkeit« auch in der Erziehung. Alle Erziehung muß in erster Linie Auseinandersetzung des Kindes mit Tatsachen, mit den Gegebenheiten seiner Lebenswelt sein. Nun hat aber das Kind im wesentlichen ein Anschauungsleben. Es denkt in Kategorien der Anschauung, nicht in begrifflichen Kategorien. Nur was ihm anschaulich ist, ist ihm Tatsache. Nur über das, was ihm anschaulich gegeben ist, kann es sich selbst verständigen. Und *Selbstverständigung ist dem Vorgang der Bildung gleichzusetzen. Selbstverständigungshilfe ist Erziehung*. Sobald der Lehrer versucht, nicht anschaulich Gegebenes »belehrend« an das Kind heranzubringen, verfällt er in jenen unsachlichen Verbalismus, jene Begriffs- und Wörterbelehrung, die das wirkliche Elend der (nur insofern zu Recht so arg verdammten!) »alten« Schule ist.

Wir lächeln überlegen und mitleidig über den Lehrer, der von seinen Achtjährigen einen Aufsatz über die weltpolitische Bedeutung der Amerikaflüge Eckeners fordert? Dabei muß Gerede, müssen zusammengelesene, ausgehöhlte Worthülsen zutage kommen? Genau das gleiche tut der Lehrer, der den Achtjährigen in die Klassenstruktur der Gesellschaft einweihen will — den kleinen Hosenmatz, der kaum über den engen Rahmen seines heimischen Lebenskreises hinausblicken gelernt hat und noch alle Mühe hat, mit den wenigen sozialen Kreisen fertig zu werden, in denen er ganz aktiv drinnen steht: Familie, Schulgemeinde, Gassenkameradschaft, Nachbarschaft. Dort bringt er, mit Verlaub zu sagen, noch »die Beine durcheinander«. Der soziale Raum, in dem die Klassengegensätze strukturbestimmend sind, ist auf der sozialen Landkarte des Achtjährigen noch in blanco, wie die unerforschten Gebiete auf einem Globus. Haben unsere alten Schulen Phrasenpatriotismus gezüchtet, als sie uns Kindern von Deutschlands Größe, durch *Bismarck* gegründet, vorschwärmten, als sie uns über »den Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze« im genormten Aufsatzstil salbadern ließen?

Wer dem Achtjährigen von seiner Klassenlage redet, tut genau das gleiche mit umgekehrtem politischen Vorzeichen. Durch das Vorzeichen wird seine Leistung pädagogisch nicht besser. (Wir werden sehen, daß sie auch sozial und politisch nicht zu rechtfertigen ist.)

Man wird antworten, die Erscheinungen der Klassenlage, Unterbefriedigung von Bedürfnissen und dergleichen sei doch dem Kind schon sehr anschaulich. Ich erinnere an den ersten Abschnitt dieses Aufsatzes. Zunächst sind dem Kinde die einzelnen Entbehrungsfälle, dann ist ihm »Armut« als Zustand anschaulich. Aber damit noch lange

nicht seine Klassenlage. »Armut« hat noch keinen über sie selbst als Zustand hinausweisenden Anzeichenwert in der Auffassung des Kindes, ehe ihm nicht der weite Kreis des Gesellschaftsgefüges einsichtig, d. h. ehe es darin Boden zu fassen beginnt. Denn die Einsicht geht der realen Einordnung nicht voran, sondern ist ihr intellektueller Ausdruck.

Nach H. Hetzer (a. a. O. 151) setzt erst zwischen dem neunten und zwölften Jahr in bescheidenem Umfang »Einsicht in die politische Bedingtheit« der persönlichen Lage ein, erst zwischen dem 12. und 16. Jahr wird diese Einsicht allgemein. Dabei ist mit »politischer Bedingtheit« in der soziologisch nicht sehr genauen Ausdrucksform der Verfasserin offenkundig die Sichtung des Zusammenhanges mit der Grundstruktur der Gesellschaft gemeint. Die Einsicht in die »materielle Bedingtheit« — womit offenbar die Zurückführung der persönlichen Unterbefriedigung auf Konsumentenschwäche (gleich »Armut«) gemeint ist — setzt schon viel früher ein, wird aber auch zwischen dem 12. und 16. Jahr noch nicht durchweg durch »politische« Motivation ergänzt. 32 Prozent der von Frau Hetzer analysierten 12- bis 16jährigen begnügten sich entweder noch ohne Kausalfrage mit der Feststellung ihrer Unterbefriedigung (22 Prozent) oder sie suchten nach Ursachen, ohne Antwort zu finden (10 Prozent). Soviel über die »Anschaulichkeit der Klassenlage als solcher für das Kind«. Die Angaben der Frau Hetzer, die ja aus einer nicht sehr großen Zahl von Beobachtungen stammen, hätten in meinen Augen weniger Gewicht, wenn sie nicht völlig mit den Ergebnissen theoretischer Erwägung übereinstimmten.

Erziehungsrealismus bedeutet folgerichtig, daß grundsätzlich an die Stelle einer Programmierung die Gelegenheitserziehung tritt, daß die Lebensunterweisung nicht nach vorgefaßtem Lehrplan verläuft, sondern an Situationen anknüpft, Gelegenheiten abwartet; daß der Lehrer nicht eine Problematik aufrollt und dann dem Kinde »unterrichtend etwas mitteilt«, sondern auf die Fragestellung des Kindes eingeht<sup>1</sup>.

Wir wehren uns gegen die scharfe Zäsur zwischen dem Zöglings- und Reifealter, die in der traditionellen Schulerziehung womöglich noch durch ein Examen betont ist, gegen eine Erziehung, die den jungen Menschen heute noch als unreifen Zögling behandelt und ihn dann mit dem Glockenschlag der »bestandenen« Prüfung oder »überstandenen Schulzeit« in die Erwachsenenheit losläßt. Wir verlangen Durchdringung der Schule vom Leben her, organisches Wachstum, natürliche

<sup>1</sup> Das wird hier nur von der »lebenskundlichen« Unterweisung gesagt. Inwieweit es zum Grundsatz auch des Unterrichts in Lernfächern, wie Rechnen usw. gemacht werden kann, überlasse ich dem Streit der Pädagogen, ohne zu verhehlen, daß ich der radikalen Lehr- und Stundenplanfeindschaft etwas skeptisch gegenüberstehe.

Entwicklung. Wer so denkt, darf zum »Klassenbewußtsein« nicht dadurch erziehen, daß er den Gedanken der sozialen Klasse an das Kind heranträgt, den Begriff in seine Anschauungswelt hineinpreßt. Er wird beobachten und den psychologischen Moment abwarten, in dem das Kind seinerseits hinter einem Einzelerlebnis, das es selbst hatte, oder das ihm am Mitzögling anschaulich wird, weitere allgemeine Zusammenhänge zu ahnen beginnt. Diese Ahnung zu klären, zur Selbstverständigung darüber aufzumuntern, ist Erzieheraufgabe.

Wenn der Vater des zehnjährigen Arbeiterkindes »die Papiere« bekommen hat, spät nachts betrunken heimkommt, die Mutter verprügelt und das Kind nach der Flucht der Mutter hilfeschend zum Lehrer kommt, so ist eine eklatante erzieherische Gelegenheit gegeben, denn das Kind wird selber etwa fragen, wie es denn möglich ist, daß der sonst so gutmütige Vater in einen solchen Koller verfällt. Hier, wo die Erklärung des Geschehnisses aus der Klassenlage dem kindlichen Bedürfnis entgegenkommt, den Vater (nicht gerechtfertigt, aber) verständlich zu sehen, ist die Chance des Erziehers besonders groß.

»Erklärungen« sollen Hilfen für die Selbstverständigung sein; sie können also nicht rücksichtslos ausschöpfen, sondern müssen dem Kind zugänglich, das heißt seinem Anschauungsbild adäquat sein (»kinder-tümlich«). Die weitere intellektuelle Vertiefung der Erklärung muß also offenbleiben, die Erklärung muß sich selbst als vorläufige Stufe, als Provisorium geben — sonst wirkt sie doktrinär und riegelt ab, wo sie doch erst erschließen soll.

Es ist nach den Ausführungen im ersten Teil klar, daß diese pädagogischen Gelegenheiten sich beim Proletarierkind früher ergeben als beim bourgeoisen Kind, weil Variationsbreite und Aktionsradius seines außerfamiliären Gesellschaftserlebens größer sind.

Am frühesten wird beim *Landkind* der Sinn für die (der Landbevölkerung im besonderen typischen) sozial-kategorischen Distanzen erwachen. In Dörfern mit agrarisch-industriell gemischter Bevölkerung ist der Unterschied zwischen den Wirtschaftszweigen der bodenständigen Urproduktion und schollenunabhängiger Veredelungsproduktion so vordringlich, die Distanziertheit dieser Bevölkerungskategorien so betont, daß auch dem Kind diese Distanz früher greifbar wird als die eigentliche Klassendistanz der Wirtschaftsstellung. Diese These erfährt eine Einschränkung, wo die Arbeiterschaft einer standortgebundenen Industrie aus bodenständiger Agrarbevölkerung hervorging und etwa sogar noch kleinbegütert ortsansässig ist.

Immer noch vom rein erzieherischen Standpunkt aus gesprochen, ist eine ideologische Beeinflussung im Sinne des »Klassenbewußtseins«, ist jede Verbaladresse in dieser Richtung kunstwidrig und sinnlos. *Das*

*Leben selbst besorgt die Bildung des Klassenbewußtseins am besten und nachdrücklichsten*, indem es das Kind, den Jugendlichen, zusehends in seine Wirbel zieht und ihn allmählich als aktives Wirtschaftssubjekt in den Kreis einer Gesellschaftsklasse hineinstellt. Die erste praktisch-unmittelbare Berührung des Kindes mit dem Übertritt aus der Schule in die Welt des jugendlichen Hilfsarbeiters oder Lehrlings ist der Übergang vollzogen. Die Realitäten der klassenstrukturierten Gesellschaft sind ihm dann erst in vollem Umfang Erfahrungstatsachen; das zur Beobachtung geschulte Auge, der im Nachdenken geübte Sinn zieht selbst seine Konsequenzen, der Jugendliche ist zur *autonomen Selbstverständigung* reif, wenn ihn nicht eine unzulängliche Schule verkrüppelt hat.

Die Erziehung hat in diesem ganzen Bildungsprozeß, den das Leben und seine Realitäten am Kind und an dem Jugendlichen vollziehen, nur eine Schutzaufgabe: Schutz gegen Wort- und Phrasenschleier, die dem Blick des Kindes die Nacktheit der Realitäten entziehen. »Die zarte kindliche Seele vor der Rauheit des Lebens bewahren« ist eine grausame Parole — und eine faule Ausrede gegenüber einer unbequemen erzieherischen Verantwortung —, wenn man doch weiß, daß man am »Ende« des schulischen Erziehungswerks den sorgsam behüteten Jugendlichen jählings in eben diese »rauhe und rücksichtslose Welt« hinausstoßen muß. Mut zur Brutalität des Realismus ist insofern eine Kardinaltugend des nüchternen, nicht sentimental verbogenen Erziehers. Schutz hat er dem Kinde zu gewähren gegen Verbildungen, gegen jähe Erschütterungen; und gerade deshalb ist die pädagogische Verhüllungs- und Behütungs-taktik falsch. Die Schule soll »für das Leben erziehen«? soll den jungen Menschen lebenstüchtig machen? Wohlan, die Lebenstüchtigkeit des jungen Proletariers besteht zu neun Zehnteln darin, daß er dem typischen Druck, der auf seiner Klasse ruht, gewachsen ist. Die Spanne zwischen erster Ahnung von den Wirren der Erwachsenenwelt und dem Zwang zur Übernahme einer aktiven Rolle in ihr ist beim proletarischen Jugendlichen aus wirtschaftlichen Gründen erschreckend gering, die Gefahr einer schockartigen Erschütterung daher hier besonders groß (Phänomen der »Verwahrlosung«, die oft eine Folge solcher Sozialschocks ist); *darum hat die Berufsschule als Übergangsstadium vor allem gesellschaftspädagogisch eine so unerhört wichtige Funktion* (meines Erachtens wichtiger als die »berufs«-pädagogische im engeren Sinn). Wegen dieser Zusammendrängung des »sozialen Pubertärvorgangs« — um mich bildlich auszudrücken — ist es beim proletarischen Jugendlichen doppelt verfehlt, durch wohlgemeinte Verhüllung von Lebensrealitäten der »kindlichen Seele« falsche Schonung ange-deihen zu lassen.

Das »Rezept« also lautet: keine Begriffs- und Wortagitation — die pädagogische Gelegenheit, die an eine reale Anschauung anknüpfende Fragestellung des Kindes abwarten —, aber jeden solchen Fall pädagogisch erschöpfend auswerten. Das erste Anzeichen einer Ahnung des Kindes von der Klassenbedingtheit seiner Lage ist kein Grund zu Schrecken und Bedauern, sondern je früher diese Ahnung dämmert, desto besser die Erfolgchance der Erziehung, weil dann der Zeitraum für die pädagogisch unterstützte Selbstverständigung des Kindes bis zur Schulentlassung um so größer ist.

### III

Insoweit ging es um rein pädagogische Forderungen. Ich glaube aber zeigen zu können, daß sie sich mit den vom Sozialisten zu stellenden sozialen Forderungen decken. Mag sein, daß dem feurig überzeugten Klassenkämpfer die Betonung des Klassenbewußtseins als Erziehungsziel in meinen Gedankengängen nicht genügt. Es gibt eine Ressentimentpädagogik, die sich als Protest gegen die planmäßig antiproletarische Propaganda der traditionellen Schule darstellt. Sie ist der zugegebenen Meinung oder geht unausgesprochenermaßen davon aus, daß gegenüber der offenen bourgeois Propaganda der Erziehungsreaktion und der verkappt bourgeois Beeinflussung des Neutralitätsmuckertums die Sache des Proletariats durch eine ebenfalls propagandistische Erziehung in unserem Sinne verteidigt werden müsse.

Daran glaube ich nicht. Vielmehr scheint mir: *gerade wenn wir klassenbewußte junge Menschen erziehen wollen, müssen wir sie an Tatsachen dazu werden lassen* und müssen vermeiden, daß sie (von uns oder anderen) dazu »gekeilt« werden.

Alles Klassendenken, das nicht streng an erfahrbaren Tatsachen orientiert ist, alle gefühlsmäßige Geladenheit des jugendlichen Verhältnisses zur Klasse kann nur schaden. Es ist bestimmt verkehrt, dem Kind und Jugendlichen mit den Worten, Symbolen, mit den Widergefühlen und Begriffen des Klassendenkens zu kommen, statt sie zuerst die Realien der Klassengesellschaft entdecken und als solche erfassen zu lassen.

Wenn dem Kind seine soziale Klasse nicht im Leben, sondern im *Wort* zuerst begegnet, so besteht die sehr ernste Gefahr, daß es zu der Sorte von Menschen wird, die der Bewegung am schädlichsten sind — schädlicher als ihre geschworenen Feinde: Menschen mit einem künstlich aufgepulverten »Klassenbewußtsein« — haßgeladene, hysterische Schreier. Der Radikalist ist eine wichtige und brauchbare Figur, aber man darf nicht den Rabiaten mit ihm verwechseln. Der Klasse und

ihrer Bewegung ist nicht mit Menschen gedient, die später mit ausgezeichnetem Schwung über Marxismus zu leitartikeln wissen, denen aber der klare Blick für die reale Lebenssituation des Proletariats fehlt, weil sie von vornherein alles und jedes durch die Brille nicht des *Klassenbewußtseins*, sondern des *Klassenressentiments* sehen; mit Leuten, denen sich nicht an Situationen und Tatsachen die Züge der Klassenbedingtheit objektiv aufdrängen, sondern die in alles und jedes ihr dogmatisches Klassenschema hineindeuten. (Ich erinnere an die pädagogischen Beispiele auf Seite 223 ff.)

Kurz und gut: Wenn im Erziehungsvorgang die Klassenideologie — sei es eine affektive oder rationale — als Gegenstand des Verbalunterrichts der kindlichen Erfahrung der Klassenrealitäten voraussetzt, so handeln wir gegen den Grundsatz, daß das Leben den Menschen bildet, wir laufen vor dem Leben her, rennen ihm davon. Wir züchten junge Menschen, die nicht mit beiden Beinen auf der Erde stehen, die also auch nicht klassenbewußt im eigentlichen Sinne sind. Denn *klassenbewußt ist nicht der haßgeladene Schreihals, nicht der »Unterdrückungsschnüffler«, sondern der wissend, klar und sicher in seiner Welt stehende Mensch.*

Je länger das Kind vor dem Einfluß der Propaganda in Worten, Phrasen und Symbolen, in Begriffen und Theorien bewahrt bleibt, je mehr es auf die Selbstverständigung in Auseinandersetzung mit den Realitäten seiner Lebenswelt angewiesen ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß es zu einem wirklich klassenbewußten Menschen wird. Denn Klassenbewußtsein haben heißt im wesentlichen: wissen, wo man in der Gesellschaft steht, und zum zweiten: daraus Konsequenzen für das aktive soziale Verhalten ziehen.

Es wäre zu bedauern, wenn man mir nun den Vorwurf machte, ich wolle also wohl die Politik aus der Schule verbannen. Nichts liegt mir ferner als das. Politik gehört in die Schule, und es wäre nur zu wünschen, daß die Lehrerschaft selber recht viel davon versteht. Soweit Politik nicht Politik der Symbole und Phrasen, sondern aktuelle Auseinandersetzung über gesellschaftliche Realitäten ist, muß sie Gegenstand der Lehre sein, wo und soweit immer das Verständnis der Kinder dafür offen ist. Sonst erzeugen wir Jugendliche der Art, wie sie mir ein sehr bekannter (nicht sozialistischer) Psychologe aus seinen Übungen an der Universität schilderte: ein großer Teil der Studenten weiß nicht, daß es einen Reichswirtschaftsrat gibt, andere ahnen nichts vom Wesen der Tarifverträge usw. Wenn das am grünen Holze, an der »geistigen Blüte unseres Volkes« geschieht, was soll dann am dünnen Holz geschehen? Die sehr ernste Frage ist nur, in welchem Alter das Kind politischen Vorgängen, und sei es im allerprimitivsten Sinne, zugänglich ist.

Hüten wir uns doch vor der Überschätzung der Erziehung im besonderen und der weltgestaltenden Macht der Worte und Begriffe im allgemeinen! Sie widerspricht so kraß dem wirklichen Materialismus. Was hat die »alte Schule« bei ungezählten Exemplaren »bürgerlicher Jugend« in der heutigen Vierzigergeneration mit ihrer im vorrevolutionären Sinn legitimistischen Propagandaerziehung erreicht? Daß sie zuerst mißtrauisch, dann abtrünnig wurde. Was demonstriert *Ognjew's Kostja Rjabzew*? daß die kommunistische Propagandaerziehung die gewektesten Jungen bolschewismusskeptisch macht. Je besser veranlagt die Jugend, desto mißtrauischer ist sie gegen das, was ihr gesagt wird, desto schärfer opponiert sie jedem Versuch zu doktrinärer Beeinflussung.

! *Nicht die Schule und nicht die Propaganda schafft die sozialistische Welt, sondern das Leben selbst und die Tat des Menschen, zu der er die Antriebe aus seinem begriffenen Leben, nicht aus erzieherischen und rhetorischen Apostrophen erfährt.*

Hier ist noch ein Wort darüber zu sagen, ob der Sozialist die nach Klassenschichten getrennte Schulerziehung der Kinder oder ob er klassenmäßige Mischung der Schulgemeinden begünstigen soll. Der Streit darüber ist hin und her gegangen und tut es noch. Praktisch ist die Frage gar nicht so bedeutsam, weil in der Großstadt durch die Trennung der bürgerlichen und proletarischen Wohnviertel die Kinder einer Schule nach ihrer sozialen Herkunft meist annähernd homogen sind und weil man das Schulwesen kleinerer Orte doch kaum auch noch hiernach gliedern könnte. Die programmatische Gleichung *weltliche Schule = Schule der proletarischen Kinder* ist aber sehr bedenklich, wenn sie auch (meines Erachtens teilweise wegen einer gewissen Fehl-orientierung der freidenkerischen Schulpropaganda) leider weitgehend der tatsächlichen Lage von heute entspricht. Hier handelt es sich aber mehr um Grundsätze der Erziehungspolitik als um Bewertung der augenblicklichen Lage.

Selbstverständlich kann die »Koedukation der sozialen Klassen« niemals in den Dienst der Klassenversöhnung gestellt werden, schon deshalb nicht, weil die soziale Frage nicht von der Schule und überhaupt nicht mit erzieherischen Mitteln zu lösen ist. Noch weniger schwebt mir etwa die Pflege einer romantischen Volkseinheit durch die Schule vor (weil das Wort »Volkheit« noch nicht Mißbildung genug ist, hat man jetzt noch »Volkschaft« dazu erfunden). Ich meine durchaus, daß die Kinder als Kinder ihrer sozialen Klasse aufwachsen sollen, aber es scheint mir, daß es dazu der klassenmäßigen Trennung, der Isolierung kaum bedarf, ja im Gegenteil, daß diese Isolierung gefährlich ist.



»Keine Gemeinschaft mit dem sozialen Gegner!« sei die Parole des Klassenkampfes? Mir scheint, die natürliche Isolierung besorgt das Leben dann schon selbst und an seinen Realitäten scheiden sich die Geister.

»Gesellschaftsklasse« ist ein Wort, das es nur in Zweizahl oder Mehrzahl gibt. Wir verlangen Anschaulichkeit der pädagogischen Gegenstände. Nun wohl: Klassenlage wird nur anschaulich am Gegenbeispiel. Die Gesellschaftsklassen sind Korrelate innerhalb der Gesellschaftsstruktur. »Man definiert einen Gegenstand, indem man sein Gegenteil definiert«, ist dialektischer Grundsatz. *Man hat eine Gesellschaftsklasse nur anschaulich in Front mit der Gegenklasse.*

Wir lächeln mit Recht über den naiven Bürger, der über das Proletariat theoretisiert, ohne eine anschauliche Erfahrung von ihm zu haben. Soll unbedingt der junge Proletarier durch Isolierung von Kindheit an zu gleichem erfahrungsarmen Theoretisieren über die Klasse der Bourgeoisie verführt werden? Die Schaufenster der Luxusläden, vor deren Herrlichkeiten man sehnsüchtig das Näschen an der Scheibe plattdrückt, ist eine falsche, mindestens einseitige »Anschauung« von der bourgeoisen Lebenswelt. Die manchmal recht brauchbare Agitationswendung vom »vollgefressenen Bourgeois« schadet in ihrer volkstümlichen Verallgemeinerung der Bewegung mehr, als zehn gute Leitartikel der Arbeiterpresse nutzen können. Sie verleitet zur Unterschätzung des Gegners. War es nicht *Robespierre*, der seinen Anhängern zurief: »Unterschätzt nicht die moralische Kraft der Aristokraten, sie trifft euch sonst zu Tode!«?

*Der gefährlichste Fehler der Erziehung scheint mir Gesinnungszucht zu sein.* Das Kind ist subjektiv weder proletarischer noch bourgeoiser Mensch im strengen Sinn. Es wird erst eines von beiden, wird dazu in Auseinandersetzung mit seiner klassenbedingten Lebenswelt. Zu ihr gehören notwendig auch die Gegenklasse und ihre Lebensform. Es gibt nichts, was dem klassenentsprechenden Denken und Urteilen des Kindes förderlicher sein könnte als die Erfahrung vom klassenentsprechend anderen Denken des Kindes der anderen Klasse. Selbstverständigung des Kindes über seine Klassenlage also in der Auseinandersetzung über ihre tatsächlichen Erscheinungen mit dem klassengegnerischen Kind. Wenn sich das Klassenbewußtsein des »Proletariats« geschichtlich in dieser Auseinandersetzung mit der »Bourgeoisie« entfaltet hat — warum nicht auch das Klassenbewußtsein des heutigen proletarischen Kindes?

*Die Schule einer klassenmäßig strukturierten Gesellschaft muß grundsätzlich in ihrer Rekrutierung die Klassenschichtung spiegeln, wenn sie für das Leben in der Klassengesellschaft der Erwachsenen schulen soll.*

Es ist von unschätzbare Bedeutung, daß das proletarische Kind von früh auf in eben dem Auseinandersetzungsverhältnis zur bürgerlichen Jugend lebe, weil es das später im Leben zu tun gezwungen sein wird. Es sollte vor allem nicht nur sich als Glied einer wirtschaftlich vom Schicksal zurückgesetzten und durch die Ranküne der Gegenklasse unterdrückten Schicht sehen, sondern in der lebendigen Anschauung bürgerlich-kindlicher Lebensform auch die bürgerliche Klassenlage als *Schicksal* begreifen lernen.

Darüber hinaus ist im Sinne der sozialen Gesamtentwicklung die klassenmäßige Koedukation von um so größerer Bedeutung, je mehr innerhalb der Bourgeoisie selbst die ideologische Selbstsicherheit versagt. Daß diese ideologische Selbstsicherheit in der jungen Generation des Bürgertums weiter erschüttert werde, namentlich in den hinsichtlich der Klassenhaltung noch unentschiedenen Mittelstandskreisen, ist ein dringendes Interesse der proletarischen Bewegung. Und das geschieht nirgends sicherer als in der relativ voraussetzungslosen Auseinandersetzung der heranreifenden Kinder über ihre sozialen Erlebnisse.

Die Koedukation der Gesellschaftsklassen setzt allerdings eine Haltung des Lehrers voraus, die ich, um Verwechslungen vorzubeugen, nicht als »Neutralität« bezeichnen möchte, sondern als Loyalität. Sie setzt nämlich voraus, daß der Lehrer seine Schüler anhält, sich sachlich auseinanderzusetzen, daß er — gleichviel wo er mit seiner Gesinnung steht und welche Gesellschaftsklasse unter den Schulkindern überwiegt — eine Majorisierung, sagen wir ruhig: eine Einschüchterung der Minderheit energisch verhindert. Es ist gar nicht nötig, es ist nicht einmal möglich, daß so eine Auseinandersetzung mit allgemeiner Meinungsharmonie endet. Aber es ist nötig und — auch bei sehr jugendlichen Schulkindern in der Phase des erwachenden Intellekts — möglich, daß Vorbringungen des Gegners überlegt, geprüft und gewürdigt werden. Für loyale, sagen wir menschlich anständige Auseinandersetzung kann der Lehrer sorgen, ohne daß er Versöhnungspolitik treibt und ohne daß er »sich der eigenen Meinung enthält«. Je loyaler die Auseinandersetzung verläuft, desto deutlicher tritt am Ende der Rückstand an klassengebundenen Denkvoraussetzungen hervor, desto mehr also ist durch die endlich ermittelte Distanz der Standorte der Festigung des Klassenlagebewußtseins gedient. Die Jugendlichen einigen sich nicht auf ein Urteil, aber sie sehen ein, weshalb sie sich nicht einigen können; sie treten einander bis an die Ränder der Klassenklüfte gegenüber und lernen ohne Schwindelanfall in den Abgrund hinabzublicken. Das ist wichtiger als Urteils-Einigung. Voraussetzung bleibt dafür nur, daß der Auseinandersetzungsgegenstand nicht jenseits der Anschauungswelt der Kinder liegt.

## 15. Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus

Aus: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1932, S. 109—122.

Thematisch sind uns die Mittelstände — nicht der Nationalsozialismus. Die folgenden Seiten beanspruchen also in keiner Weise, eine Würdigung oder Kritik des Nationalsozialismus im Ganzen zu sein. Wer sie dafür nähme, täte dem Urheber so unrecht wie seinem Objekt, der nationalsozialistischen Bewegung. Es soll hier nur von einzelnen, wenn auch sehr wichtigen Zügen der Bewegung die Rede sein, Zügen, an denen sich die Frage aktualisiert, ob die Mittelstände auf dem Wege und ob sie überhaupt fähig sind, sich als *ein* geschlossener Block und als Träger *eines* gesellschaftsgestaltenden Willens zu formieren. Manches andere, was für die Gesamtbeurteilung des Nationalsozialismus wesentlich wäre, — der Antisemitismus, der Elite-Gedanke, der Antifeminismus, die Stellung zu Demokratie und Parlamentarismus u. a. — bleibt unberührt oder wird nur gestreift. Es gehört in eine zeitgeschichtlich-politische Studie über die Hitlerbewegung, nicht aber in eine Abhandlung, in deren Gegenstandsbereich diese Bewegung nur hereinragt. — Die nachdrückliche Einschränkung der mit diesem Exkurs verfolgten Absicht ist um so mehr angebracht, als es bei politisch-soziologischen Gedankengängen nicht ohne subjektive Wertungen abgeht, wie gewissenhaft sie auch überprüft, wie zurückhaltend in der Form sie immer sein mögen. Noch dazu erschwert der Nationalsozialismus als Erscheinung durch seine Eigenart unanfechtbare Aussagen über seine Absichten und Tendenzen: programmatische Leitsätze maßgebender Führer der Bewegung, von den Anhängern als bindende Grundsätze hingenommen, werden immer wieder als private Meinungsäußerungen nicht parteiamtlichen Charakters für nichtig erklärt; die parteiamtlichen Verlautbarungen selbst sind zum Teil sehr vieldeutig, zum anderen Teil kaum in Übereinstimmung miteinander zu bringen. Es ist dem Kritiker nicht möglich, aus irgendeinem programmatischen Satz Schlüsse auf die Bewegung zu ziehen, ohne daß ihm sofort ein anderer, gerade gegenteilig deutbarer Satz entgegengehalten werden könnte. Woran also soll er sich halten? An die offiziellen Programm-

punkte? Keine politische Bewegung wird je nach ihrem Programm beurteilt werden können. An die propagandistischen Verheißungen namhafter Parteiorgane? Sie werden größtenteils »parteiamtlich« als unverbindlich bezeichnet. An die Linie der staatspolitischen Praxis? Die Proben verantwortlicher Staatspolitik in Thüringen, Braunschweig usf. sind zu karg, um Schlüsse daraus zu ziehen, und die Bewegung selbst könnte mit Recht Verwahrung dagegen einlegen, weil sie in kleinen Ländern, noch dazu durch Koalitionspartner gehemmt, die Linie ihrer Absichten nicht klar verfolgen könne. Es bleibt nur die Beurteilung auf Grund des Eindrucks, den der gewissenhafte Beobachter vom Stil der Bewegung, vom Verhalten ihrer Organe, von der Entwicklung ihres Anhangs gewinnt. Diese Dinge sind für die Zukunft der Bewegung übrigens auch viel wesentlicher als Programmpunkte.

## I

Der Nationalsozialismus hat sich bei seinem Einzug in die Arena der großen Politik als allgemeine Volksbewegung bezeichnet, die alle Kreise des Volkes, insbesondere auch die Arbeiterkreise erfassen wollte. Seitdem sind Jahre vergangen, ohne daß es der Bewegung gelungen wäre, die Reihen der Sozialdemokratie bemerkenswert zu lichten. Beim zweiten Präsidentschaftswahlgang 1932 hat sie nachweislich kommunistische Stimmen abgefangen; die Einbußen der SPD bei den Preußenwahlen 1932 sind mit Sicherheit als Abgänge zum *Zentrum* erkennbar, denn sie traten vor allem im deutschen Süden und Westen auf; im evangelischen Osten und Norden konnte die SPD sogar teilweise Stimmen zurückgewinnen. Die Überläufer aus dem kommunistischen Lager machen zum Teil gewiß nur Politik »um die Ecke«, d. h. sie wählen nationalsozialistisch, um die Bolschewisierungssreife zu beschleunigen; ein anderer Teil scheint wirklich eine Gesinnungsschwenkung vollzogen zu haben. Damit ist nur von neuem die Frage gestellt: wie wird sich der junge Arbeiternachwuchs verhalten? Es handelt sich nicht nur darum, daß die SPD infolge Vergreisung ihres Apparates und der taktischen Subtilität, zu der sie in ihrer seit Jahren recht unklaren parlamentarischen Lage gezwungen war, keine überwältigende Werbekraft auf die junge Generation ausüben kann. Die »Jungarbeiter«, die ins nationalsozialistische Lager direkt oder auf dem Umweg über die KPD einrücken, sind — man sieht es, wo nationalsozialistische Massen sich auf der Straße zeigen — zum überwiegenden Teil Dauererwerbslose<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Über diese Die soziale Schichtung des deutschen Volkes, S. 96 f.

Die besoldeten und zum großen Teil kasernierten Kampfgarden der Partei haben in nicht ganz geringer Zahl erwerbslose Arbeiter angeworben, auch ehemalige Rotfrontkämpfer aufgenommen. Wenigstens sollen nach dem Zeugnis von Polizeibeamten im Herbst 1930 bisherige Verkehrslokale der Rotfront sozusagen über Nacht die Firma gewechselt haben, weil ihre Stammgäste sich statt des Sterns das Hakenkreuz an den Rockaufschlag geheftet hatten. Diese Erscheinungen sagen nichts über die Haltung der Arbeiterschaft aus. Der Arbeitslose sucht Brot, wo er es findet, seine Handlungsweise pflegt begreiflicher Weise oft mehr durch die Not als durch Überzeugung bestimmt zu sein. Im übrigen gibt es bekanntlich einen Bodensatz in der Arbeiterbevölkerung — meist schlechtbehütete Kriegsjugend —, die im Erwerbsleben nicht heimisch werden kann, zu stetiger Lebensführung psychisch nicht fähig ist und sich nach rechter Landsknechtart zu Abenteuer und Fehde verdingt, ohne viel zu fragen, wem sie Faust, Knüppel und Schlagring leiht. —

Man weiß aber in beiden Lagern, daß die entscheidende Position nicht bei den »proletarischen« Parteien, sondern in der viel festeren, auch den Parolen der Tagespolitik viel weniger unterworfenen Gewerkschaftsfront liegt. In diesem Bezirk, bei den im Betriebskollektiv stehenden, das Schicksal des Berufsstandorts erfahrenden und ausdauernden Arbeitern, sind die Werbeerfolge der NSDAP offensichtlich nicht sehr groß. Die NSBO (Nationalsozialistische Betriebsorganisation), eine Art von Zellen-system, mußte bald nach ihrer ersten Einrichtung völlig umgestaltet werden, ein Zeichen dafür, daß sie nicht die gewünschten Erfolge hatte. Die neuere »Hib«-Aktion (»Hinein in die Betriebe«) scheint nur wenig aussichtsreicher zu sein. Bei Betriebsratswahlen haben sich bisher in den meisten Fällen nur geringe Stimmblöcke auf die Nationalsozialisten vereinigt. Die neueste Taktik endlich ist für die Lage bezeichnend: die Betriebe sollen dadurch gewonnen werden, daß laut Übereinkünften mit den Unternehmern nationalsozialistische Erwerbslose eingestellt werden. Die Erfolge dieses »Pair-Schub«-Systems sind abzuwarten. Klar ist jedenfalls: die feste organisatorische Mauer der Gewerkschaften ist bisher umsonst berannt; die sozialstandort-bewußte Haltung des arbeitenden Arbeiters ist steiniger Boden für die nationalsozialistische Saat. Nicht von Betriebszellen, sondern von Erwerbslosenzellen können Erfolge erwartet werden.

Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß die NSDAP die Annahme fallen gelassen hat, die deutschen Gewerkschaften könnten nach italienischem Vorbild von innen her erobert werden; es scheint vielmehr, als stelle man sich darauf ein, sie im Falle der Machtübernahme zu

zerschlagen und die eigenen Berufsvereinigungen mit einem neuen Apparat an ihre Stelle zu setzen.

Ungefähr seit den Reichstagswahlen von 1930 lassen Verlautbarungen und Verhalten der Parteiorgane darauf schließen, daß wenigstens fürs erste – trotz des Namens *Arbeiter-Partei* – die Kraft der Werbung konzentrisch auf die Mittelstände vereinigt wird. Breite Teile des Kleinbürgertums haben die Sache des Nationalsozialismus zu der ihrigen gemacht, die Partei selbst nimmt heute vor allem sie für sich in Anspruch. Hätte diese Binsenwahrheit noch einer Bestätigung bedurft, so wäre sie in den Preußenwahlen von 1932 gegeben, aus denen die Wirtschaftspartei und andere Mittelstandsparteien völlig aufgerieben hervorgingen.

Das *Zentrum* als einzige alte Partei, die ihren Anhang aus allen Teilen der Bevölkerung gewinnt, hat sich seit 1920 stabil halten können; dank seiner klaren, nüchternen und starken Politik hat es viel eher Aussicht auf weitere mäßige Mehrung, als es ein Abbröckeln befürchten muß. Die Arbeiterschaft ist zwar zum Schaden ihrer politischen Machtstellung in zwei feindliche Lager gespalten, aber sie hat sich im Ganzen seit 1920 trotz widrigster Umstände gut gehalten. Zwischen 1919 und 1920 pendelte nur der aktuelle Massenzulauf der Revolutionszeit zurück. Der ganze Zudrang zur NSDAP ist durch Verschiebungen innerhalb der bürgerlichen Parteien (mit Ausnahme des *Zentrums*) und durch den erwähnten Zugang aus den Reihen der jugendlichen Erwerbslosen hinreichend motiviert.

Die von der NSDAP zwischen 1930 und 1932 gewonnenen 4,6 Millionen Stimmen (11,6 %) müssen abermals, wie bisher alle Zugänge dieser Partei, aus den rund 9 Millionen Wählern der bürgerlichen Mittelparteien mit Ausnahme des *Zentrums* herausgeschnitten sein, soweit sie nicht (2,7 Millionen) durch Mobilmachung bisher politisch Indifferenter aufgebracht wurden. Die bürgerlichen Parteien (ohne *Zentrum* und *Deutschnationale*) würden also für sich allein bei der ersten Hindenburgwahl von 1932 statt bisher 8,9 nur noch 6,7 Millionen Stimmen aufgebracht haben.

Der Vergleich dieser Zahlen mit dem Bild der sozialen Volksgliederung ergibt aufs neue die bekannte Tatsache, daß die NSDAP sich aus den beiden Mittelständen und den Tagewerkern für eigne Rechnung rekrutiert. Nur ist leider keineswegs klar nachzuweisen, in welchem Verhältnis die einzelnen Elementarmassen dieser Blocks beteiligt sind. Die Stagnation der nationalsozialistischen Stimmen in Pommern, Hessen und andern Wahlkreisen, die in letzter Zeit besonders hohe Stimmziffern für diese Partei ergeben hatten, legt die Annahme nahe, daß fürs erste die Reserven erschöpft sind, und der nach Lage der Dinge mögliche Höchststand erreicht ist.

Immerhin hat es zunächst den Anschein, als gelinge es dem Nationalsozialismus, ähnlich wie dem *Zentrum* — nur mit zahlenmäßig größerem Erfolg —, als Volksbewegung alle Soziallagen zu durchdringen. Nach links setzen Sozialdemokratie und Kommunismus eine Ausdehnungsgrenze. Im Hinblick auf die mittleren Lagen aber ist, eben wegen dieser Verwandtschaft der Sozialstrukturen, das *Zentrum* der berufene und entscheidende Widerpart der NSDAP, was sich ja auch im Vergleich der Wahlergebnisse katholischer und evangelischer Wahlkreise immer wieder deutlich zeigt. Es ist daher ganz erklärlich, daß der tödliche Haß gegen »das System« sich mit doppelter Heftigkeit gegen das *Zentrum* richtet, das in den mittleren Lagen allein erfolgreichen Widerstand leistet und ungebrochen bleibt.

## II

Wenn eine Epoche so eindeutig wie unsere im Zeichen kultureller Hegemonie der Wirtschaft steht, ist eine große, breite Teile der Bevölkerung zur Gefolgschaft sammelnde Bewegung nur möglich, falls sie sich entweder auf einen hinreichend großen Block von einigermaßen einheitlicher Wirtschaftsmentalität stützen kann, oder falls es ihr trotz Wirtschaftsbestimmtheit der Epoche gelingt, die ökonomische Standortbindung mehrerer Wirtschaftsschichten durch noch stärker wirksame Bindungen anderer Art zu überwinden. Die NSDAP hat beide Möglichkeiten in einem versucht, wie ihr Name sagt. Zweifellos hat sie bisher den zweiten Weg mit mehr Geschick verfolgt als den ersten. Was dem *Zentrum* durch seine transmundane Lebenslehre möglich ist, hofft der Nationalsozialismus durch die Werbekraft der nationalistischen Phraseologie zu erreichen. Unsere Frage richtet sich also jetzt auf die staatspolitisch-nationale Ideologie der NSDAP im besonderen und zum zweiten darauf, welche Mentalitätsunterschiede und Spannungen die NSDAP innerhalb ihrer heutigen Anhänger auszugleichen hat, wenn sie die Scharen dauernd halten will, die sie gewann. Über die staatspolitisch-nationalen Mentalitäten der deutschen Gegenwart etwas Sicheres auszumachen, ist aus drei Gründen unendlich schwer: wo die Staatsform Gegenstand höchst aktueller Meinungskämpfe ist, kann das (bejahende oder verneinende) Verhältnis zu einer bestimmten Staatsvorstellung gar zu leicht mit staatsvölklicher Gesinnung (oder ihrem Fehlen) überhaupt verwechselt werden; hat ein Volk schwere Schläge und Demütigungen erlitten, ist es in seiner Existenz von außen her so hart bedrängt, wie zur Zeit das unsere, so spitzen sich notwendig die Gegensätze nationalen Prestigeanspruchs

und nüchterner Realpolitik zu — derart, daß die realpolitisch in Möglichkeiten denkenden Volksteile für schwach und national lau verketzert werden, daß aber auch umgekehrt sie selbst sich in der Abwehr einer chimärenhaften Widerstandspropaganda über ihre wahren Meinungen hinaus fortreißen lassen; wenn durch solche Umstände die öffentliche Debatte über staatlich-nationale Fragen zugespitzt ist, wird es fast unmöglich zu unterscheiden, was disponierte Mentalität und was Ideologie oder gar nur Schlagwort, Agitationsdrill und Versammlungs-Phraseologie ist. So viel steht aber fest, daß die politische Linke die Lebendigkeit des nationalen Gedankens und Zugkraft des nationalistischen Schlagworts sträflich unterschätzt hat.

Wie die moderne Staatsnation Schöpfung des Zeitalters bürgerlicher Emanzipation ist, so war bis in diese Zeit herein die nationalstaatliche Gesinnung beim Bildungs- und Besitz-Bürgertum der Mittellage am stärksten entwickelt. Drei Dinge sind aber wohl zu beachten, ehe ein Urteil über den Nationalsozialismus als Ausdruck der staatsnationalen Einheit des Bürgertums abgegeben wird.

1. Wir finden heute nationale und staatspolitische Mentalität nicht mehr *allein* beim Bürgertum.
2. Innerhalb der vom Nationalsozialismus vorwiegend erfaßten Bevölkerungsmassen herrschte niemals eine *einheitliche* nationale und Staatsmentalität.
3. Es ist bisher nur die Werbekraft, nicht aber die praktische Binde- und Widerstandskraft der nationalistischen Ideologie der NSDAP erprobt.

Die proletarische Arbeiterschaft ist mit dem Odium belastet, anational zu sein. Die Unterscheidung von Ideologie und Mentalität erleichtert die Korrektur dieses häßlichen Vorurteils. Die Mentalität ist als »psychische Antwort auf die Lage« verstehbar; die klassenbewußte Arbeiterschaft stand dem Nationalstaat ablehnend oder gleichgültig gegenüber, so lange sie in ihm minderen Rechts war. Heute betrachtet sich die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter mit Grund als entscheidend Mitschöpfer des neugeordneten Staatswesens. Ihre staatspolitische Mentalität hat damit eine erhebliche Wandlung erfahren. Es ist kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß internationales und staatsvolkliches Denken einander nicht ausschließen, sondern bedingen. Nur ein Mitleid erregender Primitivismus kann im Gedanken des friedlichen Völkerkonzertes Mangel an nationaler Gesinnung erblicken. Die Nation ist ihrer Idee nach notwendig Glied in einem Nationen-Ensemble, sie trägt die bloße Vorstellung der Abgeschlossenheit, die landschaftlich-stämmischem Denken eigen und natürlich ist, so wenig, daß sie zu aggressiver Feindseligkeit umarten muß, wo sie sich selbst autark denkt.



Wie der englische, der nordamerikanische Arbeiter in den demokratischen Atmosphären ihrer Völker seit langem Bürger gleichen Rechtes, so hat der deutsche Arbeiter in den letzten Zeiten eine durchaus positive staatspolitische Mentalität bei sich entwickelt. Ausgenommen ist die kommunistische Front. In ihr aber sind, wie in der rechtsradikalen, zwei Elemente zu unterscheiden: der Kern besteht aus dem sogenannten »fünften Stand«, dem von der Tradition der Arbeiterbewegung am wenigsten erfaßten Teil der Arbeiterschaft, der sich »um die Früchte der Revolution« betrogen glaubt. Diese Elemente, Absenkdicht der Arbeiterschaft, sind in der Tat nationalstaatsfeindlich im eigentlichen Sinne. Um diesen Kern lagert sich als Außenzone die unstete Schar der »Krisen-Verstörten«, der Arbeitslosen, die nichts zu verlieren haben, und denen darum nichts des Bestandes wert dünkt. Sie sind nicht staatsfeindlich von Disposition, sondern werden zum größten Teil mit Wiederherstellung ihrer wirtschaftsbürgerlichen Existenz dem Staatsbürgertum zurückgewonnen sein.

Leider bringt die Doktrinärdeologie und Phraseologie der Arbeiterbewegung bis in diese Zeit herein die tatsächliche Wendung zur nationalen Staatsbürgerlichkeit nicht voll zum Ausdruck<sup>1</sup>. Sie trägt noch zu deutlich die Spuren der Zeit, die sie im Kampf mit der damaligen politischen Lebensform sah. Aber gerade an der sozialistischen Arbeiterbewegung zeigt sich hier, daß das Urteil über die Sozialfunktion einer Schicht sich nicht an ihre Doktrinen und Katechismen, sondern an ihre Mentalität halten muß — und die offenbart sich untrüglich in den Taten. Im Kampf um die Ruhr und an der Saar hat die sozialistische Arbeiterschaft genug praktisches Staatsbürgertum und Nationalgefühl bewiesen, um sich gegen den Vorwurf anationaler Gesinnung empört verwahren zu dürfen. Die jüngste Gegenwart zeigte diese Arbeiterschaft in der nationalen Lebensfrage der Wahl eines Staatsoberhauptes sogar an der Seite eben dieses Bürgertums, mit dem sie in erbitterten Wirtschaftskämpfen steht. Die *Wahlparole* kann taktisches Manöver sein — die *Befolgung* der Parole bis auf den letzten Mann ist Zeugnis einer Mentalität, deren Offenbarung die Anhänger und sogar die Führer der NSDAP sichtlich überraschte.

Gerade die Gegenwart, deren erschütternde politische Alternativen den Staub aus den Gewandhäusern überkommener Phraseologie wirbeln,

<sup>1</sup> Das ist einer der Hauptgründe für die Mißerfolge des Sozialismus in der Erfassung des Angestelltentums. Vgl. dazu meine Aufsätze »Zur Kritik der Verbürgerlichung«. *Die Arbeit* 1931, Heft 7 und »Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie«, Ebenda, Heft 8.

bringt auch die Revision der formulierten Doktrinen: wenn ein engstirniger Agitator von den weiterblickenden und geistig wendigeren Führern der Bewegung veranlaßt wird, von seinem alten unbedachten Wort öffentlich abzurücken, er kenne kein deutsches Vaterland, so ist das nicht nur ein taktischer Schachzug, auf Augenblickswirkung berechnet, sondern Symptom einer ideologischen Schwenkung, die schon überfällig war.

Nur ist freilich die Arbeiterschaft in ihrer staatsbürgerlich-nationalen Gesinnung nüchtern, handfest, gegenwarthaft. Sie hat — wenigstens bislang — keinen pathetisch-verherrlichenden Vaterlandsmythos, hat nicht jene patriotische Symbolbegeisterung entwickelt, die Teilen des Mittelstandes Bedürfnis war und ist.

Nur Teilen! Denn auch in den Mittellagen selbst ist das staatspolitisch-nationale Denken ungleich entwickelt und verschieden abschattiert. Das Bauerntum z. B., gegenwärtig oft als eigentlicher Hort der Nation gepriesen und aufgerufen, hegt eine eigentlich national-staatliche Mentalität sicher nicht. Damit soll ihm nicht zu nahe getreten werden, noch soll seine Art mißachtet sein. Der Bauer ist auf angestammter Krume durch Geschlechter verankert; sein Vaterland ist zuerst die Heimat, nicht das Reich. Seine Eigenwelt ist wesentlich materielle und darüber hinaus landschaftsabhängige, naive Kultur: der ihm gemäße größte Kreis entspricht dem Stamm, dessen Mundart er spricht, nicht der Nation, Trägerin einer wesentlich spirituellen Kultur. Die Räume der Nation sind weiter als des Bauern Wagen fährt, die nationalen Dinge lagern höher als sein der fruchtspendenden Erde verhafteter Blick reicht. Wohl ist mit diesen urtypischen Bildern den Wandlungen einer jüngeren Zeit noch nicht Rechnung getragen. Aber das Denken in den Kategorien der Nation hat sich doch beim Bauern erst angebahnt, ist ihm nicht eigenartig gewesen, ward ihm aus der Stadt des Bürgers gebracht. Mit der Schule begann es; die Wehrpflicht ward zum Mittel nationaler Erziehung des Bauern — nicht nur dadurch, daß sie nationaler Dienst war, sondern auch durch die Übung, die Bauernsöhne einer Landschaft für weitentfernte Regimenter auszuheben, und so die Vorstellung an die weiten Räume der Staatsnation und die Unterschiedlichkeit stämmischer Wesensart innerhalb des Staatsvolkes zu gewöhnen. Fernverkehr der Neuzeit, Zeitung und Funk haben ihr Werk getan, und am meisten vielleicht der große Krieg. Teile der Lehrerschaft, die heute noch in sicherlich bester Absicht stämmisch-landschaftliche Romantik pflegen, sterbende Dialekte neu beleben möchten, ahnen vielleicht nicht, daß sie damit geraden Wegs gegen die nationale Erziehungstendenz handeln, den Blick wieder verengen, statt ihn zu weiten.

Genug: — das Erwachen des Bauern zu nationalem und großstaatlichem Denken ist noch zu jungen Datums, um gerade das Bauerntum als berufenen Hüter nationaler Belange apostrophieren zu dürfen.

So verschieden die staatspolitisch-nationalen Mentalitäten innerhalb des eigentlich *bürgerlichen* Mittelstandes sind, — es handelt sich hier nicht um eine Psychologie der Patriotismen, und darum darf das eine Gegenbeispiel des Bauerntums genügen.

Wie ist es aber um den Nationalgedanken der NSDAP bestellt, und worin zeigt sich seine werbende Kraft? Nation ist Geschichte und Geist. Als das hat sie sich im 19. Jahrhundert gewußt und als das weiß sie sich auch heute noch in den besten Deutschen. Die nationalistische Haltung eines großen Teils der Anhängerschaft der NSDAP ist aber schlechthin ungeschichtlich. Ich meine weite Kreise der jüngsten — auch der akademischen — Jugend. Gerade diese Anhängerbestände geben aber innerhalb der Bewegung durch ihre Stoßkraft auf der Linie der nationalistischen Gesinnung den Ton an. Sie sind die Träger des nationalen Aktivismus, während die älteren Jahrgänge des Bürgerturns mehr in passiver Gläubigkeit von der Bewegung das Wunder erwarten, das sie aus ihren Bedrängnissen erlöst. Die Haltung sehr vieler von den jungen Menschen zeigt mit unmittelbarster Deutlichkeit, wie ein großes Volk durch Krieg und Elendsjahre, in denen es versäumen mußte, seiner Jugend bewußt zu machen, daß Geschichte Erbgang ist, seiner Geschichte und damit des Geistes verlustig gehen kann. Nicht darauf kommt es hier an, daß dieser Nationalismus revolutionär ist und also dialektische Wendung; Revolution ist letzthin *Wendung des Geistes* und der Geist wahr über sie hinweg seine Kontinuität, die von einem höheren geisteshistorischen Standort aus erkennbar bleibt. Aber diese Revolution des Nationalismus ist *Wegwendung vom Geist*, sie verleugnet den Geist überhaupt, verleugnet die Nation selbst, die doch geschichtliche Entfaltung des Geistes ist.

*Max Wundt*<sup>1</sup> hat schon vor Jahren warnend die Stimme erhoben: Nation ist nicht Blut, sondern durch Geschichte gestiftet. Es ist furchtbare Selbsttäuschung des Besten innerhalb der NSDAP zu glauben, ein neuer Idealismus überwinde die Materialismen einer verfaulenden Epoche; nein, ein furchtbarer und primitiver Naturalismus der Blutsromantik hat uns überfallen und bedroht den Geist schlechthin. *Ein Volk steht in Gefahr, die Geschichte seines Geistes zu verlieren und damit seine Nationalität, weil der Erbgang des Geistes stockt.*

Diese Sätze sind nicht »pazifistisch« gemeint, noch wollen sie gar den »Krieg als nationales Erlebnis« verkleinern oder leugnen. Wir, die

<sup>1</sup> Deutsche Weltanschauung, München 1926, Seite 11 ff.

kämpfende Generation, haben uns in persönlicher Identität, wenn auch innerlich gewandelt, aus dem Jahrhundertbeginn ins zweite Viertel des Säkulums hinübergelebt; mit uns und unserm Geschick ringend, aus Wunden der Seele wie des Leibes blutend, haben wir den Umbruch der Zeit nicht nur überstanden, sondern durchlebt und geschichtlich erfahren. Der kämpfenden Generation ist der Krieg Geschichte ihres Volkes und Schicksalswendung; sie hat seine Qual ertragen, sie ist von ihm mit Narben gezeichnet, sie weiß das Leid, das sein Gefolge ist, als volkliches Schicksal auszulden. Ihr ist der Krieg geschichtliche Schwelle; in ihr ist die Nation sich ihrer geschichtlichen Kontinuität über diese Wende hinweg bewußt. Der Kriegsjugend aber ist die Kriegszeit geschichtlicher Hiatus<sup>1</sup>. Denn ihrem Erlebnisbewußtsein fehlt die rückwärtige Verlängerung in die Vorkriegszeit. Diese Jugend, aufgewachsen in einer Zeit, da die Stimme des Geistes ungehört in Waffenlärm und Hungerschrei erstarb, kennt ihn nicht und verzweifelt an ihm. *Matzke*<sup>2</sup> hat die Nüchternheit und sachzugewandte Herbheit der Jugend von heute, ihre Abneigung gegen literarische Sentimentalität, ihre gesunde Opposition gegen alles geistige Gehabe und das weihrauchqualmende Zelebrieren der Kultur geschildert. Er hat den besten Teil neuer Jugend beschrieben, den Teil, der als gutes Mittelmaß ohne hohe geistige Präntionen sein Sach will leisten lernen. Bei allzuvielen haben die jammervollen Berufsaussichten auch den Mut *dazu* gebrochen. — Geht es noch um gesunden Abbau einer affektierten Überbewertung des Literarischen? Wir alle wären dabei. Nein, es geht darum, den Geist zu verneinen und das Blut zu beschwören. Die *geschichtliche Nation* zu verleugnen und mit dem *natürlichen Volk* — wo aber ist es noch? — von neuem zu beginnen.

1 Es ist absonderlich, aber wahr, daß die den Krieg als nationale Tat preisende Jugend den Krieg, der ihre Kindheit überschattete, verleugnet. Ich glaube immer weniger, daß es unter uns Deutschen um Kriegsschuldfrage und moralische Anerkennung der Verträge geht. Kein guter Deutscher, der sich nicht gegen das Unrecht auflehnte, das uns geschah, der nicht alles daran zu setzen bereit wäre, um Dasein und Geltung unseres Volkes wieder herzustellen. Mir scheint: die nationalistische Jugend versagt dem deutschen Nachkriegsschicksal nicht die moralische, sondern einfach die historische Anerkennung. Sie ist es, die den großen Krieg in Wahrheit aus unseren Annalen auslöscht, seine geschichtlichen Folgen nicht als durchzufechtendes Unrecht, sondern als im tatsächlichen Sinn null und nichtig betrachtet. Das ist wahrscheinlich im seelischen Untergrund der Sinn ihrer außenpolitischen Vorstellungen. Laßt die alte Generation sich selbst mit ihrer Geschichte ins Grab schleppen! Die Welt beginnt mit uns und wir sind die Nation. Das lese ich mit täglich wachsender Deutlichkeit nicht aus den Schriften, nicht aus den Reden der nationalsozialistischen Führer, aber aus den Augen von den Lippen der Jugend, die ihnen anhangt.

2 *Jugend bekennt: So sind wir*, Leipzig 1931.

Nation aber ist aber auch, weil sie Geschichte ist: Verbundensein im Schicksal auf Gedeih und Verderb. Sie kann nicht sein ohne Liebe über Parteilungen hinweg; nationale Gesinnung kann nicht den Teil fürs Ganze setzen und den andern zurufen »volksfremder Mob«! Ist es noch national empfunden und gedacht, wenn die Hälfte der Volksgenossen als Landesverräter verschrien werden, weil sie ihres Volkes Heil auf anderen Wegen suchen? Dieses sich selbst ausschließlich setzende nationalistische Axiom<sup>1</sup> kann aber nicht einmal sich selbst als künftigen Puls des ganzen Volkes — oder nur seiner großen Mehrzahl — glauben. Eine nationale Bewegung, die an den Zorn über die politische und wirtschaftliche Entrechtung des deutschen Volkes und an nichts sonst, appellierte, hätte seit 1919 breiten Widerhall gefunden; heute besteht sie — allen erschwerenden Parteilungen zum Trotz —, besteht weit über die Wirkungsbereiche des Nationalsozialismus hinaus. Die Ideologie des Nationalsozialismus aber ist nicht national allein, sondern sie ist mit wirtschaftlichen und anderen Auflagen belastet, die breiten Teilen des Volkes niemals mundgerecht zu machen sein werden. Und mehr: von der Empörung des ganzen Volkes über seine Entrechtung kann abgesehen werden, denn darin ist das ganze Volk einmütig und doch fühlt sich die überwiegende Mehrzahl *dadurch* nicht dem Nationalsozialismus gesinnungsverwandt. Dagegen ist bekannt, daß die nationalistischen Parolen oft mit ihrem negativen Gehalt am besten zünden.

Es ist kein Zweifel, daß bei den jungen Intellektuellen, bei vielen Angestellten echte Begeisterung für ein neues Reich den Ausschlag gibt. Als die heutige NSDAP noch eine kleine exklusive Sekte war, hat wohl ein ehrlicher, in der Empörung über erlittene Schmach sich aufbäumender Patriotismus die Grundstimmung gebildet (dort ist auch der Elitegedanke in begreiflichem Überdruß an der Kompromißtaktik des Parlamentarismus und in Kritik an seinem Siebungs- und Ausleseprinzip groß geworden, und diese Kritik konnte damals nicht auf die noch kleine, keines schwerfälligen Apparates bedürftige Bewegung selbst zurückfallen).

Als die Bewegung in die Breite wuchs, erlahmte zwar der flammende Patriotismus dieser Studenten und anderen jungen Leute nicht; wenn auch Uniform und militärisches Ernstspiel keine geringe Gefahr bilden,

<sup>1</sup> Es ist erstaunlich zu sehen, daß das Bekenntnis der Arbeiterschaft zu Paul von Hindenburg nicht etwa sie von dem Vorwurf mangelnden nationalen Sinnes reinigen, sondern nur die nationale Gestalt Hindenburgs in den Augen der NSDAP verkleinern und den Abgeordneten Goebbels verleiten konnte zu zitieren: »Patriotismus ist die letzte Zuflucht eines großen Gauners« (Versammlung in Frankfurt a. M. 3. 4. 1932).

er möge in diesen Symbolismen veräußerlichen, so ist er doch bei den Besten der Bewegung auch heute lebendig; aber die Ausbreitung bedroht den ehrlichen, wahrhaften Patriotismus dieses Kernes bürgerlicher Jugend mit der ernstesten Gefahr, daß er sich in sehr breit rollenden Wellen minder lauterem Wassers auflöse.

Gerade die staatspositiv denkenden Bevölkerungsgruppen, darunter auch die Beamten — müßten doch durch den Zulauf bestimmter Teile der Landbevölkerung mißtrauisch werden. Nicht ein dem Volksganzen auf Gedeih und Verderb verhaftetes Bauerntum schart sich da in gerechter nationaler Empörung um Symbole des Deutschtums. Der steuerstreichende, den Racker Staat verfluchende Landwirt im Norden und Osten nimmt die Totenkopf- oder Hakenkreuzfahne und es tut hier wenig zur Sache, wieviel objektiven Grund und subjektive Erklärung sein Zorn hat. Wichtig ist jetzt allein: *gegen den bestehenden Staat, nicht für ein neues Deutschland* ist er entflammt. Nicht Dasein und Heiligkeit der Nation liegen ihm am Herzen, sondern die geschlossene autarke Volkswirtschaft, in der die Stadt sein Brot für jeden Preis essen muß. Das wirtschaftlich auf festen Beinen stehende Bauerntum Westfalens und des deutschen Südens findet man in anderen Fronten. — Die Führer der Bewegung können auch unmöglich annehmen, sie dankten ihre jüngsten Stimmeneroberungen im Heer der Dauererwerbslosen einem erwachenden heiligen Eifer für die nationale Sache.

### III

#### *Die Wirtschaftsmentalitäten im Mittelstand und das Wirtschaftsbekenntnis des Nationalsozialismus*

Die große Trennungslinie der Wirtschaftsmentalitäten, die durch den Mittelblock der deutschen Bevölkerung geht, auszulöschen, ist Ziel des Nationalsozialismus; oder sie schon ausgelöscht zu haben, seine Zuversicht. Warum sollte es ihm auch nicht gelingen, eine so breite Basis von Flanke zu Flanke zu finden, wie sie das *Zentrum* doch von jeher hat? Liefert nicht gerade das *Zentrum* den besten Beweis dafür, daß Weltanschauungen stärker sind, als wirtschaftliche Interessen? Nein, man sollte doch nicht übersehen, daß das *Zentrum* sich auf weltanschauliche Gehalte stützt, die lange genug Geltung haben und tief genug verwurzelt sind, um einen Mentalitätstypus zu erzeugen, dessen Bindekraft sogar den Spannungen moderner Wirtschaftskämpfe gewachsen ist. Hier ist das Beispiel einer Ideologie, die Mentalität gestiftet hat. Praktischer Katholizismus ist keine Konfession — er ist eine

Haltung. Der traditionsärmere und gemütskühlere Protestantismus verleiht den Seinen nicht entfernt jenes Maß psychischer und moralischer Wappnung gegen neue Radikalismen. Die NSDAP wird vielleicht eines nahen Tages erfahren müssen, daß nur altüberkommene, *noch in Geltung stehende Ideen* die trennenden Mauern wirtschaftlicher Interessen durchdringen, daß neue, *erst um Geltung werbende Ideologien* sie nicht endgültig niederreißen können.

Die außen- und innenpolitischen Konstellationen haben es der NSDAP ermöglicht, zweifellos sehr verschiedene staatlich-nationale Grundhaltungen mit einer radikalistischen Parole abzufangen. Mag aber die Bewegung in ihren Verlautbarungen ausrufen, mag sie selbst davon überzeugt sein, ihre Scharen seien einheitlich und positiv auf das Ideal eines künftigen und starken Volksstaates gerichtet; die *psychischen Motive* ihres Erfolges sind ohne Zweifel weithin — besonders in den seit 1930 gewonnenen hellen Haufen — weniger in der Begeisterung für einen neuen Staat und ein irgendwie neuformiertes Volk zu finden, als in Regungen des Zorns und der Enttäuschungen gegenüber dem bestehenden Staat, Regungen, die gruppenweise aus verschiedenen Quellen gespeist sind.

Im Augenblick mag es scheinen, als bedeute der Massenerfolg des Nationalsozialismus den Abbau des wirtschaftsorientierten Sozialdenkens im Bürgertum. Aber die Geschichte des Wachstums der NSDAP zeigt, daß sie in Wirklichkeit nicht die trennenden Unterschiede der Wirtschaftsmentalitäten durch völkische Ideale überwunden, sondern mit einer idealistisch formulierten Parole diejenigen Kreise aufgeführt hat, die in ihrem Wirtschaftsdenken unsicher sind. Die Sturzwelle der Hitlerbewegung ist — von der Jugend der Schreibstuben, Hörsäle und Schulzimmer weislich abgesehen! — keineswegs idealistisch, sie ist nicht einmal blutnaturalistisch, sondern höchst wirtschaftsmaterialistisch — nur eben im negativen Sinne. Man dürfte vielleicht sagen: enttäuschte, aussichts- und hilflos gewordene oder ihrer selbst noch nicht sichere Materialismen fingen an, ihre eigne Verzweiflung oder Ratlosigkeit für idealistische Begeisterung zu halten.

Wer beobachtet hat, welche werbende Wirkung gerade die vielfachen und kaum erfüllbaren Versprechungen wirtschaftlicher Art, die Anrufung verletzter Wirtschaftsinteressen gehabt haben, wer in letzter Zeit beobachtet, daß innerhalb der Bewegung selbst der so geworbene große Anhang zu einer ernststen Sorge wird, der darf, ohne der Bewegung als solcher unrecht zu tun, behaupten: nicht eine ökonomisch-materialistische Mentalität ist hier überwunden, sondern ökonomische Materialismen unterliegen bisher notdürftiger Selbstverschleierung. Das gilt von den großen Haufen der Mitläufer, nicht vom Kern der

Bewegung. Aber es kommt heute nur auf die Massen der Mitläufer an, denn seit dem 14. 9. 1930 bestimmen sie den Kurs, den die Bewegung nehmen muß.

#### IV

Die bisherige Geschichte der Hitlerbewegung zeigt sehr deutlich, wie unerbittlich die soziale Struktur der Epoche jede Volksbewegung zu eindeutigen Wirtschaftsbekanntnissen drängt, und wie umgekehrt die Notwendigkeit klarer Stellungnahme im Wirtschaftskampf sie auf bestimmte Soziallagen als Rekrutierungsfelder festlegt, mag sie auch noch so nachdrücklich als allgemeine Volksbewegung aus dem Start gegangen sein.

Wenn Arbeiterschaft und Bürgertum auf ein völkisches Programm vereinigt werden sollten, so mußte das Wirtschaftsbekanntnis der Bewegung höchst unbestimmt gehalten sein. Der sozialistischen Tradition und Mentalität der Arbeiterschaft mußte ebenso Rechnung getragen sein, wie dem standortgemäßen Eigentumsdenken des Bürgertums. Die einzig mögliche allgemeine Formel schien die Kampfansage gegen das mobile Kapital, die Garantieerklärung für das immobile Kapital zu sein. Welchermaßen aber dieser Sozialismus Gestalt annehmen, in welchen Formen er wirklich werden solle, das blieb ungesagt und in das Dunkel eschatologischer Worte gehüllt.

Es mußte sich bald zeigen, daß die Arbeiterschaft nicht zahlenstark für solche Programme aufzubieten war. Ihre Mentalität ist so sehr vom Wirtschaftsstandort her bestimmt, daß sie nur für eine Bewegung gewonnen werden kann, deren *Kernstück* die Wirtschaftsgestaltung ist. Das Wort Sozialismus, durch einige vage Paraphrasen mehr verdunkelt als erklärt, konnte in der Arbeiterschaft um so weniger verfangen, als hier schon sehr viel festere, realpolitisch erprobte Vorstellungen von »konkretem Sozialismus« bestanden. Die Beschränkung des nationalen Antikapitalismus auf das mobile Kapital aber ist auf die Mentalität des persönlichen Klein-Unternehmertums berechnet und für die Arbeiterschaft ohne vitales Interesse.

Seit sich aber die Bewegung auf die Mittelstände werbend konzentriert, ist sie in ihren wirtschaftsprogrammativen Verlautbarungen deutlicher und entschiedener geworden. Sie baute die Zugeständnisse an sozialistisches Wirtschaftsdenken ab. Sie läßt keinen Zweifel mehr darüber, daß sie unter Sozialismus keineswegs gemeinwirtschaftliche Gestaltungen verstehen will. Ganz offenbar ist ihr das Element »Sozialismus« in ihrem Namen sogar zur unwillkommenen Belastung



geworden; denn aus jener Zeit der propagandistischen Umstellung auf die Mittelstände stammt der Ausspruch: das Wort Sozialismus sei »an sich schlecht«.

Ungefähr in jener Zeit spielten folgende bezeichnenden Ereignisse: Die Disputation zwischen *Hitler* und *Otto Strasser*, das Gespräch *Goebbels—Scheringer*, in dem *Goebbels* von der Brechung der Zinsknechtschaft derb abrückte; seit Ende 1930 datiert die Abkühlung zwischen *Hitler* und *Gottfried Feder*, dem es mit dem sozialistischen Gehalt der Bewegung sehr ernst ist; eine ähnliche Distanz scheint sich auch zwischen der Parteileitung und *Reventlow*, ebenfalls einem überzeugten nationalen Sozialisten, ergeben zu haben. Die Gegensätze reichen heute schon bis in die Parlamentsfraktionen der NSDAP herein. Jüngst brachte im Braunschweigischen Landtag ein Abgeordneter der SPD einen Agitationsantrag ein, der Staat möge sich das Vorkaufsrecht für alle Fälle des Grundbesitzwechsels gesetzlich sichern. Der Antrag war wörtlich dem *Rosenbergschen* Bodenreformprogramm entnommen. Von den 9 nationalsozialistischen Abgeordneten stimmte einer für den Antrag — die anderen 8 fühlten sich durch die Interessen ihrer Mittelstandswähler und der bürgerlichen Koalitionspartner, namentlich der Haus- und Grundbesitzer, gebunden und stimmten gegen die Sozialisierungsthese ihrer eigenen Bewegung.

Die wirtschaftspolitische Stellung der Partei war 1930 soweit geklärt, daß der Plan einer werbenden Eroberung der Arbeiterschaft von innen her zurückgestellt und die Zerschlagung der Arbeitnehmerorganisationen durch Gewaltmittel offen als Ziel einbekannt wurde. Damit war die Front nach links abgesteckt; die NSDAP war zur erklärten Mittelstandspartei geworden. Es war mindestens praktisch der Akzent vom Namensbestandteil »*Arbeiter*«-Partei genommen; dafür war jene Hemmung für den Werbeerfolg in den Schichten der kleineren Eigentümer gefallen, die in den bisher mitgeschleppten Zugeständnissen an sozialistische Haltung lag. Die zunehmende wirtschaftliche Bedrängnis des Besitzmittelstandes war psychische Vorbereitung genug für einen kleinbürgerlichen Radikalismus. Es tut dabei aktuell nichts zur Sache, wieweit die Existenzängste sachlich begründet, wieweit sie kollektiv-neurotisch übersteigert sind und durch eine handfeste Sanierungspolitik entkräftet werden können. Dieser Vorteil der Umstände konnte nun erst voll für die Bewegung ausgenutzt werden und zeigte sich in den Septemberwahlen 1930 höchst wirksam. Wie aber war es mit dem »neuen« *Arbeitnehmermittelstand*, dessen politische Mobilmachung die NSDAP sich mit Grund zugute hält? In diesen Reihen wirkte einerseits die nationalistische Propaganda, andererseits die ständisch-romantische Formel, in der sich der zugleich klassenkampf-feindliche und anti-

kapitalistische Wirtschaftsglaube der Partei gab. Das *ständische Wunschbild* bezeichnet den Punkt, an dem sich die Eigentümer und Arbeitnehmer des Mittelstandes, an dem sich also die beiden Mittelstände, finden konnten. Aber wir greifen vor! Zunächst muß den Motiven des Zustroms gesondert nachgegangen werden.

## V

Man hat zwischen dem deutschen und dem französischen Bürgertum den Unterschied festgestellt, dieses sei weltanschaulich, jenes wirtschaftlich orientiert<sup>1</sup>. Der Satz ist richtig, wenn er nur besagen will, in den parteimäßigen Willensäußerungen des französischen Bürgertums ob- siege der Linkszug der politischen Motive über den Rechtszug der ökonomischen. Weltanschaulich orientiert war aber auch — nur in anderer Richtung — der deutsche Besitzmittelstand. Er war im alten Vorkriegsdeutschland bei den *Konservativen*, *Liberalen*, beim *Bürgerlichen Freisinn* und beim *Zentrum* angesiedelt, also durchweg bei unterschieden weltanschaulich ausgerichteten Parteien.

Das gilt sogar vom *Bauerntum* des Nordens; nur das süddeutsche Bauerntum war schon damals teilweise in einem rein auf wirtschaftliche Ziele eingestellten Bauernbund organisiert. Erst nach 1918 setzt die Aufsplitterung der mittleren und kleinen Besitzer nach wirtschaftlicher Interessenrichtung ein. Seitdem erst entstanden die verschiedenen bäuerlichen und gewerblichen Wirtschaftsparteien und die beängstigende Zahl der Haus- und Kleinrentnergruppen. *DiETRICHs* bekanntes Wort vom Interessentenhaufen war leider ungenau. Nicht *ein* Interessentenhaufen, sondern hundert Häuflein — das war das Bild des Bürgertums. Das war ein Symptom: die wirtschaftlichen Drangsale waren so akut geworden, daß sich der Besitzmittelstand ein Luxus weltanschaulicher Idealpolitik nicht mehr leisten konnte. Im selben Augenblick mußte sich auch offenbaren, daß es keine Möglichkeit gab, besitzbürgerliche Interessen in hinreichend umfassenden Massen zu organisieren, um ihnen politisch Gewicht zu verleihen. Je dringender hier oder dort die Bedrängnis wurde, in desto kleinere Splitter zerfielen die Parteien. Links war die Macht des Sozialismus bedrohlich gewachsen, von rechts her kam der beängstigende Druck der wirtschaftlichen Großorganisation. Zwischen den hochgetürmten Mächten des Wirtschaftskampfes gab es nur Parteinarbeit rechts oder links —

<sup>1</sup> Gringauz: »Zur politischen Ideologie der französischen Mittelschichten«. Die Gesellschaft, Berlin 1931, Heft 11.

und beides war unmöglich, weil der Besitzmittelstand an keiner der beiden Wirtschaftsformen interessiert sein konnte, um die da gekämpft wurde. So blieb, da eine einheitliche dritte Wirtschaftsfront des Besitzmittelstandes nicht zustande kommen konnte, nur die Möglichkeit: zwischen den Mahlsteinen für wirtschaftliche Einzelinteressen das Denkbare zu retten. Die Folgen kennen wir: Der Bauer braucht Schutzzölle und gute Preise für landwirtschaftliche Produkte, der Gewerbetreibende billige Lebensmittelpreise, der Geldrentner Hypothekenaufwertung, der Grundbesitzrentner das Gegenteil. . . . Das Ende dieses Hexensabbats der mikroskopischen Einzelinteressen war allgemeines Versagen und Versacken; die Mutlosigkeit und Verbitterung, die ihm folgten, öffneten dem Nationalsozialismus Tür und Tor. Das war kein Sieg des Idealismus, sondern ein Aufbäumen herb enttäuschter Materialisten. Der Nationalsozialismus hat in *diesem* Teil der Bevölkerung nicht ein enges, wirtschaftsbestimmtes Sozialdenken durch weltanschauliche Begeisterung weggefegt, sondern: ein Bürgertum, das seine weltanschauliche Orientierung, Erbgut der 48er und 70er Jahre, in Interessenängsten verloren hatte, das in positiv wirtschaftsbestimmtem Sozialdenken seine Einheit nicht finden konnte, warf sich der eigenen Verzweiflung in die Arme.

Die messianische Verheißung, auf die es hofft, ist ein neues ständisches Gesellschaftszeitalter. Der *Völkische Beobachter* führte nach dem Wahlsieg von 1930 seine 107 Abgeordneten dermaßen bei den Lesern ein: »17 Angehörige des Nährstandes, 44 Angehörige des Mehrstandes, 20 Angehörige des Lehrstandes, 6 Angehörige des Wehrstandes, 12 Beamte und 8 Juristen widmen sich der Sorge um die Verwaltung des Volksgutes.«

Die ständischen Vorstellungen sind zugleich die *Brücke zum neuen Mittelstand*, der ja nicht die wirtschaftlichen Sorgen des Besitzmittelstandes hat. Ständisches Prinzip — das bedeutet Geltung und Prestige. Die Klassengesellschaft kennt kein oben und unten — sie hat nur ein links und rechts. Ständisches Prinzip — das ist der Protest gegen die Einebnungstendenzen der Klassengesellschaft. Die Bedeutung ständischer Nachklänge innerhalb der modernen Klassengesellschaft ist schon früher gewürdigt<sup>1)</sup> Augenblicklich handelt es sich nur um bestimmte Erscheinungen im sogenannten »neuen Mittelstand«. Dort hat sich beim Beamtentum eine der ständischen ähnliche Haltung am stärksten bewahrt. Es ist aber bezeichnend, daß die untere und mittlere Beamtenschaft aus dieser Haltung heraus viel mehr geneigt ist, sich der

<sup>1</sup> Th. Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932, S. 84 f., S. 100 ff

NSDAP anzuschließen, als die obere. Die psychologische Erklärung dafür ist wahrscheinlich sehr einfach: verletzte oder durch Einebnungstendenzen bedrohte Standesgeltung reagiert; der höhere Beamte hat also auf Grund seiner Dienstfunktionen — und seines Gehaltes die Ranggeltung, die er beansprucht; der mittlere und untere Beamte, dessen Dienst zusehends mehr mechanisiert wird, der insbesondere durch die Vermehrung der öffentlichen Angestellten die Standesgrenzen zwischen sich und ihnen tatsächlich verwischt sieht, hat ständisches Prestige verzweifelt zu verteidigen. Der von den Notverordnungen ausgehende Gehaltsdruck hat auch auf dieser Linie — nicht nur im Sinne einer Verärgerung gegen »das System« — gewirkt.

Einen »Stand der Gebildeten« gibt es nicht mehr, seit eine gewerbmäßige Intelligenz — in beamteter Stellung oder gemanaged — seine Funktionen übernahm und andererseits eine versflachte, extensive Allgemeinbildung in alle Volkskreise drang. Je mehr aber die sogenannten »Freien Berufe« kommerzialisiert sind, und je schlechter zugleich die geistige Leistung im Kurs steht, desto heftiger scheint sich teilweise bei Angehörigen der freien Berufe das Bedürfnis nach bildungsständischer Geltung zu melden.

Daß der Nationalsozialismus große Teile der Angestelltenschaft für eine ständische Parole wohl vorbereitet fand, war ebenfalls schon festgestellt<sup>1</sup>; die politische Gleichgültigkeit, die bis dahin in weiten Kreisen der Angestellten geherrscht hatte, die — teils aus Prestige-, teils aus nationalen Gründen — bestehende Abneigung gegen den proletarischen Parteisozialismus erleichterten ihm das Eindringen um ein übriges. In den Angestelltenkreisen hat er wohl auch der Sozialdemokratie Abbruch tun können. Nur die katholischen Angestelltenverbände haben vermutlich standgehalten, ebenso wie die katholischen Arbeitergewerkschaften. Denn dort wird die ständische Mentalität durch die thomistisch-katholische Gesellschaftsphilosophie abgefangen.

Hat zum Wahlerfolg von 1930 das Angestelltentum bestimmt in erheblichem Umfang beigetragen, so scheint darin seitdem ein Stillstand eingetreten zu sein.

Wir hatten behauptet, die NSDAP konzentrierte sich um 1929/30 auf den Mittelstand und klärte damit ihr Wirtschaftsbekenntnis, indem sie die Zugeständnisse an sozialistische Mentalität fallen ließ. Der Erfolg blieb nicht aus. Aber umgekehrt trieb das Gewicht der neugeworbenen Scharen aus dem Altbürgertum zu immer schärferen Herausarbeitung der wirtschaftlichen Tendenzen, die diesem Block entsprechen. Die Bedrängten forderten Heilmittel, wenigstens die Ankündigung von

<sup>1</sup> Die soziale Schichtung des deutschen Volkes, S. 103 f.

Heilmethoden, und je mehr sich die NSDAP, wenn auch nicht in revidierter, programmatischer Festlegung, in die *konkrete* Erörterung wirtschaftlicher Fragen einließ, desto klarer mußte werden: trotz ständischer Mentalität, trotz nationaler Geltungsbedürfnisse sind diese beiden Blocks des Mittelstands durch eine Welt voneinander getrennt. Durch den Besitzmittelstand und insbesondere wohl durch das subventionierende mittlere Unternehmertum zu scharf koalitionsfeindlicher Haltung gedrängt, scheint die Partei doch unterschätzt zu haben, daß die Gewerkschaft ein elementares Lebensinteresse der Angestelltenschaft darstellt. Seit der Strasserdebatte haben immer wieder Fragen der Arbeitnehmerpolitik zu Beunruhigungen und Auseinandersetzungen innerhalb der Partei geführt; ja es scheint sogar, als sei innerhalb der gewerkschaftlichen Rechten in der Angestelltenschaft jetzt erst recht deutlich geworden, was ihr die Gewerkschaft als wirtschaftliche Kampforganisation bedeutet, und es scheint, als ob die Alternative: »gewerkschaftliche Interessenvertretung oder ständische Berufsvertretung?« mit aller Deutlichkeit gestellt sei. Der DHV, dessen Mitglieder man weithin überwiegend nationalistisch glaubte, hat sich durch *Bechly* gegen die Präsidentschaftskandidatur *Hitlers* erklärt, aus den Reihen der Christlichen hörte man offiziöse Äußerungen der Art: wenn es um die Gewerkschaftskoalition geht, stehen wir auf der Seite der »freien«. So scheint der neue Zulauf der NSDAP seit 1930 im wesentlichen aus gewerblichen und bäuerlichen Kreisen zu kommen, nicht mehr aus denen der Angestellten.

Kurz: die NSDAP hat sich mit der Absage an gemeinwirtschaftliche Forderungen nicht nur von der Industriearbeiterschaft distanziert, sie hat sich unversehens auch in der Angestelltenschaft mindestens schwere Hindernisse für die Werbung bereitet. Der Bruch der Wirtschaftsmentalitäten innerhalb des Mittelstandes wird in der NSDAP deutlich. Und mehr als das; auch sonst werden die Schwierigkeiten recht groß, für jede tausend Bedrängnisse Abhilfe in Aussicht zu stellen, ohne jeweils andere Kreise bedenklich zu machen; der Großlandwirt will Getreideschutzsoll, der Kleinbauer billige Futtermittel, der Handwerker billige Lebensmittel; der Beamte und Angestellte erhofft Wiederherstellung seines Besoldungsstatus — dem Handwerker und Händler ist jeder Groschen für Beamtenbesoldung zuviel. Als der erste Präsidentschaftswahlgang 1932 vorbereitet wurde, veranstaltete die NSDAP Sonderversammlungen nicht nach Wohnbezirken, sondern getrennt für Berufsgruppen: Handeltreibende, Handwerker, Lehrer, Ärzte... Es ist anzunehmen, daß damit nicht nur das berufsständische Prinzip unterstrichen werden sollte, sondern daß es tunlich schien, an wirtschaftliche Sonderinteressen nach Berufen *getrennt* zu appellieren.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

TEIL III

RECHTSSOZIOLOGIE UND  
IDEOLOGIEKRITIK

THE

RECHTSLOGIK UND

IDEOLOGIE



16. Entwurf der Umriss- und Fragestellungen  
einer Soziologie des Rechts

Aus: Die Gestalten der Gesellung (Wissen und Wirken, Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens, 48. Band), S. 123 bis 131, Verlag G. Braun, Karlsruhe 1928.

Die Soziologie des Rechts ist deshalb ein besonders interessantes Kapitel, weil das Recht im sozialen Leben eine doppelte Rolle spielt, also die Verzahnungen hier besonders eng und vielfältig sind. Recht ist einmal der Ausdruck für eine soziale Form; es regelt nämlich gruppliches Leben der Menschen; andererseits aber ist es ein geistiges System wie Kunst oder Wissenschaft. Recht kann also sowohl als *Form* wie andererseits als *Inhalt* sozialen Lebens betrachtet werden.

»Noch suchen die Juristen nach einer Definition zu ihrem Begriff des Rechts« (Kant). Der allgemeine Begriff des Rechtes ist so mannigfaltig begründet worden, daß er in Wirklichkeit — bis heute völlig unbegründet ist und in der Luft hängt. Ich könnte hier ein Dutzend verschiedener Begründungen des Rechtsbegriffes hersetzen und den Leser damit verwirren. Das hätte keinen Zweck. Ich könnte versuchen, den Begriff neu zu entwickeln — das wäre arrogant und würde drei Bände füllen. Es genügt, wenn ich sage, daß mir alle diese Rechtsbegriffe zu hinken scheinen, obgleich jeder ein Teil der Wahrheit enthält. Ich glaube aber, wir bedürfen für unsern Zweck einer genauen begrifflichen Übereinstimmung gar nicht, weil es sich hier um die Entwicklung eines Forschungsprogrammes handelt, dessen Erfüllung erst zu einer endgültigen Definition des Rechtes führen könnte. Begnügen wir uns also hier mit der allgemeinen Vorstellung, die wir alle beim Klang des Wortes »Recht« haben. »Regeln menschlichen Handelns — in einer Gruppe bestimmter Art — Zwangsgeltung —«, das etwa sind die wesentlichsten Elemente dieser Vorstellung. Wir nehmen es also hier auf uns, mit einem *Inbegriff* statt einem *Begriff* zu arbeiten.

Die Rechtswissenschaft handelt vom positiven Rechte. »*Jus est, quod jussum est*«. Recht ist für sie, was zu irgendeiner Zeit und in irgendeinem Machtbereich als solches durchgesetzt wird — mag auch der Rechtsphilosoph erklären, das sei zwar Anordnung, aber keineswegs

Recht, sondern höchste Ungerechtigkeit. Rechtsphilosophie hat eigentlich nicht Recht in diesem Sinne, sondern die Gerechtigkeit zum Gegenstand.

Das positive Recht ist Gegenstand sowohl der Jurisprudenz im engeren Sinne (der Lehre von der Anwendung von Rechtssätzen), als auch der Rechtsgeschichte und vergleichenden Rechtsgeschichte. Die Rechtsphilosophie fragt nach dem tatsächlichen Wesen des Rechtes überhaupt oder danach, was Inhalt des Rechtes sein *sollte*. Die Fragestellungen sind übrigens so unendlich verschieden, daß es Unmöglichkeit ist, sie hier nur annähernd zu entwickeln<sup>1</sup>.

Fragen wir nun danach, was »Soziologie des Rechtes« bedeuten kann! Es gibt zwei Arten geistiger Gebilde, die wir als »Recht« bezeichnen hören: einmal die verschiedenen tatsächlichen Rechtssysteme, die Ordnungssysteme rechtlichen Charakters, die in bestimmten menschlichen Gruppen Geltung haben oder hatten. Zweitens aber das geistige Gebilde »Idee des Rechtes«, besser wohl als »Idee der Gerechtigkeit« bezeichnet. Verharren wir zunächst bei den tatsächlichen Ordnungssystemen von rechtlichem Charakter! Es war schon hervorgehoben, daß sie in einem komplizierteren Verhältnis zum grupplichen Leben stehen als andere Kulturgebilde. Bei jenen kann die soziologische Betrachtung sich nach zwei Gesichtspunkten einstellen: 1. in welcher Weise ist die Entstehung der Schöpfungen sozial bedingt? 2. in welcher Weise wirken die vorhandenen Schöpfungen soziale Verbindungen hervorrufend oder vorhandene beinhaltend? Selbstverständlich kann diese Art der Betrachtung auch auf das Recht als geistige Schöpfung angewendet werden. Bei ihm kommt hinzu: es ist nicht nur geistige Schöpfung, nicht nur Gegenstand geselligen Lebens, sondern auch eine Art geselliger Lebensordnung.

Demnach hätte man zwei Gebiete der soziologischen Rechtsbetrachtung zu unterscheiden: das eine behandelt die sozialen Bedingungen für die Entstehung von Rechtsschöpfungen einerseits und die Rechtsschöpfungen als Gegenstände sozialen Lebens andererseits. Man dürfte das »die materielle Kultursoziologie des Rechtes« nennen. Die »formale Soziologie des Rechtes« würde dagegen behandeln die Art, wie das soziale Leben durch das Recht geregelt wird.

Es ist mir klar, daß — wie überall so auch hier — die beiden Zweige vielfach ineinandergreifen werden. Je geschlossener und harmonischer das soziale Leben innerhalb einer rechtlich geordneten Gruppe sich vollzieht, desto mehr werden die beiden Betrachtungsweisen ineinander-

<sup>1</sup> Ich verweise auf die ausgezeichnete Darstellung bei Radbruch, Grundzüge der Rechtsphilosophie, Leipzig 1914.

fließen. Nach Idee und Methode bestehen sie dennoch für sich und sind beide notwendig, weil in ihrem Gegenstande selbst begründet.

I. Die Probleme einer *materialen* Kultursoziologie des Rechtes.

a) Sie fragt zunächst nach den sozialen Bedingungen für das Zustandekommen der Rechtsschöpfungen, d. h. der Inhalte von Rechtssätzen: Soziologie der rechtsschöpferischen Subjekte im besonderen. Überlieferte Rechtsinhalte oder Normensatzung? Sakrale Herkunft des Regelinhaltes? Zweckschöpfung? Untersuchung der sozialen Triebkräfte in den Subjekten, die Rechtsinhalte gestalten: despotische Willkür; Findung des Rechtsinhaltes durch eine gesetzgebende Versammlung, durch sachverständige Kommissionen usw.

Alle diese Fragen beziehen sich auf den Inhalt der Rechtsschöpfungen als Geistesgut, nicht auf die Quelle ihrer ordnenden Geltung!

b) Sie fragt nach der Rolle vorhandener Rechtsschöpfungen als Geistesgut im sozialen Leben: Soziologie des Rechtsbewußtseins und des Rechtsstolzes. Um ein historisches Beispiel zu wählen: Kampf der deutschen Stämme um ihre Volksrechte gegen das fränkische Königsrecht. Verteidigung nicht nach Gesichtspunkten des Wertes der Rechtsinhalte für die Ordnung des Gemeinwesens, sondern »Behauptung bodenständigen Geistesgutes«. Oder: Opposition gegen das römische Recht zur Zeit der Bauernkriege nicht nur wegen der bauernfeindlichen Wirkungen römischen Sachenrechtes, sondern im Zusammenhang mit der »eigendeutschen« Bewegung, die sich auch gegen das römische Christentum wendet. — Hier spielt dann herein die Soziologie der Rechtsidee als einer besonderen Form des Rechts-Bewußtseins (idealistisch-begriffliches Rechtsbewußtsein) —: »Recht überhaupt« als Wertgehalt verbundenen Lebens (vielleicht als oberster Wertgehalt: ethischer Demokratismus!).

c) Wie bei jedem geistigen Gebilde, so kann auch angesichts des Rechtes die Stilfrage aufgeworfen werden. Hier würde es sich also handeln um die Stile: Kasuistik oder Systematik; um die Gliederung des Rechtssystems (in privates und öffentliches Staats-, Verwaltungs-, Strafrecht usw.). Selbstverständlich immer unter dem Gesichtspunkt: wie sind Stilwandlungen und Ausgliederungen durch tatsächliche soziale Verhältnisse bedingt? Stilverwandtschaften zwischen den Schöpfungen des Rechts und anderer Gebiete der Kultur.

II. Probleme einer *formalen* Soziologie des Rechtes. Sie betrachtet das Recht nicht als geistige Schöpfung, sondern als eine Art sozialer Ordnung, also in seinen ordnenden Wirkungen.

a) Als *eine* Art; wir wissen von früher, daß es nicht die einzige ist. Nicht nur gibt es Gruppen, deren Ordnung überhaupt (wenigstens nach allgemeinem Sprachgebrauch) keine rechtliche ist; auch in rechtlich

geordneten Gruppen stellt das Recht nur einen Ausschnitt aus der gesamten Ordnung der Gruppe dar. Damit ist *eine* Aufgabe der formalen Soziologie des Rechts gegeben, und zwar ihre allgemeinste und schwierigste. Das Recht muß als besonderer Ordnungstypus von anderen Typen sozialer Ordnung begrifflich unterschieden werden: von Brauch, Sitte, Konvention, sakraler Lebensordnung. (Die Unterscheidung des Rechts von Sittlichkeit und Moral fällt der Rechtsphilosophie zu, weil dies zwar normierende Kräfte, aber nicht Ordnungen *sozialen* Handelns sind!) Nur die Soziologie kann diese Aufgabe erfüllen; alle mir bekannten bisherigen Versuche halte ich für gescheitert, keine hat auch allgemeinere Nachfolge gefunden.

Ich darf bemerken, daß die Unterscheidung gar nicht restlos für die Erfahrung durchgeführt werden kann. Denn: aus der sozialen Regelmäßigkeit überhaupt entfalten sich erst die verschiedenen Arten der Ordnung. Wäre Recht *einzig*e Ordnung bestimmter Gruppen und könnte man das Auftreten gerade dieser Gruppen festlegen, so wäre wohl eine auf die Gegebenheiten der Erfahrung durchweg zutreffende Abgrenzung der genannten verschiedenen Ordnungsarten möglich. Beide Voraussetzungen treffen aber nicht zu. Recht entfaltet sich allmählich; es ist nicht plötzlich da; es gibt vor-rechtliche Stufen regelhaften sozialen Seins, in denen die Keime des Rechts mit Sitte, sakraler Ordnung usw. völlig verquickt sind. Die Unterscheidung kann daher nur grundsätzlich-typologisch sein, muß aber ihre Geltung durch die genannten Vorbehalte umschreiben.

Zwei Aufgaben sind im einzelnen zu erfüllen: es ist zu untersuchen, für welche Art Gruppen überhaupt rechtliche Ordnung in Betracht kommt. (Frage nach dem soziologischen Ort des Rechts.) Ich möchte hier an die bekannte Bestimmung der Reichsverfassung erinnern, wonach die Völkerrechtssätze bindendes deutsches Reichsrecht sind: eine technisch eigenartige Formel für den Ansatz einer übernationalen Ausweitung der Rechtseinheit.

Die andere Frage lautet: welches sind die Kennzeichen gerade rechtlicher Ordnung gegenüber anderen Ordnungen? Die allgemeinsten Gesichtspunkte hierfür sind auf Seite 32 ff. dieses Heftes angedeutet<sup>1</sup>.

b) Damit steht im Zusammenhang das Problem der besonderen Bedingungen der Rechtsgeltung, worin die formale Rechtssoziologie sich mit der unter Ia aufgeführten Frage nach dem Rechtsbewußtsein

1 Anm. des Hgbrs.: daselbst werden folgende Themen behandelt: »1. Die Dimensionen der Verbundenheit durch Ordnung.« »2. Die Quelle des Regelinhaltes.« »3. Vergegenständlichungsgrade der Ordnung.«

stofflich berührt, doch nicht methodisch deckt. Dort handelt es sich um die inhaltliche Seite des Rechtes, hier vielmehr um die Quellen der formalen Geltung. — Zwangswirkung und Autoritätswirkung des Rechtes.

Dazu kommt die Frage nach der rechtlichen Autonomie und Heteronomie (Berührung mit Ia).

Anschließend wäre zu behandeln das wichtige Problem: Recht und Macht. In der philosophischen *Idee* des Rechts ist nichts von Macht enthalten. Geltendes Recht ist aber stets regelhafte Begrenzung tatsächlicher Machtsituation.

c) Es ist weiter zu untersuchen die Erstreckung der regelnden Funktion des Rechtes im sozialen Leben.

Welche Gegebenheiten, Verhältnisse und Tatsachen des sozialen Seins und Lebens werden rechtlich geregelt? (Soziologie der Rechtsinstitutionen oder: der Normrahmen sozialer Verhältnisse.) In welcher Weise? Frage nach der Orientierung der Rechtsinstitutionen an den vorhandenen Formen des tatsächlichen sozialen Lebens und nach der Beeinflussung dieser durch die Rechtsnormen.

Hier eröffnet sich ein weites Gebiet. Eine Soziologie des Eigentums als Ausschnitt aus einer Soziologie der Beziehungen des Menschen zu leblosen Dingen würde höchst interessante Ergebnisse zeitigen. Die Untersuchung der Sachenrechte an Menschen könnte einen wesentlichen Beitrag zur Soziologie der Sklaverei überhaupt liefern<sup>1</sup>. Die Frage nach dem Verhältnis des modernen Familienlebens zur geltenden Familiengesetzgebung sei als ein weiteres aktuelles Beispiel unter ungezählten erwähnt.

Wie vollzieht sich die Ergreifung ganz neuer bisher nicht rechtlich geregelter sozialer Verhältnisse durch das Recht? (Modernes Arbeitsvertragsrecht!)

d) Ein umfassendes Problemfeld bietet die Soziologie der Rechtsdurchsetzung. Und zwar:

Soziologie der Rechtsprechung: Einzelrichter und Kollegium; Beamten- und Laiengerichte. Genossenschaftliches (Stammes-)Gericht, Tribunal. Soziologie der Klassenjustiz und des Justizirrtums.

Das Rechtsverfahren selbst: soziales Verhältnis zwischen Gericht, Parteien, Anwalt und Publikum. Öffentliches und geheimes Verfahren. Justiz und öffentliche Meinung.

Soziologie des Strafvollzugs. Sozialpsychologie des Strafgefangenen.

Soziologie der Verwaltung und des Bürokratismus.

<sup>1</sup> Die Soziologie der Sklaverei umfaßt darüber hinaus, ja vor allem, die Frage nach der Rolle der Sklavenschaft innerhalb des sozialen Gefüges.

Sozialpsychologie des Juristen, des Justiz- und Verwaltungsbeamten, der Laienrichter.

Soziologie der Jurisprudenz.

Das sind Beispiele. Eine Fülle von Fragen könnten noch gestellt werden; aber es handelt sich ja hier nicht um das Inhaltsverzeichnis einer Rechtssoziologie, sondern um ein *Beispiel* für die Soziologie eines Kulturgebietes.

Der Jurist wird versucht sein, auf dies Programm zu antworten: die meisten dieser Gegenstände würden von irgendeinem Zweig der Rechtswissenschaft behandelt und gingen die Soziologie nichts an. Richtig wäre daran nur, daß viele — keineswegs *alle* Gegenstände *auch* Gegenstände der Rechtswissenschaft sind. Aber unter ganz anderen Fragestellungen. Nirgends kann es sich hier um ein Eindringen in den Aufgabenkreis der Rechtswissenschaft handeln. Ein einziges Beispiel: Soziologie des Rechtsverfahrens; das Verhältnis zwischen den Subjekten des Prozesses ist für den Juristen durch die Prozeßordnung festgelegt. Der Soziologe fragt viel allgemeiner nach den, ganz abgesehen von den Vorschriften der Prozeßordnung, auf Grund der Situation selber gegebenen Kontakten und nach den besonderen Wirkungen der Prozeßvorschriften auf die sozialen Beziehungen der Prozeßbeteiligten.

Die Rolle des Staatsanwaltes im Strafprozeß ist ein dankbarer Gegenstand der Betrachtung unter solchen Gesichtspunkten. Bekanntlich ist der Staatsanwalt von Rechts wegen nicht nur öffentlicher Ankläger, sondern ebenso Organ der Wahrheitsfindung, ebenso bekannt aber ist, daß diese zweite Eigenschaft praktisch nur sehr spärlich in Erscheinung tritt. Inwieweit das der rhetorischen Gegnerschaft zwischen ihm und dem Anwalt, inwieweit es anderen Momenten zuzuschreiben ist, tut hier nichts zur Sache. Daß die rechtliche und die faktische Stellung des Staatsanwaltes zum Angeklagten und dessen Vertreter sich nicht decken — ohne daß man deshalb immer von einer Pflichtverletzung sprechen dürfte — das allein zeigt schon die Rechtfertigung einer solchen, nicht mehr juristischen, sondern eben rechtssoziologischen Fragestellung.

*Literatur:*

Die Soziologie des Rechts ist noch ein sehr vernachlässigtes Gebiet.

*Jherings Zweck im Recht* (Volksausgabe, 5. Aufl., Leipzig 1916) geht zu einseitig vom Zweckgedanken aus.

*Ehrlichs Grundlegung zur Soziologie des Rechts* (München-Leipzig 1913) ist vergriffen<sup>1</sup>.

*Radbruchs Grundzüge der Rechtsphilosophie*, Leipzig 1914, enthält viele soziologische Gedanken.

Neuerdings hat *W. Sauer* im III. Teil seiner *Grundlagen der Wissenschaft* eine soziologisch orientierte Philosophie des Rechts zu bieten versucht, doch ist das ganze Werk nach Grundauffassung und Anlage als mißlungen zu betrachten.

*F. W. Jerusalem, Soziologie des Rechts*, Jena 1925. — Ein umfangreiches Werk, das die von mir im Text erwähnten Gesichtspunkte zum Teil durchführt.

<sup>1</sup> Neudruck 1929.

## 17. Soziale Interdependenz und subsistente Norm

Aus: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts (Acta Jutlandica, Aarskrift for Aarhus Universitet, XIX,2 (S 2), Verlag Ejnar Munksgaard Kopenhagen 1947, S. 12—19, 22—29 und 54—63.

### *Soziale Interdependenz*

Der Begriff der menschlichen Gesellschaft bedeutet, auf seinen einfachsten Ausdruck gebracht, daß Menschen in ihrem Dasein aufeinander eingestellt und angewiesen sind. Die Frage nach dem Warum entzieht sich vermutlich der kausalen Ergründung. Die Antworten der sogenannten philosophischen Anthropologie sind nicht eigentlich Ursachenerklärungen, sondern laufen darauf hinaus, in der Struktur der menschlichen Person analytisch gewisse Züge aufzuweisen, die kollektives Dasein sowohl ermöglichen als erheischen. Die philosophische Anthropologie zeigt m. a. W. gewisse Entsprechungen in der Struktur des sozialen Daseins und der Struktur der Person auf, stellt explikativ verwandte Züge in der makroskopisch-objektiven und der mikroskopisch-subjektiven Ebene des sozialen Lebens dar. Im übrigen darf man, insonderheit innerhalb des Rahmens dieser Studie, ohne weitere Erörterung von der »geselligen Natur« des Menschen als einer der unmittelbaren Anschauung gegebenen Tatsache ausgehen. *Daß* es so ist, sehen wir mit unsern Augen, *warum* es so ist, mag den philosophischen Welterklärer beunruhigen, kann aber im gegenwärtigen besonderen Zusammenhang ohne Schaden dahingestellt bleiben.

Der Mensch führt in der Tat ein kollektives Dasein mit andern seiner Gattung, wir kennen ihn nicht anders, und er würde in dauernder Absonderung außerstande sein, ein Dasein der Art zu führen, die wir menschlich nennen. Selbst wenn er nicht gerade leiblich zugrunde ginge, müßte er doch, um in Isoliertheit das Leben zu bewahren, so durchgreifende mentale, psychische und sogar physische Wandlungen durchmachen, daß er zu einem Lebewesen ganz anderer Art würde, als wir es sind. Die gesellige Daseinsform geht somit als integrierender Bestandteil in den Begriff des Menschen ein. Robinson oder der in selbstgewählter Abgeschiedenheit lebende Einsiedler bilden darin keine Ausnahmen. Sie können in ihrer Isolation als Menschen weiterleben, eben weil sie die Gesellschaft und deren Kulturbestand mit in ihre Einsamkeit nehmen. Selbst wo Freytag nicht im Fleisch gegenwärtig ist, da ist er es doch im Geiste. Über-



haupt lautet die Frage hier ja nicht: »Wie kann der einzelne Vertreter der Gattung in Abgeschiedenheit leben?«, sondern: »Wie könnte *homo sapiens* sich als Gattung in solitärer Daseinsform erhalten?«

Alle Rede von der »geselligen Natur des Menschen« bedeutet, daß die Wesensstruktur des Menschen das zwischen-persönliche Verhältnis als Grundzug mitumfaßt. Psychologisch äußert sich das darin, daß der Einzelne in seinem Tun und Lassen, Fühlen und Denken mit seinesgleichen rechnet. Nicht unbedingt und stets im Sinn sympathetischer Hinneigung, sondern oft in kühlsachlicher Haltung, ja antagonistisch: auch Streit und Konflikt, Feindschaft und Krieg sind gesellschaftliche Verhältnisse. »Mit den Andern rechnen« bedeutet nur, daß man in seinen eignen Lebensäußerungen die andern als seinesgleichen vor Augen hat. Man rechnet mit ihnen auf eine eigne, mit-subjektive Art, anders als mit der dinglichen Umwelt. »Der Andre« hat ein Innenleben gleich meinem eignen — dessen bin ich wissend und gewiß. Ich vernehme und verstehe (oder glaube zu verstehen) seine Äußerung und nehme an, daß auch er meine Äußerung vernimmt und (recht oder falsch) versteht. Gesellschaft beruht also auf einer vitalen Interrelation zwischen Menschen.

Weiter: der Einzelne weiß auch, daß die meisten seiner Handlungen Andre berühren, mit denen er zusammenlebt, und daß diese Andern mit Handlungen antworten werden, die wiederum in sein Dasein eingreifen. Darum stellt er sein Handeln einigermaßen konjunktural auf die Mitmenschen und deren vermutliche, durch Erfahrung ungefähr bekannte Reaktionen ab.

Endlich ist man darüber im klaren, daß ohne diese Interrelation mit Andern das eigne Dasein haltlos in der Luft schwebte und man außerstande wäre, sich in der Umwelt zu behaupten. Kurz und gut: der Einzelne ist in seinem ganzen Dasein physisch und psychisch vom Zusammenleben mit Andern abhängig. Die Menschen leben in gegenseitiger Anlehnung aneinander, in *sozialer Interdependenz*.

#### *Gesellige Ordnung als Gebarens-Koordination*

Gesellschaft ist der dem solitären entgegengesetzte Daseinsmodus. Ihr Begriff schließt Interrelation und Interdependenz zwischen einer Mehrzahl Einzelner in sich. Dies Leben in Gemeinsamkeit verläuft als eine unabsehbare Kette von Handlungen und Gegenhandlungen. Sollen Menschen gemeinsam leben, muß der Einzelne mit einiger Sicherheit voraussehen können, wie andre sich in oft wiederkehrenden, typischen Situationen verhalten werden. Dies ist die Voraussetzung für konjunkturale Zurechtlegung des eignen Gebarens. Das Gebaren der andern Mitglieder des Gesellschafts-Integrates, insbesondere ihre Reaktionen auf meine Handlungen, müssen

in einigem Grad berechenbar sein. Nur in diesem Falle kann innerhalb einer Gruppe  $\Sigma$  ein  $M_1$  sein Handeln interrelativ auf die erwarteten Reaktionen des  $M_{2,3...x}$  abstellen, nur unter dieser Bedingung kann  $M_1$  sein Dasein mit dem der  $M_{2,3...x}$  verketten. Ich bezeichne diese gegenseitige Bezogenheit des Handelns der Gruppenglieder  $MM_\Sigma$  als *Koordination des Gebarens*. In ihr manifestiert sich die Gruppenordnung.

Das logische Verhältnis ist beileibe nicht dies, daß eine Ordnung die *Voraussetzung* für den Bestand einer Gruppe wäre, das notwendige *prius*, welches erst in zweiter Linie Gruppenleben möglich machte. Die Ausbildung eines Ordnungsgefüges setzt ja gesellige Lebensform ebenso voraus, wie geselliges Leben zu seinem Bestand einer Ordnung bedarf. Die beiden bedingen gegenseitig einander und sind notwendigerweise simultan. Gesellige Ordnung ist somit geradezu ein *Aspekt* des Gesellschaftsintegrates und mit diesem selbst gegeben. Alles gesellige Leben kann entweder als intentional bestimmte Zusammengehörigkeit von Personen oder als organisiertes und geordnetes Zusammenleben betrachtet werden. Soziale Ordnung ist das gesellige Integrat selbst, in einem besondern Aspekt gesehen.

#### *Gebarens-Modell und Gebarens-Erwartung*

Gesellige Ordnung beruht darauf, daß in einem gedachten Integrat  $\Sigma$  zwischen gewissen typischen Situationen  $s$  und entsprechenden typischen Gebarensweisen  $g$  ein festes Verhältnis besteht. Ich bezeichne das Integrat, innerhalb dessen eine solche Ordnung besteht, als die *ordnungs-tragende Gruppe*. Befindet sich jemand in  $s$ , pflegt von seiner Seite  $g$  zu folgen. Diese Zusammengehörigkeit einer Situation und eines Gebarens wird durch die Formel  $s \rightarrow g$  ausgedrückt, wobei der Pfeil besagt, daß auf  $s$  ein  $g$  folgt. Jede gesellige Ordnung kann als ein Gefüge von Korrelationen nach dem Schema  $s \rightarrow g$  verstanden werden.

Wie es psychologisch zur Herausbildung solcher Korrelationen kommt, ist später eingehend zu erörtern<sup>1</sup>. Hier nehmen wir sie unerklärt als vorgefundene Tatsachen hin. Jedesmal wenn  $s$  eintritt, löst die Wahrnehmung davon beim Beobachter die Vorstellung  $g$  aus, und zwar in der Weise, daß  $g$  als die adäquate »Antwort« der handelnden Person auf  $s$  erscheint.  $s \rightarrow g$  wirkt m. a. W als Modell oder Muster: beim Handelnden als *Vorbild* für sein Gebaren in  $s$ , beim Zuschauer als *Erwartung* eines bestimmten Gebarens von seiten des Handelnden.

Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß es noch einen andern Korrelations-Typus gibt.  $s \rightarrow g$  besagt, daß ein bestimmtes Gebaren  $g$  zu einer

<sup>1</sup> In dieser Auswahl S. 377 ff.

bestimmten Situation  $s$  gehöre. In andern Fällen wird nur erwartet, daß ein bestimmtes Gebaren unterlassen werde. Bezeichnet man das nicht-erwartete Gebaren mit  $t$  (= Tabú), lautet die entsprechende Formel  $s \rightarrow \bar{t}$ : auf  $s$  pflegt non- $t$  zu folgen, d. h. jedes beliebige Gebaren, nur nicht  $t$ . Der Leser mag im folgenden selbst ergänzen, daß in gewissen Fällen  $g = \bar{t}$ . Nur dort, wo für  $s \rightarrow \bar{t}$  etwas besonderes gilt, wird diese Formel ausdrücklich herangezogen werden.

Es ist nun bei weitem nicht gesagt, daß die Zuschauer beim Vorliegen einer gewissen Konstellation von Umständen das gleiche Gebaren von jedem beliebigen, implizierten Gruppenglied  $M_{\Sigma}$  erwarten oder daß ein gedachter  $M_x$  in diesem Fall von  $M_y$  das gleiche Gebaren erwartet, das er,  $M_x$  selbst in gleicher Lage an den Tag legen würde. Entscheidend ist, daß das wirkliche Gebaren des  $M_x$  mit den durch vorangehende Erfahrungen begründeten Erwartungen der  $M_{1, 2, 3, \dots}$  übereinstimme, nicht aber, daß das Gebaren des  $M_x$  dem der  $M_{1, 2, 3, \dots}$  gleich sei. Die um der sozialen Interdependenz willen erforderliche Berechenbarkeit der Handlungsverläufe beruht m. a. W. nicht notwendig auf Identität des Gebarens aller, sondern auf Konsequenz im Gebaren einzelner und der Abgestimmtheit ihres Gebarens auf das Gebaren Anderer. Gleiches Gebaren wird von mehreren nur dann gegenseitig erwartet, wenn sie innerhalb des ordnung-tragenden  $\Sigma$  gleiche Stellung einnehmen. Nur insoweit zwischen  $M_{1, 2, 3, \dots, x}$  Gleichheit herrscht, ist ihr Gebaren im Sinn der Gleichartigkeit koordiniert. Besteht zwischen  $M_x$  und  $M_y$  Ungleichheit, so entsprechen ihr verschiedene Gebarensformen von beiden Seiten im gleichen Fall.  $M_x$  erwartet nicht, daß  $M_y$  sich gleich ihm selbst verhalte, rechnet aber damit, daß  $M_y$  sich so verhalten werde, wie es in der gegebenen  $s$  für eine Person von der Art des  $M_y$  üblich ist.

Die auf Ungleichheit beruhende Koordination des Gebarens ist obendrein die Regel. Es braucht sich dabei nicht um »soziale Ungleichheit« im gebräuchlichen Sinn zu handeln, also nicht um Standes- oder Klassenunterschiede, die sich in zweierlei Recht äußern. Nicht nur Bauer, Bürger und Edelmann verhalten sich unter gleichen Umständen ungleich in der ständischen Gesellschaft, sondern auch Frau und Mann, Erwachsener und Kind usw. folgen in einer Gesellschaft beliebiger Struktur ungleichartigen Gebarensmodellen. Die Koordination der Gebarensweisen liegt darin, daß eine möglicherweise an  $s$  mit-interessierte Partei und die Allgemeinheit eine begründete Erwartung hegen können, die handelnde Partei werde sich in bestimmter Weise verhalten, selbst wenn das eine andre Gebarensweise sein sollte als die für andre  $MM_x$  in gleicher Lage übliche.

Der Sachverhalt läßt sich genauer ausdrücken, wenn man die Größe  $s$  in ihre Elemente zerlegt. Eine  $s$  besteht aus einem Satz äußerer Umstände  $u$  und einer oder mehreren Personen, nämlich mindestens dem Handelnden  $H$  selbst und möglicherweise einer an  $s$  mit-interessierten, durch die Hand-

lung des  $H$  berührten Gegenpartei  $B$ . Ist nun  $H_1 \neq H_2$ , erhält man für die gleichen  $u$  eine Ungleichung  $u \frac{H_1}{B} \neq u \frac{H_2}{B}$ , wobei die Anbringung von

Größen über und unter einem Bruchstrich hier und künftighin bedeutet, daß eine aktive Größe oben und eine passive Größe unten einander gegenüberstehen. Zwei rein schematisch gesehene gleiche  $s$  sind in Wahrheit nicht gleich, wenn die in ihnen handelnden Personen ungleich sind. Nimmt  $H_1$  eine andre Stellung in  $\Sigma$  ein als  $H_2$ , kann  $H_1$  niemals in ganz die gleiche  $s$  geraten wie  $H_2$ , selbst wenn er dem gleichen Satz von  $u$  gegenübersteht. Niemand erwartet daher von ihm ein Gebaren, identisch dem, das  $H_2$  in gleicher Lage an den Tag legen würde.

Entsprechendes gilt für die  $B$ -Partei. Die gleiche Konstellation von  $u$  mit dem gleichen  $H$  als handelnder Partei ergibt in zwei gedachten Fällen verschiedene  $s$ , wenn  $H$  verschiedene Personen als mit-interessierter  $B$ -Partei

gegenübersteht. Wenn  $B_1 \neq B_2$ , wird  $u \frac{H}{B_1} \neq u \frac{H}{B_2}$ .

Das Schema könnte weiterverfolgt, eine umfangreiche Kasuistik entwickelt werden. Das ist aber hier überflüssig, da es sich nur darum handelte, den Begriff der Koordination der Gebarensweisen näher zu beleuchten.

#### *Handelns- und Zustandsordnung*

Verschiedene  $g$  von seiten eines  $H_1$  und  $H_2$  unter gleichen  $u$  oder verschiedene  $g$  von seiten eines  $H$  gegenüber einem  $B_1$  und  $B_2$  unter gleichen  $u$  sind nun aber innerhalb eines und desselben ordnung-tragenden  $\Sigma$  nur dann mit der Vorstellung einer geselligen Ordnung vereinbar, wenn ein Unterschied der Person als regulär etabliert ist. Der damit berührte Sachverhalt ist in Kürze grundsätzlich zu erörtern.

Das in  $\Sigma$  bestehende Ordnungsgefüge umfaßt nicht nur ein System von Korrelationen zwischen gewissen  $s$  und  $g$ , sondern auch gewisse Grundlinien, wonach  $\Sigma$  strukturiert ist. Man kann also von einer Handelns- und Zustandsordnung oder Aktions- und Strukturordnung sprechen. Die Unterscheidung hat jedoch mehr darstellerisch-praktische als definitivisch-theoretische Bedeutung. Ihre theoretische Berechtigung ist sogar fragwürdig. Für streng empirische Betrachtung gibt es »Gesellschaft« nur als Geschehen (»Vergesellschaftung«), nicht als Sein. Eine »Zustands«-Ordnung im strikten Sinn entfällt damit. Jeder Zustand kann als geregelte Wiederkehr von Geschehenszusammenhängen im Verlauf des Gruppenlebens verstanden werden. Wenn ich z. B. die Institution der Demokratie als »Zustand« eines sozialen Integrates bezeichne, kann ich diesen Zustand dadurch kennzeichnen, daß von den Mitgliedern des  $\Sigma$  unter gewissen Umständen

in gewisser Weise gehandelt wird, daß mit gewissen Zeitabständen eine Volksrepräsentation gewählt wird, wobei die Teilnahme an der Wahl allen Erwachsenen ohne Ausnahme und ohne Privilegierung nach dem Grundsatz der Gleichheit offen steht, daß die Regierung aus dem Parlament hervorgeht und ihm verantwortlich sei usw. Trotzdem mag es da und dort darstellerisch bequem sein, abkürzend von »Zustand« und »Zustandsordnung« zu sprechen, sofern die konstante Wiederholung gewisser Gebarensweisen und das Zusammenspiel unter ihnen ein Gesellschaftsintegrat als »strukturiert« erscheinen läßt: Konstantheit und Zusammenspiel der Gebarensweisen scheinen eine Art von Rahmen für das Gruppenleben in seinen sonstigen Einzelheiten zu bilden, ihm ein entscheidendes Gepräge zu verleihen. Vielleicht könnte man auch den Begriff der Struktur als Abstraktion gemeinsamer Grundlinien und durchgehender Leitmotive aus der Fülle der herrschenden Handlungskorrelation verstehen. — Insofern bedeutet streng genommen »Sonderstellung einer Kategorie von *MM*« nichts anderes, als daß diese *MM* ohne Anstoß zu erregen, gewisse Gebarensweisen an den Tag legen können, die für andre *MM* »ungeziemt« wären. Ein Sozialgebilde von einigermaßen dauerhaftem Bestand weist jedenfalls eine gewisse innere Struktur in diesem Sinne auf, manchmal ganz einfach, bisweilen höchst verwickelt. Aufbau und Gliederung bringen die Menge der Einzelnen in umrissene Form. Ausdrücke wie Gesellschaftsordnung, ständische, kapitalistische, sozialistische oder korporative Ordnung zielen in erster Linie auf solche Strukturen ab, die dem Sozialgebilde das bezeichnende Gepräge verleihen. Die »Verfassung« des Staates z.B. ist in der Hauptsache Zustandsordnung, die sonstige Gesetzgebung dagegen überwiegend Handlungsordnung. Die Verfassung bestimmt u. a. den Anteil der einzelnen Bevölkerungsschichten an der Herrschaft, die Staatsform, den Aufbau der politischen Institutionen, das Verhältnis der Staatsorgane zueinander u. dgl. Die Zustandsordnung ist m. a. W. ein System von Platzbestimmungen. Sie gibt in einem Gruppenganzen die Startlinien an, von denen aus die Einzelnen in Inter-Aktion treten.

Wenn es nun in einem  $\Sigma$  als regulär erachtet wird, daß  $H_1$  und  $H_2$  sich unter gleichen äußern  $u$  verschieden verhalten, oder  $H$  sich unter gleichen äußern  $u$  gegenüber  $B_1$  und  $B_2$  verschieden verhalte, so verrät dies das Walten einer Zustandsordnung besondrer Art. Solche Ungleichheiten im Besondern sind offenbar als reguläre Erscheinungen nur möglich, wenn man innerhalb des ordnung-tragenden  $\Sigma$  allgemein und grundsätzlich mit verschiedenen Kategorien von *MM* rechnet, deren jede ihren besondern Platz in dem strukturierten  $\Sigma$  einnimmt und für die Kraft ihrer verschiedenen »Plätze« oder Stellungen verschiedene Gebarensmuster gelten. Kategorische Unterscheidungen innerhalb der Mitgliedschaft von  $\Sigma$  sind selbst eine Ordnungserscheinung, die erst die erwähnten Unterschiede in den ordnungsmäßigen Gebarensweisen ermöglicht.

### *Regelhaftigkeit und gesellige Ordnung*

Gesellige Ordnung erscheint nach außen hin als wahrnehmbare Regelhaftigkeit im Verlauf des Gruppenlebens. Das heißt keineswegs, daß alle wahrnehmbaren Regelhaftigkeiten des Gruppenlebens gesellige Ordnungserscheinungen *sind*. Die unmittelbar naturbedingten Rhythmen des geselligen Lebens, rein physiologisch verursachte Regelhaftigkeiten im Handeln der *MM* sind nicht Ordnungserscheinungen im eigentlichen Sinn, wenn sie auch auf primitiver Stufe zu Ausgangspunkten für Herausbildung geselliger Ordnungsphänomene werden. Der instinktbedingte Nestbau von Vögeln zu gegebener Jahreszeit ist nicht soziale Ordnung sondern Naturgesetz — wird aber z. B. der vom Wechsel der Jahreszeiten erzwungene Rhythmus im Lebensvollzug mit einem religiösen Ritus und Zeremoniell überbaut, ist er dadurch in das soziale Ordnungsgefüge des  $\Sigma$  einbezogen. Statistisch feststellbare Regelhaftigkeiten vom Typus  $s \rightarrow g$  zeigen somit möglicherweise ein soziales Ordnungsverhältnis an, *sind* aber nicht an sich selbst soziale Ordnungserscheinungen. In diesem Sinn kann man zwischen *Regelhaftigkeit* und *Regelmäßigkeit* unterscheiden, d. h. zwischen den Verläufen, aus denen eine Regel *abgelesen* werden kann, und jenen, die einer Regel *folgen*. Gesellige Ordnung beginnt, wo das Walten natürlicher Gesetzmäßigkeiten endet. Um ein regelhaftes Handeln als soziale Ordnungserscheinung ansprechen zu können, muß es denkbar sein, daß der Einzelne statt  $s \rightarrow g$  auch  $s \rightarrow x$  oder  $s \rightarrow y$  oder allgemein ausgedrückt  $s \rightarrow \bar{g}$  tun könnte, »wenn er wollte«. Gesellige Ordnung waltet nur in sogenannten Willenshandlungen.

### *Ordnung und Norm*

Der Ausdruck gesellige Ordnung lenkt die Vorstellung unmittelbar auf ein Gefüge aufgestellter Normen oder Regeln hin, nach denen das Leben in  $\Sigma$  sich gestaltet, indem die Mitglieder »den Normen folgen«. Diese normative Schauweise beherrschte die ältere Rechtswissenschaft, die geradezu die Normen (Rechtsregeln) als ihren Gegenstand und deren Auslegung als ihre Aufgabe ansah. Die Soziologie hat notwendigerweise einen anderen Gesichtswinkel. Ihr Gegenstand ist die soziale Wirklichkeit. Sie richtet den Blick auf den gesamten Mechanismus der sozialen Ordnung. Das erste und entscheidende ist in diesem Fall die Tatsache, daß der Ereignisverlauf in  $\Sigma$  in geordneten Bahnen gleitet. Forschungsgegenstand der Soziologie ist der Ordnungsmechanismus in seiner Gänze. Aufgestellte Normen haben nur Bedeutung als Bestandteile dieses Mechanismus, d. h. nur insoweit als sie den wirklichen Verlauf des Lebens in  $\Sigma$  beeinflussen.

Diese Schauweise trat um 1900 als Charakteristikum einer besondern Richtung der Juridik (Rechtssoziologismus) auf. Einzelne spätere Rechtsphilosophen haben sie bis zur völligen Verflüchtigung des Normbegriffs getrieben und diesem jeglichen Wirklichkeitsgehalt abgesprochen. Hier ist nicht der Ort für eine polemische Auseinandersetzung mit diesem vermeintlichen Rechts-Realismus. Ohne vorläufig auf seine Lehre Rücksicht zu nehmen, unterscheide ich hier zwischen der effektiven oder *Realordnung* und dem *Normgefüge* und behaupte, daß beide zusammen mit der Ordnungskontrolle den gesamten Ordnungsmechanismus ausmachen. Es ist dabei weiterhin zwischen der Norm selbst und ihrer Wortgestalt, ihrem verbalen Ausdruck zu unterscheiden. Ich spreche in dieser Absicht von Norm im eigentlichen Sinn oder *subsistenter Norm* und Normsatz oder *Verbalnorm*.

Aufbau und Leben eines Vereins sind durch einen Kodex von Bestimmungen oder Verbalnormen geordnet —: durch Satzung oder Statut. Da sind Mitgliederversammlung, Vorstandschaft und Vorsitzender als Organe des Vereins genannt, ihre Zuständigkeiten gegeneinander abgegrenzt (Struktur- oder Zustandsordnung). Ferner sind Pflichten und Rechte der Mitglieder festgelegt. Wahl- und Abstimmungsmodus geregelt, möglicherweise Bußen und Ordnungsstrafen für Übertretung gewisser Bestimmungen angedroht (Aktions- oder Handlungsordnung). Soweit nun das Vereinsleben sich den so vorgezeichneten Linien entlang gestaltet, ist die Realordnung durch Erlaß von Normsätzen hervorgerufen. Sie ist sekundär, die Normsätze sind primär.

So ist es aber nicht allenthalben. Es gäbe sonst kein geordnetes Gruppenleben ohne ein in Worten niedergelegtes Normgefüge. Als Gegenbeispiel diene eine Familie, bestehend aus Eltern und ein paar Kindern. Die allgemeine Gesetzgebung ordnet die Struktur der Familie und das Verhältnis der Mitglieder zueinander in großen Zügen. Davon ist hier abzusehen. Innerhalb des allgemeinen, institutionellen Rahmens wird man im Leben jeder einzelnen Familie gewisse Regelmäßigkeiten beobachten, die weder auf das bürgerliche Gesetz noch auf ausdrückliche Anordnungen des Familienoberhauptes zurückzuführen sind. Gewisse Korrelationen vom Typ  $s \rightarrow g$  haben sich *habituell*, durch Gewöhnung, herausgebildet. Es könnte scheinen, als ob dieser Realordnung überhaupt kein Normgefüge entspräche. Daß ein solches doch besteht, wird deutlich im gleichen Augenblick, wo ein Familienmitglied vom Modell  $s \rightarrow g$  abweicht oder abzuweichen sich anschickt. Beim Handelnden stellt sich in diesem Fall jene innere Unsicherheit ein, die man gern als »schlechtes Gewissen« bezeichnet. Handelt er trotz der Gewissenswarnung im Widerspruch mit  $s \rightarrow g$ , nimmt die Umgebung Ärgernis. Das deutet darauf hin, daß Handelnde sowie Zuschauer sich  $g$  als die zu  $s$  gehörige, ihr adäquate Handlungsweise vorstellen, daß heißt aber: daß  $s \rightarrow g$  als Normvorstellung lebendig ist. Doch ist die Norm

nicht notwendigerweise in Worten ausgedrückt. Die Realordnung ist hier das primäre, die entsprechende subsistente Norm erscheint als Niederschlag früherer Handlungsabläufe. Das Modell  $s \rightarrow g$  tritt zunächst als tatsächliche Regelhaftigkeit im Verlauf des Familienlebens auf und nimmt in der Vorstellung der Mitglieder nach einigen Wiederholungen den Charakter der Norm an. Das Modell wird mit dem Index »korrekt« aufgefaßt und erlebt.

Ein drittes Beispiel. Von Urzeiten her ist es bei einem Volksstamm üblich gewesen, daß der des Weges Wandernde für sich und sein Pferd zum Verzehr auf der Stelle von Acker und Baum nehme. Dies Gebarensmodell ist als Realordnung eingespielt und als subsistente Norm lebendig. Es erschien unziemlich, nähme der Wanderer mehr, als er auf der Stelle verzehrt, oder verwehrte der Eigentümer ihm, sich satt zu essen. Die Sitte findet eines Tages aus besonderem Anlaß Ausdruck in der Sittenregel »Drei sind frei«. Damit ist die subsistente Norm in einem Normsatz ausgedrückt und verfestigt. Die Wortnorm *konstatiert* da nur das Bestehen einer subsistenten Norm, *schafft* aber nicht eine solche. Sie stellt im Grunde nur fest, daß  $s \rightarrow g$  ein eingespieltes Gebarensmodell sei, statuiert aber nicht  $s \rightarrow g$  als eine von nun ab verbindliche Norm. Die Rechtswissenschaft spricht in diesem Sinn von Gewohnheitsrecht auf der einen, Gesetz auf der andern Seite als Rechtsquellen. Allgemein gesprochen besteht im einen Fall eine *habituelle*, im andern eine *statuierte* Ordnung.

Die Realordnung ist im einen Fall aus dem Leben in  $\Sigma$  selbst *bervorgewachsen*, habituell als subsistente Norm verfestigt und dann im Normsatz ausgedrückt. Im andern Fall ist die Realordnung durch den Normsatz *eingeführt* oder statuiert. Der Normsatz proklamiert die subsistente Norm. Ich bezeichne daher die Wortnorm im ersten Fall als *deklarativ*, im zweiten Fall als *proklamativ*.

Entwicklungsgeschichtlich ist die habituell entstandne, primäre Realordnung die ursprüngliche Form. Lange bevor Menschen daran gedacht haben können, Korrelationen vom Typus  $s \rightarrow g$  oder  $s \rightarrow \bar{f}$  als Gebote oder Verbote für die Zukunft aufzustellen, müssen sie in ihrem Gebaren solche durch Gewohnheit eingespielte, habituelle Modelle als bindende Regeln beobachtet haben. Aber diese evolutionäre Seite der Sache ist später in größerem Zusammenhang zu erörtern.

#### *Habituelle Ordnung — unreflektiertes Gebaren*

Wenn soeben von Fällen die Rede war, in denen die Realordnung sich gewohnheitsmäßig herausgebildet hat und darum im Verhältnis zur Norm das Primäre ist, so gilt das für die Ordnung selbst als gesellige Erscheinung,



besagt aber nichts für das ordentliche Gebaren des Einzelnen. Ist das Korrelationsmodell  $s \rightarrow g$  ohne bewußtes menschliches Eingreifen entstanden, so ist damit nicht gesagt, daß der Einzelne notwendigerweise gewohnheitsmäßig — unreflektiert im Sinn des Modells handle und also die Norm unbewußt befolge.

Es besteht keine feste Entsprechung zwischen dem Ursprung des Norminhalts (Modells) — habituell oder statuiert — auf der einen und dem Verhältnis des Einzelnen zum norm-befestigten Modell  $s \rightarrow g$  auf der andern Seite. Das einzelne Neumitglied  $M_n$  übt wohl möglicherweise das in  $\Sigma$  entstandene, eingespielte Modell  $s \rightarrow g$  rein gewohnheitsmäßig durch Beispiel und Nachahmung ein, ohne daß ihm vielleicht jemals ins Bewußtsein dringt,  $s \rightarrow g$  sei Inhalt einer Norm. Auf ganz die gleiche Weise kann  $M_n$  sich aber auch daran gewöhnen, nach einem Modell  $s \rightarrow g$  zu handeln, das ursprünglich absichtsvoll durch Normsatz statuiert wurde. Andererseits kann ein auf habituellem Weg entstandenes  $s \rightarrow g$ , wenn es erst einmal nachträglich in einem Normsatz eingefangen ist, von da an auf verbalem Weg überliefert werden.  $M_n$  erhält dann durch andre Mitteilung von der Norm als solcher und Anweisung ihr gemäß zu handeln. Er bekommt Kenntnis von der Norm und gewinnt die Vorstellung von ihrer Verbindlichkeit, ehe er erstmals in die entsprechende  $s$  gerät oder Gelegenheit hat, die beispielgebende  $g$ -Antwort auf  $s$  bei andern zu beobachten — ehe er sich also eine Disposition zu unreflektierter Beantwortung von  $s$  mit  $g$  erwerben konnte.

Der *Einzelne* kann im Einzelfall unreflektiert  $s$  mit  $g$  beantworten oder er kann  $g$  handeln, weil ihm  $s \rightarrow g$  als Inhalt einer Norm im Bewußtsein steht — ganz unabhängig davon, ob nun dieses Modell  $s \rightarrow g$  in der Vergangenheit als primäre Realordnung habituell entstanden ist oder absichtsvoll durch proklamierte Wortnorm statuiert wurde.

Ist ein Modell  $s \rightarrow g$  sehr tief in  $\Sigma$  verwurzelt, wird der Einzelne in der Regel eine  $s$  unreflektiert und »ganz automatisch« mit  $g$  beantworten. Damit ist bei weitem nicht gesagt, daß innerhalb  $\Sigma$  keine Vorstellung vom Normcharakter des Modells  $s \rightarrow g$  bestehe. Inwieweit eine solche Normvorstellung vorhanden ist, geht teils daraus hervor, wie die Umgebung gegenüber einem  $M$  reagiert, der  $s \rightarrow \bar{g}$  handelt, teils ließe es sich durch Umfrage bei  $MM$  feststellen: »Wie verhält man sich in  $s$ ?« Lautet die Antwort: »Man tut  $g$ «, bedeutet das, daß  $s \rightarrow g$  als Inhalt einer allgemeinen Norm vorschwebt. Im andern Fall würde  $M$  geantwortet haben: »Ich würde  $g$  tun«. — Ein benannter  $M$  kann also in einer gegebenen  $s$  sehr wohl normgemäß handeln, ohne daß die Normvorstellung bei ihm *aktuell* wirksam ist, obwohl diese Vorstellung bei  $MM$  *prinzipiell* lebendig ist.

Wie es zur Herausbildung subsistenter Normen aufgrund habituell entstandener  $s \rightarrow g$ -Modelle kommt, wird später zu beschreiben sein.

Die Formel  $s \rightarrow g$  besagt nur soviel: in einer gegebenen  $\Sigma$  pflegt  $g$  zu folgen, wenn  $s$  vorliegt. Dieser Tatbestand ist als Realordnung beschrieben worden. Eine Norm liegt vor, wenn das Modell  $s \rightarrow g$  mit Verbindlichkeit ( $\vartheta$ ) auftritt — wobei vorerst dahingestellt bleibt, was »verbindlich« im Grunde bedeutet. Die Formel  $(s \rightarrow g)_\vartheta$  bezeichnet also eine Norm, deren Inhalt das Modell  $s \rightarrow g$  ist. Die Norm kann aber nicht verbindlich schlechthin sein, sondern bindet nur einen umschriebenen Kreis von Personen, die ich Norm-Adressaten ( $AA$ ) nenne. Die Formel für die Norm lautet dann  $(s \rightarrow g) \vee_{AA}^{AA}$ . Des Weitern aber kann es sein, daß  $s \rightarrow g$  für  $AA$  nur  $\vartheta$  ist gegenüber einer ebenfalls bestimmten Kategorie von Personen — ich nenne sie Norm-Benefiziere ( $BB$ ), d. h. jene, zu deren Gunsten die Norm wirkt. Das Verhältnis des einander Gegenüberstehens ist schon früher durch Bruchstrich symbolisiert worden. »Eltern sind verpflichtet, ihre unmündigen Kinder standesgemäß zu versorgen« ist eine Norm, die zu schreiben wäre wie folgt:  $(s \rightarrow g) \vee_{BB}^{AA}$ . Darin sind  $AA$  »alle Personen, die unmündige Kinder haben«,  $BB$  sind »alle unmündigen Kinder«. Spreche ich die Norm aus: »Gebildete Menschen sprechen nicht Slang«, fehlt die Kategorie der Benefiziere. Die Norm sähe also — da es sich hier um eine Verpönung handelt — so aus:  $(s \rightarrow \bar{t}) \vee_{AA}^{AA}$ . Um aber im folgenden beide Möglichkeiten mit *einer* Formel zu decken, werde ich stets schreiben:  $(s \rightarrow g) \vee_{BB}^{AA}$  wobei  $\frac{AA}{BB}$  andeutet, daß die  $AA$  *möglicherweise* gewissen  $BB$  gegenüber verpflichtet sind. Wo  $BB$  bestimmt und identifiziert sind, schreibe ich wie oben angegeben  $(s \rightarrow g) \vee_{BB}^{AA}$ . Die subsistente Norm besteht also aus drei oder vier Elementen: 1. dem Normkern  $s \rightarrow g$ , — 2. dem Normstigma  $\vartheta$ , — 3. der Normadresse  $AA$  und endlich 4. (in gewissen Fällen) den Normbenefiziaten  $BB$ .

Damit ist die subsistente Norm bestimmt. Der Normsatz drückt dies Verhältnis in Worten aus. Bezeichne ich den wörtlichen Ausdruck mit  $w$ , ergibt sich für die Wortnorm oder den Normsatz die Formel  $w / (s \rightarrow g) \vee_{BB}^{AA}$ , die übersetzt lautet: »Es ist mit Worten zu erkennen gegeben, daß gewisse Personen (gegenüber gewissen andern Personen) verbunden sind, eine gewisse Situation mit einem gewissen Gebaren zu beantworten«. Normsätze sind die in Schrift oder Druck niedergelegten Paragraphen eines Gesetzes, die Bestimmungen in der Satzung eines Vereins, die mündlichen Anordnungen eines Behördenvorstands an seine Untergebenen oder das von Mund zu Mund überlieferte Merkwort, in dem eine bestehende Sitte ihren Ausdruck gefunden hat.

Solche Wortverbindungen sind aber nicht als solche ohne weiteres Normen, sondern nur die sprachlichen Hüllen für solche. Es ist eine Norm, daß »Rad-

fahrer« (=  $AA$ ) »nach Einbruch der Dunkelheit« (=  $s$ ) nur »mit brennender Laterne fahren« (=  $g$ ) »dürfen« (=  $\nu$ ). Der Satz: »Radfahrer dürfen nach Einbruch der Dunkelheit nur mit brennender Laterne fahren« drückt diese subsistente Norm in Worten aus.

Die nachdrückliche Unterscheidung zwischen subsistenter Norm und Normsatz ist nicht müßig. Vielfach wird der Normsatz fehlerhaft oder zumindest mißverständlich als Norm bezeichnet, obgleich doch die Norm selbst ohne die sprachliche Hülle des Satzes bestehen kann und andererseits nicht jeder Aussage von der grammatischen Form des Normsatzes eine subsistente Norm entspricht. Ist  $s \rightarrow g$  Sitte im  $\Sigma$ -Milieu, so ist dies Modell verbindlich für  $MM = AA$ , ohne daß die Verbindlichkeit von  $s \rightarrow g$  in einem besondern Normsatz niedergelegt zu sein braucht. Führt dann die Vorstellung der Verbindlichkeit von  $s \rightarrow g$  dazu, daß  $(s \rightarrow g) \nu_{\frac{AA}{\Sigma}}$  in einen Normsatz  $\nu [(s \rightarrow g) \nu_{\frac{AA}{\Sigma}}]$  gekleidet wird — und das tritt mit größter Wahrscheinlichkeit früher oder später ein — so ist die subsistente Norm damit nur fixiert und so der Mitteilung *in abstracto* zugänglich gemacht. Die subsistente Norm selbst aber, deren Normkern  $s \rightarrow \bar{g}$  ist, hat habituell schon *vor* der sprachlichen Formgebung bestanden und besteht *nach* ihr unverändert weiter. Inwiefern die sprachliche Fassung dennoch die *Wirkungsweise* bisher habitueller Normen beeinflussen kann, davon in späterem Zusammenhang.

Nicht jeder Satz von der äußern Gestalt der Wortnorm enthält andererseits wirklich eine Norm. Der Normsatz ist ein bloßes sprachliches Gebilde und hat nur die Bedeutung, die der Sprecher oder Schreiber in sie hineinlegt, und der Hörer oder Leser aus ihr entnimmt. »Es ist verboten zum Mond zu fliegen« ist ein Normsatz in bester Form, kann aber von niemandem mit Normstigma aufgefaßt werden, da die Ausführung der »verbotenen« Handlung vorläufig unmöglich ist. Der Sprecher selbst kann seinen Satz nicht als Ausdruck für eine verbindliche Norm meinen. »Es ist verboten Bohnen zu essen« drückt einen Verhalt aus, der vor 2000 Jahren innerhalb eines gewissen  $\Sigma$  Norm *war*, aber von keinem Lebenden mit Normstigma aufgefaßt wird, da die Sekte der Pythagoräer längst erloschen ist. Eine erlassene Gesetzesbestimmung, der die Bürger aus irgendeinem Grund trotzen und die Staatsmacht Nachdruck zu geben keine Anstregung macht, ist ein Normsatz ohne die Kraft der Norm. Der Urheber hat sie verbindlich gemeint, aber man hat sie nicht ernst genommen, und sie »steht nur auf dem Papier«. Weder Bürger noch Staatsorgane fassen sie (nunmehr) mit Normstigma auf.

Es könnte daher scheinen, als sei der Normsatz ohne alle reale Bedeutung und als könne man sich demnach an die subsistente Norm allein halten. Der Normsatz steht aber, wie erörtert, in verschiedenem Verhältnis zur subsistenten Norm. Ist der Normkern habituell aus dem Leben in  $\Sigma$

hervorgewachsen, ohne daß sein Ursprung einer bestimmten Person zugeordnet oder auf einen Verfügungsakt zurückgeführt werden kann, so ist die Norm selbst habituell und bloßer Niederschlag einer faktisch herrschenden Realordnung, der Normsatz aber — wenn die subsistente Norm überhaupt in Worten Niederschlag gefunden hat — ist nur die nachträglich geschaffne Normhülle. Er drückt die Norm aus, stellt ihr Bestehen fest und ist daher rein deklarativ. In andern Fällen hat  $s \rightarrow g$  weder als Realordnung in  $\Sigma$  bestanden, noch ist  $s \rightarrow g$  mit  $\nu$ -Stigma versehen, d. h. zur subsistenten Norm erhoben worden, ehe  $\nu [(s \rightarrow g) \nu^{\mathcal{AA}}]$  eines Tages proklamiert wurde. Die Norm selbst ist hier durch entsprechenden Normsatz statuiert, dieser ist *proklamativ*.

#### *Die Norm ist kein Befehl oder Imperativ*

Oft wird die Norm als Befehl, oft als Imperativ anderer Art aufgefaßt. Davon wird im besondern Hinblick auf die Rechtsnorm noch zu sprechen sein. An dieser Stelle genügt eine kurze Bemerkung zur Vorbereitung des folgenden Abschnitts. Die Auffassung der Norm als Imperativ hat ihren Ursprung in einseitiger Orientierung am proklamativen Normsatz. Nur hier kann der Eindruck entstehen, daß eine Autorität Befehle an die Normadressaten erlassen habe. Das gleiche Mißverständnis kann nicht aufkommen, wenn man des Sachverhalts der deklarativen Wortnorm gedenkt. Sie konstatiert nur das Bestehen einer habituellen, subsistenten Norm und kann daher unmöglich als Befehl oder Imperativ betrachtet werden. Niemand hat in diesem Fall je angeordnet, daß  $s \rightarrow g$  beobachtet werden *sollte*. Für die subsistente Norm selbst ist es nun aber ohne grundsätzliche Bedeutung, ob sie deklariert oder proklamiert ist. Sowohl die habituell entstandene und nachträglich in Worten fixierte als die durch proklamativen Normsatz statuierte Norm enthalten eine fordernde Erwartung von Seiten der  $\Sigma$  im Hinblick auf das Gebaren der  $\mathcal{AA}$ . Der Normsatz drückt dementsprechend aus, daß  $\Sigma$  die Beobachtung des Modell  $s \rightarrow g$  durch  $\mathcal{AA}$  intendiere. Hinter dieser programmatischen Kundgebung steht als Ordnungsgarant  $\Sigma$  mit seiner Macht über die  $MM$ , darunter die  $\mathcal{AA}$ .

Es ist an sich nichts dagegen einzuwenden, wenn man diese fordernde Erwartung, diese programmatische Intention als Imperativ in einem weitem Sinn bezeichnen will, aber es erscheint wenig zweckmäßig, so zu verfahren, weil das bloße Wort Imperativ die Vorstellung eines Befehls und einer befehlenden Instanz weckt, eine solche aber im Fall der deklarativen Wortnorm fehlt.

Ehe von einer subsistenten Norm die Rede sein kann, muß — logisch gesprochen — ein faktisches Gebarensmodell herausgebildet und kollektiv akzeptiert sein. Wie kommt es dazu?

Eine brauchbare Hypothese scheint mir in Anknüpfung an R. Semon's Mneme-Theorie aufgestellt werden zu können. — Jeder Eindruck hinterläßt im Gedächtnis eine Spur, ein *Engramm*. Daß *Semon* den Begriff des Gedächtnisses, der Mneme, über das Feld der psychischen Erscheinungen hinaus auch in rein physiologischem Sinn verwendet, braucht uns hier nicht zu berühren. Im gegenwärtigen Zusammenhang jedenfalls haben wir es nur mit psychischen Vorgängen zu tun. Besteht ein Eindruck aus zwei oder mehreren Elementen, bilden diese einen *Engramm-Komplex*. Als einen solchen können wir eine Situation und das ihr folgende Gebaren auffassen. Hat eine handelnde Person *H* sich einmal in *s* befunden und mit *g* geantwortet, hinterläßt die Eindrucksverbindung von *s* und *g* eine Gedächtnisspur, einen Engrammkomplex. Dieser hat nun folgende Eigenheit. Tritt in einem spätern Zeitpunkt an *H* ein aktueller Eindruck heran, der dem einen Element des Komplexes gleicht, so hat dieser aktuelle Eindruck die Tendenz eine Vorstellung des ganzen Engrammkomplexes hervorzurufen. *Semon* nennt diesen Vorgang *Ekphorie* (Auslösung). In einem ersten Fall hat *H* eine *s* mit *g* beantwortet. *s* und *g* sind in seinem Gedächtnis miteinander verknüpft. Sieht *H* sich später abermals in gleichartiger *s*, ergänzt die Mneme ekphorisch die mit *s* verknüpfte Vorstellung des im aktuellen Eindrucksbild fehlenden *g*. In einem neuen Fall von *s* wird *H* also vorziehen, wieder mit *g* zu antworten, statt es mit einer neuen Handlungsweise zu versuchen. Der engraphisch-ekphorische Mechanismus ergänzt den Eindruck *s* zum Gedächtnisbild *s* → *g* und lenkt den Entschluß in die Spur dieser Vorstellung, sodaß die Handlung das aktuelle *s* zum Ereignisablauf *s* → *g* vervollständigt. Der äußere Vorgang selbst ist durch tier- und kinderpsychologische Beobachtungen und Versuche verifiziert. Er pflegt als »Lernen« bezeichnet zu werden. Die *Semonsche* Mneme-Theorie ist der behaviouristischen Lehre vom umstand-bedingten oder emotionellen Reflex nah verwandt.

Die Ekphorie tritt mit geringerer Sicherheit ein, je mehr Zeit zwischen dem ersten und zweiten Fall von *s* verstreicht. Und die Neigung, die Ekphorie in Handlung umzusetzen, kann durch besondre Faktoren aufgehoben werden, z. B. durch eine ausgesprochen üble Erfahrung, die *H* im ersten Fall mit *g* gemacht hat. — Jede nächste Wiederholung vertieft die einmal gezogene Gedächtnisspur. Der engraphisch-ekphorische Mechanismus wirkt also kumulativ und progressiv. Je öfter *H* sich in *s* befunden und mit *g* geantwortet hat, desto unwahrscheinlicher wird es, daß er ein nächstes Mal *g*

handeln werde, desto stärkere Anlässe werden nötig sein, ihn aus der Spur  $s \rightarrow g$  zu werfen.  $s \rightarrow g$  wird dem  $H$  zur festen Gewohnheit, und feste Gewohnheiten bilden sich vorzugsweise im Anschluß an oft wiederkehrende Situationen.

*Von der individuellen Gewohnheit zum allgemeinen Gebarens-Modell.*

Der gleiche Mechanismus, kraft dessen beim handelnden  $H$  der einzelne Handlungsablauf sich zur Gewohnheit verfestigt, ist nun auch beim Zuschauer, insbesondere beim »beteiligten Zuschauer«, am Werk, und das in doppelter Weise.

1. Er bewirkt fürs erste eine *Gebarens-Erwartung*. Das Dasein des  $H$  verläuft im Milieu eines  $\Sigma$  zusammen mit andern  $MM$ . Diese werden Augenzeugen davon, daß  $H$  im Sinn  $s \rightarrow g$  handelt. Auch bei ihnen hinterläßt der wiederholte Anblick von  $s \rightarrow g$  ein komplexes Engramm, wenn auch nicht mit ihnen selbst, sondern dem  $H$  als handelnder Person. Erscheint  $H$  ( $\equiv M_1$ )<sup>1</sup>

wieder einmal in  $s$ , ergänzen  $M_2, 3 \dots x$  den aktuellen Eindruck  $s \xrightarrow{\frac{H}{\div}}$  ekphorisch zum Komplex  $s \xrightarrow{\frac{H}{\div}} \rightarrow g \xrightarrow{\frac{H}{\div}}$  und *antizipieren* somit  $g \xrightarrow{\frac{H}{\div}}$  in der Ereignis-

Erwartung. Handelt  $H$  ( $\equiv M_1$ ) dann  $\bar{g}$ , wird das bei  $M_2, 3 \dots x$  ein gewisses Befremden hervorrufen.  $s \rightarrow g$  wurde erwartet.  $s \rightarrow \bar{g}$  ist ein Vers, dessen zweite Linie nicht auf die erste reimt. Das gewohnte Bild ist gestört. Der wirkliche Ereignisverlauf wirkt auf irgendeine Weise unbefriedigend.

2. Der engraphisch-ekphorische Mechanismus steht hinter dem sozialen Vorgang der *Nachahmung*. Wenn  $s$  nicht nur im Daseinsverlauf des  $H$  oft wiederkehrend, sondern zudem im  $\Sigma$ -Milieu *typisch* ist in der Weise, daß auch  $M_2, 3 \dots x$  wiederholt in gleichartige  $s$  geraten, wird eine Analogisierung eintreten.  $s \xrightarrow{\frac{H_1}{\div}} \rightarrow g \xrightarrow{\frac{H_2}{\div}}$  ist bei den Zuschauern  $M_2, 3 \dots x$  als Gedächtnisbild lebendig.  $s \xrightarrow{\frac{H_1}{\div}}$  löst in jedem folgenden Fall  $g \xrightarrow{\frac{H_1}{\div}}$  als Ereignis-Erwartung aus. Tritt nun aber  $s$  für einen  $M_2$  ein, wird dieser zum Handelnden  $H_2$ . Im Fall  $s \xrightarrow{\frac{H_2}{\div}}$  wirkt dann der gleiche Engrammkomplex  $s \rightarrow g$  so-

zusagen in aktiver Spiegelung.  $H_2$  ist als Zuschauer  $M_2$  gewohnt, die Abfolge  $s \rightarrow g$  von seiten des  $H_1$  vollzogen zu sehen. Befindet  $M_2$  selbst sich in gleichartiger  $s$ , wird auch dieser aktuelle Eindruck ekphorisch durch  $g$

<sup>1</sup>  $H$  identisch  $M_1$ .

ergänzt, wobei  $M_2$  von der Rolle des Zuschauers in die des Handelnden  $H_2$  hinüberwechselt: da der Zuschauer  $M_2$  an den Ablauf  $s \xrightarrow{\frac{H_1}{\cdot}} g \xrightarrow{\frac{H_1}{\cdot}}$  gewöhnt ist, scheint dem handelnden  $M_2$  ( $\equiv H_2$ ) die analoge Abfolge  $s \xrightarrow{\frac{H_2}{\cdot}}$   $\rightarrow g \xrightarrow{\frac{H_2}{\cdot}}$  als die nächstliegende. Sein Gebaren wird durch Nachahmung gesteuert.

Sofern diese Mechanismen der individuellen Gewohnheitsbildung und interindividuellen Nachahmung eine gewisse Handlungsweise ergreifen, entsteht kollektiver *Brauch* (= soziale Gewohnheit), nämlich die Erscheinung, daß gewisse typische Ereignisabläufe innerhalb eines  $\Sigma$  sich der Bahn des Gebarensmodells  $s \rightarrow g$  einfügen. Der Brauch ist an sich moralisch indifferent, keinerlei normative Vorstellung geht in den Begriff des Brauches ein. Er besagt nichts anderes, als daß gewisse Personen  $HH$  innerhalb eines  $\Sigma$  *tatsächlich* mit  $g$  zu antworten pflegen, so oft sie sich in  $s$  befinden.

#### *Vom Gebarensmodell zur subsistenten Norm*

Man nehme nunmehr an, die Gruppengenossen des  $H$  oder ein Teil von ihnen seien  $BB$ , d. h. in der Weise an  $s$  beteiligt, daß das Gebaren des  $H$  in  $s$  für sie selbst von vitaler Bedeutung erscheint, weil sie in  $s$  mit impliziert sind. Ist nun in  $\Sigma$  die Gewohnheit,  $s$  mit  $g$  zu beantworten, kollektiv eingespielt, rechnen  $MM$  ekphorisch damit, daß  $H$  auch diesmal  $s \rightarrow g$  handeln werde und die  $BB$  unter ihnen treffen als Mitinteressenten an  $s$  ihre eignen Dispositionen entsprechend dieser Erwartung. Handelt dann  $H$  wider Erwarten  $s \rightarrow \bar{g}$ , ruft dies bei den  $BB$  nicht nur laues Befremden, sondern geradezu Irritation, möglicherweise Entrüstung hervor. Man hatte doch in Anbetracht bisheriger Erfahrungen allen Grund  $s \rightarrow g$  zu erwarten, hatte sich dementsprechend eingerichtet, und nun wirft  $(s \rightarrow g) \xrightarrow{\frac{H}{\cdot}}$  alle Berechnungen über den Haufen. Das eigne vitale Interesse schärft die Aufmerksamkeit der  $BB$  in Bezug auf das Gebaren des  $H$ . »Mit Leuten, deren Verhalten in typischen Fällen unvorhersagbar ist, kann man nicht zusammenleben«. Die soziale Interdependenz fordert Gebarens-Koordination.  $B$  fühlt die Abweichung des  $H$  vom Modell  $s \rightarrow g$  geradezu als Übergriff, und das Befremden der unbeteiligten  $MM_{\bar{B}}$  bestätigt den  $B$  in seiner interessierten Indignation.

Dies ist der Augenblick, in dem die subsistente Norm in Erscheinung tritt. Solange ein gedachter  $H$  gewohnheitsmäßig und unreflektiert  $s$  wirklich

jedesmal mit  $g$  beantwortet, liegt keine Norm vor. Das Modell  $s \rightarrow g$  ist nicht mit  $\nu$ -Stigma ausgerüstet, sondern eine faktische Regelhaftigkeit der Ereignisabfolge, die Abweichung davon unvorstellbar. In dem Augenblick aber, wo ein  $H$  erstmalig  $s \rightarrow \bar{g}$  handelt, enthalten die Entrüstung des  $B$  und das Verständnis der unbeteiligten  $MM_B$  für die Entrüstung des  $B$  als ihre Kehrseite eine Billigung des als Gegenteil von  $s \rightarrow \bar{g}$  vorgestellten Modells  $s \rightarrow g$ . »So sollte  $H$  gehandelt haben«. Dies ist die ursprünglichste Form, in der das  $\nu$ -Stigma auftritt. Das Modell  $s \rightarrow g$  ist damit zum Kern einer Norm geworden. Nicht die als Bewußtseinsinhalt vorschwebende Norm stempelt *primo loco*  $\bar{g}$  zum ordnungswidrigen Gebaren, sondern die erstmalige Abweichung von einem bisher rein gewohnheitsmäßig das Handeln steuernden Modell  $s \rightarrow g$  macht dies Modell zum Inhalt einer Norm. Das Vergehen ist früher als das Verbot.

Von da an ist ins Bewußtsein getreten, daß man von dem in  $s$  Handelnden ein bestimmtes Gebaren, nämlich das gewohnte  $g$ , erwartet, ja *fordert*. Aus dem moralisch und rechtlich indifferenten Brauch ist *Sitte* geworden. Sitte ist eine auf habituellem Weg entstandene, subsistente Norm. Von nun ab ist  $\bar{g}$  nicht nur eine *Abweichung* von bisheriger *faktischer* Regelhaftigkeit, sondern *Verletzung* sozial *geforderter Regelmäßigkeit*.

#### *Latente Norm — potentielle Reaktion*

Um genau zu sein, müssen wir uns aber behutsamer ausdrücken. Nach dem bisher gesagten möchte es scheinen, als *entstehe* die subsistente Norm mit der erstmaligen Abweichung vom Modell  $s \rightarrow g$  und der dadurch ausgelösten Reaktion (öffentlichen Entrüstung). Das wäre zuviel gesagt. Das vollzogene  $s \rightarrow \bar{g}$  bringt nur eines Tages zum Bewußtsein, und die Reaktion darauf *manifestiert*, daß  $s \rightarrow g$  innerhalb eines  $\Sigma$  mit  $\nu$ -Stigma versehen ist. Niemand vermag aber zu entscheiden, wie lange das schon vorher der Fall war. Man nehme an, daß eine lange, ununterbrochene Serie von  $s \rightarrow g$ -Handlungen vorangegangen sei. Eines Tages geschieht  $s \rightarrow \bar{g}$ , und  $\Omega$  reagiert. Was wäre aber geschehen, wenn ein Fall von  $s \rightarrow \bar{g}$  ein Jahr früher die Kette der  $s \rightarrow g$ -Handlungen (den Brauch) unterbrochen hätte? Möglicherweise nichts. Das wäre ein Zeichen dafür gewesen, daß damals  $s \rightarrow g$  nicht  $\nu$  war, eine entsprechende Norm also nicht bestand. Möglicherweise hätte aber  $\Omega$  auch schon vor einem Jahr auf  $s \rightarrow \bar{g}$  mit einer  $r$  geantwortet — und das hätte angezeigt, daß  $s \rightarrow g$  schon damals innerhalb  $\Sigma$  als erwünscht betrachtet wurde, daß eine Norm  $(s \rightarrow g)_\nu$  schon damals bestand. Da aber der kritische Fall  $s \rightarrow \bar{g}$  bisher nicht eintrat, können wir nicht wissen, welche Folgen er nach sich gezogen hätte, *wenn* er eingetreten wäre. Und da wir nicht wissen, welche Haltung  $\Omega$  gegenüber  $s \rightarrow \bar{g}$  eingenommen hätte, kön-



nen wir nicht entscheiden, ob damals eine Norm  $(s \rightarrow g)_v$  bestand oder nicht. Es wäre offenbar sinnlos zu behaupten, daß der erstmalige Vollzug von

$r \frac{\Omega}{A_c}$  nach  $(s \rightarrow \overline{g}) \xrightarrow{A}$  die Norm  $(s \rightarrow g)_v \xrightarrow{AA}$ . Denn  $r$  ist Ausübung eines

kollektiven Druckes, die nur verständlich ist als Kundgabe der Entschlossenheit von  $\Omega$ , das Modell  $s \rightarrow g$  innerhalb  $\Sigma$  regelmäßig durchzusetzen.

Das beschreibt aber genau den Sachverhalt  $(s \rightarrow g)_v \xrightarrow{AA}$ , also der subsi-

stenten Norm. Es kann im Anschluß an einen *aktuellen* Fall von  $(s \rightarrow \overline{g}) \xrightarrow{H}$

nur zu einer  $r \frac{\Omega}{H}$  kommen, sofern der *prinzipielle* Sachverhalt  $(s \rightarrow g)_v \xrightarrow{AA}$

vorliegt und  $H$  zur Kategorie  $AA$  gehört.

Es scheint demnach, daß wir unter gewissen Umständen mit einer *latenten Norm* zu rechnen haben. Da dieser Erscheinung rechtstheoretisch große Bedeutung zukommt, ist sie hier näher zu beleuchten. Es möchte scheinen,

als sei dieser Begriff der latenten Norm ganz müßig. Was sollen wir mit einer Norm, die nicht in den sozialen Geschehensabläufen manifest geworden ist? Muß sie nicht als bisher nicht vorhanden angesehen werden? Die Antwort lautet so:

Es handelt sich für jeden Einzelnen darum, in jeder erdenklichen Situation zu wissen, mit welchen Handlungsweisen er außerhalb des Risikos bleibt, sozialer Reaktion zu verfallen, und welche Handlungsweisen er mit erheblicher Sicherheit von seiten der Andern erwarten darf. In der Regel weiß er das mit hohem Sicherheitsgrad aufgrund seiner Erfahrungen von am eignen Leib gefühlten oder in seiner Umgebung beobachteten Reaktionsereignissen. Liegen solche nicht vor, kann er doch oft aus andern Tatsachen und Beobachtungen auf die eventuale Reaktionsbereitschaft der  $\Omega$ , also das Vorhandensein einer bislang nicht reaktiv praktizierten Norm schließen. Er kann m. a. W. in nicht präjudizierten Fällen ein Verbindlichkeitskalkül anstellen. Dieser Vorgang wird uns im Zusammenhang mit der Verbindlichkeit der Rechtsnorm eingehend beschäftigen<sup>1</sup>. Dort wird sich aber auch zeigen, daß der Begriff der latenten, weil nicht präjudikativ in Erscheinung getretenen Norm weit über diesen Fall der Norm *in statu nascendi* — oder, was nur die Kehrseite davon ist: *in statu moriendi* — hinaus Bedeutung hat. Da nämlich keine subsistente Norm ihrem Inhalt, d. h. der Determination ihres Normkerns nach, unwandelbar feststeht, sondern leisen oder stärkeren Gleitungen unterworfen ist, so ist die Norm stets im Hinblick auf diese gleitenden Elemente ihres Normkerns »latent«. Ihre Verbindlichkeit in peripheren Fällen ist nicht aus Reaktionserfahrungen offenbar. Die Reaktionsbereitschaft der  $\Omega$  muß aufgrund anderer Symptome vermutet und kalkuliert werden.

Im folgenden nun analysieren wir diesen Sachverhalt anhand des Sonderfalls, daß normativ indifferenter Brauch zur verbindlichen Sitte wird. Eine durch Nachahmung kollektiv akzeptierte Gewohnheit ist hier als Brauch bezeichnet worden. Das heißt, daß dem Brauch als solchem keine subsistente Norm entspricht. Der hypothetische Begriff des Brauchs besagt nur soviel: das Modell  $s \rightarrow g$  wird durch den engraphisch-ekphorischen Mechanismus tatsächlich innerhalb  $\Sigma$  reproduziert. Die Gewohnheit ist möglicherweise so eisern, daß es nie von irgendeiner Seite zu  $s \rightarrow \bar{g}$  kommt. Davon sprechen wir gleich nachher. Möglich ist aber auch, daß  $s \rightarrow \bar{g}$  ausnahmsweise vorkommt, ohne jedoch öffentliche Indignation hervorzurufen. Das bedeutet dann, daß  $\Omega$  sich an Aufrechterhaltung von  $s \rightarrow g$  nicht weiter interessiert fühlt. Bestünde ein solches Interesse, folgte auf  $s \rightarrow \bar{g}$  eine  $r$ , und wir hätten es nicht mit Brauch, sondern mit Sitte im Sinn unsrer hypothetisch-deduktiven Begriffsbildung zu tun.

Man wittert hier vielleicht einen Selbstwiderspruch. Wenn  $s \rightarrow g$  Brauch ist, heißt das doch, daß der engraphisch-ekphorische Mechanismus sich dieses Handelns-Modells bemächtigt hat. Ist das der Fall, muß  $s \rightarrow \bar{g}$  als Abweichung vom Engrammkomplex beim Zuschauer einiges Befremden hervorrufen. Das Befremden über verwirklichtes  $\bar{g}$  ist ja nur die Kehrseite der ekphorischen Erwartung  $g$ . Soweit richtig. Aber Befremden ist nicht notwendigerweise Indignation.  $s \rightarrow \bar{g}$  mag »auffällig« sein und insofern ein uninteressiertes Sich-Wundern hervorrufen. Etwa so, wie wir einen Mann, der mit kanariengelben Hosen herumliefe, einen »sonderbaren Kauz« nennen würden. Sein Gebaren ist ungewöhnlich, verstößt aber weder gegen die Rechtsordnung oder eine Sittenvorstellung. Es ruft unser lächelndes Erstaunen, nicht aber unsern erzürnten Unwillen hervor.  $s \rightarrow g$  ist die Regel. Handelt jemand  $s \rightarrow \bar{g}$ , ist das in diesem Fall seine Sache. Er fällt aus dem Rahmen und macht sich lächerlich, setzt sich aber nicht öffentlicher Verurteilung aus.

Im Fall eines bestehenden Brauchs  $s \rightarrow g$  vollzieht sich also der gesamte Ereignisablauf in  $\Sigma$  im Hinblick auf alle Fälle von  $s$  nach der Formel

$s \rightarrow \begin{cases} \rightarrow xg (> y\bar{g}) \\ \rightarrow y\bar{g} (< xg) \end{cases}$  wobei  $x$  und  $y$  statistisch berechenbare Größen sind. Die

»Normalität« von  $g$  liegt in dem zahlenmäßigen Überwiegen von  $g$  vor  $\bar{g}$ . Die hohe Korrelation zwischen  $s$  und  $g$  gibt Anlaß dazu,  $s \rightarrow g$  als einen Brauch zu bezeichnen.

Wir nehmen nun an, daß tatsächlich seit sehr langer Zeit immer  $s \rightarrow g$  gehandelt wurde, ein Fall von  $s \rightarrow \bar{g}$  (gefolgt oder nicht gefolgt von öffentlicher Reaktion) nicht erinnert wird. Unter diesen Umständen ist der bisherige Ereignisverlauf in  $\Sigma$  im Hinblick auf alle  $s$ -Fälle durch die Formel  $s \rightarrow g$  erschöpfend beschrieben.  $s \rightarrow g$  steht für eine absolute Korrelation:  $g = s$  und  $\bar{g} = 0$ . Die Ereignis-Prognose aber müßte ausgedrückt werden

durch die Formel  $s \rightarrow \left[ \begin{array}{c} \rightarrow g \\ \rightarrow \bar{g} \end{array} \right] \rightarrow ?$  Das besagt: »Da  $g$  nach  $s$  nicht ein naturbedingter Reflex, sondern eine psychisch motivierte Handlung ist, kann irgendein  $H$  eines Tages  $s \rightarrow \bar{g}$  handeln und mangels vorangehender Erfahrungen kann man nicht voraussehen, was in diesem Fall auf  $\bar{g}$  folgen würde«. Möglicherweise verhielte  $\Omega$  sich indifferent, möglicherweise reagierte sie mit Mißbilligung. Reagierte  $\Omega$  nicht mißbilligend auf  $\bar{g}$ , wäre damit gesagt, daß  $s \rightarrow g$  zwar Brauch, aber nicht »gesollt« ist. Die Zweifelsformel von vorhin wäre dann auf Grund nunmehriger Erfahrung zu ersetzen durch die früher aufgestellte Formel  $s \rightarrow \left[ \begin{array}{c} \rightarrow g (> \bar{g}) \\ \rightarrow \bar{g} (< g) \end{array} \right]$ .

Folgte aber aufs ( $s \rightarrow \bar{g}$ )  $\frac{H}{\div} \text{ ein } r \frac{\Omega}{H}$  wäre damit gesagt, daß  $s \rightarrow g$  im Handlungsaugenblick mit  $\nu$ -Stigma versehen, also nicht mehr bloßer Brauch, sondern schon Sitte war. Die Zweifels-Formel von vorhin wäre in diesem Fall zu ersetzen durch die Gewißheitsformel  $s \rightarrow \left[ \begin{array}{c} \rightarrow g \\ \rightarrow \bar{g} \end{array} \right] \rightarrow r$ , welche bekanntlich  $\nu$  ausdrückt.  $s \rightarrow g$  erweist sich als Kern einer Norm.

Das Verhalten von  $\Omega$  im Fall von  $s \rightarrow \bar{g}$  ist signifikant für das Bestehen oder Nicht-bestehen einer Norm. Der aktuelle *Vollzug* von  $r$  *offenbart* die Norm, kann sie aber unmöglich *konstituieren*.

Es ist eine schiere Zufälligkeit, in welchem Zeitpunkt die einheitliche Serie der  $s \rightarrow g$ -Handlungen erstmals durch ein  $s \rightarrow \bar{g}$  unterbrochen wird, wann also  $\Omega$  erstmals Gelegenheit bekommt, durch  $r$  zu erkennen zu geben, daß  $s \rightarrow g$  mit  $\nu$ -Stigma ausgestattet ist. Die *Bereitschaft* auf  $s \rightarrow \bar{g}$  mit  $r$  zu antworten, kann bestehen, ohne daß sich Anlaß zum aktuellen Vollzug von

$(s \rightarrow \bar{g}) \frac{H}{\div} \rightarrow r \frac{\Omega}{H}$  bietet. Die Norm  $(s \rightarrow g) \nu \frac{\Delta\Delta}{\div}$  kann also latent vorliegen

Der latenten Norm entspricht die *potentielle Reaktivität* von  $\Omega$  im Falle des Normbruchs.

Der Vollzug der  $r$  setzt die subsistente Norm voraus. Die subsistente Norm aber setzt die Reaktionsbereitschaft von  $\Omega$  voraus.

Es ergibt sich also der einigermaßen überraschende Schluß, daß der Normcharakter der *ausnahmslos* befolgten Norm — latent ist. Die Tatsache ihrer Alternativwirkung ist nicht feststellbar, wenn der eine der beiden Alternativ-Fälle noch nie eingetreten ist. Erst durch Vollzug oder Ausbleiben der  $r$  nach  $s \rightarrow \bar{g}$  bekommt man Gewißheit darüber, inwieweit  $s \rightarrow g$  im Handlungsaugenblick mit  $\nu$ -Stigma versehen (Kern einer Norm), oder nur eine allgemeine Gewohnheit (Brauch) gewesen sei. Solange nicht die Probe aufs Exempel gemacht ist, besteht also prinzipielle Unsicherheit im Hinblick auf die soziale Bedeutung von  $s \rightarrow \bar{g}$ , wenn man auch in der Regel

manche Anhaltspunkte dafür haben mag, wie  $\bar{g}$  von der  $\Omega$  aufgenommen würde, falls es einträte (Verbindlichkeits-Kalkül). Eine kritische Erörterung des Satzes *nulla poena sine lege poenali* hätte hiervon ihren Ausgang zu nehmen, wie denn überhaupt der Begriff der Norm-Latenz von allgemeiner Bedeutung für die praktische Rechtswissenschaft ist.

## 18. *Recht und Moral*

Aus: *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts* (Acta Jurlandica, Aarskrift for Aarhus Universitet, XIX,2 (S 2), Verlag Ejnar Munksgaard Kopenhagen 1947, S. 235—255 und 263—275.

### *Vorbemerkung*

Zweieinhalb Jahrhunderte hindurch hat die Frage nach dem Verhältnis zwischen Recht und Moral in der Rechtsphilosophie ihr Wesen getrieben und sie zu einem Schulbeispiel für die Geschichte der menschlichen Begriffsverwirrung gemacht. Ich habe früher<sup>1</sup> aufzuweisen versucht, daß das Problem »Recht und Moral« falsch gestellt und in seiner üblichen Konzeption ein bloßes Scheinproblem ist, und mich bemüht, den Begriff des Rechts von moralischen Vorstellungen abzuscheiden. Dies in Verbindung mit der Folgerung eines praktischen Wertnihilismus aus dem theoretischen hat teils zu Mißverständnissen geführt, teils mir die Gegnerschaft sowohl der metaphysischen Moralisten als der — beileibe nur theoretischen! — Wertnihilisten eingetragen. Nachdem ich im Wesentlichen gesagt habe, was ich zur Sache sagen zu können glaube, würde ich an sich vorziehen, sie nunmehr ruhen zu lassen. Zweierlei veranlaßt mich dennoch, sie hier abschließend noch einmal aufzunehmen. Fürs erste ist der früher entwickelte Gedankengang nur denen zugänglich, die Dänisch lesen, fürs zweite ergreife ich gern die Gelegenheit zur Beseitigung von Mißverständnissen. Der soziologische Aspekt der Frage kann überdies hier mehr als in den beiden früheren Darstellungen zu seinem Recht kommen.

### *Genetischer Zusammenhang zwischen Recht und Moral*

Das Recht ist im dritten Abschnitt als Ergebnis einer gesellschaftlichen Entwicklung dargestellt worden<sup>2</sup>. Aus gesellschaftlichen Ordnungs-

1 *Debat med Uppsala*, S. 62—85 und 202—247. — »*Rettens Emancipation fra Moralen*« *Statsvetenskaplig Tidsskrift* 1945, S. 195—212.

2 Dritter Abschnitt der *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts*.

gefügen anderer Struktur bildet unter gewissen Bedingungen eine Rechtsordnung sich heraus. Als Kriterien einer Rechtsordnung sind angeführt: eine in sich differenzierte Großgesellschaft. Die Verdichtung der innerhalb ihrer bestehenden sozialen Interdependenz in einer Zentralmacht. Der Übergang der Reaktionstätigkeit von der unorganisierten Gruppenöffentlichkeit A auf eine besondere Instanz  $\Delta$ , wodurch die spontane Reaktion zur regulierten Sanktion wird. Als der das Recht von vorrechtlichen Ordnungsgefügen unterscheidende Grundzug ist somit dessen *Veranstaltlichung* oder Institutionalisierung hervorgehoben. Im Gegensatz dazu mag man den strukturellen Grundzug vorrechtlicher Ordnungen als *kommunitär* bezeichnen.

Diese Veranstaltlichung hat, wie betont wurde, zu keiner Zeit das gesamte Gefüge sozialer Ordnung ergriffen. Es ist nunmehr zu zeigen, daß sie nur die eine Linie einer Entwicklung darstellt, deren andre Linie in entgegengesetzter Richtung verlief. Die Veranstaltlichung bedeutet ganz offenbar eine *Veräußerlichung* und ihr entspricht als polar entgegengesetzter Vorgang eine *Verinnerlichung* von Ordnungserscheinungen. Auf dieser zweiten Linie entsteht die Moral.

Natürlich hängt die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Moral und Recht davon ab, was man unter den beiden versteht. Was das Recht angeht, so ist diese Frage hier schon entschieden. Die Moral könnte nun, in denkbar weitestem und indifferentem Sinn als Inbegriff der für menschliches Handeln bestehenden Standards bestimmt werden. Dann würde Recht zu einem Unterbegriff der Moral und wäre von andern moralischen Erscheinungen dadurch zu unterscheiden, daß die rechtlichen Standards durch organisierte, öffentliche Kontrollinstanzen aufrecht erhalten werden. Eine solche Begriffsbildung wäre kaum praktisch, wenn man bedenkt, welche spezifischen Vorstellungen sich doch allgemein an das Wort Moral knüpfen: Der Gedanke des Gewissens, der Selbstverantwortung, der inneren Pflicht, des Guten. Von diesen Vorstellungen geleitet, bezeichne ich die Moral als das Produkt einer Verinnerlichung von Ordnungserscheinungen.

Wir wählen noch einmal als Ausgangspunkt das kommunitäre Ordnungsgefüge einer primitiven Gesellschaft. Es wurde bisher als die erste genetische Vorstufe der Rechtsordnung betrachtet. Daher stand im Mittelpunkt der Darstellung die Tatsache, daß die habituell eingespielten Standards dieser kommunitären Ordnung durch spontane Reaktionen der  $\Omega$  auf abweichendes Gebaren aufrechterhalten werden. Doch ist gelegentlich schon angedeutet, daß parallel damit eine Überbauung dieses Gebarensmodells mit magisch-religiösen Vorstellungen stattfindet. Man wird in der Tat in primitiven und selbst noch in archaischen Gemeinwesen vergebens nach Bräuchen, Sitten oder andern Standards

suchen, an die nicht gewisse religiöse Vorstellungen, in der Regel solche vom Tabú-Typus, sich knüpfen. Es hat wenig Sinn, in diesem Zusammenhang nach dem Beispiel *Hägerströms* und seiner Epigonen von superstitiösen Vorstellungen, Aberglauben usw. zu sprechen. Der Aberglaube in ihnen ist um nichts finsterer als derjenige in der Lehre von der Auferstehung zum ewigen Leben oder der Verehrungswürdigkeit der Landesflage, von der Unfehlbarkeit des Papstes oder der Sakrosanktheit des Eigentumsrechts. Aberglaube setzt als seinen Gegenbegriff den des Glaubens voraus. Vom Standpunkt der Ratio aber gibt es den Unterschied zwischen Glaube und Aberglaube nicht. Jeglicher Glaube ist Aber . . .

In der primitiven Kommunitärordnung also bestehen ein äußeres Zwangs- und ein inneres Ehrfurchtsmoment nebeneinander, gegenseitig bis zu völliger Einheit sich durchdringend. Ich springe hier über die vor allem für den Religionsphilosophen interessanten Zwischenstufen der Entwicklung hinweg und setze dort ein, wo eine archaische Rechtsordnung sich herausbildet. Der Vorgang ist früher rekonstruktiv beschrieben. In der Rechtsordnung erfährt das Moment äußerer Gebundenheit seine Integration damit, daß der spontane Druck der Umgebung durch den von einer Institution ausgehenden, organisierten Zwang ersetzt wird. Darin liegt das, was ich vorhin als Veräußerlichung bezeichnet habe. Mit Verlegung des ordnungsbewahrenden Kontrollmechanismus von »der Gemeinde selbst« (A) in eine funktionell abgegliederte Instanz ( $\Delta$ ) wird der innere Anteil des Einzelnen am Ordnungsgefüge gelockert. Es erscheint nunmehr als ein außerhalb seiner bestehendes, organisatorisch objektiviertes Sozialgebilde, das von außen her mit gewissen Forderungen an ihn herantritt. Wenn ich einen neuen Terminus einführen darf, möchte ich sagen, daß die *Allelonomie* der kommunitären Stufe nunmehr durch *Heteronomie* abgelöst wird. Unter Allelonomie verstehe ich dabei eben den Zustand, in dem die Gesamtheit selbst Träger der Ordnung ist und sie durch den Mechanismus allgemein-gegenseitiger Überwachung aufrechterhält. Der übliche Gegensatz von Auto- und Heteronomie ist hier sinnlos und unanwendbar.

Das heißt nun freilich nicht, daß das bisherige Moment innerer Bindung mit einem Schlag fortfällt, was die Rechtsordnung angeht. Sowohl der Inhalt der Normen als die sie aufrecht erhaltende Zentralmacht selbst sind zunächst Gegenstand religiöser Ehrfurcht. Was ich ausdrücken möchte, ist nur dies: mit der Institutionalisierung der Ordnungskontrolle in der Instanz  $\Delta$  nimmt der Vorgang fortschreitende *Säkularisierung* eines Teils des sozialen Ordnungsgefüges, des Rechts nämlich, seinen Anfang. Es beginnt so jene Veräußerlichung, jener Übergang von Bindung zu Gebundenheit, vom göttlichen *fas* zum dürren *jus* —

Vorgänge, die vom heutigen Stand der Dinge aus rückschauend unverkennbar sind.

Diese Integration des äußern Zwangsmoments setzt aber sozusagen als ihre Kehrseite die in der kommunitären Ordnung ebenfalls wirksame innere Bindung als selbständige Potenz frei. Auch sie durchläuft in der Folge einen Integrationsprozeß, mit dessen Phasen wir uns nachher vertraut zu machen haben, und der das Gefüge der Moral aus sich evolviert. Es wird meine Aufgabe sein zu zeigen, wie in einem Vorgang der Polarisierung, ausgehend vom kommunitären Zustand, Recht und Moral sich als zwei auf verschiedenen Prinzipien beruhende, explizite Systeme der Handlungsordnung entfalten. Ich will das hier ganz vorläufig durch eine Reihe von Gegensatzpaaren beleuchten: Recht — Moral. Veräußerlichung — Verinnerlichung. Institutionell — spirituell. Zwang — Freiheit. Gebundenheit — Bindung. Äußere Pflicht zu etwas — innere Verpflichtung auf etwas. Muß — Soll. Heteronomie — Autonomie. Tat und Wirkung — Wille und Gesinnung. Vorschrift — Gewissen. Gesellschaft — Person. Soziale Koordination als oberste Notwendigkeit — das Gute als oberster Wert.

Genetisch gesehen haben Recht und Moral also ihre gemeinsame Wurzel in einer kommunitären Lebensordnung, aus der sie durch polare Entfaltung in ihr komplex vorhandener Elemente hervorgegangen sind. *Primum jus* und *primae mores* sind ein und dasselbe. Man mag sich den Entfaltungsprozeß so vorstellen, daß man die Erscheinungen des Rechts und der Moral als zwei gegenseitig verschiebliche Kreise darstellt, deren Zentren sich mehr und mehr von einander entfernen, so daß gleichzeitig die Masse der gemeinsamen, sowohl rechtlichen als moralischen Erscheinungen im Entfaltungsverlauf allmählich zusammenschrumpft. Denn natürlich ist es nur in scharfer Zuspitzung zulässig, zu sagen, daß Recht und Moral nichts miteinander zu tun haben<sup>1</sup>. Sie sind, um es genau auszudrücken, die *systematisch differenten Begriffe von interferierenden Erscheinungskreisen*. Daß aber jedenfalls in den letzten 400 Jahren die Tendenz der Entfernung voneinander im Verhältnis zwischen dem rechtlichen und moralischen Erscheinungskreis vorherrschend war, denke ich, nachher dartun zu können.

#### *Die Moral und Das Gute*

Wenn im Hinblick auf den Begriff der Moral über etwas Einigkeit besteht, dann darüber, daß sie ein Gefüge von Handlungsmustern ist,

<sup>1</sup> Debat med Uppsala. S. 218 ff.



die als gut beurteilt und befolgt werden. Daß damit tatsächlich ein spezifisches System des Handelns konstituiert ist, darf wohl als feststehend angenommen werden. Wir folgen einem Brauch, einer Regel, der Konvention — aber doch sicherlich nicht in dem Geist, daß wir das Gebräuchliche oder Konventionelle als gut, sein Gegenteil als schlecht oder böse bezeichnen. Wir folgen ihnen aus Gewohnheit oder weil die Abweichung davon unbehagliche Folgen nach sich ziehen kann. Im Bereich des Moralischen aber beobachtet man eine Handlungsweise, weil sie »an sich gut« ist oder, wie man auch zu sagen pflegt: man übt sie um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Daß Handlungsweisen nicht die Eigenschaften gut oder schlecht (böse) innewohnen können, weil es diese Eigenschaften als solche schlechterdings nicht gibt, versteht sich am Rande. Man sollte heute in wissenschaftlichen Zusammenhängen nicht mehr nötig haben, dergleichen breitzutreten. Wie es zu dieser Hypostasierung von Eigenschaften der Handlungsweisen kommt, hat *Hägerström* teils mit großer Anschaulichkeit, teils mit erkenntnistheoretischem Scharfsinn geschildert<sup>1</sup>. In der Sache selbst freilich war seine Analyse schon damals, 1911, nicht mehr so revolutionär und neu, wie seine Epigonen und blinden Anbeter es gerne erscheinen lassen. Es handelt sich, sagt *Hägerström*, um ein Anpassungsphänomen. Die Beobachtung gewisser Handlungsweisen ist dem Einzelnen durch den Druck der Gesellschaftsmacht aufgezwungen. Er erleichtert sich selbst den Gehorsam und den Druck, der ihn erzwingt, indem er die Handlungsweise »gut« findet. So lügt er den Zwang, unter dem er handelt, in Freiheit um. Den Soziologen ist dieser Typus der Ideologiebildung zur Wahrung der Selbstachtung nicht unbekannt. Es ist derselbe, der auch hinter dem Mythos von der göttlichen Abstammung einer herrschenden Kaste steht und der wehrlosen Unterworfenheit unter sie den Stachel der Bitternis und Demütigung nimmt. (Weshalb denn die sozialen Befreier immer Mythenzerstörer sein müssen, gleichwie alle Mythenbewahrer — auch die *Sorel*, *Pareto*, *Spengler* und Konsorten — Feinde sozialer Freiheit und reaktionär im recht eigentlichen Sinn des Wortes sind.)

*Hägerström* gibt noch eine andre und wohl tieferschürfende Erklärung. Die Vorstellung, daß Handlungsweisen gut oder schlecht seien, ist das Ergebnis eines Objektivierungsvorgangs. Der Mensch hat zu gewissen Handlungsweisen ein positives oder negatives Gefühlsverhältnis und übersetzt es in naiv substanzialisierendem Denken in eine der Hand-

<sup>1</sup> Om moraliska föreställningars sanning. (Über die Wahrheit moralischer Vorstellungen) Stockholm 1911.

lungsweise selbst innewohnenden Eigenschaft<sup>1</sup>. Aus einem »dies spricht mich an« oder »jenes ist mir zuwider« wird so ein »dies ist gut, jenes schlecht«. Damit folgt, wie ich ergänzen möchte, eine ideologische Umkehrung des Motivzusammenhangs. Man täuscht sich selbst und andern vor, eine Handlung zu billigen »weil sie gut ist«, während das Prädikat gut in Wahrheit nur der objektivierende Ausdruck für eine gefühlsmäßige Billigung ist.

Woher solche positiven und negativen Gefühlsverhältnisse zu gewissen Handlungsweisen stammen, so daß sie überhaupt mit Wertvorstellungen überbaut werden können, ist eine andre Frage. *Hägerström* selbst denkt wohl hauptsächlich an Gebot und Zwang einer herrschenden Macht. Unter dieser Voraussetzung fließt seine vorerwähnte Erklärung mit der hier besprochenen zusammen. — Ich kann hier nur auf das früher über die Selektion von Handlungsweisen in der Sittenbildung Gesagte hinweisen<sup>2</sup>. Gewohnheit selbst schafft ein positives Gefühlsverhältnis, nämlich das der Vertrautheit. Die ablehnende Haltung und unfreundliche Reaktion der Umgebung schaffen ein negatives Gefühlsverhältnis. Indem ich das von den Andern nicht Erwartete tue, wecke ich ihr Unbehagen. Sie äußern es in Form von Interjektionen oder (objektivierenden) Adjektiven. Indem ich diese sprachlichen Äußerungen dank ihrem kollektiven Gewicht ernst nehme, lege ich selbst der Handlungsweise die Eigenschaft bei, »schlecht« zu sein, zumal die Erfahrung der folgenden Kollektivreaktion gegen mich das Engramm meiner Handlungsweise in meinem eignen Erleben mit negativem Gefühlsindex belegt (gebranntes Kind!). Vermutlich wirken hier eine Reihe von Mechanismen in gleicher Richtung<sup>3</sup>.

Die Einzelheiten im Verlauf dieser Ideologiebildung sind indes in diesem Zusammenhang von untergeordneter Bedeutung. Es kommt hier nur auf zweierlei an: 1. daß in der Tat Handlungsweisen die Eigenschaften gut oder schlecht beigelegt werden, — 2. daß Gut und Schlecht völlig imaginäre Begriffe sind, jeder empirischen Fassung ihres vermeintlichen Inhalts unzugänglich und deshalb, für ein rationales Weltbild wenigstens, nicht-existent.

Dies ist die Grundthese des theoretischen Wertnihilismus, der ich mich anschließe.

Erfahrungswissenschaft kann sich mit dergleichen Vorstellungen nur in der Weise befassen, daß sie sie als psychologische Merkwürdigkeiten

1 Der analoge Vorgang der Entstehung ästhetischer Wertvorstellungen geht uns hier nichts an.

2 *Vorstudien...*, S. 54 ff.

3 Einiges ist darüber im ersten Abschnitt der *Vorstudien...*, S. 41 ff. gesagt (Arten und Wirkungen des sozialen Drucks).

verzeichnet und analysiert. Sie ihren Inhalten nach ernst zu nehmen ist das Vorrecht der Laien, die von ihnen besessen sind, der Metaphysiker, dogmatischen Theologen und Politiker. Leider leisten nicht wenige Juristen ihnen Gesellschaft.

### *Spiritualisierung*

Die ursprüngliche moralische Attitüde ist also eine von der sozialen Umgebung bestätigte, gefühlsmäßige Bejahung oder Verneinung von Handlungsweisen gewisser Art. Ich bezeichne dies als *primäre Bewertung*. Sie enthält nichts als eben das mehr oder minder deutlich ins Bewußtsein tretende Gefühl der Billigung oder Mißbilligung.

Indem nun aber dieses Gefühlsverhältnis in der Weise objektiviert wird, daß man es zu einer der Handlungsweise selbst innewohnenden Eigenschaft der Güte (oder Schlechtigkeit) umdeutet, entsteht Das Gute als maßstäbliche Wertidee. Nicht, als ob man von der Idee Des Guten her deduktiv bestimmte, welche Handlungsweisen gut und welche schlecht seien. Es spielt sich hier ein Verlauf ab, der dem im Hinblick auf die Rechtsordnung beschriebenen analog ist. Zunächst besteht kein solches einheitliches System, sondern nur eine kunterbunte Reihe von »zufällig« entstandenen, aus dem sozialen Leben selbst hervorgewachsenen und kollektiv aufrecht erhaltenen Gebarensmodellen, die mit dem Prädikat gut belegt werden. Wenn in ihnen ein gemeinsamer, durchgehender Grundzug zu finden ist, dann sicherlich nur im Sinn einer kollektiv-psychologisch zu erklärenden Stilverwandtschaft. Die Anwendung des Prädikats gut (schlecht) auf eine Reihe von Handlungsweisen (und deren Gegenteile) führt aber beim Erwachen abstrakten Denkens zur Induktion von den als gut bezeichneten Handlungen und Handlungsmustern auf einen Allgemeinbegriff Des Guten. Dieser Begriff Des Guten, die *Wertidee*, kann nunmehr zum Gegenstand der Spekulation werden. Eine Theoretisierung findet statt. Das Gute wird begriffsrealistisch als ein Seiendes behauptet und es wird versucht, sein Wesen und seinen Inhalt zu bestimmen. Hiernach erscheinen die guten Handlungen deduktiv als gut, weil und sofern sie an der Wertidee des Guten teilhaben. Dies nenne ich das *Werturteil* im eigentlichen Sinn. Es ist der Akt der Beziehung eines konkret Gegebenen auf eine vorgestellte Wertidee und dessen Messung an ihr.

Die schein-theoretisch ihrem Inhalt nach bestimmte Wertidee Des Guten gewinnt aber darüber hinaus eine moral-kritische Funktion. Das heißt: Sie wird nicht nur als Maßstab der Bewertung an tatsächliches oder vorgestelltes Handeln angelegt, sondern auch als ideal-

kritischer Maßstab den traditionell für gut gehaltenen Handlungsmodellen gegenübergestellt. »Den Alten wurde gesagt . . . Ich aber sage Euch . . .« Die inhaltlich bestimmte Wertidee Des Guten wird m. a. W. zur obersten Maxime, aus der die Gesamtheit der einzelnen Handlungsgrundsätze eines in sich geschlossenen Moralsystems entwickelt werden. Wie groß oder klein die Bedeutung spekulativ-deduktiv aufgebauter Moralsysteme für das sittliche Leben ist oder jemals werden kann, steht gegenwärtig nicht zur Diskussion — wir kommen nachher darauf zurück. Jedenfalls aber muß die Spekulation über die Wertidee Des Guten vom Augenblick ihres Einsetzens an als ein Faktor des moralischen Lebens berücksichtigt werden.

Dieser Vorgang der Vergeistigung (Spiritualisierung) der Moral ist das Gegenstück der Verantstlichung (Institutionalisierung) des Rechts. Die Vergeistigung führt aber mit sich eine Verlegung der sittlichen Autorität von außen nach innen, führt m. a. W. hin zur sogenannten autonomen Gewissensmoral.

In der kommunitären Ordnung sind die Motive des sozialen Drucks und der Ehrfurcht vereint. Betrachtet man sie als gemeinsame Frühform sowohl der Moral als des Rechts (*primae mores et primum jus*), so kann man sagen: die Autorität dieses Ordnungsgefüges, als Recht gesehen, war nicht nur die äußere des sozialen Drucks seitens der  $\Omega$  sondern auch die innere der Ehrfurcht. Die Autorität dieses gleichen Ordnungsgefüges als Moral gesehen war nicht nur die innere der Ehrfurcht, sondern auch die äußere des sozialen Drucks. Mit der polaren Entfaltung von Recht und Moral als zwei expliziten, selbständigen Systemen wird die äußere Autorität, vertreten durch die Staatsmacht, spezifisch für das Recht und gewinnt hier im Entwicklungsverlauf zunehmend das Übergewicht. Die innere Autorität, die Gewissensehrfurcht vor Dem Guten wird spezifisch für die Moral, gewinnt in ihr das Übergewicht und verdrängt äußere Rücksichten. Nicht mit einem Mal und bis heute nicht völlig. In der dem Stadium der Sitte entsprechenden Volksmoral sind nicht nur die sittlichen Normen ihrem Inhalt nach allelonomisch gegeben, der einzelne findet sie vor, lernt und übt ein, was »gut« ist. Auch die Kontrolle seines sittlichen Wandels geht zwar teils von seinem Gewissen, teils aber als moralischer Ostrakimos von der Umgebung aus. Und das ist heute noch der Fall in eben dem Umfang, wie eine moralische Wertgemeinschaft innerhalb gewisser Kreise besteht.

Die Verlegung der richtenden Autorität nach innen führt folgerichtig von der Tatmoral zur *Gesinnungsmoral*. Für die Fremdbeurteilung steht im Vordergrund die physische Handlung und ihre Wirkung, wengleich eine feiner differenzierte Beurteilung, das Handlungsbild

berichtigend, die aus Symptomen erkennbaren Absichten des Handelnden bis zu einem gewissen Grad berücksichtigen kann. Für die Selbstbeurteilung (Gewissensprüfung) werden Wille und Absicht in den Vordergrund rücken. Die Berücksichtigung der Absicht und Meinung des Handelnden auch in der sittlichen Fremdbeurteilung ist geradezu eine Rückwirkung davon. Mehr als das. In dem Maß wie das persönliche Gewissen und nicht die soziale Umwelt oder gar die Staatsmacht Richter über meinen Wandel ist, wächst die Moral über den Bereich einer sozialen Lebensordnung hinaus. Vor Andern verantwortete ich jene Handlungen, deren Wirkungen die Andern berühren. Vor mir selbst verantwortete ich möglicherweise Handlungen, die nur mich selbst berühren, und Gedanken, Wünsche, Absichten, die nicht in Handlungen umgesetzt wurden. Nur vor der Autorität des persönlichen Gewissens gibt es die Sünde wider mich selbst und die Gedankensünde.

Damit löst die Moral sich teilweise ihrer Substanz nach vom Begriff der sozialen Interdependenz. Sie ist nicht nur als Gesellschaftsmoral eine Lebensordnung im Verhältnis zu den Mitmenschen, sondern auch als Individualmoral eine Richtschnur für das solitäre Dasein, in dem der Mensch einsam im Angesicht seiner Wertidee (seines Gortes) steht.

Bislang ist von der Autorität des Gewissens als Sittenrichter die Rede gewesen. Das heißt aber, daß die sittliche Kontrollinstanz in die Person selbst hinein verlegt ist. Das hindert nicht, daß dem Gewissen die Sittennormen von außen gegeben sein können, deren Erfüllung es selbstverantwortlich kontrolliert. Dagegen ist noch nicht berührt jener höchste Grad der Verinnerlichung, der im Gedanken der sittlichen Autonomie der Persönlichkeit gipfelt. Das persönliche Gewissen ist nicht nur Sittenrichter, sondern auch sein eigener Sittengesetzgeber. Es besteht hier in der Tat eine Analogie mit der Entfaltung des Rechts. Wie dort die Instanz  $\Delta$  zunächst habituell entstandene Normen handhabt und erst auf späterer Stufe eine Instanz  $\Omega$  Normen statuiert, so ist im Bereich der Moral das Gewissen erst richtende Autorität, ehe es in der autonomen Gewissensmoral selbst normsetzende Autorität wird. Aber von diesem ethischen Gedanken wird erst weiter unten zu handeln sein, wo auch erörtert werden kann, wieviel praktisch-moralische Bedeutung ihm zukommt.

### *Drei Formen der Moral*

Im Anschluß an die beiden vorangehenden Rubriken stelle ich schematisierend drei Typen der Moral auf.

1. *Traditionelle Moral* besteht, sofern habituell entstandne Norm-

inhalte mit der spezifisch moralischen Wertvorstellung Des Guten überbaut und ihre Befolgung demgemäß dem Einzelnen ins Gewissen geschoben ist. Hier also ist das Gewissen nur Sittenrichter und wirkt der Außenkontrolle durch die  $\Omega$  gleichlaufend. Dieser Typus ist Entwicklungstypus insofern, als es eine soziale Stufe gibt, die keine andere als diese traditionelle Gruppenmoral kennt. Das moralische Leben hat sich da noch nicht in »Sitte« und »Sittlichkeit« differenziert. Mit diesem letzten Satz ist aber schon angedeutet, daß es sich zugleich um einen systematischen Typus handelt. Die traditionelle Moral wird zwar teilweise durch andere Formen der Moral abgelöst, lebt aber im übrigen neben ihnen fort. Was man in einem technischen Sinn »Gruppenmoral« nennt, gehört eben diesem Typus der traditionellen Moral an.

2. Die *dogmatische* Moral hat ihren Ursprung in der ethischen Spekulation über die Wertidee Des Guten. Aus ihr als einem Prinzip wird deduktiv ein System von moralischen Lebensgrundsätzen entwickelt und dogmatisch als allgemein-gültig gelehrt. Es wird also davon ausgegangen, daß der Inhalt der Wertidee Des Guten objektiv bestimmbar und daß aus einer objektiv bestimmten, obersten Maxime ein vollständiges System von Lebensgrundsätzen mit logischer Bündigkeit abgeleitet werden könne. Dies geschieht entweder *theologisch* in der Weise, daß die materiale Wertidee und möglicherweise gewisse Hauptgrundsätze (Zehn Gebote) als Offenbarungsinhalt ausgegeben und das daraus abgeleitete System von Lebensregeln durch die auserwählte Klerisei verkündet wird. — Oder es geschieht auf der Grundlage einer *profanen Metaphysik*, die glaubt, den Inhalt der Wertidee Des Guten im Erkenntnisweg mit objektiver Gültigkeit feststellen zu können.

Auch hier ist das Gewissen Sittenrichter, aber nicht Sittengesetzgeber. Die sittlichen Vorschriften sind mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit dogmatisch aufgestellt und dem Einzelnen zur selbstverantwortlichen Befolgung auferlegt.

In Wiederaufnahme eines vorhin angeschlagenen Motivs ist hier ein Weniges darüber zu sagen, wieweit die praktische Bedeutung solcher wert-deduktiver Moralsysteme reicht. Zunächst besteht kaum ein Zweifel darüber, daß der bloße Gedanke eines solchen Moralsystems etwas im Verhältnis zur traditionellen Moral Revolutionäres in sich birgt. Die traditionelle Moral mißt das Handeln des Einzelnen an den in der Gruppe gewohnheitsmäßig eingespielten Gebarensmodellen, also nach dem Maßstab seiner sozialen Angepaßtheit. Von gewissen Wertvorstellungen her jedoch wird möglicherweise an eben diese Anpassungsmodelle, d. h. aber an den gesellschaftlichen Zustand, Kritik angelegt. Im Namen der Wertidee Des Guten erscheint die Angepaßtheit

an traditionelle Moralstandards als moralwidrig. Die dogmatische Moral mag so als soziale Aufwieglerin wirken — und ist es ja auch nachweislich oft genug gewesen. — Auf der andern Seite aber ist die Konzeption der materialen Wertidee selbst nicht unabhängig vom Milieu und die aus ihr angeblich deduzierten Moralvorschriften werden zu einem erheblichen Teil Vergeistigungen, Verfeinerungen und Abstraktionen von Standards bestehender traditioneller Moralen sein. Es mag in diesem Zusammenhang bemerkt sein, daß die bloße Möglichkeit, aus einer obersten Wertidee oder obersten Maxime ein System praktischer Moralnormen abzuleiten, stark bezweifelt werden muß. Die obersten Ideen sind durchweg und notwendigerweise so vage, inhaltsarm und vieldeutig, daß sie der Ableitung praktischer Regeln fast unbegrenzten Spielraum lassen. Aus einer und derselben Wertidee Des Guten mögen so ganz verschiedene moralische Normsysteme abgeleitet werden. Es ist daher wahrscheinlich, daß man die dogmatischen Moralen eher als Einzelheiten berichtigende Systematisierungen bestehender Gefüge von habituellen Standards zu betrachten hat.

3. Die *autonome Gewissensmoral* des Subjektivismus. Die dogmatischen Moralsysteme beanspruchen jedes für sich objektive Allgemeingeltung, ohne sie doch bündig erweisen zu können. Auch der Vernunftoptimismus der Aufklärung, wonach der Erkenntnisprozeß zu einer Übereinstimmung in der Beinhaltung des Begriffs Das Gute führen müßte, hat sich als chimärisch erwiesen. Die reifste und sublimste Frucht der Aufklärungsethik war *Kants* System, wonach das Moralgesetz in den Menschen gelegt ist, der Einzelne aber die Aufgabe hat, es autonom zu erkennen. — Wir wissen heute, warum die vermeintliche sittliche Erkenntnis zu individuell widerstreitenden Ergebnissen führt, deren gegenseitiger Widerspruch sich nicht durch Nachweis von Erkenntnisfehlern beseitigen läßt: ein legitimer Gegenstand theoretischer Erkenntnis liegt eben hier gar nicht vor, weil »Werte« nicht dem Bereich des Raum-Zeitlichen angehören, das allein theoretischer Erkenntnis zugänglich ist.

Der ethische Dogmatismus endet so in einem unaufhebbaren Schisma der Moralen. Die unterm Einfluß des Historismus und Relativismus hieraus gezogene Folgerung war der ethische Subjektivismus oder die formale Wertethik. Ihrem Grundgedanken zufolge ist die Kategorie Des Guten im Menschen kraft seiner mentalen Struktur angelegt, die Inhaltgebung der Wertidee des Guten aber zeitlich, örtlich und individuell verschieden, ohne daß es möglich wäre, anhand objektiver Maßstäbe für die eine gegen die andere Auffassung zu entscheiden. Die Vorstellung von einem Guten und Bösen ist angeblich allgemein-

menschlich, nur die Meinungen darüber, was gut und was böse sei, sind variant.

Damit ist also das persönliche Gewissen selbst nicht nur als Moralrichter  $\Delta$ , sondern auch als normstiftende Moralautorität  $\Omega$  anerkannt. Das Moralschisma erscheint nicht mehr als eine Folge von Irrtümern des ethisch-spekulativen Denkens, sondern ist moralphilosophisch legitimiert. Es scheint eine Frage für sich und wir werden darauf zurückkommen, in welchem Umfang die so verstandne sittliche Autonomie der Persönlichkeit praktiziert wird. Daß aber die philosophische These des Wertsubjektivismus und der Gewissensautonomie entscheidenden Einfluß auf die moralische Struktur und Attitüde ausgeübt haben, darf als erhaben über Zweifel erachtet werden.

Diese höchste Verinnerlichung der Moral entspricht der zunehmenden Verselbständigung und Freisetzung der Persönlichkeit, von denen die Gesellschaftsgeschichte des Abendlandes erfüllt ist. Folgerichtig müßte auf diese Weise die Moral als soziale Lebensordnung sich selbst unmöglich machen<sup>1</sup>. Jeder Einzelne ist sein eigener Sittengesetzgeber, aber die von ihm aufgestellten und nachgelebten sittlichen Normen sollen seinen Wandel in der Gesellschaft und sein Verhältnis zu den Mitmenschen regeln. Beides könnte nur dann sich vereinigen lassen, wenn die autonome sittliche Spekulation Alle zu ungefähr gleichen Ergebnissen führte. Dafür besteht aber keinerlei Gewähr. Der Antagonismus der Wertsetzung müßte im Gegenteil zu tiefen Divergenzen der aus ihnen abgeleiteten sittlichen Normsysteme führen, selbst unter der — keineswegs natürlichen und notwendigen — Voraussetzung, daß wenigstens Einhelligkeit über den rein formalen Inhalt des kategorischen Imperativs bestünde. A handelt nach einer Maxime, die allerdings Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung in einer Gesellschaft nach *seinem* Herzen sein könnte. Er hat nichts dagegen, daß andere ihm gegenüber ebenso handeln. Aber die Maxime widerspricht den Normen, die andere als mögliche Prinzipien einer allgemeinen Gesetzgebung nach *ihrem* Ideal geeignet finden. Sittliche Toleranz ist unmöglich. Die Vernunft sieht wertsubjektivistisch ein, daß der B das gleiche Recht hat, seine eigene Moral im Prinzip zu behaupten und handelnd zu verwirklichen. Wertend aber muß A sowohl die Grundsätze des B als solche wie auch die ihnen entsprechenden Handlungen sittlich verurteilen. Verhängnisvoller ist es, daß A infolge seiner Maxime dem B gegenüber auf eine Weise handeln wird und muß, die B gemäß seiner eigenen Maxime weder dulden noch erwidern kann.

<sup>1</sup> Die folgenden Sätze sind nach meiner Debat med Uppsala, S. 72 f. wiedergegeben.



Und umgekehrt. Wir können also zwar in der Theorie gegenseitig unser Recht zu subjektiven Moralgrundsätzen anerkennen, im Leben und Handeln aber verletzen wir durch Anwendung unserer Moralgrundsätze gegenüber dem Andern dessen sittliche Integrität.

Die Moral ist nicht länger als sozialer Regulator brauchbar. Die Divergenz der individuellen Moralen müßte im Gegenteil die Desintegration der Gesellschaft herbeiführen. Wenn es dennoch nicht zu völliger Anarchie kommt, so ist das nicht moralischen Kräften, sondern im Gegenteil der *sinkenden Bedeutung des Moralischen in einer mehr institutionalisierten Gesellschaft* zu danken.

1. Die Philosophen mögen zwar die These der wertsubjektiv autonomen Gewissensmoral aufstellen, aber das moralische Subjekt macht von dieser seiner Autonomie nur in verschwindend geringem Umfang Gebrauch. Die subjektive Wertsetzung folgt weitestgehend den durch Tradition und Milieu vorgezeichneten Linien. Die individuelle Divergenz der »autonomen« Moralen wird so durch die selbstverschuldete Unmündigkeit (nach *Kant*) neutralisiert.

2. Die zunehmende Verantstaltung der äußern Lebensordnungen in der modernen Massengesellschaft auf der einen Seite, auf der andern aber der Ansehensverlust, den die Wertmoral als Lebensform infolge Auflösung ihrer Objektivitätsansprüche erleidet, führen beim Durchschnitt der Menschen — von den sittlichen Fanatikern abgesehen — zu einem gewissen Grade abgekühlter sittlicher Gleichgültigkeit. Man fügt sich, mehr oder weniger notgedrungen, den Forderungen des Gesetzes, der Konvention, der allgemeinen Sitte, auch dort, wo diese den eignen persönlichen Moralauffassungen aufgelegt widersprechen. Die soziale Interdependenz gestattet uns nicht den Luxus, moralisch nach eigner Façon zu leben. Wo also das metaphysische Band der sogenannten sittlichen »Wertgemeinschaft« zerrissen ist, zeigt sich, daß unter ihm, bisher verborgen, das viel handfestere Band der vitalen Abhängigkeit voneinander die Gesellschaft zusammenhält.

Die Ordnungsmodelle der Tradition und des Milieus spielen unter dieser und der vorigen Ziffer eine verschiedene Rolle. Hier wird behauptet, daß sie in der Praxis über gegenteilige wertmoralische Auffassungen siegen, indem sie deren Verwirklichung verdrängen. Unter voriger Ziffer wurde behauptet, daß sie zum Teil die vermeintlich autonome Moralauffassung geradezu im Sinne einer ideologischen Lenkung formativ steuern.

Wieweit immer also der Einzelne von seiner Autonomie als sittliches Subjekt Gebrauch machen und welchen sittlichen Auffassungen er »autonom« huldigen mag, so wird im allgemeinen sein Handeln doch weitgehend durch Standards der traditionellen oder einer traditionell

gewordenen dogmatischen Moral bestimmt. Er handelt in Übereinstimmung mit dem, was die Umgebung von ihm erwartet — nicht weil er diese Handlungsweisen als an sich gut, am Wert des Guten teilhabend, erachtet, sondern eben weil sie üblich, von der Mitwelt erwartet, zum Teil unter Zwangsandrohung gefordert sind — aus Motiven also, die nicht sittlich im Sinn *wert-idealistischer* Moral sind.

Insofern scheint es, als ob der Wertsubjektivismus und die ihm entsprechende autonome Gewissensmoral bloße philosophische Theorie ohne praktischen Belang wären. Wir werden sofort sehen, daß sie in anderer Weise große Bedeutung erlangt haben.

### *Sozialstruktur und Schisma der Moralen*

Seine eigentliche soziale Bedeutung gewinnt der Wertsubjektivismus nicht durch eine Anarchie der individuellen Moralen, sondern als philosophische Legitimierung des Antagonismus zwischen Gruppenmoralen. Davon soll hier des näheren die Rede sein.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die historische Abfolge moralphilosophischer Lehren, die der Geschichte der Lehrmeinungen auf andern Gebieten eng koordiniert ist, in unmittelbarem Zusammenhang mit der Geschichte der Sozialstruktur steht. Was die abendländische Welt angeht, so scheint ein wesentlicher Zug dieser Entwicklung der zu sein, daß zuerst homogen ungegliederte soziale Kleingebilde sich zu vertikal gegliederten sozialen Großgebilden entfalten, hierauf aber ein Doppelprozeß einsetzt, in dessen Verlauf auf der einen Seite die Persönlichkeit mehr und mehr als eigenständige und einmalige Existenz freigesetzt wird, auf der andern Seite aber die Gesellschaft zu einem verwickelten System organisatorischer Zusammenballungen von molekular freibeweglichen Einern wird. Diesen letztgenannten Aspekt modernen Soziallebens meint man in der Regel mit dem nicht unbedenklichen Schlagwort »Massengesellschaft«.

Mit einer gewissen Willkürlichkeit datiert man die Geburt der eigenständigen Persönlichkeit von der Zeit der Renaissance her. In der Oberschicht der Gesellschaft geht aber die Erscheinung erheblich weiter zurück, in den breiten bürgerlichen Massen setzt sie sich wesentlich später durch. Es ist aber hier kein Anlaß, genauere Korrekturen und Modifikationen vorzunehmen. Nur die Tatsache selbst ist hier von Belang, und daß sie eine spezifische abendländische Erscheinung sei, daran besteht kaum ein Zweifel.

Der Freisetzung der Persönlichkeit als eigenständigen Subjektes und letzter Grundeinheit innerhalb der Gesellschaft entspricht nun recht

genau der Verinnerlichungsprozeß der Moral. Der korporativ aus ineinandergeschachtelten Gliedgruppen aufgebauten Gesellschaft entspricht eine im wesentlichen traditionelle oder theologisch-dogmatische Moral. Die Kontrolle des sittlichen Wandels liegt hier teils im Gewissen des Einzelnen, zugleich aber in höchst wirkungsvoller Weise in der persönlich interessierten Überwachung durch die soziale Umgebung. Was der Einzelne im sozialen Ganzen ist und gilt, das ist und gilt er kraft seines Platzes in der sozialen Gliedgruppe. An sie gekettet lebt er unter ihrem Gesetz. Auch hier gibt es eine Mehrheit der Moralen, doch nicht im Sinn schismatischer Gegensätze, sondern ständischer Varianten. Ritter, Handwerker, Bauer sind christlich auf verschiedene Weise, aber Christen sind sie alle, und die Varianten ihrer Christlichkeit ergeben in ihrem Zusammenspiel das Christentum als soziale Lebensform. Die sogenannte, die ganze Gesellschaft umspannende Wertgemeinschaft (nicht nur im sittlichen, sondern in jedem erdenklichen andern Sinn) ist nur der wertphilosophische Ausdruck für eine stabile, schwerpunktorientierte Sozialstruktur, der im wesentlichen Alle sich einfügen. Der Abweicher ist Außenseiter. Seine individuellen Wertvorstellungen sind Ketzerei und illegitim.

Es sei dahingestellt, ob keimende Persönlichkeitsansprüche diese Sozialstruktur untergraben oder das Zerbröckeln der Sozialstruktur (aus innern Ursachen) den Persönlichkeitsansprüchen die Bahn freigemacht hat. Ich möchte vermuten, daß beides einander progressiv bestärkend auf *einen* strukturellen Virus zurückgeht. Jedenfalls wird die korporative Gesellschaftsordnung seit dem 15. Jahrhundert unverkennbar aufgelockert. Aus inneren sozialen Spannungen werden offene Antagonismen. Langsam weicht der vertikale Aufbau einer horizontalen Schichtung. Dieser Prozeß vollzieht sich in Verbindung mit entscheidenden Veränderungen der äußeren Lebensumstände, wachsendem Wohlstand, Verstärkung der Kultur, Erweiterung des Weltbilds durch Entdeckungen, einer Umwälzung der kosmischen Vorstellungen usw. Gleichzeitig tritt wertphilosophisches Ketzertum (in religiöser Terminologie) nicht mehr als bloße soziale Unangepaßtheit Einzelner, sondern als Kategorie und organisierte Massenbewegung auf. Mit dem Streit zwischen Reformation und Gegenreformation ist das Schisma des Wertdenkens in Europa endgültig etabliert.

Das mit Renaissance und Reformation beginnende, unterm Absolutismus heranreifende, in der Großen Revolution vollendete bürgerliche Zeitalter scheint im Zeichen des Nationalgedankens noch einmal vorübergehend eine umfassende volkliche Wertgemeinschaft zeitigen zu wollen. Unter der Oberfläche aber setzt sich, insbesondere unterm sozialen Einfluß des wachsenden Industrialismus und dem theoretischen

Einfluß des Kritizismus und Empirismus, die Desintegration des Wertdenkens fort und ist um die letzte Jahrhundertwende im wesentlichen vollendet.

Massenverschiebungen innerhalb der sozialen Stufenleiter, Massenwanderungen vom Dorf zur Stadt, vom Ackerland zum Industriegebiet, eine durch die neuen Lebensbedingungen in der Gesellschaft hervorgerufene allgemeine Fluktuation und Umgruppierung zerreißen überlieferte Milieubindungen, schlagen die Sockel unter den Götterbildern der Vorzeit weg, zwingen den Einzelnen zur Neuorientierung in neuer Umgebung. Da der Glaube an autoritär verkündete Wertdogmen durch den Aufklärungsrationalismus niedergebroschen ist, folgt die Umorientierung des Wertdenkens ohne Glaubenshemmungen von dem Milieu ausgehenden Vitalimpulsen.

Die aufklärerisch-liberale Doktrin hat indessen ein dem Gedankenmodell des gleitenden Gleichgewichtszustandes konkurrierender Kräfte entsprechendes soziales Weltbild geschaffen, in dem ein sammelnder, harmonisierender Überbau fehlt und die Teile durch den Automatismus des natürlichen Ausgleichs zwischen konträrstrebigen Faktoren in der Schwebelage gehalten gedacht werden. Der Antagonismus selbst ist m. a. W. zum Strukturprinzip der Gesellschaft erhoben. Was nunmehr auf dem Gebiet des Wertdenkens entscheidend wird, ist nicht mehr das Schisma religiös- oder profanphilosophischer Moraldogmen, sondern das Schisma der in der Sozialstruktur selbst bedingten Klassenmoralen. Bürgerliche und proletarische Moral mögen als Schulbeispiel dienen. Das Bürgertum hat seit der Reformation seine sozialen Lebensbedingungen und gesellschaftskonstruktiven Vorstellungen mit einer nicht allzu verbindlich christlich gefärbten Standesmoral überbaut, deren Kern die bürgerlichen Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit, der Vertragstreue, des Respekts vor dem Eigentum, der patriarchalisch-ökonomischen Familienverantwortung sind. Ein Satz von sittlichen Idealen kann aber seine geglaubte Geltung genau so lange bewahren, wie es möglich ist, ihnen im Leben wenigstens annähernd gerecht zu werden. Fleiß ist keine in sittlicher Freiheit geübte Tugend bei dem, der durch sein ökonomisch-soziales Schicksal zur unentwegten Reproduktion seines Lohnarbeitsverhältnisses verdammt ist. Sparsamkeit ist ein Hohnwort für den, der an der Hungergrenze steht. Vertragstreue eine Phrase für den, dessen faktischer Dispositionsspielraum sich dem Nullpunkt nähert. Respekt vor dem Eigentum eine Herausforderung für den Habenicht. Familienverantwortung ein leeres Wort für den, der froh ist, bloß der nächsten Mahlzeit gewiß sein zu können. Wenn die Unmöglichkeit, die im Zeitmilieu als maßgebend anerkannten bürgerlichen Tugenden zu üben, nicht mehr als Einzelschicksal erlebt

wird und darum ein Minderwertbewußtsein des Ausgestoßenen erzeugt, sondern als kategorisches Klassenschicksal erkannt zu solidarischer Einigung führt — dann entsteht eine neue Garnitur von Anti-Werten und um sie eine un- und gegenbürgerliche Moral. — Dies ist wohl das drastischste, doch bei weitem nicht das einzige Beispiel für antagonistische Gruppen- und Klassenmoralen. Wie wir heute mit Recht jedem in spezifischer Sozialstellung sich befindenden Bevölkerungsteil seine besondere, für ihn typische Ideologie zuschreiben, so können wir ihm auch seine typische Moral zurechnen. Die Gruppen- oder Klassenmoral ist ja eben nur ein Bestandteil und Zweig der gesamten Ideologie.

Zu dem Moralschisma der Konfessionen und dem der differenzialpsychologischen Typen — Quietist und Aktivist, religiöser und politischer Typus, Personalist und Institutionalist usw. usw. — tritt so das Moralschisma der Klassen und sozialen Funktionsgruppen. Bauer und Städter, Geschäftsmann und Akademiker, Arbeiter und Unternehmer — sie alle haben ihre typischen Rangordnungen der Werte und dementsprechend nicht unerheblich voneinander abweichende Moralvorstellungen. Die fortschreitende soziale Differenzierung führt zu wachsender Entfernung der Gruppen ihrer Mentalität und geistigen Lebensform nach — trotz der in einer andern Ebene wirkenden, demokratischen Ausgleichstendenzen. In dem Maße nämlich, wie gemeinsame religiöse Vorstellungen, wenn auch *pro forma* respektiert, ihre die Lebensauffassung bestimmende und die Lebensführung steuernde Macht verlieren, wird die Differenzierung der gesellschaftlichen Milieus und Funktionen mehr und mehr zum entscheidenden Faktor der Denkungsart und Moralbildung.

Das alles hat nun freilich mit wertsubjektivistischer Gewissensautonomie anscheinend nichts zu tun. Nicht direkt. Die Gruppen- und Klassenmoralen sind alles andre als persönlichkeitsautonom im Sinn des philosophischen Idealismus. Wenn aber der Bankrott des Wert- und Moralobjektivismus erkannt ist, wenn man sich wert- und moralsubjektivistisch damit abzufinden hat, daß Gottheit gegen Gottheit, Offenbarung gegen Offenbarung, Metaphysik gegen Metaphysik steht, und die allgemeingültige Bestimmtheit der Idee Des Guten eine Chimäre ist — dann muß man sich auch darein finden, daß innerhalb eines differenzierten Gesellschaftsintegrats Gruppen- und Klassenmoralen teilweise konträren Inhalts gleich berechtigt und »gültig« nebeneinander bestehen. Sie *sind* teilweise konträren Inhalts, und nicht bloße Gradstufen oder Varianten. Man denke nur an die Eigentumsmoral des kapitalistischen Bürgers und sozialistischen Arbeiters, an die Arbeitsmoral des Lohnarbeiters und des wirtschaftlich Selbständigen, die

Leistungsmoral der Gelehrten oder freien Berufe auf der einen und des Geschäftsmanns auf der andern Seite. — Die Lehre des Wertsubjektivismus legitimiert das Schisma der Sozialmoralen, zwingt aber damit auch zu der Konsequenz: soweit die Gruppen- und Klassenmoralen innerhalb des differenzierten Gesellschaftsintegrats divergieren, kann das gesellige Leben nicht durch Moral, sondern muß es durch andre Ordnungsgefüge und Mechanismen geregelt sein.

### *Praktischer Wertnihilismus*

Wenn es wahr ist, daß das Werturteil im eigentlichen Sinn nicht theoretisch gegenstands- und sinnlos, sondern theoretisch illegitim und falsch ist, muß praktischer Wertnihilismus dem theoretischen folgen. Was heißt das? — Ich will lieber zuerst darlegen, was es nicht heißt: Es heißt natürlich nicht, daß bisher als gut erachtete Handlungen in Wirklichkeit schlecht seien et vice versa: Wenn es falsch ist, Handlungen die Eigenschaft der Güte zuzuschreiben, ist es logischerweise nicht minder falsch, ihnen die Eigenschaft der Schlechtigkeit beizulegen. — Praktischer Wertnihilismus heißt ferner in moralischer Hinsicht sicherlich nicht, daß man tun kann, was einem beliebt. Richtiger gesagt, man kann das als Wertnihilist nicht in höherem Grad als vorher. Man sehe nur, was geschähe, wenn man nach reiner Willkür und Lust des Augenblicks handelte. Praktischer Wertnihilismus heißt endlich entschieden nicht, daß man sich aller Gefühlsäußerungen, ja der Gefühlsregungen selbst im Bezug auf Handlungsweisen zu enthalten habe. Die Gefühle regen sich unabhängig vom Raisonement. Keine theoretische Einsicht kann verhindern und ändern, daß ich auf gewisse Handlungsweisen oder die Vorstellung von solchen positiv oder negativ reagiere, daß mir diese zusagen, jene mich abstoßen. Und wenn das so ist, kann gegen Kundgabe dieser Gefühlsregungen nichts anderes einzuwenden sein als möglicherweise die hier belanglose Tatsache, daß es unter Umständen praktisch unklug ist, seinen Gefühlen Luft zu machen und das Herz auf der Zunge zu tragen. Die *primäre Bewertung* bleibt durch den Wertnihilismus unberührt. Wenn ich weiß, daß die Wertidee des Guten ein Hirngespinnst ist, braucht das nichts an meiner Abneigung gegen Diebstahl und Tierquälerei, nichts an meiner Sympathie für Hilfsbereitschaft und Gelöbnistreue zu ändern. Wenn ich weiß, daß die Wertidee des Schönen nichts als metaphysisches Gefasel ist, und das »Gefallen schön macht«, kann das nicht ändern, daß mir gewisse Objekte ästhetisch zusagen, andre zuwider sind. Genau so wie ich weiß, daß Wohlgeschmack nicht eine gewissen, verzehrbaren

Stoffen anhaftende Eigenschaft, sondern die Reaktion meiner Geschmacksnerven auf sie ist. Ich werde fortfahren zu erklären, daß *mir* Rotwein schmeckt, daß *mir* die Kathedrale von Chartres gefällt, daß *ich* Mord verabscheue.

Dagegen kann ich entschiedenermaßen nicht die Wertidee Des Schönen oder Des Guten als bloße Illusion, Überbauungen von Gefühlsrelationen, durchschaut haben — und dann fröhlich weiterfahren, Dinge oder Handlungen in allem Ernst als schön oder gut, häßlich oder schlecht zu bezeichnen, sie als objektiv mit diesen Eigenschaften behaftet zu betrachten, sie wertmessend in Beziehung zu diesen Wertideen und deren vermeintlichem Inhalt zu setzen. Ich muß aufhören, *Werturteile* abzugeben, d. h. Aussagen zu machen, die nur meine Gefühlsregungen schein-theoretisch überbauen. Ich muß praktischer Wert nihilist sein, wenn ich es theoretisch bin. Unbeschadet meiner theoretischen Einsicht kann ich fortfahren, zu fühlen und zu handeln wie bisher, aber ich kann nicht den bisher scheintheoretischen Überbau dieser Gefühlszustände und Handlungsweisen bewahren, wenn ich seine theoretische Haltlosigkeit durchschaut habe. —

Welche Folgen haben theoretischer und praktischer Wert nihilismus für die Moral? Sehr einfach die, daß es für den Wert nihilisten keine Wertmoral gibt. Ist das eine soziale Katastrophe? Natürlich nicht. Wenn die Wertidee Des Guten ein Hirngespinnst ist, ist sie mit samt der auf sie sich berufenden Moral im sozialen Lebenshaushalt so entbehrlich wie die Quasten und Nippes der viktorianischen Periode in einem Heim.

Genau so weit, wie die Spiritualisierung und Verinnerlichung der Moral gediehen ist, hat die Moral ihre Bedeutung als soziale Lebensordnung verloren. Was den Inhalt der sozialen Normen angeht, so ist das in Anknüpfung an den sittlichen Gewissens-Subjektivismus schon dargetan: die potentielle Inhaltsdiskrepanz der von den sittlich autonomen Subjekten selbst auferlegten Normen macht diese Normen als Richtlinien sozialer Gebarenskoordination wertlos. Entsprechendes gilt im Hinblick auf das v-Stigma der Moralnorm. Dem v-Stigma der Moralnorm entspricht ein Wirklichkeitszusammenhang genau soweit und solange, wie die Moral *nicht* verinnerlicht und spiritualisiert, sondern schlechthin soziales Modellhandeln ist. Objektiv verbindlich sind die Regeln der Sitte und traditionellen Moral, weil ein homogenes Moralmilieu besteht, in dem eine  $\Omega$  mit moralischem Ostrakismus bereitsteht. Objektiv verbindlich sind die Regeln einer dogmatischen Moral, sofern Übertretungen dieser Regeln z. B. mit Kirchenstrafen belegt sind, deren Abbüßung den Sünder öffentlich preisgibt. Objektiv verbindlich sind bis auf diesen Tag alle die Moralregeln, die in irgend-

einem universellen oder partiellen Gesellschaftskreis allgemein aufrechterhalten sind, deren Übertretung also eine irgendwie bestimmte  $\Omega$  zur sittlichen Reaktion herausfordert. Objektiv verbindlich sind also m. a. W. alle die Regeln, an die der Mechanismus der sozialen Interdependenz irgendeines Gesellschaftsintegrates sich knüpft. Sofern aber das v-Stigma von einer Wertidee Des Guten hergeleitet wird, ist es bloße Vorstellung, eine eingebildete Verpflichtung, weil aus einem illusorischen Etwas nur Illusionen deduziert werden können.

Die Zerstörung dieser Illusion ist nicht sozial schädlich, kann es nicht sein — unter anderem deshalb nicht, weil »soziale Schädlichkeit« selbst eine völlig inhaltslose Phrase ist. Konkret gesprochen: es ist Torheit und Unverstand zu behaupten, daß die Lehre des Wertnihilismus die für das soziale Dasein unerläßliche (?) »Wertgemeinschaft« untergrabe. In dem Augenblick, wo der Wertnihilismus auftritt, ist nichts mehr zu untergraben. Diese sagenhafte, von den kulturphilosophischen Nebelhörnern viel erörterte Wertgemeinschaft ist selbst nur eine Kollektivillusion, ist einfach der ideologische Ausdruck für eine homogen-konzentrierte Gesellschaftsstruktur. Nicht unterm Ansturm einer philosophischen Lehre, sondern geschichtlich-sozialer Tatsachen bricht die Wertgemeinschaft zusammen. Und was ist dann schon zusammengebrochen? Ein gemeinsamer Götzenkult, und Götzen werden nicht Götter dadurch, daß ihrer Anbeter viele sind. Der mit Fortschreiten und Vertiefung der sozialen Differenzierung und Persönlichkeitsemanzipation folgende, auf dem gleitenden Gleichgewicht heterogen-antagonistischer Kräfte beruhenden Sozialstruktur entspricht die Diskrepanz des Wertdenkens als tatsächlicher Zustand. Diese Diskrepanz ist erkenntnissoziologisch gesehen der geistesgeschichtliche *Kairos* des Wertnihilismus. In der Atmosphäre werthomogener Befangenheit der gesamten Gesellschaft ist der chimärische Charakter der Werte verdeckt durch deren scheinobjektive, in Wirklichkeit nur kollektive Geltung. In der Atmosphäre wertheterogener Befangenheit wird dem Denken zuerst die Relativität und Subjektivität, in letzter Konsequenz die Nihilität der Wertideen in Sicht gerückt. Wertnihilistisches Denken zerstört keine Wertgemeinschaft, sondern zieht nur die philosophische Folgerung aus deren Auflösung.

Nur die Wertmoral, allgemeiner gesagt, die Vorstellungsmoral fällt dem Wertnihilismus zum Opfer. Die Verpflichtung auf die kraft der sozialen Interdependenz aufrechterhaltenen Standards und Codices bleibt unangefochten. Im Hinblick auf sie zerstört der Wertnihilismus nur die illusionäre Komponente der »inneren«, persönlichen Verpflichtung, aber die »äußere« soziale Verpflichtung bleibt ungeschmälert bestehen.



Man hat gegen mich eingewendet, daß ich damit das Triebleben, den äußeren Zwang und die Opportunität zu den einzigen Leitmotiven menschlichen Handelns machte. Dabei ist man offenbar der Meinung, daß die Triebmotive des Einzelnen auflösend wirken, nur der Zwang die Gesellschaft meiner Wahl zusammenhalte und die Opportunität eine Art von Kompromiß des Einzelnen mit der Gesellschaft herbeiführe. Das eine ist Tatsachenverfälschung, das andere Entstellung meiner Behauptungen. Haß oder Begehrlichkeit mögen sozial »auflösend« wirken — man vergißt aber triebpessimistisch, daß auch Liebe und Mitleid ursprünglich Triebregungen sind und in entgegengesetzter Richtung wirken. Ganz von der Gewohnheit zu schweigen, die automatische Einfügung in sozial eingespielte Handlungsmodelle mit sich führt. Was aber den »äußern Zwang« als einziges Ordnungsmotiv angeht, so ist der eben erwähnte Gewohnheitsmechanismus schon eine Widerlegung an sich. Darüber hinaus ist es aber eine willkürliche Verdrehung, die soziale Interdependenz als eine Erscheinung äußern Zwangs und die Einfügung unter sie als Opportunitätsakt auszulegen. Die soziale Interdependenz ist ein tatsächlicher Sachverhalt. Mit ihr allein ist freilich der nicht zufriedene, der auf einem Gott über der Welt besteht, unbedingt ein Moment des Erhabnen ins Dasein hineingeheimnissen will und des Weihrauchs magischer Worte nicht entraten kann — der Illusionist aus Überzeugung. Der nüchterne Denker mag finden, daß die soziale Interdependenz eine ehrliche, wenn auch unfeierliche Sache sei. Nicht immer ist sie, wie diese Kritiker zu glauben scheinen, im Polizisten verkörpert. Sie wirkt gelegentlich durch Zwang — als politisch verdichtete Interdependenz — wir fügen uns ihr aus bloßen Opportunitätsgründen — in der Konvention — aber abgesehen davon ist die soziale Interdependenz der fundamentale Befund des sozialen Lebens selbst und wirkt weithin, besonders in engeren sozialen Kreisen, mit eben jener zwangsfreien Unmittelbarkeit, mit der wir uns den Andern in diesen Kreisen verbunden wissen. Ob die Chimäre Des Guten erhabener ist als diese vitalen Zusammenhänge, bleibt dahingestellt. Jedenfalls bilden diese vitalen Zusammenhänge die einzige sichere soziale Gewähr für effektive Koordination.

Sofern man von dem Gedanken ausgeht, daß eine primäre soziale Ordnung auf der einen Seite eine Veräußerlichung und Verantwärtlichung durchmache, in deren Verlauf das Recht als explizites Ordnungssystem hervortritt, daß aber auf der andern Seite gleichlaufend damit eine Verinnerlichung und Spiritualisierung stattfindet, deren Ergebnis Moral genannt wird, insofern sind Recht und Moral den Begriffen nach konträre Erscheinungen, die sich im gradlinigen Entwicklungsverlauf zusehends voneinander entfernen. Moral beruht auf innerer, Recht auf äußerer Verpflichtung. Moral ist das, wozu ich mich verpflichtet fühle, Recht das, wozu die Staatsmacht mich verpflichtet. Der Gedanke wachsenden Abstandes zwischen Moral und Recht wird durch eine Reihe rechtshistorischer und -psychologischer Beobachtungen gestützt, auf die hier im einzelnen einzugehen unnötig ist. Ich nenne als Stichwort das archaisch-sakrale und das rational-profane Recht, die wachsende Anzahl von Moralregeln, die, obgleich verhältnismäßig allgemein anerkannt, nicht mehr rechtlich sanktioniert sind, auf der andern Seite die große Anzahl von Rechtsregeln, deren Inhalt als moralisch indifferent empfunden wird. Ich nenne endlich die von verschiedenen, einander widersprechenden Moralgesichtspunkten aus an den modernen Rechtsordnungen geübte sittliche Kritik ihrer Inhalte.

Die begriffliche Differenz zwischen Moral und Recht hindert nicht, die Art der Begründung dieser Differenz impliziert vielmehr geradezu, daß Recht und Moral als Erscheinungskreise interferent sind.

1. Selbst in einer Gesellschaft, deren Moraldenken traditionell oder dogmatisch vollkommen homogen ist, gibt es (allgemein anerkannte) Moralnormen, die völlig außerhalb der Rechtsordnung bleiben, sei es daß ihre Sanktionierung prinzipiell unmöglich, sei es daß der Inhalt des Moralegebotes selbst ohne Interesse für die Rechtsgesellschaft als solche ist. Auf der anderen Seite gibt es Rechtsnormen, deren Inhalt rein technischer oder konventioneller Art und damit moralisch indifferent ist (prozessuale Formvorschriften, Verkehrsregeln, Fristen und Termine etc.). In der Mitte zwischen beiden gibt es einen großen Komplex von Normen, die sowohl rechtlich sanktioniert als moralisch anerkannt sind. In einer Gesellschaft mit heterogen-diskrepantem Moraldenken kompliziert sich der Befund. Was die Kollektivmoral angeht, so wird die Rechtsordnung möglicherweise unter starkem traditionellen Einfluß der Moraldoktrin eines herrschenden Bekenntnisses stehen. Sie wird außerdem in besonderem Maße das Gepräge der innerhalb der tonangebenden Gesellschaftsklasse bestehenden moralischen

Kollektivvorstellungen tragen. Zunehmende Zugeständnisse an Bekenntnis- und Weltanschauungsminderheiten sowie an eine starke soziale Opposition werden die Regel sein. Damit wird das moralisch positiv geladene Feld der Rechtsordnung erheblich eingeschränkt, denn Einräumungen können im wesentlichen nur im Wege der Reduktion geschehen; die Rechtsordnung gibt die Sanktionierung von sittlichen Forderungen auf, die von einer wachsenden Minderheit nicht länger anerkannt werden. Zieht man aber den personellen Moralobjektivismus in Betracht, so ergibt sich, daß potentiell jede beliebige Rechtsvorschrift gegen die individuellen Moralauffassungen irgendwelcher Bürger anstoßen kann. Jedenfalls gibt es in einer modernen Rechtsgesellschaft

- a) von Allen oder Einzelnen als sittliche Pflichtinhalte erachtete Handlungsweisen, die rechtlich belanglos sind.
- b) von Allen oder Einzelnen als sittliche Pflichtinhalte angesehene Handlungsweisen, die zugleich rechtlich sanktioniert sind.
- c) rechtlich sanktionierte Handlungsweisen, die aber als solche von Allen, Vielen oder Einigen als moralisch indifferent angesehen werden.
- d) rechtlich sanktionierte Handlungsweisen, die als solche ihrem Inhalt nach den Moralauffassungen Aller, Vieler oder Einiger widerstreiten.

Soweit die Forderungen des Rechts und der Moral einander decken, liegt Kumulation der Gehorsamsmotive, soweit sie einander widersprechen, liegt Normkonflikt vor.

2. Eine gewisse Moralauffassung mag den Grundsatz enthalten, daß es, abgesehen vom Inhalt der einzelnen Rechtsnorm, moralische Pflicht sei, ihr um ihrer Eigenschaft als Rechtsnorm willen zu gehorchen. Diese Auffassung (*Legalismus*) nimmt in erster Linie die ihrem Inhalt nach sittlich indifferenten Rechtsnormen formell unter Moralverpflichtung. In zweiter Linie ist es denkbar, daß auch Rechtsnormen sittlich anfechtbaren Inhalts unter moralische Verpflichtung genommen werden, sofern man nämlich in einer Rang- und Dringlichkeitsskala der Moralforderungen die Erfüllung der Rechtsnorm über die Befolgung der persönlichen Gewissensnorm stellt. — In jedem Fall setzt diese formelle Moralisation von Rechtsvorschriften voraus, daß man die Rechtsordnung selbst oder die sie tragende Rechtsgesellschaft, den Staat, um ihrer selbst willen als sittliche Güter werte.

3. Vom Gesichtspunkt der Rechtsgesellschaft aus kommt es unter allen Umständen nur darauf an, daß gemäß den Rechtsnormen gehandelt werde. Ob der Einzelne im Einzelfall aus innerer oder äußerer Pflicht — oder ganz abseits von jeder Pflichtvorstellung aus Gewohnheit oder Interesse oder usw. — rechtlich korrekt handelt, ist ohne Belang. Be-

langlos ist auch, ob er mit der Befolgung der Rechtsnorm seine Moral verleugnet, ob er mit der Übertretung der Rechtsnorm zugleich seiner Moral zuwidergehandelt habe oder vielleicht umgekehrt durch seine Gewissensmoral zum Rechtsbruch getrieben wurde.

Der Einzelne seinerseits kann handeln: a) rechtlich korrekt in Übereinstimmung mit seiner Moral — b) rechtlich korrekt außerhalb jeder Beziehung zu seiner Moral — c) rechtlich korrekt im Streit mit seiner Moral — d) widerrechtlich um seiner Moral willen («aus Gewissensgründen») — e) widerrechtlich und entgegen seiner Moral — f) widerrechtlich in einer von seinem Moralstandpunkt aus sittlich indifferenten Weise.

Über die hieraus zu ziehenden rechtspolitischen Folgerungen habe ich mich andernorts ausgesprochen<sup>1</sup>. Hier ist nur beschreibend das Dilemma darzustellen, in dem das Rechtsleben einer antagonistisch differenzierten Gesellschaft mit diskrepantem sittlichen Wertdenken sich befindet.

Die Rechtsordnung setzt ihrem Wesen nach allgemeine Verbindlichkeit ihrer Normen für deren sämtliche Adressaten voraus. Sie ist soziale Massenordnung. Unter dieser Verbindlichkeit kann man entweder eine faktisch-äußere, auf der sozialen Interdependenz innerhalb der Rechtsgesellschaft beruhende, oder man kann darunter eine innere, aus gebieterischen Vorstellungen hergeleitete verstehen.

Die Rechtsordnung nun kann fürs erste mit sowohl spezifisch-rechtlichen als auch mit moralischen Geltungsansprüchen auftreten. Solche moralischen Geltungsansprüche der Rechtsordnung liegen z. B. in moralisierendem Gehaben der Zentralmacht II und ihrer Organe  $\theta$  und  $\Delta$ , oder in der volkstümlichen Staats-, Gesellschafts- und Rechtsphilosophie der Zeit. Konfliktfrei kann das nur ablaufen, sofern 1. auf traditioneller oder dogmatischer Grundlage eine die gesamte Rechtsgesellschaft durchziehende Einhelligkeit der Moralauffassungen besteht und 2. sofern die in die Rechtsordnung eingehenden Elemente eben dieser allgemeinen Moralauffassung entsprechen. — Soweit unter solchen Umständen Einzelne einer abweichenden Moral huldigen, können ihre Konflikte als Einzelfälle sozialer Unangepaßtheit negligiert werden.

Bestehen innerhalb der Rechtsgesellschaft Varianten der Moralauffassungen in minder wesentlichen Punkten, kann die Rechtsordnung dem dadurch Rechnung tragen, daß sie ihre moralische Substanz auf den Kern gemeinsamer Moralauffassungen reduziert, sich im übrigen aber sittlich indifferent oder tolerant verhält.

<sup>1</sup> Debat med Uppsala. S. 202—217.

Insoweit ist es möglich, die sowohl innere als äußere Verbindlichkeit von Rechtsnormen aufrechtzuerhalten. Es gibt dann nur a) rechtlich-sittliche, b) rein rechtliche, aber sittlich indifferente, c) rein sittliche, aber rechtlich indifferente Verpflichtungen.

Die abendländische Gesellschaft der Gegenwart bietet bekanntlich in Folge ihrer antagonistischen Differenzierung nicht die hierfür erforderlichen, moralstrukturellen Voraussetzungen. Soweit es sich nur um sittliche Sonderauffassungen handelt, die für eigne Person mit der Gewissensautonomie des Moralsubjektivismus ernst machen, könnte man ihre ethische Allodoxie beiseite schieben. Das gleiche ist aber unmöglich im Hinblick auf die tiefgehenden Moralschismen, die gruppenweise innerhalb der Bevölkerung bestehen. Es ist ein eitles und selbstbetrügerisches Unterfangen, diese Schismen durch den Hinweis auf Übereinstimmung in den sittlichen Kernfragen, namentlich dank der klassisch-antiken und christlichen Moraltradition, überkleistern zu wollen. Es handelt sich nicht mehr um Varianten, sondern um unversöhnliche Gegensätze, nicht um Uneinigkeiten im Peripheren, sondern im Zentralen. Was den Begriff des Privateigentums angeht, hat man das schon lange wissen können, und die Diskussion zwischen Widerstandsbewegungen und elastischer Non-Kooperation in den besetzten Ländern hat in den letzten Jahren tiefe Gegensätze der sittlichen Bewertung fremden Lebens enthüllt. Andre Streitpunkte ließen sich dem Dutzend nach anführen. Der heute in einer den Grundsatz der Gewissens- und Denkfreiheit anerkennenden Rechtsgesellschaft noch vorhandene Bestand an wirklich einigermaßen allgemeinen Moralauffassungen ist jedenfalls unzulänglich zur sittlichen Grundlegung einer Rechtsordnung.

Es gibt unter diesen Umständen drei Möglichkeiten:

1. Der sittliche Charakter der Rechtsordnung wird trotzdem aufrechterhalten, wie das gegenwärtig insonderheit dank dem eifrigen, sowohl philosophisch als soziologisch übel beratenen Bemühen unserer Juridiker der Fall ist. Das hat zur Folge, daß man bewußt jeden Tag Scharen von Bürgern Normkonflikten moralischer Art aussetzt. Von Rechts wegen verpflichtet man den Bürger auf sowohl äußere wie innere Weise zu einem bestimmten Handeln, während er sich durch seine Gewissensmoral innerlich zu gegenteiligem Handeln verpflichtet fühlt. Man zwingt ihn nicht nur von Rechts wegen gegen sein Gewissen zu handeln, sondern stellt ihm obendrein die Unterdrückung seines persönlichen Gewissens als sittliche Pflicht dar. Der Bürger wird also entweder a) der Rechtspflicht unterm Druck der Zwangsandrohung folgen, aber unter innerlichem Protest gegen die offizielle Rechtsmoral, deren Forderung ihm unmoralisch erscheint, oder b) als Ge-

wissensfanatiker der Rechtsordnung die Gefolgschaft verweigern und Märtyrer seiner sittlichen Überzeugung werden, oder c) der Rechtsnorm ohne weitere sittliche Skrupeln folgen, weil er weder ihren noch andern Normen sittlich allzuviel Gewicht beilegt. — Wenn unsere Gesellschaft nicht längst in Anarchie geendet hat, haben wir das nur der Tatsache zu verdanken, daß die Mehrzahl der Bürger teils die »innere« Verpflichtung auf die Rechtsordnung nicht ernst nimmt, teils in ihrer persönlichen Wertmoral weitgehend abgestumpft und gleichgültig ist. Was immer Rechtstheorie und staatsbürgerliche Tugendlehre sagen mögen, so setzt jedenfalls die Rechtsordnung sich *letzten Endes* nicht Kraft des inneren Respekts der Bürger von ihren Inhalten durch, sondern dank dem äußeren Faktum der sozialen Interdependenz, notfalls mittels richterlicher Sanktion geltend gemacht.

2. Die Rechtsordnung kann durch Attitüdenänderung der politischen, gesetzgebenden und rechtsprechenden Organe sowie durch Ernüchterung der populären Staats-, Gesellschafts- und Rechtsphilosophie den Anspruch innerer Verbindlichkeit aufgeben. Das ändert gewiß nicht, daß einzelne Bürger und ganze (nicht tonangebende) Bürgergruppen vor Normkonflikte zwischen den Forderungen des Rechts und denen ihrer eignen persönlichen oder kollektiven Wertmoral gestellt werden. Der Unterschied liegt aber darin, daß es sich nicht um sittliche Konflikte zwischen zwei behaupteten *inneren* Pflichten handelt. NN *fühlt* sich sittlich verpflichtet, g zu tun, rechtlich aber ist er zu g *gedrungen*. Er muß wählen, ob er sein Gewissen oder die Rechtsgesellschaft zu friedensstellen will. Er kann seinen Gewissensfrieden durch Duldung der öffentlichen Sanktion erkaufen. Der Konflikt wird ihn zwar drücken, aber nicht sittlich verwirren. Es ist ein Konflikt zwischen Gewissen und äußerer Macht, dem Konflikt zwischen Gewissen und äußerer Notwendigkeit nahestehend.

Dieser Konflikt spielt sich nicht *innerhalb* der Wertwelt, sondern an deren Grenzen ab, er ist wertphilosophisch entgiftet. Der sozialen Macht, sich »wider das eigne Gewissen« zu beugen, ist etwas andres als konträrem Wertdenken beifallen.

3. Die dritte Möglichkeit aber ist die Konsequenz des Wertnihilismus, darin bestehend, daß im allgemeinen Denken die Vorstellung aus gebieterischen Wertideen abgeleiteter »innerer« Verbindlichkeit allmählich destruiert wird, das heißt aber die Wertmoral selbst als Lebensform verschwindet. Gerade die jegliche Wertvorstellung kompromittierende Aufrechterhaltung der Rechtsmoralität in einer moralisch diskrepanten Gesellschaft kann unter den breiten Massen der Bevölkerung zu diesem Ergebnis mehr beitragen als die Popularisierung des philosophischen Wertnihilismus. Worte wie Gerechtigkeit,

Ehre, Gemeinsinn usw. sind in dem Grade durch Überanstrengung abgenutzt, daß schon heute hinter der rhetorischen Feierlichkeit, mit der sie gebraucht werden, erstaunlich wenig moralischer Ernst liegt. Das sie tragende, oft falsche Pathos löst teils Irritation, teils ein Lächeln aus, sofern es nicht einfach als rednerische Konvention überhört wird.

In einer wertnihilistischen Gesellschaft würde die unverblümete soziale Interpendenz wieder die ordnende Kraft sein, nachdem die Moral durch ihre Verinnerlichung und Spiritualisierung sich selbst als soziale Lebensordnung *ad absurdum* geführt hat. Widersprüche zwischen den geforderten Gebarensweisen würden nach wie vor bestehen, sofern ein sozialer Kreis andre Forderungen stellt als ein anderer. Es mögen infolgedessen Fälle eintreten, wo es dem Einzelnen erschwert ist, sich risikofrei in beiden Kreisen zu bewegen. Aber der Widerspruch ist hier rein tatsächlicher Art, ist kein wertmoralisches Problem, sondern eine Aufgabe des Manövrierens im gesellschaftlichen Milieu.

Was die Rechtsordnung angeht, so kann sie jedenfalls in einer antagonistisch-differenzierten Gesellschaft mit gruppenweise und persönlich diskrepanten Wertmoralen nicht länger ihre Verbindlichkeit auf sittliche Vorstellungen gründen. Das v-Stigma der Rechtsnorm muß daher objektiv, d. h. Ausdruck eines Tatsachenverhalts, sein. Das — Stigma der wertmoralischen Norm ist subjektiv und imaginär. Die sittliche Norm ist verbindlich für den, der die gebieterisch dahinterstehende Wertidee anbetet, und nur für ihn. Sie ist verbindlich in der Vorstellung des Wertgläubigen. Wenn Du die Rechtsnorm verletzest, geschieht *Dir* etwas. Wenn Du die Moralnorm verletzest, geschieht etwas *in Dir*. Darin liegt der Unterschied zwischen äußerer und innerer Pflicht oder Verbindlichkeit. Die erste ist Tatsache, die zweite ist Vorstellung. Daß jeder Wertglaube vor dem Forum der Erkenntniskritik ein Köhlerglaube ist, mag auf einem Blatt für sich stehen. Daß aber eine Rechtsordnung das äußere Zusammenleben einer bunten Allgemeinheit von Bürgern diskrepanten Wertdenkens nicht auf der Grundlage innerer Verbindlichkeit regeln kann, sollte selbst dem einleuchten, der grundsätzlich an einer positiven Wertphilosophie festhalten will.

### 19. Kritische Bemerkungen zum Begriffe der Ideologie

Aus: Gegenwartsprobleme der Soziologie. Alfred Vierkandt zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von G. Eisermann, Potsdamer Verlagsgesellschaft, Potsdam 1949, S. 141—156.

#### *Vieldeutigkeit des Begriffs*

Wie die Kleider der Menschen durch übermäßigen Gebrauch dem Verschleiß anheimfallen, so auch die Kleider der Begriffe: Worte. Dies um so mehr, wenn die Begriffe in das Getümmel und Gedränge politischen und weltanschaulichen Meinungsstreites hineingerissen werden. Wenn das von irgendeinem Begriff gilt, dann sicherlich von dem der Ideologie. Eine Zeitlang schien es, als ob in politisch-sozialen Auseinandersetzungen das Wort Idee zum stehenden Ausdruck für die Ansicht des jeweils Sprechenden, das Wort Ideologie aber zur stereotypen Kennzeichnung der Meinungen des Widersachers geworden sei. Die Beobachtung, daß die Herabsetzung auf Gegenseitigkeit beruht, die kritische Einsicht, daß allenthalben die Herabsetzung der gegnerischen Ansicht begründet, das Selbstgefallen an der eignen aber unberechtigt ist, hat dann zu jenen Überlegungen geführt, die vor etwa 20 Jahren in einer Ehrenrettung des Ideologiebegriffs durch den Pan-Ideologismus ausmündeten. Wir werden sehen, mit welchem Recht.

Man braucht nur eine Anzahl beliebiger Aussagen über die Ideologie miteinander zu vergleichen, um zu sehen, wie uneinheitlich das Wort gebraucht wird, wie verworren die dahinterliegenden Vorstellungen sind. Als wissenschaftliches Ausdruckswerkzeug kann das Wort Ideologie erst wieder brauchbar werden, wenn man den Begriff erneut und eindeutig determiniert. Der Versuch dazu soll im folgenden unternommen werden.

#### *Ideologie und Wirklichkeit*

Seit Napoleon I. sich über die »Ideologen«, Destutt de Tracy und seine Anhänger, lustig gemacht hat, haftet der Gegensatz zur »Wirk-



lichkeit« dem Begriff der Ideologie an. Ideologien sind Gedanken oder Gedankenreihen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Soweit herrscht in der Tat so ziemlich Übereinstimmung. Schade nur, daß man sich über die Wirklichkeit selbst und über das angemessene Verhältnis des Denkens zu ihr nicht einigen kann. Wer die Behauptung, daß der Unternehmergewinn eine *conditio sine qua non* des wirtschaftlichen Fortschritts sei, als eine Unternehmer-Ideologie bezeichnet, meint damit: in Wirklichkeit ist es erweislich anders, der Sprechende hat durch Schief-Sicht die objektiven Sachverhalte verfälscht. Wenn aber von bürgerlich denkenden Angestellten gesagt wird, sie hätten »eine falsche Ideologie«, muß die Wirklichkeit, auf die ihr Denken kritisch bezogen wird, von anderer Art sein. Im Sinn des ersten Satzes ist Ideologie an sich falsches Denken und »falsche Ideologie« ist tautologischer Unsinn. Im Sinne des zweiten Satzes muß es außer der falschen auch eine richtige Ideologie geben: die für gerade diesen Denkenden richtige. In den beiden Sätzen treten uns in der Tat geradezu konträre Auffassungen vom Verhältnis zwischen Denken und Realität entgegen. Der Unternehmer denkt »falsch«, weil er sich in seinem Denken von den seiner Soziallage entsprechenden Interessen lenken läßt. Der Angestellte aber denkt »falsch«, weil er *nicht* in Übereinstimmung mit seiner Soziallage und den an sie geknüpften Interessen denkt. Die für Richtigkeit des Denkens kritische Instanz ist im ersten Fall die objektiv-rationale oder Erkenntnis-Wirklichkeit, im zweiten aber die subjektiv-existentiale oder Lebens-Wirklichkeit. Auf diesem zweiten Weg kommt man folgerichtig zu Thesen, wie sie *Andreas Pfennig*<sup>1</sup> aufgestellt hat: das Streben nach Objektivität ist ideologisch, »Ideologie ist alles, was in den konkreten Entscheidungen . . . sich nach anderen Werten ausrichtet, als den aus der rassistisch-völkischen Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung sich ergebenden«. *Karl Mannheim* ist durch seinen Pan-Ideologismus zum unfreiwilligen Waffenschmied dieser nazistischen Afterphilosophen geworden.

Es ist offenbar, daß der Ideologiebegriff nur kritischen Sinn hat, wenn die objektive Erkenntnis-Wirklichkeit als Maßstab angelegt wird. Wer von existential gesehen »falscher« Ideologie spricht, setzt eine existential »richtige« voraus. Um die falsche abzuweisen, muß er die richtige kennen. Die Richtigkeit der richtigen kann aber nicht im So-Erleben der Soziallage selbst gewährleistet sein. In diesem Fall wäre alles Denken richtige Ideologie, denn der Denkende denkt ebenso, wie es seinem So-Erleben der Soziallage entspricht. Es müßte also eine Mög-

<sup>1</sup> *Andreas Pfennig*, »Zum Ideologieproblem«, in: *Volk im Werden*, 1936, S. 500 ff., insb. S. 511.

lichkeit geben, das So-Erleben der Soziallage selbst zu kritisieren. Wie sollte es aber als angemessen oder unangemessen kritisiert werden können, wenn nicht eben von einer objektiven Analyse der Soziallage her? Nur wenn der Kritiker die Soziallage des Denkenden als eine objektive Erkenntnis-Wirklichkeit vor Augen hat, kann er behaupten, daß der Denkende seine Soziallage erlebend mißdeutet und aus diesem Fehl-Erleben heraus »falsch« denkt. Wir werden nachher sehen, daß die bloße Vorstellung eines gegenstand-inadäquaten oder Fehl-Erlebens an sich eine Mißgeburt ist. Die Lehren von »existential richtigem Bewußtsein«, beginnend mit dem richtigen Klassenbewußtsein des *Georg Lukács* bis hin zum richtigen Rasse- und Volksbewußtsein der Nazi, laufen denn auch einfach darauf hinaus, daß der Urheber sein intuitives Urteil über die Struktur des Existential-Standorts allen Standort-Gebundenen als das adäquat richtige Standort-Bewußtsein vorschreibt.

Also: 1. Ideologie ist (in näher bestimmter Weise) falsches Denken. »Richtige Ideologie« ist ein Widerspruch in sich, »falsche Ideologie« ein hölzernes Holz. 2. Die Falschheit, das Ideologische, liegt in der Nicht-Übereinstimmung mit der objektiv-rationalen oder Erkenntnis-Wirklichkeit. — Was ist aber Erkenntnis-Wirklichkeit? Ich sehe keinen andern Weg, sie zu bestimmen, als diesen: Erkenntnis-Wirklichkeit ist die Gesamtheit der raumzeitlichen Erscheinungen. Diese Wirklichkeit erkennen heißt: über ihre Erscheinungen Aussagen machen, die durch Beobachtung und Schluß verifizierbar oder falsifizierbar sind. Solche Aussagen nennen wir *theoretische Sätze*.

#### *Ideologie ist ein Begriff der Erkenntniskritik*

Ausgehend von der »Seinsverbundenheit des Denkens« — einem, wie ich erweisen werde, fehlerhaften Modell — hat man bekanntlich den Begriff der Ideologie über den Bereich des Erkennens hinaus auf alle Art geistiger Tätigkeit ausgedehnt. Der Kulturstil einer Zeit wird so zur ideologischen Erscheinung, und er besondert sich nur auf theoretischem Gebiet zum Denkstil. Dergleichen ist nur möglich, sofern man (pan-ideologisch) den Ideologiebegriff von seiner herabsetzenden Bedeutung befreit. Wie immer es nun aber um die vermeintliche existentielle Bindung aller Geistestätigkeit stehen mag, so ist jedenfalls der Begriff der Ideologie nicht in diesem weitem Sinn brauchbar, wenn man ihn als (in gewisser Weise) falsches Denken bestimmt hat. Oder anders herum: wollte man den Begriff der Ideologie in diesem allgemeinsten Sinn bewahren, käme ihm jedenfalls im Hinblick auf die

Erkenntnistätigkeit eine ganz andere Funktion zu als im Hinblick auf jede andre Kulturleistung. »Unrichtig« im Verhältnis zur Wirklichkeit kann nur die Erkenntnisaussage sein, nicht aber z. B. das Kunstwerk. Sofern aber eine Erkenntnisaussage unrichtig, nicht im Einklang mit der in ihr erkannten Wirklichkeit ist, insofern ist sie als Erkenntnisleistung minderwertig. Der Stil ist eine im Verhältnis zu Intention des künstlerischen Gestaltens legitime Erscheinung. Ein »Denk-Stil« ist illegitim im Verhältnis zur Intention der Erkenntnistätigkeit, sofern er das Denkergebnis beeinflußt. Die Theorie — und *nur* die Theorie — intendiert jene als Richtigkeit bezeichnete, besondere Art der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Nur im Hinblick auf die Theorie kann Ideologie falsches Denken sein. — Tiefer schürfend erkennt man, daß der auf alle Geistestätigkeit erweiterte Ideologiebegriff nur in Verbindung mit dem oben abgelehnten Begriff der subjektiv-existentialen oder Lebenswirklichkeit denkbar ist. Da musische Leistung nicht Erkennen intendiert, ist der bloße Gedanke, sie in ein Verhältnis zur objektiv-rationalen Wirklichkeit setzen zu wollen, unsinnig. Entweder also hätte man um der Einheitlichkeit des Ideologiebegriffs willen — mit *Mannheim* — auch das Erkennen in Relation zur existentialen Wirklichkeit zu setzen. Das ist hier abgelehnt worden. Oder man müßte, um der Besonderheit der Erkenntnisleistung Rechnung zu tragen, mit zwei verschieden konzipierten Ideologiebegriffen arbeiten, deren einer Erkenntnisleistung zur Erkenntniswirklichkeit, deren anderer musische Leistungen zur existentialen Wirklichkeit in Beziehung setzt. Das wäre höchst unpraktisch und gebe auf Schritt und Tritt Anlaß zu *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*.

Der Terminus Ideologie wird daher als erkenntniskritischer Begriff bestimmt und begrenzt.

### Die »Realfaktoren«

Es ist an der Zeit zu klären, worin die Unrichtigkeit der Ideologie beruht und welcher besonderen Art sie ist. — Es ist nachgerade zum Gemeinplatz geworden, daß der ideologische Gedankengang »nicht eigentlich falsch«, sondern einseitig schief, befangen oder dergleichen sei. Es ist aber klar: gemessen an der objektiven Erkenntnis-Wirklichkeit ist ein Gedankengang entweder richtig oder falsch. *Tertium non datur*. Ist er einseitig im Sinn unvollständigen Wahrheitsgehaltes, so ist er doch richtig, soweit er eben reicht. Ein Teil der vollen Wahrheit ist auch Wahrheit. Ist der Gedankengang einseitig in dem Sinn, daß unvollständiger Wahrheitsgehalt sich für die ganze Wahrheit über den

Gegenstand ausgibt, dann ist er so, wie er sich darbietet, kurz und gut falsch. Ist er einseitig in dem Sinne, daß er infolge Über- oder Unterbetonung von Tatsachelementen Schlagseite hat, so ist er — eben falsch.

Wie es zu diesen Mängeln kommt, ist gut und richtig beschrieben mit den Worten: »außer-theoretische Faktoren haben sich eingeschlichen«. Darin liegt in der Tat das Wesen der Ideologie. Im Ideologiebegriff sind die a-theoretischen, theoriefremden Schlackenbestandteile eines theoretischen Gedankengangs kritisiert. Reine Mystik ist es aber, diese Beimischung a-theoretischer Bestandteile als »Hereinragen von Realfaktoren oder der Sozialstruktur in den Denkprozeß« zu beschreiben. Man befindet sich damit auf jener schiefen Ebene, die zum *Manifestations-Verstehen* führt. Hier ist leider nicht Raum genug für eine gründliche Zerpflückung des Manifestations-Gedankens. Ein paar Andeutungen müssen genügen. Mit Hilfe des Begriffs der Manifestation sollen gewisse Phänomene der Geistestätigkeit »auf ein überpersönliches Zurechnungssubjekt hin« bezogen werden (*Mannheim*). Da alle Geistestätigkeit eine solche von Personen ist, hat es aber keinen Sinn, sie überpersönlichen Subjekten »zurechnen« zu wollen. Realfaktoren können nicht sich in geistigen Gebilden »manifestieren«, noch können sie »in den Denkprozeß hineinragen«. Dergleichen mag sehr tief sinnig klingen, ist aberbarer Unsinn, wenn es mehr als bloße, und obendrein unnötig irreführende, Metapher sein will. Wenn Realfaktoren auf den Denkprozeß einwirken, dann doch nur in der Weise, daß der Denkende sie einmengt.

Gegen die ideologische Chrematophanie als das Bestreben, den wissenssoziologischen Ideologiebegriff zu noologisieren, habe ich schon vor 15 Jahren darauf hingewiesen, daß zwischen die Begriffe der Realfaktoren und der Ideologie der Begriff der Mentalität eingeschaltet werden muß. Damit war die denkende Person als einziges Zurechnungssubjekt wieder eingeführt und das Problem der Wissenssoziologie re-psychologisiert<sup>1</sup>. — Heute kann ich die Analyse weiter vortreiben und in prinzipiell genauer Weise durchführen. Ich danke dies dem Umstand, daß ich inzwischen mit den Lehren des schwedischen Philosophen *A. Hägerström* († 1939) Bekanntschaft gemacht habe. Von ihm und der ihm folgenden moralphilosophischen »Uppsala-Schule« übernehme ich die Erklärung für die Genesis der Werturteile, weiche aber von seiner Ansicht über den epistemologischen Charakter des Wert-

<sup>1</sup> Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des Deutschen Volkes*, Stuttgart 1932, S. 76 ff. — Auf breiter Grundlage ausgebaut in der umfassenden Analyse des Ideologieproblems in meiner (dänischen) *Sociologi*, Kopenhagen 1939, S. 438—517.

urteils ab<sup>1</sup>. Ich werde im folgenden ganz kurz referieren, was ich von ihm entlehne, den Gedanken dann auf meine Weise weiter verfolgen und endlich zu zeigen suchen, wieso das Werturteil der klassische Fall einer ideologischen Aussage ist.

### *Genesis der Werturteile*

In Verbindung mit einer prinzipiellen Kritik des idealistischen Subjektivismus weist Hägerström auch den Wertsujektivismus ab. Die folgende genetische Erklärung des Werturteils entnehme ich, frei aus dem Schwedischen übersetzt, der Einführung, die sein Schüler *M. Fries* zur posthumen Ausgabe der *Socialfilosofiska Uppsatser* (Stockholm 1939) geschrieben hat.

»Ich kann konstatieren, daß ich Lust, Unlust usw. fühle. Das Gefühl ist da Gegenstand meines konstatierenden Bewußtseins. Nicht aber ist es selbst ein Bewußtsein, das konstatiert, es erlebe Lust oder Unlust. Noch viel weniger kann das Gefühl ein Bewußtsein von einer äußeren Wirklichkeit sein. Dann müßte es ja mit dem Vorstellungsbewußtsein, d. h. den Wahrnehmungen zusammenfallen. Von diesen unterscheidet das Gefühl sich aber dadurch, daß sein Inhalt (die Lust, Unlust, Freude usw.) niemals als in der raum-zeitlichen Welt vorhanden konstatiert werden kann, in der das Gefühl als eine Bestimmung meiner selbst gegeben ist. Der Gefühlsinhalt kann niemals lokalisiert oder temporalisiert werden wie die Inhalte der Sinnes-Wahrnehmungen. Lokalisierung und Temporalisierung aber sind die Voraussetzungen für Erfassung eines Etwas als Wirklichkeit.

Die Wertung nun ist eine Verbindung zwischen der Auffassung eines Objekts und einem Gefühl, einer subjektiven Stellungnahme zum Objekt. Die Verbindung hat die Eigenart, daß die subjektive Stellungnahme simultan und unlöslich mit der Auffassung selbst verknüpft ist. In der primären Bewertung also liegt vor: ein Gefühl in Simultanverknüpfung mit der Vorstellung von einem Etwas. Der Gefühlsinhalt wird nun infolge der Simultaneität von Gefühl und Auffassung auf das im Gesamtkomplex vorherrschende Auffassungselement, das Objekt, übertragen und somit als eine wirkliche Eigenschaft des Objekts gleich dessen sonstigen Eigenschaften erfaßt.«

Soweit Hägerström-Fries. Die Wertvorstellung entsteht also dadurch, daß eine Gefühlsrelation des Wertenden zum Objekt in eine Eigen-

<sup>1</sup> Hägerström hat, was ihm selbst als Quintessenz seiner Lehren erschien, in seiner »Selbstdarstellung« für deutsche Leser zugänglich gemacht.

schaft des raum-zeitlich gegebenen Objektes umgedeutet, m. a. W. objektiviert wird. Es gibt also nicht »Werte« als raumzeitliche Wirklichkeiten, weder als Eigenschaften an Objekten noch als Entitäten, mit denen die Objekte im Wertungsakt zusammengehalten werden könnten. Es gibt nur Gefühlsrelationen von Personen zu raum-zeitlich gegebenen Objekten. Da somit Werte nicht raum-zeitliche Wirklichkeiten sind, können — nach Hägerström — Wertaussagen nicht theoretische Aussagen sein. Sie haben kein Etwas zum Gegenstand, sondern ein Nichts. Darum sind sie weder wahr noch falsch, richtig oder unrichtig, sondern theoretisch sinnlos —: a-theoretisch.

Hier aber muß ich Hägerström und seinen Anhängern widersprechen.

### Wertung und Werturteil

Aus ihrer — m. E. richtig gesehenen — Genesis des Werturteils schließen Hägerström und seine Anhänger — m. E. unberechtigt — auf dessen Struktur. Sie behaupten nämlich: da dem Wert keine raum-zeitliche Wirklichkeit zukommt, ist das Werturteil eine theoretisch sinnlose Aussage. Es ist überhaupt keine Aussage, sondern ein bloßer Ausdruck (des Gefühls). Es macht in der Sache keinen Unterschied, ob ich angesichts einer Tierquälerei ausbreche: »Pfui, Teufel!« oder erkläre: »Tierquälerei ist böse«. Zugrunde liegt hier wie dort ein negatives Gefühlsverhältnis zur Tierquälerei. Im zweiten Fall ist es nur objektiviert, was aber die Sache selbst nicht ändern kann. — Ich behaupte nun, daß die Genesis des Werturteils nichts für seine Struktur präjudiziert und versuche es zu erhärten.

1. Der Abscheu des N. N. gegenüber der Tierquälerei ist ein gefühlsmäßiges Verhältnis, das zwischen N. N. auf der einen, dem wahrgenommenen oder vorgestellten Akt der Tierquälerei auf der andern Seite besteht. Dies ist der *primäre Wertungsakt*. — 2. N. N. wird Zeuge einer Tierquälerei und bricht aus: »Pfui über solche Röhlinge!« Er hat seinem Gefühl Luft gemacht. Seine Äußerung ist *expeditorative Wertungs-Kundgabe*. Als solche ist sie a-theoretisch. Sie hat weder, noch intendiert sie Aussagebedeutung. Der Satz ist weder wahr noch falsch, weder richtig noch unrichtig. Er liegt außerhalb der Reichweite dieser Kriterien. — 3. N. N. sagt: »Ich verabscheue Tierquälerei.« Er hat das faktische seines negativen Gefühlsverhältnisses zur Tierquälerei konstatiert. Dies ist eine *reflektive Bewertungs-Aussage*. Ihr Gegenstand ist nicht der Wert, sondern der primäre Wertungsakt (es N. N.). Der Satz ist eine theoretische Aussage über ein raum-zeitlich gegebenes Etwas. Das Ausgesagte kann wahr oder unwahr (z. B. Feuchelei)

sein<sup>1</sup>. — 4. N. N. sagt: »Tierquälerei ist abscheulich.« Dies ist ein Werturteil im eigentlichen Sinn. Was ist sein intendierter Inhalt? N. N. spricht nicht mehr von sich, wie unter 3., nicht mehr konstatierend von seinem Gefühlsverhältnis zur Tierquälerei, sondern von dieser selbst. Er legt ihr die Eigenschaft der Abscheulichkeit (Negativ-Wert) als ihr innewohnend bei. Er macht eine Aussage über den Wert, intendiert als eine theoretische Aussage über ein (vermeintliches) Etwas und mit dem Anspruch »richtig« zu sein. (»Wer das Gegenteil behauptet, hat Unrecht.«)

Ich behaupte nun, daß solche Sätze nicht, wie Hägerström meint, a-theoretisch, sondern theoretisch, aber falsch sind. Die Wertungs-Expektoration ist »legitim«. Sie ist a-theoretischen Inhalts und a-theoretisch gemeint. Sie erhebt keine Richtigkeitsansprüche. Das Werturteil ist keine Expektoration — es gibt sich als theoretische Aussage mit Richtigkeitsanspruch, d. h. es fordert, an den Kriterien richtig-falsch gemessen zu werden. Das Werturteil sagt etwas über die Tierquälerei: Etwas, das falsch, weil unmöglich ist. Die Tierquälerei hat keine Eigenschaft der Abscheulichkeit, kann sie nicht haben, weil es diese Eigenschaft als solche nicht gibt. Das Werturteil — in seiner theoretischen Form und Intention — ist unzulässig. Es beruht darauf, daß ein zwischen N. N. und dem Objekt bestehendes Gefühlsverhältnis zu einer am Objekt gegebenen Eigenschaft umgedeutet ist. Das Gefühlsverhältnis ist objektiviert, der primäre Wertungsakt ist theoretisiert. Die Wertvorstellung ist Theoretisierung eines Emotionellen. —

Hägerström irrt insofern, als er zwar diesen Objektivierungsvorgang genetisch beschreibt, sein Resultat aber aussageanalytisch ignoriert. Ist die Objektivierung einmal vorgenommen, so besteht der Wert als ein Etwas in der Vorstellung des Urteilenden. Dieser intendiert mit seinem Werturteil ein vermeintliches Etwas —: das von ihm erschlichene Objekt »Wert«. Die genetisch hinter dem Werturteil liegende primäre Wertung ist theoretischer Kritik entzogen. Das Werturteil aber ist theoretisch zu kritisieren, eben weil es als theoretisch intendierte Aussage auftritt. Als solche, als eine Aussage über Eigenschaften eines Objektes, ist das Werturteil kurz und gut falsch. (Seine Umkehrung wäre natürlich ebenso falsch, denn sie wäre ein gegenteiliges Werturteil.)

Die Objektivierung des Gefühlsverhältnisses in einer Wertidee ist eine *Illusion* des Wertenden. Das Werturteil ist Aussage über ein Etwas —

1 J. H e d e n i u s , einer der besten Kenner der sog. Uppsala-Philosophie, hat auf die theoretische Zulässigkeit solcher Aussagen über die (eigenen oder fremden) Wertungsakte hingewiesen. Er nennt solche Aussagen »unechte Werturteile«. O m R ä t t o c h m o r a l , Stockholm 1941, S. 60 ff.

nämlich ein illusionäres Etwas, die Wertidee. Daß H<sub>ü</sub>gerström die Wertidee als ein Nichts bezeichnet, ist um so merkwürdiger, als er im übrigen den Unterschied zwischen theoretisch sinnlosen Aussagen und solchen über illusionäre oder Phantasievorstellungen stark hervorhebt. Fabelgestalten z. B. sind nach ihm echte, wenn auch illusionäre Etwasse, über die man richtige und falsche Aussagen machen kann. Falsche: daß z. B. »die Engel Flügel haben«. Richtige, daß es z. B. »Engel nicht gibt«. Nun, auch die Wertidee ist eine Phantasievorstellung des im Ernst Werturteile Abgebenden, über deren Inhalt er selbst falsche Aussagen macht, weil sie den Inhalt der Wertidee als ein Gegebenes unterstellen, während der Aufgeklärte die richtige Aussage macht: Es gibt kein der Wertidee entsprechendes Wirkliches, ihr Inhalt ist eine »Illusion des Urteilenden«.

#### *Das Wesen der Ideologie*

Im Werturteil i. e. S. also hat man vor sich einen theoretisch gemeinten Satz, in dem jedoch nur ein Gefühlsverhältnis zwischen dem Sprechenden und dem Aussagegegenstand unzulässig objektiviert ist. Auf diese Weise wird ein a-theoretischer Verhalt theoretisiert. Es bleibt nun dahingestellt, ob alle Gefühlsverhältnisse zu Objekten primäre Wertungen sind bzw. solche implizieren oder ob es neben den primären Wertungen Gefühlsverhältnisse anderer Art zu Objekten gibt. Um uns hier die Beantwortung der intrikaten Frage zu ersparen, spreche ich hinfort nur im allgemeinen von Gefühlsverhältnissen zu Objekten und stelle den Satz auf: *Jede Ideologie beruht auf der Theoretisierung und Objektivierung eines primären Gefühlsverhältnisses, das zwischen dem Sprechenden und einem Objekt besteht.*

Ideologie ist somit: unechte Theorie, Schein-Theorie. Sie ist ein theoretisch gemeintes a-Theoretisches. Der Begriff der Ideologie ist an den der Theorie gebunden. Ideologie ist eine Erscheinung, die nur im Bereich des theoretischen Denkens auftreten kann und insofern eine theoretische Erscheinung. Ideologie bezeichnet aber nur die theoriefremden Bestandteile eines theoretisch gemeinten Gedankengangs. Man kann somit die Ideologie auch mit einem technischen Terminus als *para-theoretische* Erscheinung bezeichnen.

Zur Anreicherung, Ausfüllung und Abrundung der dürren These werden im folgenden einige ihrer Aspekte und Konsequenzen beleuchtet.



*»Nicht schlicht falsch, sondern auf besondere Weise abwegig«*

Es ist schon zutreffend, daß Ideologie »nicht im gewöhnlichen Sinn falsch« sei. Sie kann nicht mit den Mitteln der formalen Logik falsifiziert werden. Warum aber? Weil nur das echte, theoretische Sach-Erkennen den Gesetzen der Logik folgt. Die Falschheit der Ideologie liegt darin, daß sie Schein-Theorie ist. Man könnte sagen: Ideologie ist nicht im logischen, sondern im erkenntnistheoretischen Sinn falsch. Worin besteht der Fehler?

Es ist zumindest ungenau, die Ideologie als Überbau von Realfaktoren zu bezeichnen. Sie ist theoretische »Überbauung« — und übrigens besser: Umdeutung oder Verkleidung — eines Gefühlsverhältnisses des Denkenden zu Realfaktoren. — Ebenso wenig kommt die Ideologie dadurch zustande, daß Real- oder Seinsfaktoren in den Denkprozeß »hineinragen«. Beinahe entgegengesetzt: während echte Theorie rein gegenstandsorientiert, objektiv ist, besagt der Ideologievorwurf, daß der Denkende etwas von seiner Subjektivität in die Aussage eingeschmuggelt hat. Sein Gefühlsverhältnis zu einem Objekt geht als ein angeblich-Objektives in die Aussage ein. Das Gefühlsverhältnis ist Gerichtetheit des Gefühls auf ein Objekt. Das gerichtete Gefühl aber gehört der Subjektivität des Fühlend-Denkenden zu — nicht dem gefühlsbezogenen Objekt. —

Im Fall des Werturteils — das also eine ideologische Erscheinung ist — hat die Aussage überhaupt keinen andern Inhalt als eben den der Objektivierung und Theoretisierung des Gefühlsverhältnisses. Das Werturteil ist somit reine Ideologie ohne allen echt-theoretischen Gehalt. Es sagt über den Aussagegegenstand nichts anderes aus als eben, daß er ästhetisch, moralisch oder in anderem Sinn »wertvoll« bzw. abwertig sei, enthält also nur die Objektivierung des Gefühlsverhältnisses.

In den meisten Fällen aber ist die Ideologie nur eine Beimischung zu echter Theorie. Ich muß es mir hier versagen, darzustellen, auf wie verschiedene Weisen das Ideologische in das echt-Theoretische eindringen kann: Als Prämisse für einen Schluß. Als Auslesegesichtspunkt für Beobachtungen, mit denen schein-induktiv die Richtigkeit des ideologischen Inhalts »bewiesen« wird. Als Blendung gegenüber gewissen Tatsachenzusammenhängen oder als Vergrößerungsglas. Als Vektor der formalen Begriffsbildung. Als Verführer zu schlichten logischen Fehlern. Usw. usw. Es wäre reizvoll und nützlich, die ideologischen Strukturen von Aussagen und Gedankengängen zu typisieren. Man fände vermutlich, daß das Ideologische je nach der Stelle, an der es in den Gedankengang eindringt, mehr oder minder remot auftritt, und daß es die

Theorie um so gründlicher verfälscht, um so schwerer zu durchschauen und aufzuweisen ist, je mehr remot es im Zusammenhang ist. Es würde sich bei feinerer Analyse auch zeigen, daß die das Denkergebnis verfälschenden Willensverhältnisse einmal zwischen dem Denkenden und dem Erkenntnisobjekt selbst, ein andermal zwischen ihm und einem andern, mit dem Erkenntnisobjekt nur in Beziehung stehenden Objekt besteht . . .

### *Ideologie — auf Theorie begrenzt*

*Nur* im Hinblick auf Theorie hat der Ideologiebegriff einen Sinn. Was heißt das, und was folgt daraus?

Fürs erste, daß die Gefühlslage selbst und der expektorative Ausdruck für sie nicht Ideologie sein können. Hier hat man die Begründung für den früher aufgestellten Satz: die Vorstellungen von einem gegenstands-inadäquaten Erleben (Fehl-Erleben) eines real Gegebenen ist sinnlos. Das Erleben eines Gegebenen seitens einer Person ist ein arationaler Akt. Die Art, *wie* eine Person ein real Gegebenes, also z. B. ihre Soziallage, erlebt und im Erlebnis auffaßt, kann daher nicht nach den Maßstäben richtig oder falsch beurteilt werden. Es gibt diese Maßstäbe nur in der Erkenntnis — also nicht in der Erlebnis-Ebene.

Der Wunsch der Beamten nach höherem Gehalt kann nicht Ideologie sein. Er ist eben ein Wunsch, ein Begehungsgefühl, das auf höheren Lebensstandard gerichtet ist. Der Stoßseufzer des Beamten: »Wenn man nur nicht so ein armer Schlucker wäre!«, ist nicht ideologisch, denn er ist keine theoretisch gemeinte, ist überhaupt keine Sach-Aussage. — Der von Beamten ausgesprochene Satz: »Wir wünschen höhere Gehälter«, kann zweierlei bedeuten. Ist er eine an die Bewilligungsinstanzen gerichtete Forderung, kann er nicht ideologisch sein, weil er in dieser Aussage-Absicht nicht theoretisch zu sein prätendiert. Ist er als mitteilende Beschreibung der tatsächlich bestehenden Wunschlage der Beamten gemeint, ist er nicht ideologisch, sondern echte Theorie. Er schmuggelt nämlich nicht den Wunsch in objektivierter Form in die Aussage ein, sondern macht den Wunsch als psychische Tatsache zum Aussagegegenstand. — Sagen aber die Beamten: »Der Staat schuldet uns besseres Gehalt für unsere Dienste«, so liegt Ideologiebildung vor. Der Beamte hat seinen Wunsch, zu einer objektiven »Pflicht« des Staates umgedeutet. — Nie kann die Wunschlage selbst eine Ideologie sein, ideologisch ist vielmehr der Gedanke, dessen Vater ein Wunsch ist.

So einfach und selbstverständlich das klingt, hat es doch weitreichende und nicht mehr so ganz selbstverständlich erscheinende Folgen. Ist es z. B. wahr, daß »der Liberalismus eine Ideologie des 19. Jahrhunderts« sei? Es kommt darauf an, was man mit Liberalismus meint. Der Satz ist falsch, wenn er sich auf die liberale Gesinnung, das Streben der Bürger nach sozialer und politischer Emanzipation bezieht. Eine politisch- oder sonstige — Willensrichtung kann nicht Ideologie sein, weil sie mit Theorie nichts zu tun hat. Der Satz ist auch falsch, wenn er sich auf die liberale Politik des Jahrhunderts bezieht. Ein im bestimmter Weise charakterisiertes System von Handlungsweisen kann nicht Ideologie sein. Wahr ist der Satz nur, wenn er sich bezieht auf die Doktrinen über die Gesellschafts- und Staatsstruktur, die aus liberaler Gesinnung hervorgewachsen sind und zur scheinrationalen Begründung eines politischen Handelns liberaler Linie dienen. — Das hat auch Folgen für das Gebiet des Religiösen. Religiöse Gefühle können an sich nicht ideologisch sein. Ideologisch dagegen ist alle dogmatische Theologie, die ja nichts anderes ist als eine Theoretisierung des a-Theoretischen, in diesem Falle eines religiös Irrationalen.

Nicht das Gefühls-, Willens-, Stimmungsmäßige usw. selbst also ist ideologisch, sondern nur dessen Konvertierung in ein Theoretisches. Nur innerhalb theoretischer Zusammenhänge kann das a-Theoretische als unzulässig, als funktionell fehlerhaft bezeichnet werden.

Doch muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß nicht nur Aussagen, d. h. Begriffsverbindungen, sondern auch einzelne isoliert stehende Begriffe als solche ideologischen Charakters sein können. Zum Beispiel »Wert«, »Freiheit«, »Gerechtigkeit« u. ä. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Begriffe aus dem moralisch-politisch-sozialen Bereich. Sie sind ideologisch insofern, als die Gefühlserlebnisse in begrifflicher Form generalisieren und damit einen Nicht-Inhalt als theoretischen Inhalt hypostasieren. Es gibt Gefühlserlebnisse, die wir Bewertungen nennen. Es gibt Wertvorstellungen oder Wertideen als bei gewissen Menschen bestehende Illusionen. Der geistige Gegenstand »Wert« aber ist — eben eine Illusion gewisser Personen. Über die Wertvorstellungen von Menschen kann man deskriptive und psychologisch analysierende Sach-Aussagen machen. Über den »Wert« als Inhalt dieser Vorstellungen kann man nichts anderes aussagen, als daß er ein Un-Begriff ist. Ähnlich mit der Freiheit. Es gibt Vorstellungen von Zuständlichkeiten, die gewissen Personen als »Freiheit« vorschweben. Es gibt auch definierbare Freiheiten, z. B. die Bekenntnis-, Presse- oder Gewerbefreiheit. Aber Freiheit an sich ist ein völlig inhaltloser Un-Begriff, usw. usw. — Alle Sätze, in denen solche magischen Worte »im Ernst«, d. h. nicht nur in Form eines Referats bei andern fest-

gestellten Fehl-Denkens, vorkommen, sind *per se* theoretischer Unsinn. Indem solche Vorstellungen als Begriffe proklamiert werden, d. h. mit dem Anspruch auftreten, daß über ihren Inhalt theoretische Sach-Aussagen gemacht werden können, sind sie ideologischer Natur.

»Ideologie« ist und bleibt »ein Vorwurf«

Es muß somit sein Bewenden dabei haben, daß das Wort Ideologie eine Herabsetzung enthält. Es besagt nämlich einfach das Auftreten von Gefühlserscheinungen dort, wo sie nichts zu suchen haben —: im theoretischen Denken. Die Herabsetzung trifft nicht die Gefühlserscheinungen, sondern die von ihnen infizierte Theorie.

Es ist natürlich auch nicht beabsichtigt, das theoretisch-sachliche Denken als eine im Verhältnis zur Gefühlsreaktion »höhere« Funktion erscheinen zu lassen. Gesagt ist nur soviel: im Erkenntnisprozeß und der Erkenntnisaussage sind Gefühlsmomente systemfremd, illegitim. Niemand befiehlt uns zu erkennen. Wenn wir aber zu erkennen, einer Erkenntnis zuzustreben behaupten, müssen wir die Einmischung von Gefühlsverhältnissen vermeiden. Nicht die Gefühlsverhältnisse als solche, sondern ihre theoretischen Objektivierungen sind abzulehnen. Abzulehnen im Namen des theoretischen Erkennens, das entweder gefühls-emanzipiert — oder eben nicht Erkenntnis ist. Es ist eine törichte Frage, ob man sachlich oder subjektiv sein »solle«. Sachlichkeit ist keine allgemeine Tugend, Subjektivität kein Laster. Aber Sachlichkeit ist Voraussetzung richtigen Erkennens — und *nur* das theoretische Erkennen fordert Sachlichkeit als Voraussetzung, weil nur das theoretische Erkennen dem Maßstab der Richtigkeit (Wahrheit) unterworfen ist. Wer in seinem theoretischen Denken nicht durch asketische Distanznahme den Gefühlsfaden zu zerschneiden vermag, der ihn an das zu Erkennende bindet, erkennt nicht die Dinge, sondern interpretiert sein Verhältnis zu ihnen. Er findet nicht Wahrheit über seine Denkgegenstände, er findet allenthalben und in alle Ewigkeit nur —: sich selbst.

Nur im Vorübergehen mag auf etwas hingewiesen sein, das schon *Mannheim*<sup>1</sup> und eingehender der geniale, jungverstorbene *Ernst Grünwald*<sup>2</sup> betont haben: auf den Unterschied zwischen »Ursprungs- und Sinn-genesis« der Aussagen. Nur sofern das Gefühlsverhältnis theoretisiert als Gegenstand in den Gedankengang selbst eingeht, kann es ihn

1 Handwörterbuch der Soziologie, hrsg. von Alfred Vierkandt, Stuttgart 1931, S. 662.

2 Vgl. Ernst Grünwald, Das Problem der Soziologie des Wissens, Wien—Leipzig 1934.

verfälschen. Die Tatsache, daß der thematisch-problematische Impuls, die Hinlenkung der Erkenntnisabsicht auf einen Erkenntnisgegenstand schon an sich ein Gefühlsverhältnis des Denkenden zum Gegenstand ist, schadet nicht der theoretischen Echtheit des so stimulierten Gedankenprozesses. Dieses Gefühlsverhältnis gibt der Denktätigkeit den vitalen Anstoß, dringt aber nicht als para-theoretischer Bestandteil in Prozeß und Ergebnis des Erkennens ein. Wer aus einem vitalen Antrieb, aus der Willensrichtung auf ein Etwas, dieses Etwas und seine Zusammenhänge in der raumzeitlichen Wirklichkeit zum Gegenstand seiner Erkenntnisanstrengungen macht, braucht nicht aus diesem Grunde ideologisch zu denken. Der Forscher, der im Dienste kriegerischer Zerstörungsabsichten an der Konstruktion von Atombomben arbeitet, kommt hinsichtlich der Atomspaltung dennoch zu ideologiefreien Erkenntnissen. In diesem — und nur in diesem Sinn ist der gelegentlich gegen die Ideologiekritik erhobene Einwand<sup>1</sup> richtig, daß »Seinsfaktoren« das Denken nicht notwendigerweise verfälschen, sondern möglicherweise richtiges Denken begünstigen. Die Tatsache ist richtig, vorgebracht als Einwand gegen die Ideologiekritik (und »Wissenssoziologie«), rennt sie offene Türen ein.

#### *Ideologiekritik und Wissenssoziologie*

Gegen diese seinerzeit von *Mannheim* mit großem Aufwand an Gelehrsamkeit durchgeführte Unterscheidung sind viele Einwände möglich und in der Tat erhoben worden<sup>2</sup>. Für eine Wiederaufnahme der prinzipiellen Auseinandersetzung ist hier kein Raum. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß die hier vorgenommene Bestimmung des Ideologiebegriffs eine solche Unterscheidung ausschließt. Sie steht und fällt bekanntlich bei *Mannheim* selbst mit den parallelen Gegensätzen psychologisch und noologisch, partikuläre und totale Ideologie, Interesse und konstitutive Seinsverbundenheit. Ich weise hier nur darauf hin, daß der Gegensatz zwischen psychologisch und noologisch die Annahme einer überpersönlichen Manifestation von Real- oder Seinsfaktoren voraussetzt — eine Annahme, die, metaempirisch wie sie ist, wissenschaftlich indiskutabel bleibt. Sie ist nicht Erkenntnis, sondern Schau. Was den parallelen Gegensatz partikuläre und totale Ideo-

<sup>1</sup> H. Iversen, *To Essays om vor Erkendelse*, Kopenhagen 1918, S. 154 ff.

<sup>2</sup> Ich habe in meiner *Sociologi*, Kopenhagen 1939, S. 438 ff., ausführlich dargetan, warum mir die Konzeption einer Wissenssoziologie als besonderer Disziplin von Grund auf verfehlt erscheint.

logie angeht, so ist hierzu dreierlei anzumerken: 1. Ob eine gegebene ideologische Erscheinung das eine oder andere sei, läßt sich niemals feststellen, die Unterscheidung ist daher ohne Erkenntniswert. — 2. Die totale Ideologie ist — in *Mannheims* eigener Fassung des Begriffs — nicht ein Gedankengebilde gleich der partikulären, sondern eine Disposition und Struktur des Denkens selbst. Die beiden Begriffe sind somit gar nicht koordiniert, sondern setzen an verschiedenen Ebenen an. — 3. *Mannheim* selbst vermag den Unterschied nicht durchzuführen. Er behandelt den Konservatismus<sup>1</sup> und andere politische Strömungen folgerichtig als Totalideologien, bezeichnet sie aber zugleich als partikulär<sup>2</sup> in einem vom sonst festgehaltenen Begriff der Partikularität abweichenden Sinn (»Teileinsicht«). Er wird an seinem eigenen Begriffsapparat irre. — Völlig unglücklich ist der Versuch, Ideologiekritik und Wissenssoziologie so zu unterscheiden, daß die erste bewußte Lügen und Verhüllungsabsichten zu entlarven, die zweite aber »notwendige« Sichtweisen zu analysieren habe<sup>3</sup>. Wie will man einem Gedankengang, einer Aussage ansehen, ob sie in Verhüllungsabsicht oder *bona fide* vorgetragen werden? Kann nicht auch das Interesse partikulär — im Hinblick auf einen abgrenzbaren Zusammenhang — den Denkenden selbst verblenden? — Das alles nebenbei. Hier kommt es nur auf den Unterschied zwischen — *bona* oder *mala fide* — Interesse-bedingt verfälschtem und durch Seinsfaktoren konstitutiv gesteuertem Denken an.

Dazu ist denn von vornherein zu sagen, daß der Begriff des »Interesses«, dieses terminologischen Chamäleons, völlig undefiniert gebraucht wird. Ist nur an sogenannte materielle Interessen gedacht? Und was sind »materielle« im Gegensatz zu anderen Interessen? Oder ist Interesse in einem allgemeinen, psychologischen Sinn als eine Willenshinnwendung auf Objekte gemeint? Impliziert dann nicht die Seinsverbundenheit immer zugleich eine Interessiertheit in diesem Sinn, ein Willensverhältnis des Denkenden zu den Faktoren, die sein Sein bestimmt?

Fürs zweite und hauptsächlich aber: das »konstitutive Hereinragen« von Seinsfaktoren, Sozialstrukturen oder was immer es sei in den Denkprozeß ist geistreich und tief sinnig klingendes Wort-Werk, unter

1 Vgl. *Archiv für Sozialwissenschaften*, Bd. 57. — *Handwörterbuch der Soziologie*, hrsg. von Alfred Vierkandt, S. 663.

2 Vgl. Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, Bonn 1929, S. 113 ff. bes. S. 115 f.

3 Vgl. *Handwörterbuch der Soziologie*, hrsg. von Alfred Vierkandt, S. 660.

dem man sich nichts Vernünftiges vorstellen kann. Das »überpersönliche Zurechnungssubjekt« ist eine Mythe. Wenn vom Denkprozeß, der nach allgemeiner Auffassung im Gehirn vor sich geht, die Rede ist, dürfte es müßig sein, sich um eine »Transzendierung des Individu in Richtung auf ein Kollektivsubjekt«<sup>1</sup> zu bemühen, da »Kollektivsubjekte« nachweislich kein Gehirn besitzen. Das »Individu« denkt. Ihm, nur ihm, sind die Gedanken zuzurechnen.

Es ist oben gezeigt worden, daß nicht »Seinsfaktoren« oder »Sozialstrukturen« eindringen, sondern die Gefühlsverhältnisse des Denkenden zu ihnen von ihm in schein-objektivierter Form eingemengt werden. Wenn das richtig ist, gibt es eine »noologische« Wissenssoziologie überhaupt nicht. Alle Gedankenprodukte sind (logisch und) epistemologisch auf ihren verifizierbaren Gehalt hin zu analysieren. Daneben mögen sie ideologiekritisch auf den Gefühlsursprung ihrer fehlerhaften Bestandteile, das Ideologische in ihnen, untersucht werden. Hierbei wird man neben anderen Gefühlsverhältnissen auf solche stoßen, die durch die soziale Umgebung des Denkenden — die Sozialstruktur der Zeit oder seine Stellung innerhalb der Gesellschaft seiner Zeit — bedingt sind. So weit und nur so weit — reicht die Aufgabe der Soziologie im Hinblick auf die Denkkritik. Die Aufgabe ist sozialpsychologischer Art, denn die Sozialstruktur macht sich im Denken geltend durch Vermittlung der Gefühlszuständigkeit des Denkenden. Wenn nun aber alle Ideologie auf der Konvertierung von Gefühlsverhältnissen in para-theoretische Vorstellungen beruht, kann es keinen grundsätzlichen Unterschied ausmachen, ob das konvertierte Gefühlsverhältnis ein »Interesse« an einem Objekt oder anderer Art ist. Das Gefühlsverhältnis kann ein Begehren nach dem Objekt sein (das meint wohl *Mannheim* mit der Interessiertheit), oder es kann z. B. in der innigen Gewöhnung an das Objekt, im ästhetischen Gefallen, der sittlichen Billigung usw. usw. bestehen. Die Methode der Analyse muß in allen Fällen die gleiche sein. A sagt über Gegenstand n dies und dies aus. Das Ausgesagte ist falsch oder halbwahr. Ist auf Grund der Sozialposition des A zu vermuten, daß er in einem Gefühlsverhältnis besonderer Art zu n oder zu einem in die Beurteilung von n involvierten andern Gegenstand steht? Ist dies Gefühlsverhältnis von der Art, daß die Fehlbeurteilung von n durch A darauf bezogen werden kann? — Es bleibt mir hier nur hinzuzufügen, daß die interessierte Lüge<sup>2</sup> überhaupt keine Ideologie, die Entlarvung der in bewußter Verhüllungs-

<sup>1</sup> Vgl. Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, a. a. O., S. 19 f.

<sup>2</sup> Karl Mannheim, in: *Handwörterbuch der Soziologie*, a. a. O., S. 660.

absicht aufgestellten Behauptung keine Aufgabe der Ideologie-Kritik ist. Der Lügner denkt nicht falsch und nicht befangen. Er denkt richtig und will nur den andern ein X für ein U vormachen. Gegenstand der Ideologiekritik wird die Verhüllungsaussage nur: 1. sofern — was die Regel sein dürfte — der Verhüllende selbst an sie glaubt, also nicht (nur) Betrüger, sondern (auch) Selbstbetrüger ist, und (oder) 2. die Verhüllungsaussage von den andern geglaubt wird und in ihr Denkrepertoire eingeht. In diesem zweiten Fall ist zu fragen, welche bei ihnen bestehenden Gefühlsverhältnisse sie für die Verhüllungsaussage empfänglich gemacht haben.

### *Emanzipation von der Ideologie*

Durch die *Mannheimsche* These der *notwendigen* Seinsverbundenheit des Denkens, den Pan-Ideologismus, wird der Ideologiebegriff von seiner herabsetzenden Bedeutung befreit. *Moralisch* herabsetzend ist er natürlich von vornherein nur dann, wenn man Lüge oder Verhüllungsabsicht im Auge hat. Die sind aber hier aus dem Ideologiebegriff ausgeschaltet worden. Dagegen ist weiter oben an der im erkenntniskritischen Sinn herabsetzenden Bedeutung des Ideologiebegriffs festgehalten. Mit andern Worten: Theorie, die ideologische Bestandteile enthält, ist als Theorie unzulänglich. Ein solches Urteil hat nur dann einen Sinn, wenn die Ideologie vermeidlich ist, also nicht auf notwendiger Seinsverbundenheit des Denkens beruht.

Diese *Mannheimsche* These hat geradezu katastrophale Folgen gezeitigt. Jeder beliebige Charlatan kann sie aufgreifen und zur Scheinrechtfertigung seiner willkürlichen Behauptungen und »Deutungen« mißbrauchen. Ein Beispiel für viele ist der eingangs genannte *A. Pfennig*. Ganz allgemein hat der pan-ideologische Lehrsatz Wasser auf die Mühle des Intuitionismus gegossen, den Erkenntnis-Defaitismus mit einem theoretischen Argument versehen<sup>1</sup>. Wenn ideologiefrei objektives Denken doch unmöglich ist — warum dann nicht sich gleich dem ideologischen Denken verschreiben? — Daß *Mannheim* diese Folgerung weder beabsichtigt noch vorausgesehen hat, versteht sich am Rande.

<sup>1</sup> Hans Freyer, *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft*, Leipzig 1930, S. 113, spricht von »der Möglichkeit . . ., daß gerade die soziale Gebundenheit einer Erkenntnisweise die Chance bedeutet, bestimmte Seinsregionen besonders rein und besonders tief zu erkennen« (!!) und stellt S. 305 fest: »nur wer gesellschaftlich etwas will, sieht soziologisch etwas.« Von da führt eine gerade Linie zu der nationalsozialistischen Apotheose der Subjektivität.



Nun ist die Gemeingefährlichkeit einer Lehre kein Argument gegen sie — wenn sie wahr ist. Daß *Mannheims* Lehre von der konstitutiv-notwendigen Seinsverbundenheit unrichtig ist, dafür läßt sich ein erkenntnistheoretischer Beweis nur in großer Ausführlichkeit erbringen. *Ad hoc* ist es genug, die Lehre durch einen einzigen Hinweis *ad absurdum* zu führen. *Mannheim* selbst führt zur Erhärtung seiner These an, daß geistige Erzeugnisse — als Manifestationen der Sozialstruktur ihrer Zeit — datierbar seien. Das müßten sie in der Tat sein. Sie sind es aber nicht. Man kann furchtbar danebenhauen. Es gibt nachweislich Denker, die »gegen« den Geist ihrer Zeit, »gegen« die Struktur ihrer Soziallage gedacht haben. »Notwendig« und »konstitutiv für den Aspekt« ist die Seinsverbundenheit also nicht.

Damit tritt die Notwendigkeit erneuter Prüfung der Frage nach der Möglichkeit ideologiefreien Denkens auf.

Der *homo vitalis* ist »seinsverbunden«, d. h. er steht als lebendes Subjekt in mannigfachen Gefühlsbeziehungen zu allen den Objekten, die er in seinem Bewußtsein erfaßt. Wie kann er sich dann als *homo intellectualis*, d. h. in seiner Erkenntnistätigkeit von diesen Gefühlsbindungen emanzipieren? Grundsätzlich auf zweierlei Weise.

1. Dadurch, daß der Gegenstand in die rein-theoretische Ebene gerückt wird. Das entspricht den von *Mannheim* als Distanznahme, Formalisierung und Theoretisierung beschriebenen Prozessen. Der Erkenntnisgegenstand wird dadurch in einer Modalität erfaßt, in der er seiner Appelle an das Gefühl des Erkennenden entkleidet ist. Man *kann*, auch als Willens-Demokrat, über den Parlamentarismus ideologiefreie Aussagen machen, indem man z. B. formalisierend feststellt, daß Parlamentarismus eine Regierungsform sei, darin bestehend, daß gewählte Volksvertreter die gesetzgebende Gewalt in Händen haben und die politischen Maßnahmen der aus ihnen hervorgegangenen Regierung kontrollieren. Oder man kann sich ideologiefrei über Parlamentarismus aussprechen, indem man seine geschichtliche Entstehung und Entwicklung darstellt. — Daß man auch in solche Aussagen theoretisierte Gefühlsverbindungen einmengen *kann*, ist eine andere Sache. Es nicht zu tun, ist möglich, ist eine Frage intellektueller Gefühlsaskese und Selbstkontrolle. Man hat sich insoweit auf die der Mathematik verwandte, rein formale, begriffs-analytische Darstellung »theoretischer Möglichkeiten« einerseits und in materialer Hinsicht auf die unter kontrollierten Prämissen positiv-empirisch verifizierbaren Feststellungen zu begrenzen.

2. In dieser detachierten, theoretisch-kühlen Distanznahme wird man freilich gerade auf die »brennenden« Fragen keine Antwort geben können. »Brennende« Fragen sind ja eben die, welche unser existen-

tiales Verhältnis zum Erkenntnisobjekt betreffen. Hier läßt die Gefühlsbindung sich nicht ausschalten. Dieses Denken, das den Gegenstand nicht in uninteressierter Beobachter-, sondern in interessierter Beteiligungsperspektive hat, sei als *pragmatisches Denken* im Gegensatz zum rein theoretischen bezeichnet. Pragmatisches Denken ist *per definitionem* ideologiebedrohtes Denken.

Ist es nun wegen dieser grundsätzlichen Ideologiegefahr dem Erkennen versagt, ist es theoretisch unzulässig, sich überhaupt mit den existential wesentlichen Facetten von Wirklichkeiten zu befassen? Natürlich nicht. Die Emanzipation von der Ideologie liegt hier in der existentialen Selbstanalyse. Mich prüfend weiß ich, daß ich ein Gefühlsverhältnis zum Erkenntnisobjekt in so und so gestellter Problematik habe. Durch Analyse meiner Seinslage bin ich imstande, das Feld der ideologischen Gefährdung meines Denkens in bezug auf den gefühlsbezogenen Gegenstand zu umschreiben und die Richtung der ideologischen Gefährdung zu peilen. Indem ich dies tue, hebe ich allerdings nicht mein Gefühlsverhältnis zum Erkenntnisobjekt auf, erkenne es aber selbstkritisch als potentielle Ideologiequelle. Dies gewährleistet mir die Befreiung aus der *naiven* Befangenheit. Teils ist es in dieser Erkenntnisattitüde möglich, in der Tat die Ent-Pragmatisierung der Denkprozesse um einiges weiter vorzutreiben. Teils werden die Grenzen zwischen rein-theoretischer und pragmatisch-ideologiebedrohter Einsicht deutlich und bewußt. Teils endlich wird die Subjektivität der unauflösbaren pragmatischen Aussageprämisse offen mitgeteilte Abgrenzung des ideologischen Gefahrenfeldes weitgehend neutralisiert.

## 20. Befreiung aus dem Ideologiebann

(Die Emanzipation von der Befangenheit)

Aus dem Nachlaß.

*A. Lehrgeschichtliche Umschau.* — Von den Versuchen der Antike abgesehen ist die allgemein-erkenntniskritische Frage auf breiter Basis und als Kernstück geistiger Orientierung erstmals vom beginnenden Barock gestellt. Der Zerfall der mittelalterlichen Welt und ihrer wegweisenden Mächte hat die Grundfesten geistigen Seins fragwürdig gemacht. Jenes Zeitalter der Erleuchtung — zum Unterschied von der später daraus hervorgehenden Aufklärung — setzt die Vernunft in die Weltherrschaft ein. Die Vernunft, als überirdisches Prinzip an die Stelle der *providentia Dei* tretend, ist nicht so sehr Funktion des Menschen als Macht über ihm. Die Denkkritik ist hier teils immanent teils psychologisch: »die Vernunft« irrt nicht; der Denker irrt nicht, wenn er den immanenten Denkgesetzen folgt und jene Sünden menschlicher Schwäche meidet, die Bacon durch die vier Idole umschreibt. Das Barock ist noch geistesaristokratisch; die Vernunft wird *durch* die von den erlauchten Geistern beratene absolute Staatsmacht *für* die Untertanen verwirklicht; der Vernunft ist genügt, wenn die erlauchten Geister ideologiefrei denken. — Die bürgerliche Aufklärung demokratisiert dann die Vernunft, das zu politischer Aktivität berufene Volk soll »richtig denken«. Die Wahrheitserkenntnis selbst ist auch hier noch nicht durch ideologische Verblendung bedroht. Wie die klassische Nationalökonomie der Zeit ihren *homo oeconomicus*, so hat die Philosophie ihren *homo logicus sive rationalis* konstruiert. Denkt auch der Laie falsch, verwaltet doch die Wissenschaft die objektive Wahrheit. Für die Lauterkeit der Theorie ist gesorgt, aber um der richtigen Gestaltung des praktischen Daseins willen soll auch das Volk richtig denken lernen, Ideologiekritik ist da weniger Aufgabe der Forschung als der Volks-erziehung. Sie dient insofern nicht der Wahrheitserkenntnis an sich, sondern soll das Laienauge für schon erforschte Wahrheit öffnen. Die Laienblindheit beruht psychologisch auf der Triebknechtschaft (Interesse) und der von Fortschrittsfeinden dem Volk aufgestülpten Falkenkappe (Priestertrug). Ideologiekritik ist Wissenschaft

zur Aufklärung gegen Laientum und Unmündigkeit des Geistes. Der *allgemeine* Ideologieverdacht ist nicht erhoben.

Hier ist auch der Positivismus beheimatet; er ist der Richtigkeit eines Denkens sicher, das sich an Erfahrung des »positiv gegebenen« hält. Mystik wird von der Metaphysik, diese von positiver Wissenschaft abgelöst (*Comte*) — das ist Fortschritt. — Auch der *Emotionalismus* zweifelt nicht an Möglichkeit, — wohl aber am Wert ideologiefreien Denkens. Das gilt für *Nietzsche* und *Pareto* so gut wie für *Sorel*, *Berth*, *Delaisi* (*Contreéclaircissement*). — *Paretos* Lehre verdient besondere Beachtung. Die Aussagen, womit wir unser Handeln motivieren, sind Derivata und unwahr; die wahren (triebhaften) Motive werden verhüllt, sind Residua. Da die menschliche Triebnatur so gut wie konstant (?) ist, kann die »Gesellschaftsmechanik« die Derivata, diese Scheinlogisierungen der Triebe, leicht durchschauen und zu den Residuen vordringen. Wie die Aufklärung, so glaubt auch *Pareto* an die ewige Gleichheit der menschlichen Natur; wo aber die Aufklärung optimistisch meint, man müsse nur schlummernde Kräfte wecken, resigniert *Pareto*, gleichwie *Freud*: stets wird die primitive Triebnatur herrschen. Aber merkwürdig: nur, wo es gilt, ein *Handeln* zu begründen; theoretisches Denken ist über dem bloßen *Ideologieverdacht* erhaben, die aufgeklärte Fiktion des *homo rationalis* ist insofern ungeboren.

Ganz anders *Hegels* Geistesphänomenologie. Hat schon in *Lessings* theophanischem Geschichtsbild der Irrtum eine positive Rolle im Erziehungsplan Gottes, so setzt *Hegel* ideophanisch den absoluten Geist an Gottes Statt. Was geschieht, ist als Stufe der Selbstverwirklichung des Geistes, vernünftig; Irrtümer sind Umwege des Geistes zu sich selbst. Er aber, *G. W. F. Hegel*, ist der vollen Richtigkeit seiner Philosophie sicher; er ist dem absoluten Geist verbündet; dieser ist in ihm, *Hegel*, zu sich selbst gekommen; damit endet die Historie, der Verlauf der Ideophanie ist abgeschlossen.

*Marx* »stellt *Hegels* Geschichtsmetaphysik vom Kopf wieder auf die Beine« (*Engels*). Aus *Feuerbachs* und seiner französischen Vorgänger ahistorischem Materialismus und *Hegels* historischem Weltbild gestaltet sich ihm der historische Materialismus. Ist bei *Hegel* die Ideophanie Inhalt der Weltgeschichte, so bei *Marx* die Entfaltung des ökonomischen Prozesses; alles andre ist Überbau. Träger des ökonomisch-sozialen Prozesses sind die Klassen kraft der Produktionsverhältnisse, in denen sie stehen. Ihr Sein bestimmt ihr Bewußtsein, dessen Richtigkeit oder Verkehrtheit durch ihre Rolle im Geschichtsprozeß schicksalhaft bedingt ist. Auch *Marx* setzt der Geschichte einen Endpunkt — aber nicht in sich selbst und jetzt, sondern in der unmittelbar bevorstehen-

den proletarischen Revolution. Sie beseitigt die Klassen durch Sozialisierung der Produktionsmittel und befreit so das Denken aus der Knechtschaft der Produktionsverhältnisse. Denken und Wirklichkeit kommen dann in Deckung. Doch ist die volle Wahrheit durch die kapitalistische Weltordnung vernebelt, aber durch die Schwaden kann das Proletariat als Träger des abschließenden Geschichtsschritts schon Konturen der Wahrheit sichten; es hat als erste Klasse in der Weltgeschichte die Schicksalhaftigkeit des ökonomischen Prozesses erkannt und ist zu deren Überwindung berufen.

Diese Umkehrung der *Hegelschen* Geschichtsmetaphysik ist — gleichfalls *Metaphysik*. Ihre Empirisierung stammt auch erst aus *Marx'* späterer Zeit, unter starker Beteiligung *Engels'*. Da heißt es dann, der geschichtliche Tatsachenstoff müsse selbst den Primat der Wirtschaft offenbaren — wenn man nur »tief genug« grabe. Die *Marxsche* Geschichtsdeutung ruht aber als empirische These auf einem Ringschluß: alles Denken ist Ausschlag der Produktionsverhältnisse; bourgeoise Klassenlage bedingt ideologisch verzerrtes, proletarische Klassenlage garantiert richtiges Denken. Warum? Weil der Geschichtsverlauf für das Proletariat arbeitet, die Bourgeoisie aber »gegen die Geschichte« denkt. Das Wissen um die Richtigkeit proletarischen Klassenbewußtseins quillt aus einer Geschichtsprognose, die selbst Kernstück proletarisch-klassenbedingten Denkens ist. Der einzig gültige Beweis wäre die Bestätigung der Prognose durch den faktischen Geschichtsverlauf. Der Marxismus hat das bürgerliche Denken unter Ideologiebann gestellt, muß aber, sobald man seine Denkkritik ohne die metaphysische Geschichtsdeutung übernimmt, auch selbst den Verdacht dulden, proletarische Anti-Ideologie gegen die kapitalistische Welt zu sein.

Die Romantik bildet mit ihrem Pluralismus der Absolutsphären den Übergang zum *relativistischen Historismus* und zum Defaitismus; da der Historismus in *Mannheims* gleich zu betrachtender Theorie an seine äußerste Grenze geführt ist, mag hier vorerst nur der Defaitismus durch *H. Freyers* Beispiel beleuchtet sein. Wie *Dilthey*, aber aus romantischem Intuitivismus, gibt er *Hegels* metaphysische Sicherheit auf. Seine Soziologie will »Wirklichkeitswissenschaft« sein, d. h. aber angesichts der Geschichtlichkeit der Gesellschaft, daß die Soziologie selbst die Veränderbarkeit ihres Objektes in sich aufnehmen müsse. Der Aufweis der sozialen Abhängigkeit aller Denkformen bedeutet nicht ihre Demaskierung und Destruktion; diese Abhängigkeit selbst ermöglicht erst das tiefere Vordringen des Erkennens zu gewissen Seinsformen ... »die Entscheidung für eine bestimmte Willenslinie in bezug auf die gesellschaftliche Entwicklung ... bildet ... die apriorische Vor-

aussetzung für das System der Soziologie . . . nur wer gesellschaftlich etwas will, sieht soziologisch etwas.« Der Machtpolitiker *Napoleon* durfte sagen »on s'engage d'abord — puis on voit«; im Mund der Gelehrten ist es Verrat. Unverkennbar gleitet der wissende und oft scharf denkende Philosoph *H. Freyer* hier in den neuromantischen Dunstkreis der freideutschen Jugend zurück, aus der er kommt. Die Soziologie ist hier nichts als Selbstausslegung des Zeitalters. Auf diesem Boden wird das vom totalen Staat geforderte *sacrificium intellectus* leicht; es ist ja Aufgabe der Soziologie nunmehr, der geschichtlichen Veränderlichkeit folgend, dieser neuen Sozialwirklichkeit Selbstausslegung zu sein. Mit Begeisterung wirft man sich dem historischen Subjektivismus in die Arme. — Nicht allzufern von *Freyer* bezeichnet *Müller-Armack* die Wissenssoziologie als Ausgeburt eines sinnlosen Wahrheitsbegriffes; sie »deponiere die geistigen Werte auf den Sternen«. Überhistorische Wahrheit gibt es nicht; der Mensch lebt historisch, also ist auch sein Denken der Geschichte unterworfen; es ist so richtig wie es sein kann, wenn es sich gleich der Geschichte selbst in dynamischen Schwüngen bewegt. — *Müller-Armack* polemisiert da mit *Mannheims* eignen Gedanken gegen Sätze, die dessen Wissenssoziologie nicht enthält, sondern ausdrücklich ablehnt. Er wehrt sich gegen Deponierung der Wahrheit auf den Sternen; *Mannheim* sagt selbst von seinem Relationismus, er »schlägt nur dann in Relativismus um, wenn man ihn mit dem älteren statischen Ideal ewiger . . . Wahrheiten verbindet und an diesem, ihm disparaten Ideal (von absoluter Wahrheit) mißt«. Und was ist *Mannheims* »gleitende Denkbasis« anderes, als die vorweggenommene Erfüllung von *Müller-Armacks* Forderung, das Denken müsse ebenso dynamisch beweglich sein wie die Historie selbst? Über allem aber bleibt das Eine: überhistorisch-objektive Wahrheit mag unerreichbar sein; daß wir die Idee von ihr, und sei es nur als Zielbild haben und *erkenntnisehrfürchtig* Annäherung an das Ziel erstreben, kann nicht im Namen der *Historie* verboten werden.

*B. Die Mannheimsche Lösung durch »dynamischen Relationismus« und ihre Kritik.* — *Mannheim* sucht von seiner Ausgangsstellung, dem allgemeinen Ideologieverdacht, her gleichwohl einen »Umweg zu objektiver Wahrheit«. Der erste Schritt dazu ist die *Distanzierung* von der eigenen Realunterlage, der zweite ist die *Relationierung*, das Beziehen von Gedankengängen auf Realunterlagen, denen sie zurechenbar sind, der dritte Schritt ist das *Partikularisieren*, die Folgerung von der Seinsrelation auf den Gültigkeitsumfang des Gedankens. — Diese drei Prozesse ermöglichen die Schaffung einer *Umrechnungskontrolle*; was aus verschiedenen Aspekten verschieden, aber in seinen perspekt-

tivischen Grenzen richtig gesehen ist, wird vom schlechthin Falschen gesondert und kann dann zum Totalbild vereinigt werden.

So das Schema. Die Kritik setzt vorerst auf *Mannheims* eigener Ebene an; ein Lösungsversuch auf dem Boden der bisher entwickelten Gedankengänge folgt unter C). — Ich greife hier drei Hauptpunkte bei *Mannheim* heraus:

1. das Verhältnis zwischen Ursprung und Gültigkeit einer Aussage;  
2. die Rolle der Distanzierung; 3. die Gewinnung einer »sichterweiternden« Überperspektive.

1. Die Seinsverbundenheit einer Aussage führt nicht notwendig deren Ungültigkeit mit sich; auch das blinde Huhn findet Körner. *Mannheim* will nachweisen, daß der genetische Zusammenhang der Aussage mit bloßen Fakten die Geltung nicht stört, daß aber der Ursprung aus »sinnausgerichtetem Sein« (Sinngenesis) die Geltung der Aussage angreift. *S. Marck* leugnet vom Standpunkt des kritischen Idealismus her, daß die Genesis eines Urteils dessen Geltung überhaupt berühren könne. Nicht das Urteil, sondern nur das aktuelle Urteilen seien dem Gesetz der Seinsverbundenheit unterworfen. Die Wissenssoziologie reicht dann überhaupt nicht in die Ebenen der Erkenntnistheorie hinauf. Diese philosophische Grundfrage lasse ich hier absichtlich außer Spiel; darum habe ich auch bisher den Gebrauch des Ausdrucks *Erkenntnistheorie* vermieden und mich des allgemeinen Terminus *Erkenntnislehre* bedient. Während die Erkenntnistheorie sich nur mit den objektiven Prinzipien der Erkenntnis befaßt, umgreift die Erkenntnislehre außer dieser Erkenntnistheorie auch Untersuchungen über die Ursachen und äußeren Umstände des Erkennens. Hier hat die Soziologie ihren zweifelsfrei legitimen Anteil, während sie im engeren Bereich der Erkenntnistheorie des soziologistischen Überbegriffs zumindest verdächtig ist.

Weniger kritisch als ergänzend sind zur Frage Ursprung und Geltung von Aussagen ein paar Bemerkungen zu machen: a) Gerade auf dem Boden des Panideologismus ist es selbstverständlich, daß seinsverbundenes Denken zu richtigen Ergebnissen führen kann — sonst gäbe es ja *nur* falsches Denken. Selbst die Problemstellung — ja gerade sie — soll durch Seinsfaktoren gelenkt sein. Nun ist klar: ebenso, wie mir von einem Standort her gewisse Realien und Zusammenhänge »perspektivisch verdeckt« sind, muß umgekehrt auch jeder besondere Standort mir die Sicht auf andre Realien und Zusammenhänge öffnen, die für andre Standorte verdeckt sind. Die so herausgeforderte Problemstellung ist zwar standort- (oder zeit-) bedingt, also »ideologisch«, aber innerhalb eines allseitigen Systems der Seinsforschung doch richtig und gültig. Ein Beispiel etwa: innere Reibungen im industriell-

len Großbetrieb haben die betriebssoziologischen Fragestellungen nach der sozialen Struktur des Betriebskörpers herausgefordert; aber das Problem, einmal in einer besonderen Situation und aus vitalen »Ursachen« gestellt, hat Sinn und kann erforscht werden — weit über die zeitlichen und standortlichen Grenzen des großindustriellen Kapitalismus hinaus. — b) Auch hier erweist sich, daß die Abgrenzung von Seinsverbundenheit und Interessenabhängigkeit des Denkens unhaltbar ist. Auch für die Interessengenesis gilt wie für Zeit- und Standortgenese, daß sie nicht unbedingt die Gültigkeit des Urteils vernichtet. Wie die Schauperspektive so kann auch die Wunschspektive mich sowohl verblenden als mir die Augen öffnen — für etwas, das in andern Interessenlagen ohne vitale Bedeutung ist und darum übersehen wird. — c) Die Untersuchung des sehr differenzierten Verhältnisses zwischen Ursprung und Geltung wird erleichtert, wenn man sich deutlich hält, daß selten ein Gedankengang in seiner Gänze »ideologisch« ist; wär' es nicht so umständlich, so sollte man nicht von Ideologien sprechen, sondern nur vom »ideologischen Einschlag« in Gedankengängen oder Aussagen. Das trifft, scheint mir, auf eine Weise mit dem Satz von *S. Marcé* zusammen, man müsse Idee und Ideologie getrennt halten. Nicht für die Idee, sondern für ihre Realisierung gilt das Gesetz der Seinsverbundenheit. Anders ausgedrückt: Nicht das Kulturgut, sondern sein Schicksal im sozialen Raum ist Gegenstand der Kultursoziologie. Darum berührt der wissenssoziologische Begriff der Seinsverbundenheit nicht die Geltung, sondern nur Genesis, Kairos und soziale Valuta der Aussage. »Der Profit ist Vektor des wirtschaftlichen Fortschritts«; »Das Privateigentum ist die Grundlage der Gesellschaft« u. ä. sind kapitalistische Ideologien — aber doch nur, sofern sie Geltung über den Wirklichkeitsbereich der kapitalistischen Gesellschaft hinaus beanspruchen; innerhalb ihrer gelten sie.

2. *Die distanzierenden Tatsachen.* — Erst dort, wo innerer Abstand von der eigenen Seinsgrundlage gewonnen ist, kann das wissenssoziologische Problem gesichtet werden. Indem diese Distanzierung geschichtsbedingten Vorgängen zugeschrieben wird, fällt auch die Wissenssoziologie selbst unter das Gesetz der Seinsverbundenheit des Wissens. Solcher, im Geschichtsverlauf eintretender Distanzierungsvorgänge nennt *Mannheim* drei: a) sozialen Platzwechsel der Person (zwischen Nationen oder Sozialschichten). b) geschichtliche Veränderung der Seinsfaktoren, die mit den überlieferten Werten und Einrichtungen in Widerspruch geraten. c) Konkurrenz der Weltanschauungen und gegenseitige Auseinandersetzungen über sie. — *Mannheim* hält besonders b) und c) für entscheidende Auslöser der wissenssoziologischen Fragestellung. Mir scheint eher der unter a) genannte Prozeß aus-



schlaggebend. Die Seinsbasis sozialer Gruppen hat sich allezeit verschoben, überliefertes Geistesgut hat sich damit als nicht mehr zeitentsprechend erwiesen — ohne daß daraus in älteren Geschichtsepochen die wissenssoziologische Fragestellung aufgesprungen wäre. Überlieferte Geistesgebilde wurden keineswegs als Ausdrücke, Manifestationen, Überbau oder Adäquate einer früheren Basis verstanden, sondern einfach als überholt beseite geschoben.

*Giorgio Vasari* und seine Zeitgenossen dachten nicht daran, die gotische Kunst in Beziehung zu mittelalterlichen Seinsbedingungen zu setzen; sie war ganz einfach »die schlechte deutsche Manier«. Renaissance war objektiver Fortschritt. — Größere Bedeutung hat es sicherlich schon, daß wir uns seit der Französischen Revolution die politische Willensbildung (im parlamentarisch-demokratischen Staat) als Ergebnis einer Diskussion denken. Die Diskussion — mit praktisch-politischem Ziel — nötigt dazu, nicht bloß zu streiten, sondern auf den Gegner einzugehen, überhaupt die Mentalitäten von Sozialschichten verstehen zu lernen, sei es um dem fremden Standpunkt taktisch entgegenzukommen, sei es um ihn als Ideologie zu entlarven. Hier will gegnerisches Denken aus seinen Seinsgrundlagen verstanden sein. — Man weiß aber, eine wie geringe Rolle die Diskussion als Mechanismus der politischen Linienbestimmung spielt. Die pessimistisch-nüchternen Engländer haben allzeit weniger von der Findung einer *volonté générale* durch rhetorische Kunstübungen als vom pendelnden Gleichgewicht der interessierten Machtgruppen gehalten. Und dort, wo man den Gedanken des Ideenwettbewerbs, der politischen Willensbildung durch Diskussion hochhielt, also in dem durch den Optimismus der Aufklärungsphilosophie geprägten parlamentarischen Liberalismus festländisch-französischer Form, — dort war es eben doch mehr Gedanke als Wirklichkeit. Wohl spielte in der politischen Praxis der Wortkampf seine Rolle, aber nicht als *Diskussion*, die den Gegner überzeugen, sondern als *Agitation*, die seine Behauptungen im Urteil der Wählermassen zu fauler Ideologie und Humbug stempeln sollte, um die eigenen Behauptungen desto sicherer zu landen. In der politischen »Auseinandersetzung« handelt es sich also nicht eigentlich um Verstehen fremden und eigenen Denkens aus dessen Realbasis, sondern um Destruktion gegnerischer Behauptungen als bloßer Ideologien — und Darstellung der eigenen als dem wahren Sachverhalt entsprechend. Solche Geisteshaltung ist der wissenssoziologischen entgegengesetzt und darum kaum die Hauptquelle der Wissenssoziologie. — Das dürfte eher vom sozialen Standortwechsel der Personen gelten, weil es sich hier nicht um ein »sich versetzen«, sondern um tatsächliches »Versetztsein« in eine andere Seinslage handelt. Dergleichen ist zu allen Zeiten

vorgekommen, aber erst unter der Herrschaft des Prinzips sozialer Freizügigkeit in der »Klassengesellschaft« der Neuzeit ist es zur typischen Erscheinung und damit in größerem Umfang als distanzierender Prozeß wirksam geworden. Im folgenden Abschn. C wird davon mehr die Rede sein.

3. *Die Sichtverweiterung.* — *Mannheim* hält die perspektivische Einseitigkeit des Denkens für überwindlich, eine den positionsbedingten Einsichten übergeordnete Erkenntnis für erreichbar. Seine Begründung ist ein Beleg für die Gefahr, daß man bei bildlicher Ausdrucksweise das Vergleichsbild nicht im rechten Augenblick fahren läßt. Er setzt nämlich auch hier den Vergleich mit der optischen Perspektive fort und folgert: wohl ist jede Sicht auf ein körperliches Objekt — eine Landschaft etwa — standortperspektivisch bestimmt und die Gewinnung eines perspektivfreien Gesamtbildes unmöglich. Ich kann aber der Reihe nach verschiedene Standorte einnehmen, kann dann aufweisen, warum das Objekt sich von jedem dieser Standorte so und nicht anders ausnehmen *muß*, und ich kann endlich jeweils einen Standort als den für die Betrachtung eben dieses Objektes günstigsten bezeichnen, weil er die »optimale«, d. h. »fassungskräftigste« Perspektive bietet. Das klingt einleuchtend, ist aber — gerade auf dem Boden von *Mannheims* Voraussetzungen — unmöglich. Der Nachweis dafür ist durch näheres Eingehen auf besondere *Art* und *Wirkungsweise* der geistigen Perspektive zu führen.

Mit Recht gilt Naturwissenschaft für ideologisch minder bedroht als Geistes- und gar Sozialwissenschaft. Man könnte den Grund darin sehen, daß das naturwissenschaftliche Objekt interessenneutral, der Denker aber am sozialwissenschaftlichen stets mitinteressiert sei. Das bleibt an der Oberfläche. Auch abgesehen vom Interesse (Wunschrichtung) bleibt ein Unterschied in der Schauweise selbst. Sie ist *Außenschau* (Prospektive) gegenüber den Dingen der Natur, die nicht unmittelbar Sinnträger sind, denen ich als bloßer *Betrachter gegenüber-trete*; sie ist *Binnenschau* (Circumspektive) gegenüber der Menschenwelt, deren Gegenstände geschichtlich-sinnhafter Art sind, und zwischen denen ich als *Beteiligter meine Stellung habe*. Der Unterschied entspricht etwa dem, worauf *Mannheim* mit der Faktizitäts- und Sinngeneration abzielt. Die sinnhaften Seinsfaktoren haben angeblich nicht bloß genetische, sondern konstitutive Bedeutung für das Denken; es ist aber offenkundig willkürlich auswechselbar, gleich dem Standpunkt visueller Wahrnehmung, ist nur der Betrachterstandort für Außenschau. Die Binnenperspektive, auf die es für die Emanzipation des Denkens von der Seinsgrundlage vor allem ankäme, ist nicht wählbar, sondern mir als soziales Schicksal gegeben. Gewiß kann man

sich in fremde Seinslage hineindenken; nur genügt das leider gerade unter der Voraussetzung der konstitutiv wirksamen Seinsverbundenheit des Denkens nicht zur Emanzipation. Die Meinung ist doch, daß eine bestimmte Denkweise einer faktischen Seinslage zugehört, entspricht, aus ihr hervorgeht; zur Faktizität meiner Seinslage gehört aber, daß sie eben *meine* Seinslage sei, dadurch für mich kategorisch verschieden von jeder bloß vorgestellten, worin ich, hätte das Schicksal es gewollt, mich auch befinden könnte. Wenn die Seinslage fürs Denken konstitutiv ist, beruht das doch eben darin, daß sie *vital mein* Sein bestimmt, nicht nur intellektuell als bestimmend für *fremdes* Sein und Denken erkannt wird. Es ist — eben vom Grundgedanken der Seinsverbundenheit her — ein kategorischer Unterschied zwischen dem Standortwechsel im Experiment und im Ernstfall. *Darum* scheint mir wissenssoziologisch gesprochen die tatsächliche Verpflanzung von Personen aus einem sozialen Milieu in ein anderes der wichtigste unter den distanzierenden Vorgängen; er macht mir die Standortbindung meines Denkens unmittelbar zum Erlebnis (der Bauernjunge *Mannheims* in der Stadt), aber auch er hebt sie nicht auf. Die Binnenperspektive wird kompliziert, nicht eliminiert. Denn, erstens, wer faktisch an zwei — drei Standorte gesetzt war, kann aus *diesen*, nicht aus allen in der Gesellschaft der Epoche vorfindbaren Binnenperspektiven die Synthese bilden. — Zweitens, Übergang von einem Standort zum anderen befreit nicht aus der perspektivischen Enge der beiden, sondern gibt eine *dritte* Binnenperspektive — die des Umgeschichteten. — Drittens, an die Epoche als faktische Seinsbasis bin ich unentrinnbar gebunden, ihre Binnenperspektive ist unüberwindbar — und gerade die zeitliche Bindung ist, wie aus *Mannheims* Beispielen hervorgeht, die wissenssoziologisch weitaus wichtigste. Möglich ist mir also nur die Kenntnisnahme davon, daß andere zu anderen Aussagen kommen, und daß die Seinsbasis dieser anderen sich von meiner so und so unterscheidet. Daraus folgt, zunächst nur die relativistische Erkenntnis, daß Andersdenken möglich ist und vorkommt, ohne daß ich dem anderen einen formallogischen Fehler nachweisen oder mich selbst von ihm überzeugen lassen kann. Von der Gewinnung einer überperspektivischen Wahrheit durch Ausgleich, Kombination oder Synthese der standortbedingten Aussagen ist schon gar keine Rede — das unterstreicht *Mannheim* selbst — aber auch nicht von Auswählung einer »optimalen Sicht«, die er »ganz wie bei der visuellen Perspektivität« für möglich hält; es ist mir eben stets nur die Mitteilung anderer über das, was sie sehen, intellektuell zugänglich, nie aber kann ich selbst vital »mit ihren Augen« und »von ihrem Standpunkt« her sehen — denn ich habe unauswechselbar *meine* Augen und *meinen* faktischen

Standort. Kenntnisnahme von den abweichenden Aussagen anderer, Zuordnung dieser Abweichungen zu den Seinslagen — beides geschieht ebenfalls in der durch meinen Standort bedingten Sichtweise. Das ist aber, was Grünwald unter dem Namen »endloser Regreß« gegen die Wissenssoziologie einwendet.

Unter Voraussetzung der konstitutiven Seinsverbundenheit des Denkens ist als Maximum die Erkenntnis erreichbar, daß verschiedene Denkweisen typisch mit verschiedenen Seinslagen Hand in Hand gehen, und daß ich zwischen diesen Denkweisen nicht ohne weiteres nach dem Maßstab richtig-falsch zu entscheiden vermag. Ich kann versuchen, den faktischen Gleichlauf zwischen fremden Denkweisen und Seinslagen irgendwie zu verstehen oder plausibel zu machen. Insbesondere aber drängt sich verfeinerte Selbstkritik zwei sich begegnenden Linien entlang auf: 1. Ich habe die von meinem Urteil abweichenden Aussagen anderer deren andersgearteter Seinslage zugeschrieben. Nächste Aufgabe ist Aufstellung eines Katalogs der vorfindbaren Seinslagen und der von ihnen etwa zu erwartenden perspektivischen Wirkungen — meine eigene Seinslage inbegriffen. Die wissenssoziologische Analyse meiner eigenen und der fremden Seinslagen gibt mir an, in welcher Richtung und im Hinblick auf welche Denkbezirke meine eigene Seinslage mir verdächtig sein muß, mich ideologisch zu binden. — 2. Ich vergleiche meine Aussagen über bestimmte Gegenstände mit den Aussagen anderer über sie und erkenne gewisse, in abgrenzbaren Personenkreisen übliche Auffassungen als typischen Ausschlag von deren Seinslagen. Es mag sich aber herausstellen, daß die Personen, deren Denkweise mit meiner übereinstimmt, sich in einer der meinen verwandten Seinslage befinden. Wie nun der Urteilseinklang zwischen der Personen A, B, C . . . X, wenn er mit Gleichartigkeit ihrer, von der meinen abweichenden Seinslage zusammenfällt, mir den Verdacht der Seinsbedingtheit dieser Aussage nahelegt, so muß es mich gegen meine eigene Aussage mißtrauisch machen, wenn sie mit den im Bereich *meiner* Seinslage vorwiegenden Ansichten übereinstimmt.

Was damit erreicht ist, geht — um in *Mannheims* Bild der visuellen Vorgänge zu bleiben — nicht über *Abgrenzung des blinden Flecks* in meinem Sehfeld hinaus. Die wissenssoziologische Analyse meiner Seinslage und die Aussagen anderer lassen mich darauf schließen, wo im gesamten Denkfeld die mir perspektivisch verdeckten Bezirke liegen, wo, warum und in welcher Weise ich mir selbst verdächtig sein muß, verzerrt zu sein, und namentlich nicht mit ihren Augen.

Erreicht ist nur, daß die *naiv-unbewusste Befangenheit kontrolliertbewußt wird* und in Rechnung gestellt werden kann. Das ist nicht

wenig. Wo aber der Wissenssoziologe darüber hinaus die Möglichkeit standortüberlegener Synthese von der Ausgangsstellung der Seinsverbundenheit her und trotz ihrer konstruiert, gleicht er einem, der dauernd sich selbst am Schopf in die Luft zu heben versucht und nicht merkt, daß er sich längst alle Haare ausgerauft hat . . .

C. *Die Pflicht zur Emanzipation und ihre Erfüllung.* — So lägen die Dinge, wenn die Seinsfaktoren für das Denken konstitutiv wären. Es kann gegenüber der Wissenssoziologie nicht behauptet werden, daß unbefangenes, von der Seinslage des Subjekts unberührtes Denken ohne weiteres möglich sei. Das sagt auch niemand. Doch ist der Einflußmechanismus ein anderer und die Abhängigkeit minder zwingend, weil nicht im Denken selbst begründet.

1. *Denkstil.* — Die Wissenssoziologie selbst macht eine gewisse Ausnahme von der konstitutiven Seinsverbundenheit zugunsten der Naturwissenschaften. Hier, heißt es, könne man wirklich weitgehend von einem Fortschreiten der Erkenntnis sprechen, wo Seinsfaktoren nur faktizitätsgenetisch das Inerscheintreten neuer Einsichten herbeiführen oder ermöglichen. Der eigentliche Wirkungsbereich der Seinsverbundenheit wird auf Wissenszweige begrenzt, deren Geschichte kein schlichtes Fortschreiten ist, sondern in Epochen »dieselbe Gegenständlichkeit in neuer Aspektstruktur erfaßt« (*Mannheim*). Darum erscheint das Phänomen Denkstil symptomatisch für die Seinsverbundenheit. Nun ist früher angedeutet, die Wissenssoziologie spreche mit Recht von Denkstilen, sofern nichts anderes gemeint ist als die einer durchgängigen Neigung von Gliedern eines Kollektivs in bestimmten Richtungen und Formen zu denken. Das läßt sich erhärten, und es sind wohl auch verstehbare Zusammenhänge zwischen der in einem Kollektiv vorherrschenden Denkweise, seinen übrigen Kulturerscheinungen und seiner Realbasis aufweisbar. Soziologische Interpretation ist freilich vielfach gar zu flott im Aufweis von Entsprechungen. Das alles sind doch Verstehensversuche *ex post*. Würde man — Hand aufs Herz! — ohne vorheriges Wissen um die Gleichzeitigkeit von Frühkapitalismus und Renaissance beide einander zuordnen und zusammenordnen? Würde, wenn die Kultur einer Zeit ganz anders ausgesehen hätte als es der Fall ist, unser Verständnis — und Deutungsdrang nicht auch hier plausible Entsprechungen aufdecken? Riecht das alles nicht ein bißchen nach Rationalisierung von Fakten — so etwa wie ein Historiker scherzhaft definiert hat: Geschichte ist die Wissenschaft, die hintennach beweisen kann, daß es damals kommen mußte wie es wirklich kam. — Wie dem auch sei — hier fragt sich, was der Aufweis zeit- oder standortgemäßer Denkstile für die Gesetzmäßigkeit

wissenschaftlichen Denkens bedeutet. Die Wissenssoziologie sieht darin das Wirksamwerden einer notwendigen Abhängigkeit des Erkennens von den Seinsfaktoren der Zeit und des Standorts. Und das ist nicht etwa nur gemeint im Sinn eines mehr oder minder kräftig wirkenden Einflusses, sondern ganz strikt als unausweichliches, im Wesen des Erkennens selbst begründetes Verhaftetsein. Wenn das nicht schon im Begriff »konstitutiv« läge, ginge es doch hervor aus häufigen Hinweisen auf Datierbarkeit und Lokalisierbarkeit von Aussagen, darauf, daß auch hinter der Leistung von Genies die Seinsfaktoren bestimmend am Werk sind, daß eine gegebene Erkenntnis nur im Aspekt ihrer historischen Stunde möglich war. Dabei ist natürlich nicht an Fälle gedacht, wie etwa die Unmöglichkeit der bakteriologischen Einsichten vor Erfindung des Mikroskop oder der modernen Astronomie vor *Keplers* Fernrohr. Derart technische Bedingtheiten sind wissenssoziologisch so belanglos wie die Tatsache, daß *Thukydides* nicht die Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges schreiben konnte. Nicht Abhängigkeit vom potentiellen Denkbereich oder den technischen Hilfsmitteln seiner Durchdringungen, sondern vom »Aspekt« hat die Wissenssoziologie im Auge.

Wie aber steht es um die Durchschlagkraft des Denkstils? Es ist früher angemerkt, daß die Datierbarkeit von Aussagen *nicht* sicher ist. Welchen Sinn hat es, wenn wir von einem Denker des 17. Jahrhunderts sagen, daß einzelne seiner Lehren »ganz modern anmuten«, oder von einem Zeitgenossen meinen, seine Beweisführung »atme den Geist der Scholastik«? — Sehen wir nicht einen Historiker »bis an den Hals in konservativer Vorstellungswelt stecken«, indes wir jenem lobend nachsagen, er halte sich auch in kniffligen Fragen »so objektiv wie menschenmöglich«? — Die Lehre vom Hereinragen der Aspektstruktur ins Denkergebnis hat, — wie man sich auch drehen und wenden mag — für solche Abstufungen keinen Raum.

Diese Gradunterschiede — nicht in der Natur der Denkgegenstände, ihrer ungleichen Aspektempfindlichkeit sozusagen — sondern in der Person des Denkers begründen, besagen einmal, daß nicht die noologische, sondern die psychologische Ebene Einbruchsfeld der Befangenheit ist (davon nochmal unter Ziff. 3), zum anderen aber: Denkstil ist kein erkenntnistheoretischer, sondern ein kultursoziologischer Begriff. Straffer geformt, wer vom Denkstil einer Zeit (oder der Denkweise eines Kollektivs) spricht, kann damit nur sagen wollen, daß dies oder jenes Problem sich dem *Spinoza* nach Zeit und Standort in eben dieser und keiner anderen Gestalt geben *musste*. Kultursoziologisch kann wohl auch gesagt werden, ein bestimmtes Denkergebnis hätte, im 16. Jahrh. vorgebracht, fremd gewirkt und kaum Chancen gehabt, Ge-

meingut zu werden — es sind genug solcher zu ihrer Zeit unpopulärer und verketzterter Einsichten ausgegraben worden. Ebenso kann man urteilen: mit dem oder jenem ökonomischen Lehrsatz wird man unter Kleinbürgern, mit einem anderen unter Arbeitern die Rolle des Predigers in der Wüste spielen. Dennoch ist es keineswegs unmöglich, daß das Problem X statt im 18. schon im 16. Jahrh. gestellt, oder daß die der Geisteswelt *des* Beamten fremde Erkenntnis Y gleichwohl von *einem* Beamten befunden und formuliert worden wäre. Wie — das ist nachher auszuführen. Hier gilt es, vorerst festzustellen: Der Begriff des Denkstils ist kultursoziologisch (und geistesgeschichtlich), er bezieht sich auf Denkweise und Wissen »der Zeit«; er ist nicht erkenntnistheoretisch, nicht zwingend für das Denken des einzelnen Denkers. Er sagt kollektivpsychologisch etwas über Beschaffenheit des Wissensschatzes und der gängigen Denkweise innerhalb eines begrenzten sozialen Kreises — nichts noologisch darüber, welche Erkenntnis dem einzelnen, diesem Kreis zugehörigen Denksubjekt etwa unumgänglich aufgedrungen oder grundsätzlich verschlossen wären. Es handelt sich also hier nicht um Übernahme des *Schelerschen* Satzes von der relegierenden Wirkung der Seinsfaktoren; eine solche nimmt *Scheler* ja allgemein für das formulierte *Auftreten* von Geistesgebildeten an, während hier nur eine relegierende Wirkung angenommen wird im Hinblick auf die Frage, wieweit objektiviertes Geistesgut vom Kollektiv als objektives Geistesgut übernommen zu werden Aussicht hat.

2. Bis hierher ist geistesgeschichtlich und kultursoziologisch gesehen der Denkstil für die rationale Kultur dasselbe wie der Kunststil für die ästhetische Kultur. Aber geistessystematisch hat der »Stil« im Denken und Erkennen eine vollkommen andere Bedeutung als in der ästhetischen Kultur. In ihr sind die Stile Möglichkeiten für Entfaltung des Ästhetischen selbst; dem rationalen Geist aber sind stilistische Bestimmtheit und Stilwandel eigentlich systemfremd. In der rationalen Sphäre gilt ein Maßstab, den es in keiner anderen gibt: Die *Richtigkeit*; und in der rationalen Sphäre gilt *kein* anderer Maßstab als die Richtigkeit. Zwei künstlerische Darstellungen eines Objekts, von zwei Künstlern grundverschieden aufgefaßt, können eine jede vollendete Kunst sein; zwei Erkenntnisaussagen über den gleichen Gegenstand »aus verschiedenen Aspekten« sind bestenfalls halbe Wahrheiten. Wenn das von Aussagen behauptet wird, die durch innerhalb der zeitgenössischen Gesellschaft konkurrierende Sozialstandorte gefärbt sind, wird es schwer zu leugnen sein — warum sträubt man sich zuzugeben, daß auch der Grad der Freiheit von einem zeitbedingten Denkstil die Dignität einer Erkenntnisleistung ausmacht? Es nützt nichts, das aspektgebundene Denken legitimieren zu wollen, indem man das »ältere

statische Ideal ewiger desubjektivierter, unperspektivischer Wahrheiten«, neben dem das seinsverbundene Denken abfallen muß, als »ihm disparat« bezeichnet. Seit Menschen wissenschaftlich denken, schwebt ihnen dieses Ideal vor, und daß es nicht erreicht ist, hundertprozentig nie erreicht wird, ist kein zulänglicher Grund, es als Ideal zu stürzen und Götzen anzubeten.

Wenn die Erkenntniskultur einer Epoche von deren sonstigen Stilgepräge oder unmittelbar von den Seinsfaktoren, die auch dieses bedingen, nicht unberührt bleibt, so ist das ein Einbruch von systemfremden Wirkungen in den Bereich des rationalen Geistes — illegitim vom Standpunkt der Ratio aus. Der Denkstil ressortiert als besondere Erscheinungsweise des Kulturstils überhaupt unter die Kultursoziologie, die mit Theorie und Kritik der Erkenntnis unmittelbar nichts zu tun hat. Die Erkenntniskritik fragt nach der *Richtigkeit*, die Soziologie nach der *Richtung* des Denkens (die dieses mit anderen Formen der Geistestätigkeit gemein hat).

3. Niemand sagt, daß irgendein Denker ganz unbeeinflusst von Seinsfaktoren im allgemeinen, unberührt vom Denkstil der Zeit und der Denkweise seines Sozialstandorts im besonderen sei. Soweit aber Abhängigkeiten bestehen, sind sie psychologisch zu begreifen. *Mannheim* protestiert dagegen, daß man »den Erlebnisakt zum alleinigen Sitz der Ideologiebildung« mache; gerade das scheint mir nötig. Ein Vergleich aller Stellen, wo *Mannheim* partikulär — total, psychologisch — noologisch gegeneinanderstellt, zeigt, daß er psychologisch *nur* die aus dem *Interesse* fließende Verblendung (oder Lüge), alle andere Befangenheit aber noologisch nennt. Sein Hinweis, Interesse und Vorteil seien nicht die einzigen Befangenheitsquellen, ist in Ordnung; das hat aber *Bacon* schon gewußt, nicht-interessenbedingt heißt noch keineswegs: nicht-psychologisch; da sind affektive Einflüsse aufs Denken — aus Liebe, Haß, Furcht, Zorn, Enttäuschung...; da sind Gewöhnung, Macht des Vorbilds, vitale Verankerung in einer begrenzten Daseinswelt. Das alles wirkt in der Ebene der Psyche, nicht des Nus. Und gleiches gilt insbesondere von kollektiven Einflüssen aufs Denken; sie kommen aus dem triebhaft-psychischen.

Unterscheidet man Kollektivität und Singularität als Seinsmodi der Person, so gehört die rationale Geistestätigkeit ausschließlich der singulären Seinsweise zu, wenn auch diese ihrerseits sich nicht in rationalen Funktionen erschöpft. Als Singulum *kann* der Mensch denken — wenn er's auch nicht immer tut. Das Kollektiv und der Mensch *qua collectivum* denken überhaupt nicht; das Kollektiv kommt weder als reales noch als »Zurechnungsobjekt« von rationalen Leistungen in Betracht. Kollektive und die Menschen als Kollektivwesen haben auch zu



Denk- und Erkenntnisinhalten kein rationales, sondern ein emotionelles Verhältnis. Wenn massenweise gleichartige Denkinhalte auftreten, kann das dreierlei Gründe haben: 1. ein Satz —  $2 \times 2 = 4$ ; die Sonne gibt der Erde Licht und Wärme — ist allgemein einsichtig. Die denkenden Singula haben zwar nicht jedes selbständig die Einsicht gefunden, haben sie aber durch Belehrung begriffen. Der rationale Inhalt ist kraft seiner unumstößlichen Richtigkeit intellektueller Besitz einer Vielzahl von Denksubjekten. — 2. Eine Mehrzahl Singula ist gleichartigen Reallagen ausgesetzt und kraft deren primär mentalitätsformender Wirkung zu Findung oder Hinnahme gleicher (richtiger, einseitiger oder falscher) Urteile disponiert — ein psychologischer Prozeß. — 3. Denkinhalte — richtig oder falsch — sind von einem Kollektiv als objektiver Geist übernommen und anerkannt — damit aber kollektiv-emotionell »geladen«; sie treten dem einzelnen Gruppenmitglied mit einem aus irrationalen Quellen gespeisten Geltungsanspruch gegenüber (Tradition usw.). Diese Fälle sekundärer Mentalitätsformung durch Gebilde des objektiven Geistes sind für das Phänomen Denkstil besonders wichtig. Ausgesetzt sind diesen Einwirkungen alle Gruppenglieder — doch fragt sich, wieweit sie sich als denkende Singula zu wehren vermögen.

Ein bezeichnender Fall ist etwa die von *Mannheim* erwähnte lenkende Wirkung von »Denkmodellen«. Es ist richtig, Epochen und Gruppen bevorzugen gewisse Denkmodelle, und das bleibt nicht ohne Einfluß aufs Denkergebnis. Dabei handelt sich doch aber um das zu-Maniewerden einer Auffassungsform, die vielleicht in ihrem Ursprungsbereich ganz richtig ist, deren Übertragung auf andere Erkenntnisfelder aber gleich unrichtige (schiefe, einseitige) Ergebnisse zeitigt, wie auch sonst die Überspannung oder gar Realsetzung einer Analogie. Es entspricht keineswegs einem zeit- oder standortbedingten Aspekt, ist keineswegs durch die Lagerung der realen Lebenswelt geboten, daß etwa Soziologie und Historie der 80er Jahre naturalistische Denkmodelle anwandten; die betreffenden — und lange nicht alle! — Forscher waren nur von der Vorliebe der Zeit angesteckt, alles naturalistisch zu verstehen. Diese Vorliebe selbst ist wohl Niederschlag der Benommenheit von einer Reihe bedeutender naturwissenschaftlicher Fortschritte, in der öffentlichen Mentalität. Nichts, gar nichts kann noologisch dafür angeführt werden, daß der einzelne Forscher die Bilder der natürlichen Entwicklung, der Auslese, des Organismus usf. bei Lösung von Erkenntnisaufgaben übernahm, wo diese Modelle bestenfalls in begrenztem Umfang als Analogien taugen; er ist einfach — und das ist ein psychischer Vorgang — von der naturalistischen Zeitseuche angekränkt gewesen, wie zu anderen Zeiten andere Lieblings-

schemata verhindern mögen, daß die Methode vom Objekt und Problem her bestimmt werde. Nicht im zeitbedingten Verhältnis des Denksubjekts der Zeit zu deren Gesellschaft liegt der Grund dafür, daß diese als Organismus gesehen wird, sondern das Verhältnis der öffentlichen Meinung zum Organismusbegriff verführt zu dessen Übertragung auf die Gesellschaft. Ganz davon zu schweigen, daß Anwendung beliebiger Denkmodelle auch bloß darstellerische Gründe haben kann — ein Kniff des Verfassers, ein Entgegenkommen gegenüber dem Lesergros, und ohne Belang für den Inhalt. Man gibt dem Publikum die neue Suppe mit dem gewohnten Löffel ein. In der Barockzeit wurden viele höchst moderne, ganz profane Gedanken in den Denkmodellen scholastischer Theologie vorgetragen — oft bewußt so getarnt, wie wir es heute nennen.

Nur in einem Fall könnte das unmittelbare Hereinragen von Kollektivfaktoren in die noologische Ebene für sicher gelten: wenn unser Kategoriensystem sich nachweisbar gleichen Zugs mit der Sozialreform wandelte. Nichts scheint bislang diese Annahme zu stützen; weder *Jerusalem* noch die *Durkheimschule* noch *Mannheim* überzeugen da. Im Gegenteil scheint es, als habe sich zwar unser Categoriesystem entfaltet und verfeinert, in seinen Grundlagen aber nicht verändert, besonders nicht unter dem Einfluß der Sozialreform. Nicht einmal der Hinweis auf die Primitiven zieht, die rationalen Fähigkeiten seien bei ihnen minder ausgebildet, die rationalen Funktionen extensiv und intensiv von geringerer Lebenswichtigkeit; aber auch der Primitive denkt — sofern er eben *denkt* — nach den gleichen logischen Grundsätzen wie wir. Wozu umgekehrt kommt, daß z. B. das »magische Denken« keineswegs auf die Primitiven beschränkt ist, sondern sich in der modernen Welt sowohl beim Kind als im Phänomenbereich der »öffentlichen Meinung« findet. Nicht im logischen, sondern im alogischen liegt eine Welt zwischen dem Primitiven und uns.

4. *Denken ist ein Akt der Freiheit.* — Der Einfluß der Seinsfaktoren auf Denkweise und Ergebnis gehört der arationalen Sphäre an. Hätten die Psychoanalytiker und andere recht mit ihrer buchstäblich gemeinten Lokalisierung der rationalen und emotionalen Funktionen innerhalb der Person, so wäre ein von arationalen Einschlügen völlig freies Denken praktisch möglich. So ist es nicht; in der persönlichen Daseinseinheit kreuzen und begleiten sich die Ströme. Substantiell ist das Denken nicht von den arationalen Elementen des Subjekts zu trennen; aber methodisch müssen sie als einander systemfremd geschieden werden, und funktionell können sie auch in der Praxis doch recht weitgehend auseinandergehalten werden. Abstufungen der Befangenheit im Vergleich zwischen Erkenntnisgebieten *und* zwischen Personen beweisen das.

Nicht weil das Denken einem Gesetz noologischer Seinsverbundenheit, sondern weil der Mensch dem Gesetz sterblicher Unzulänglichkeit folgt, ist voll emanzipiertes Denken unmöglich. Richtiges Denken führt zu hundertprozentiger Wahrheit — aber der Mensch ist keine losgelöste Denkhülle. Da Denken als Aufgabe gesetzt, ist es Pflicht, sich im Denken von vitalen Regungen so frei zu halten wie möglich — und es ist möglich, sich von ihnen recht weit zu emanzipieren; der Rest ist menschliche Unzulänglichkeit. Soweit das Denken nicht von vornherein sich selbst in den Dienst eines als gegeben hingenommenen Willenszieles stellt (im Bereich von *Schelers* Leistungswissen), soweit es also theoretisches Denken ist, »erschließt das Wollen im Erkennen« keineswegs erst »die Fülle der Welt«, sondern signifiziert es eine Verbiegung und Verfälschung der Ratio. Das Denken ist *wissenschaftlich* soweit es *willensgelöst* ist, das Ergebnis, wie es auch ausfallen mag, um seiner Richtigkeit willen erstrebt, vor keiner noch so beunruhigenden, vielleicht die vitale Fußfeste (eine Lebenslüge) zerschlagenden Wahrheit zurückschreckt. Kurz: Wissenschaft ist auch in diesem Sinn Askese — oder sie wird zur Dirne politischer und anderer Waltungen.

Im Denken, als reflektiver, sachorientierter Geistesfunktion, ist an sich Distanznahme des Subjekts gegenüber sich selbst als vitalem Ich gegeben (so daß ich mir ja denkend mein Ich als Gegenstand vorhalten kann). Die Distanz zur Grenze des menschenmöglichen vorzutreiben ist Aufgabe des Denksubjekts als eines solchen. Der Grad, in dem es — am Ergebnis erweislich — gelingt, bestimmt den Zuverlässigkeits-, wenn auch nicht den Genialitätsrang des Denkers. Er kann sich nicht selbst zur hundertprozentigen Denkmaschine abrichten, doch kann er im Denken andere Funktionen weitgehend abschalten. Die Möglichkeit dazu bietet der intermittierend-rhythmische Verlauf des inneren Lebens. Zwar bin ich in jedem Lebensaugenblick ganz ich, doch fällt der Akzent bald aufs Ich-selbst (singuläre Seinsweise), bald aufs Wir im Ich (kollektive Seinsweise) und wiederum sind bald die emotional-fühlsamen, bald die intellektuell-reflektiven Kräfte des Ich-selbst wach, bald ist die Person als Wir auf dies, bald auf jenes Kollektiv, dem sie zugehört, zentriert. Während eine Potenz wach ist, bleiben die anderen mehr oder minder latent. Hinter der in einem Lebensaugenblick wirksamen Potenz steht mehr als nur ein ihr im Seelenhaushalt dauernd zugeteiltes Kräftemaß, steht vielmehr unter Umständen der gesamte Energievorrat der Person. Die aktuelle Massenhaltung wird so erklärt, daß das Ich-selbst, insbesondere das intellektuelle Ich, daß ferner alle kollektiven Dauerbindungen der Person für den Augenblick abgeschaltet und überrannt seien; die Person geht mit aller See-

lenkraft in der augenblicklichen Massenstimmung auf. Weshalb sie später rückblickend »sich selber nicht versteht«. Ist das zugunsten affektiver Haltung bis zu zeitweilig völligem Ruhen der rationalen Kräfte möglich, dann auch umgekehrt zu deren Gunsten.

Ein von außertheoretischen Motiven (relativ) befreites Denken erfordert also keineswegs eine seelische Reduktion der Persönlichkeit als solcher, keine Ertötung der Affekte, keine Entmannung des Willens — nur ein Training zu zeitweiser innerer Umstellung. Das gleiche Subjekt kann etwa als Denker dem Nationalsozialismus oder Bolschewismus »Gerechtigkeit widerfahren lassen«, d. h. sie historisch, sie als in sich geschlossene Vorstellungs- und Handelnsysteme auf ihrem eigenen Boden verstehen, und sie dennoch als politisch wollendes und weltanschaulich wertendes Subjekt mit aller Seelenglut verneinen. Es ist der Vorzug höher differenzierter Naturen, beides zu seinen Zeiten zu können; und im Vergleich mit den Menschen früherer Epochen sind wir alle höher differenziert.

Damit ist an einen Punkt von größter Bedeutung für die Emanzipation des Denkens gerührt:

5. *Soziale Differenzierung und Distanznahme.* — Allgemein, auch seitens der Wissenssoziologie, wird angenommen, daß dem einzelnen Denker Abstandnahme von seinen persönlichen Gefühlen und Interessen geboten und möglich sei. Hier wird daher wieder nur vom Einbruch der eine Binnenschau bedingenden kollektiven Faktoren im besonderen die Rede sein. — Die Binnenschau ist grundsätzlich überwindbar; *qua intellectus* vermag ich aus dem Kreis herauszutreten, dem ich vital verhaftet bin. Praktisch spielt für diese Emanzipation des Denkens die soziale Differenzierung eine überragende Rolle, und das in doppelter Weise.

a) *Ch. H. Cooley* spricht von »Amerikanismus, den der Amerikaner an sich selbst nicht inne wird«. Wer de facto in eine homogene Daseinswelt gebannt ist, dem ist es schwer gemacht, denkend ihre Grenzen zu überfliegen, sie »von außen« zu sehen. Die Begegnung mit andersgearteten Daseins- und Vorstellungswelten macht mir die Begrenztheit meiner eigenen handgreiflich, erweitert meinen faktischen Denkbereich. Darum pflegt das Denken bei isoliert lebenden Völkern tiefer befangen, bei weltoffenen Nationen höher emanzipiert zu sein; darum werden Auswanderer gern zu Trägern international vergleichender und vermittelnder Geisteskritik; darum ist innerhalb eines Volkes das Denken ortgebundener Bauern in der Regel befangener als das von Angehörigen anderer Sozialschichten.

Es möchte scheinen, als sei damit eingeräumt, ja unterstrichen, daß eben auch soziologische Denkkritik und Emanzipationsstreben des

Denkens ihren durch soziale Seinsfaktoren bedingten Augenblick und Ort haben. Allein, die Begegnung mit fremden Lebenswelten ist nicht *aspektsetzende Bedingung*, sondern nur *unterstützende Chance* der Emanzipation. Vom Grenzfall eines völlig abgeschieden lebenden Stammes ohne jede Kenntnis fremder Welt und Weise ist hier abzu-sehen; fraglich, ob es das gibt und je gab; sicher, daß hier eben über-haupt von Denken in theoretischen Begriffen nur in Anläufen die Rede sein kann. Auch in der Kindheitsentwicklung fällt ja die erste Überschreitung des Familienkreises mit der ersten zaghaften Entfal-tung des Begriffsdenkens zeitlich zusammen. — Wo wirklich theoretisch *gedacht* wird, sind grundsätzlich auch die Grenzen des eigenen sozialen Lebenskreises überwindbar; mag sein, daß man den streng isoliert lebenden Volksstamm als jenen Grenzfall zu betrachten hat, wo die psychologische Unwahrscheinlichkeit der Lösung des Denkens von den Seinsfaktoren in schlichte Menschenunmöglichkeit umschlägt. Ist aber einmal an *einem* Gegenbeispiel das Anders-sein und Anders-denken anderer als vorfindbares Faktum handgreiflich geworden, so steht dies eine Gegenbeispiel für das Außen überhaupt und erschließt die Außen-schau aufs eigene Binnen. Es ist der Weg gebahnt nicht nur zu einem Denken, das die eigene und die eine, konkret bekannte, fremde Seins- und Vorstellungswelt umgreift, sondern grundsätzlich zu einem Den-ken, daß die unbegrenzte Zahl der Möglichkeiten umfaßt. Ein so ge-löstes Denken ist nunmehr noologisch möglich — seine Realisierung ist durch die Umstände mehr oder minder wahrscheinlich gemacht, mehr oder minder nahegelegt. Je häufiger, mannigfacher und näher die Kontakte mit fremder Außenwelt, desto günstiger die psychologischen Bedingungen für intellektuelle Distanznahme von der eigenen sozialen Welt. — Andererseits führt die Begegnung mit andersgearteten Seins- und Vorstellungswelten nicht unbedingt das Emanzipationsstreben des Denkens herbei — man kann der Chance widerstehen. »Der Ameri-kaner, der den Amerikanismus an sich selbst nicht sieht«, weiß sehr wohl um das Nichtamerikanische, aber er widerstrebt der Erkenntnis, setzt seine Vorstellungswelt und Denkweise als gemeingültig und über-legen. Ein primitiver Volksstamm kann sich *bona fide* Bantu oder Jnuit (= Menschen) nennen — moderne Nationen können nur *mala fide* eine Ideologie der Auserwähltheit haben.

b) Soweit war soziale Differenzierung nur verstanden als horizontales Nebeneinander geschiedener sozialer Kreise. Bedeutsamer noch ist als Chance für die Distanzierung die Durchdringung und Kreuzung sozia-ler Kreise in der einzelnen Person (Koppelung sozialer Elementar-standorte). Es war früher davon die Rede, wie die *soziale Freizügig-keit*, kraft deren eine Person im Lauf ihres Lebens zwei — drei ver-

schiedene Klassenstandorte einnehmen und so den wechselnden Einfluß verschiedener Reallagen aufs Denken an sich selbst erfahren kann. Weit über diesen tatsächlichen Standortwechsel hinaus wirkt die *Aufgelöstheit* der modernen Gesellschaft, d. h. die Organisation verschiedener Lebensinteressen in gesonderten Sozialkreisen, deren Verhältnis zueinander nicht fest geordnet ist. Die Person bewegt sich im Rhythmus hin und her zwischen den sozialen Kreisen, denen sie zugehört, und ist in *einem* Kreis (z. B. politische Partei) vereint mit Personen, die in der Vergesellschaftungsebene anderer Lebensinteressen (z. B. Beruf) verschiedenen Kreisen zugehören. Die bloße Begegnung mit Standortfremden und deren Vorstellungswelten hat schon ihre Bedeutung; eine wieviel größere hat die Tatsache, daß man *eine* elementar-standörtliche Binnenschau mit denen gemein hat, denen man *sub specie* eines andern Elementarstandorts fremd ist! Im ersten Fall bleibt z. B. meine Konfession gegenüber Andersgläubigen für mich immer das Binnen, die andere Konfession das Außen; im zweiten Fall aber bewege ich mich zeitweise und in gewissen Situationen (z. B. im Berufswechsel) gemeinsam mit Andersgläubigen jenseits der Vergesellschaftungsebene der Bekenntnisse überhaupt; im Berufskreis sind für mich nicht nur andere Konfessionen, sondern die ganze Ebene der Glaubensdifferenzierung (einschließlich meiner Konfession) ein relatives »Außen«. — Die Aufgelöstheit der modernen Gesellschaft setzt damit besonders günstige Bedingungen für die Distanznahme. Es ist ja kein Zufall, daß Individualismus und Rationalisierung des Lebens im weitesten Sinn geschichtlich zusammenfallen; Träger und Sitz der Ratio ist eben das Singulum, und wenn dieses auch nicht gelöscht ist, so ist doch durch Freibeweglichkeit der Person zwischen sich schneidenden Sozialkreisen und durch Konkurrenz der Sozialkreise in der Person die Chance für gegenseitige Neutralisierung der sozialen Bindungen im Bereich der singulären Seinsweise günstiger als je. So viel ergänzend zu früheren Bemerkungen über die auf der psychologischen Ebene wirksamen Chancen der Distanznahme.

6. *Technik und Grenzen der Emanzipation.* — Das, worum alles sich immer wieder dreht, ist die Überwindung der Binnenschau. Distanz nehmen heißt intellektuell aus dem Kreis heraustreten, in dem man vital verankert ist. Das ist keinem Denker restlos, ist nicht unterschiedslos für alle Formen und Gegenstände des Denkens möglich. Die Wege zur Emanzipation lassen zugleich deren Grenzen erkennen.

a) *Theoretisieren.* — Soweit das Denken theoretisch ist, ist es seinsgelöst; es hat nicht Realitäten, sondern die *theoretischen Möglichkeiten* für solche, und hat die Realitäten nur *als* theoretische Möglichkeiten zum Gegenstand. Soweit mirs gelingt, mich im Denkvorgang mit

meinem intellektuellen Ich auf die Sache zu konzentrieren, sind meine kollektiven Seinsweisen (und mein emotionales Ich) in die Latenz verbannt. In diesem Umfang kann ich im theoretischen Denken über einen Tatbestand, der in *meine* Soziallage eingeht, dessen vitale Bedeutung für mich zugleich mit meinem vitalen Ich beiseite schieben und ihn als Glied in einer Reihe gleichgeordneter Tatbestände als theoretische Möglichkeit sehen. Ich kann über mein vitales Ich hinweg, ja kann gegen es denken. Hier fällt dann auch der gegen *Mannheims* Lösung, und nur auf deren eignen Boden, vorgebrachte Einwand fort: nur, wenn das Denken noologisch seinsverbunden ist, bleibt die intellektuelle Einnahme eines fremden Standorts im letzten fruchtlos, weil doch eben mein Standort der vital meine, der fremde ein für mich vital belangloser bleibt. Je mehr ich in meinem Denken von der Erlebnisqualität der für mich selbst vitalen Gegebenheiten absehen kann, desto weniger macht es im Ergebnis aus, daß andre Gegebenheit meines Denkens für andre erlebensbetont sind. Sind mir die mein Sein bestimmenden Realfaktoren nur theoretische Möglichkeiten, so schadet es nicht dem Wert meiner Erkenntnis, daß jedes Mich-hineinversetzen in fremde Reallagen nur Experiment der Vernunft ist. Beide sind aus der durch trennende Gräben des Mein und Dein zerklüfteten Vital-ebene auf die glatt planierte theoretische Ebene hinübergezogen.

Theoretisches Denken ist darum auch lösbar von der Epochenperspektivität. Gewiß, »even fighting the old is belonging to it«; nicht im negativ erlebnisbetonten fighting löst man sich von der Realgrundlage der Epoche, sondern durch ein an ihr vorüber und über sie hinweg Denken. Das ist es auch, was die großen Genies tun. — In theoretischen Möglichkeiten denkend bin ich ja nicht einmal an konkret vorfindbaren als potentiellen Denkbereich gebunden; wenn ich etwa die soziale Schichtung zum Gegenstand meines Denkens mache, bin ich nicht nur nicht auf die *hic et nunc* verwirklichte Art der Schichtung beschränkt, sondern kann vergleichend und generalisierend über alle historisch vorfindbaren Schichtungstypen hinblicken, ich kann auch, Schichtung als Allgemeinbegriff fassend, niemals historisch vorgefundene theoretische Möglichkeiten der Schichtung mit in Betracht ziehen und endlich Schichtung überhaupt als *eine* theoretische Möglichkeit neben anderen Sozialstrukturen sehen. Der theoretische Denkbereich ist grundsätzlich unbegrenzt. Man denke etwa an die Gesellschaftsutopien von *Campanella* bis *Claude Farrère*. — Wieweit ich mich dabei von den in meinem faktischen Denkbereich vorfindbaren Realitäten, auch als empirischen Ausgangspunkten der Theoriebildung, lösen kann, ist Frage der *theoretischen Phantasie*, wie Selbstbefreiung aus den Klauen meiner Interessen Sache der *intellektuellen Moral* ist. —

Alles *pragmatische* Denken ist demgegenüber ideologisch belastet. Dabei heißt pragmatisch nicht nur das Denken, das »der Begründung eines Handelns dient« (*Pareto*), sondern alles Denken, dessen Absicht irgendwie auf mein vitales Verhältnis zur (materiellen und ideellen) Wirklichkeit gerichtet ist. *Freyer* meint: »nur wer gesellschaftlich etwas will, sieht soziologisch etwas«; im Gegenteil, wer soziologisch denkend von vornherein vor Augen hat, was er gesellschaftlich will, der sieht vielleicht politische Gesichte — soziologische Wahrheit nicht.

b) *Spezialisieren*. — Je mehr das Denken sich spezialisiert, desto mehr ideologiefrei kann es sein. Nicht nur, weil Spezialisierung eine Mehrung des positiven Wissens um einen Gegenstand bedeutet — »ein Spezialist ist jemand, der unglaublich viel über ein winziges Ding weiß« —, sondern deshalb, weil sich ein kleines Objektfeld radikaler als ein großes aus den Lebenszusammenhängen herauschälen läßt. Letztlich spitzt der Unterschied sich auf den Gegensatz fachwissenschaftliches und weltanschauliches Denken zu. Die Ideologiefahr droht in dem Ausmaß, wie das Denken seine Gegenstände in Beziehung zueinander setzt — und um so mehr, je umfassender das Bezugssystem wird. Da ist dann kein Zählen und Messen mehr, sondern Wägen und Eichen. Alles synthetische Gesamtdenken ist notwendig in einigem Grad ideologisch belastet, denn es ist nicht bloßes Mosaik einzelner Wesensinhalte, sondern gegossenes Ganzheitssystem, Orientierung im potentiellen und faktischen Denkbereich von meinem darin gegebenen Platz aus und Ordnung der Einzelheiten »um mich«. Spezialisierung ist also hier nicht in erster Linie (wennschon *auch*) im üblichen Sinn dauernder Ansiedlung auf begrenztem Forschungsfeld gemeint, sondern darüber hinaus als eine vom Forscher jeweils in bezug auf jeden einzelnen Untersuchungsgegenstand wiederholte, konzentrierende Selbsteinschränkung. Heute, wo die Philosophen rechnen und experimentieren, ist die Erkenntnis sicherlich weiter als damals, wo Mathematiker und Physiker zu philosophieren liebten.

Je umfassender das Gegenstandsfeld des einzelnen Denkvorgangs wird, desto schmaler wird die Zone des »Außen«, von wo her ich mein Feld seinsgelöst betrachten könnte, und beim Weltanschauungdenken fällt das Außen ganz fort. Es ist seinem Wesen nach *Circumspetive*, ist im höchsten Sinn pragmatisches, mein Verhältnis zur Welt, in der ich stehe, beziehendes Denken. Hier hab ich kein  $\epsilon\lambda\omega\ \tau\acute{\alpha}\varsigma\ \gamma\acute{\alpha}\varsigma\ \pi\acute{\alpha}\ \delta\tau\omega$ . In Analogie zu *Diltheys* Kennzeichnung der metaphysischen Systeme gilt für Weltanschauungen — und für alles Denken, sofern die Weltanschauung hineingreift — daß sie ihr Stilgepräge haben, und die Denkstile »Möglichkeiten für Richtung und Form des Erkennens« sind. Insofern aber sind die Leistungen des Weltanschauungdenkens nicht



im strengsten Sinn rational, sondern auf eine Weise künstlerisch; insofern verliert dann auch, wie gegenüber den Kunststilen, der Maßstab der Richtigkeit ihnen gegenüber seine Geltung, wird ersetzt durch Kriterium: »Sind sie aus einem Guß?« — Spezialerkenntnisse sind aber mögliche Elemente des Weltanschauungsdenkens; ihre Mehrung hat zur Folge, daß es immer schwieriger wird, zu einer »das Wissen der Zeit verarbeitenden« Weltanschauung zu gelangen; je mehr einer weiß, desto wahrscheinlicher ist es, daß er überhaupt auf die Ausformung einer persönlichen Weltanschauung verzichtet, die synthetische Weltanschauung des Einzelnen weicht mehr und mehr dem aus unpersönlicher Kooperation der Spezialismen zusammengesetzten, also dem Mosaik sich nähernden Weltbild. Damit tritt sogar an die Stelle des circumspektiven kosmischen Denkens in einigem Umfang ein verhältnismäßig ideologiefreies kaleidoskopisches Gesamtdenken . . .

Wohl kann man einwenden, Spezialisierung in diesem Sinn, d. h. Selbsteinschränkung auf konkrete Einzelfragen sei selbst von außertheoretischen Faktoren gelenkt. Die Problemwahl sei Willensakt und somit durch Vitalregungen mitbestimmt. Eine konkrete Seinslage öffne den Blick für ein Problem, und dessen Lösung sei u. U. geradezu soziales Lebensbedürfnis einer gegebenen geschichtlichen Stunde. Doch wurde schon angedeutet: eine konkrete Seinslage kann zwar ein Problem psychologisch nahelegen oder ferner rücken — nicht aber kann sie es noologisch aufzwingen oder unbedingt unterdrücken. Um etwa ans vorgenannte Beispiel der im Lebensbereich des industriellen Spätkapitalismus nahegelegten Problematik der Betriebssoziologie anzuknüpfen: im Kern hat *Tolstoi* es in einer ganz anderen sozialgeschichtlichen Situation gestellt. Außerdem mag die Problemstellung lebensaktuell bedingt gewesen sein — das hat nur genetische Bedeutung und ändert an der Allgemeingültigkeit der Antwort so wenig, wie die Technologie der Herstellung von synthetischem Gummi dadurch ideologisch belastet wird, daß Autarkiewünsche sie inspiriert haben. Nur, wenn die Problematik z. B. der Betriebssoziologie aktuell auf den Industriebetrieb beschränkt wird, bleibt die Problembehandlung in der Sinngeneration befangen; davon löst sie sich, indem das Problem theoretisierend über den konkreten Bereich, in dem es aktuell wurde (Industrie), hinaus auf organisierte Produktionszellen überhaupt (Behörde, Werkstatt, Gutshof) ausgedehnt wird.

c) Das *Formalisieren*, das *Mannheim* stark hervorhebt, fällt weithin mit dem Theoretisieren zusammen, ist eine Form davon. Durch das Formalisieren, das stets ein Abstrahieren ist, klammere ich die konkreten Seinsbezogenheiten von Tatbeständen aus — d. h. aber die Objekte des Denkens theoretisieren. Der Erfolg davon ist nicht nur, daß die so

gewonnenen Denkresultate »vital entladen« und somit verhältnismäßig ideologiefrei sind; er äußert sich darüber hinaus in dem, was *Mannheim* Umrechnungskontrolle nennt. Solche Formalbegriffe schaffen erst die Möglichkeit, daß Vertreter vital geladener Behauptungen und Urteile diskutieren, ohne von Anbeginn aneinander vorbei, d. h. über verschiedene Seiten und Ausschnitte der Wirklichkeit zu reden. Indem vorerst die material gegnerischen Behauptungen auf ein formal gemeinsames reduziert werden, ist die Basis für klare Herausarbeitung und Isolierung des wirklich Trennenden gegeben.

*Mannheim* meint freilich, auch die Formalbegriffe seien nicht seinsgelöst; z. B. trügen *M. Webers* Typen traditionaler und rationaler Wirtschaft den Stempel einer historischen Seinslage, in der beide Prinzipien im Streit liegen. Hier gilt aber ähnliches, wie von der Genesis der Problemstellungen: als Formaltypen (theoretische Möglichkeiten) haben *Webers* Begriffe unbedingte Gültigkeit; es muß nur bewußt bleiben, daß man auf anderen Schnittebenen andere, ebenso gültige Typen fände. Den Stempel der Konfliktepoche trägt nur ein wirtschaftssoziologisches System, das den Gegensatz rational-traditional zum Patentschlüssel erhebt, d. h. die Formalbegriffe wieder vom geschichtlichen Jetzt als Schaumittelpunkt her pragmatisiert.

d) *Selbstdiagnose*. — Das Denken innerhalb der hier angedeuteten Grenzen der Ideologiefreiheit ist (nach *Freyer, Mannheim* u. a.) steril, es »denaturiere« die Wirklichkeit; die Forderung, sich ideologiefrei zu halten, bedeute Beschränkung des Denkens auf die uns vital unwichtigen Seiten der Wirklichkeit. — Allein, es wird ja nicht unbedingte Ideologiefreiheit des gesamten Denkens als voll realisierbare Forderung, sondern fortschreitende Emanzipation des Denkens als Aufgabe gestellt. Diese Aufgabe ist nur erfüllbar, wenn zunächst die Quellen der Ideologiebildung untersucht sind; wenn hierauf festgestellt ist, welche Denkergebnisse in welchem Umfang als seinsgelöst erachtet werden können; wenn diese Denkergebnisse in den Denkvorgängen selbst als streng abgegrenzte Operationsbasis bewußt gehalten werden und jedes darüber hinausgreifende Denken sich selbst als ideologisch gefährdet weiß. Es gibt nur *eine* unheilbare Ideologie — das ist die Meinung des Denkers, die absolute Objektivität in Pacht zu haben. Ist die ideologisch gefährdete Zone erkenntniskritisch abgesteckt, so ist es Aufgabe einer *Selbstdiagnose*, sich und anderen von vornherein deutlich zu machen, in welcher Richtung materiell die ideologische Verzerrung gehen mag. Die *Selbstdiagnose* besteht in gewissenhafter Umschreibung der Vitalfaktoren in der Seinslage des Denkens, von denen psychologische Färbung der Ergebnisse im Hinblick auf den behandelten Gegenstand zu befürchten steht; und da die Seinsfaktoren nicht

unmittelbar Ausschlag geben, ist ein ergänzendes Mentalitätsbekenntnis am Platz. Es sollte bei Gelehrten guter Ton werden, so zu verfahren wie der dänische Nationalökonom *Fr. Zeuthen*, der in einer Fußnote zu einem Artikel über Sozialpolitik schreibt: »Die Selbstdiagnose des Verfassers lautet: Sympathie für soziale Gleichheit; eine gewisse Vorsicht; akademisches Beamtenmilieu, jedoch teilweise mit Konträrreaktion hiergegen; — um den Leser nicht zu Überkorrekturen zu verleiten, muß ergänzend bemerkt werden: erhebliche Sympathie für Objektivität (wie das dem Milieu entspricht)«. Es ist hier nicht die Frage, ob die Diagnose mustergültig sei; man könnte sie sich konkreter denken, könnte Trennung der persönlichen und sozialen Gleichung, des Seinsbekenntnisses und Mentalitätsbekenntnisses wünschen; doch ist das *cura posterior* gegenüber dem Verdienst, sich überhaupt eine Diagnose zu stellen.

Es ist klar, wir können dem Denken nicht verbieten, sich jenseits der ideologiefreien Sicherheitszone zu bewegen. Es ist aber ebenso klar, daß solcherart selbstdiagnostisch gepeiltes Denken, sei es im politisch- oder weltanschaulich-pragmatischen Bereich selbst wiederum Voraussetzungen dafür schafft, die Grenzen der ideologischen Gefahrenzone ein wenig weiter vorzuschieben.

*D. Geistespolitisches Schlußwort.* — All' das scheint nur für wissenschaftlich-fachliches Denken zu gelten, die Frage des Laiendenkens aber unberührt zu lassen. Scheint vielleicht — soll aber keineswegs. Es hat im Gegenteil die hier unternommene Psychologisierung der Wissenssoziologie unmittelbare Folgen für Allgemeinenden und fürs Verhältnis zwischen Vernunft und Macht in der Welt.

1. *Die Aufklärung hat kaum begonnen.* — Man braucht sich nur umzusehen, wer eigentlich die *Mannheimsche* Lehre von der noologisch-konstitutiven Seinsverbundenheit des Denkens eingesogen hat und für sich ausmünzt, um zu erkennen, daß sie geistespolitisch einen furchtbaren Rückschlag gebracht hat. Die treuesten Anhänger der Wissenssoziologie sind die politischen Extremisten, allen voran die Nationalsozialisten. Freilich nur bis zur Begründung des Panideologismus, der ihnen ein gefundenes Fressen ist. Der dynamische Relationismus ist ihnen zu fein gesponnen. Die Wissenssoziologie hat diesen Anhang politischer Nutznießer nicht gesucht; aber sie hat ihn, und er kennzeichnet ihre Konsequenzen. Der Weg von der Ehrenerklärung für ideologisches Denken bis zu seiner Heiligsprechung, von *Mannheim* zu *Freyer* und *Pfennig* ist nicht weit . . .

Wenn alles Denken seinsverbunden, wenn auch das wissenschaftliche Denken nicht ideologiefrei ist, warum dann sich abmühen, und wozu

dann Achtung vor der Wissenschaftlichkeit? Sie ist depraviert. Die laienhafteste Scheinrationalisierung von Wünschen und Ansprüchen kann ihr »so seh ich's eben, so stellt sich's mir dar« vor sich selbst rechtfertigen. — Wer die Welt modelt, der macht die Gedanken der Menschen. Zwingt ihnen ein anderes Sein auf — und sie werden ihm verbunden danken. Sicherer als Hirn und Feder des Gelehrten lenken Gummiknüppel und Henkersakt die Geister ...

Es war sicher einmal angebracht, insbesondere gegen den naiven Objektivitätsglauben, den Positivismus auf die ideologische Gefährdung auch wissenschaftlichen Denkens hinzuweisen; in dem Augenblick, wo es mit dem ganzen Nachdruck des Panideologismus geschah, wäre schon eher wieder eine Betonung der relativen Objektivität wissenschaftlichen Denkens, vor allem gegen die neuromantischen Defaitisten, am Platze gewesen. Vor allem aber wirkt es verheerend, wenn die ideologischen Einschläge in wissenschaftlichem Denken nicht als ein Abgleiten, nicht einmal als Schönheitsfehler erscheinen, sondern als wesensgemäß legitimiert werden.

Nun kann man freilich sagen, auch das Streben nach Objektivität des Erkennens und Wissens sei »nur eine Ideologie«, enthalte eine pragmatische Wertung. Sofern man ein solches Urteil *intra muros scientiarum* ausspricht, ist es Unsinn; Wahrheitserkenntnis ist der Gehalt der Wissenschaft; was mit ihr identisch ist, kann nicht Ideologie sein. Eine ganz andere Frage ist die nach dem Wert intellektualistischer Lebensform und dem Rangverhältnis zwischen Wahrheitserkenntnis und anderen Werten im Kultursystem; die Frage liegt überhaupt jenseits des wissenschaftlichen Gegenstandsbereichs.

Mit dem Folgenden wird diese Grenze vorübergehend überschritten. Statt das wissenschaftliche Objektivitätsstreben zu depravieren, sollte man vielmehr das Laiendenken für ein wenig wissenschaftliche Haltung werden. Die Aufklärung hat von einer Gesellschaft aufgeklärter Individuen unter der Weltherrschaft der Vernunft geträumt. Die Kulturphilosophie des letzten halben Jahrhunderts war weiterhin *Contre-éclaircissement* und die Wissenssoziologie bildet den Schlußstein. Dabei ist der Aufklärungsgedanke in seinen nicht-utopischen Elementen so wenig verschlissen, daß seine Realisierung nicht einmal begonnen hat. Der schwedische Sozialpsychologe *A. Ahlberg* sagt mit Recht, die bürgerliche Revolution habe gemeint, alles getan zu haben, als sie den Mechanismus staatsbürgerlicher Meinungsäußerung schuf — aber sie habe vergessen, die Voraussetzungen für persönliche Meinungsbildung beim Staatsbürger zu schaffen. Es würde Fortschritt sein, wenn das Laiendenken (übrigens denken wir alle, auch die Gelehrten, im weitaus größten Teil unseres faktischen Denkbereichs als Laien) nicht nur mit

der verwässerten Kunde von wissenschaftlichen Spitzenleistungen gespeist, sondern wenn es selbst mit einem Tropfen wissenschaftlich-kritischer Haltung geimpft würde. Vor einer vitalitätslähmenden »Intellektualisierung« des Volkes braucht man noch lange nicht bange zu sein.

In den kollektiven Seinsweisen der Menschen werden die vitalen und affektiven Regungen ihre Kraft behalten; denn hier hat die Ratio keine Stätte unmittelbarer Wirksamkeit. Aber eine Aufgabe ist es, gegenüber dem Appell der sozialen Gruppen an die Emotionalität die individuell-rationale Seinsweise in der Person zu stärken — auch und gerade beim Laien. In diesem Zeitalter des sogenannten Individualismus war und ist die Persönlichkeit schutz- und hemmungslos dem Geplär der plumpesten und verlogenen Gesinnungspropaganda ausgesetzt, statt daß die kollektive Standpunktnahme in etwa der persönlich-rationalen Kritik der Kollektivglieder unterworfen wäre. Ehe die Menschen dazu geschult sind, wird sich das politische Gesicht der Welt nicht ändern, eher wird aufgeklärte Sachlichkeit nicht die leidenschaftsverzerrten Züge dieses Antlitzes entspannen.

Vom Massendenken ist ideologiekritische Distanznahme nicht zu verlangen — ihm ist sie wesensfremd; von der Persönlichkeit ist sie zu fordern — und in einigem Ausmaß von jeder. Dies, nicht *Mannheims* dynamische Synthese, ist der Weg, dem Gedanken gegen die nackte Macht zur Geltung zu verhelfen.

2. *Die Intelligenz hat als Schicht keine politisch lenkende Funktion.* — *Mannheim* hält gerade auf politischem Feld eine positive Lösung des Konflikts der ideologischen Mächte und ihrer Anhänger für möglich. Ich halte mich nicht bei seinen Ansprüchen an die Art der Synthese auf, die nicht statisch, summativ, durchschnittlich, sondern dynamisch-total sein müsse. Die Aufgabe, diese Synthese der partikulären politischen Denkweise zu schaffen, fällt — der Intelligenz zu; denn sie ist sozial freischwebend (*A. Weber*), d. h. relativ klassenlos. An diesem schwächsten Punkt in seinem Gedankengebäude enthüllt *Mannheims* eigene Ideologie sich selbst.

Die relative Klassenlosigkeit der Intelligenz sahen schon *Kautsky-Sorel*, doch wußten sie auch, daß es andere Interessenideologien als die der Klassen gibt. *Mannheim* vergißt das, obwohl er selbst anderwärts die Blindheit einer Ideologiekritik betont, die an den Klassen als einzigen Nährböden der Ideologie haftenbleibt. Auch die Intelligenz hat Interessen und gebundene Perspektiven. Sie sieht den Geist wichtiger im Weltgeschehen als er wirklich ist; der Politiker weiß, *quantilia sapientia regitur mundus*; die Intelligenz wünscht, daß Politik als Wissenschaft anerkannt werde, daß politische Entscheidungen nicht

solche der bloßen Wirtschafts- und Massenmacht seien, sondern daß die theoretische Ratio in ihr zu Worte komme, mindestens daß die politische Gestaltung dem freigesinnten Geist Lebens- und Spielraum schaffe. Der Anspruch auf eine synthetisch-lenkende Funktion für die Intelligenz ist aufgelegte Intellektuellen-Ideologie, ein Glaube von Ideologen im Sinn *Condillac-Napoleons*: bebrillter Wolkenkuckuckshäuser. Sie ruht auf der ins Moderne übertragenen Grundeinstellung, die z. Z. der Französischen Revolution dem damals neugebildeten Stand der Publizisten und Journalisten trug: die öffentliche Meinung bestimmt die Politik. Die Diskussion klärt die öffentliche Meinung — die Intelligenz ist Berater und Wegweiser der Diskussion. — Ja, der Gedanke selbst, daß die Intelligenz kraft Dienstes am Geist sozial frei schwebt, ist Erleuchtungsideologie, wurzelt zuletzt im Traum von der Republik erlauchter Geister, in der Losung: *multitudo sapientium sanitas est orbis terrarum*.

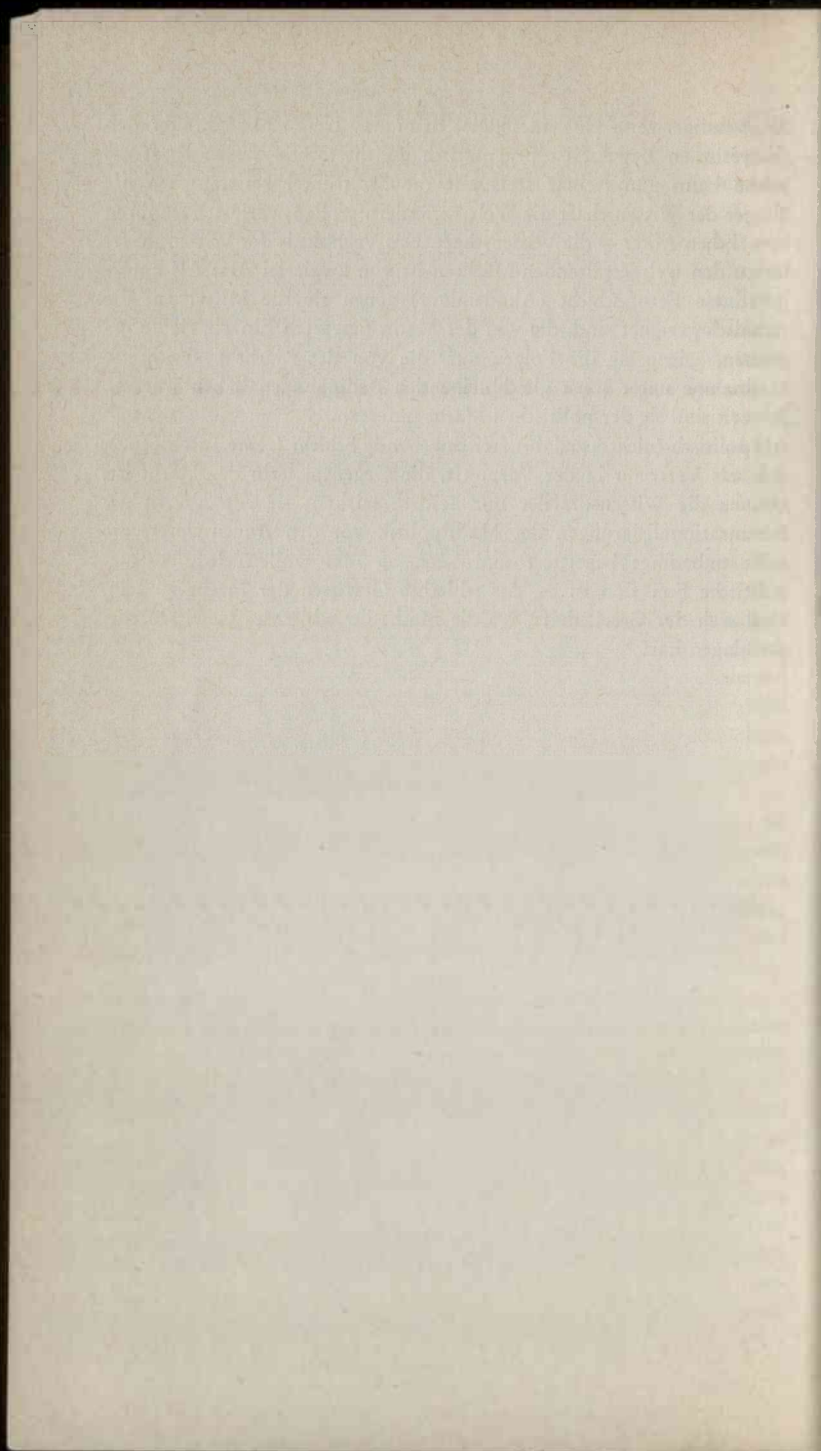
Die Forderung *Mannheims* ruht aber nach der anderen Seite auf der Voraussetzung, daß die parteipolitischen Partikulärstandpunkte rein klassenmäßig bestimmt seien — denn nur dann beruft Klassenlosigkeit zum Richteramt. Die Voraussetzung stimmt nur halb; es ist erweislich unwahr, daß man nur Intellektuelle in allen Parteien finde, während die anderen Volksschichten je ihre gegebene Partei hätten. Und übrigens: wäre die Findung der politischen Synthese Intellektuellenaufgabe, so doch nur Aufgabe der sozialwissenschaftlich geschulten Intelligenz, eines kleinen Teils der an sich kleinen Schicht.

Die Fähigkeit des Sich-Erhebens über die politischen Ideologien ist nicht prinzipiell den Intellektuellen vorbehalten, und dem Nicht-Intellektuellen bleibt die Verantwortung für Ideologienhaftigkeit seines politischen Denkens nicht erspart. Eine Sonderstellung hat der Intellektuelle nicht kategorisch, sondern nur dem Grade nach: Schulung und Gewohnheit wissenschaftlichen Denkens erleichtern ihm die Distanznahme von seinem Wunsch-Ich.

Wie soll aber die Synthese vollzogen werden, »die eine progressive Weiterbildung der Geschichte in der Weise fördert, daß in ihr möglichst viel von den akkumulierten Kulturgütern und sozialen Energien erhalten bleibt«? Fünf — sechs oder mehr partikuläre Standpunkte lassen mehr als eine Synthese zu, und die zitierte Bestimmung der »richtigen« Synthese ist rein formal. Was sind Kulturwerte, was Unwerte, was soziale Energien, was antisoziale Hemmungen? Was soll also erhalten werden — was kann fallen? Nur einen positiven Zug enthält *Mannheims* Bild der richtigen Synthese: es fordert Erhaltung von möglichst vielen akkumulierten Kulturgütern — ist also antirevolutionär, evolutionistisch, kurz liberal. Es ist die Ideologie der liberalen Intelligenz.

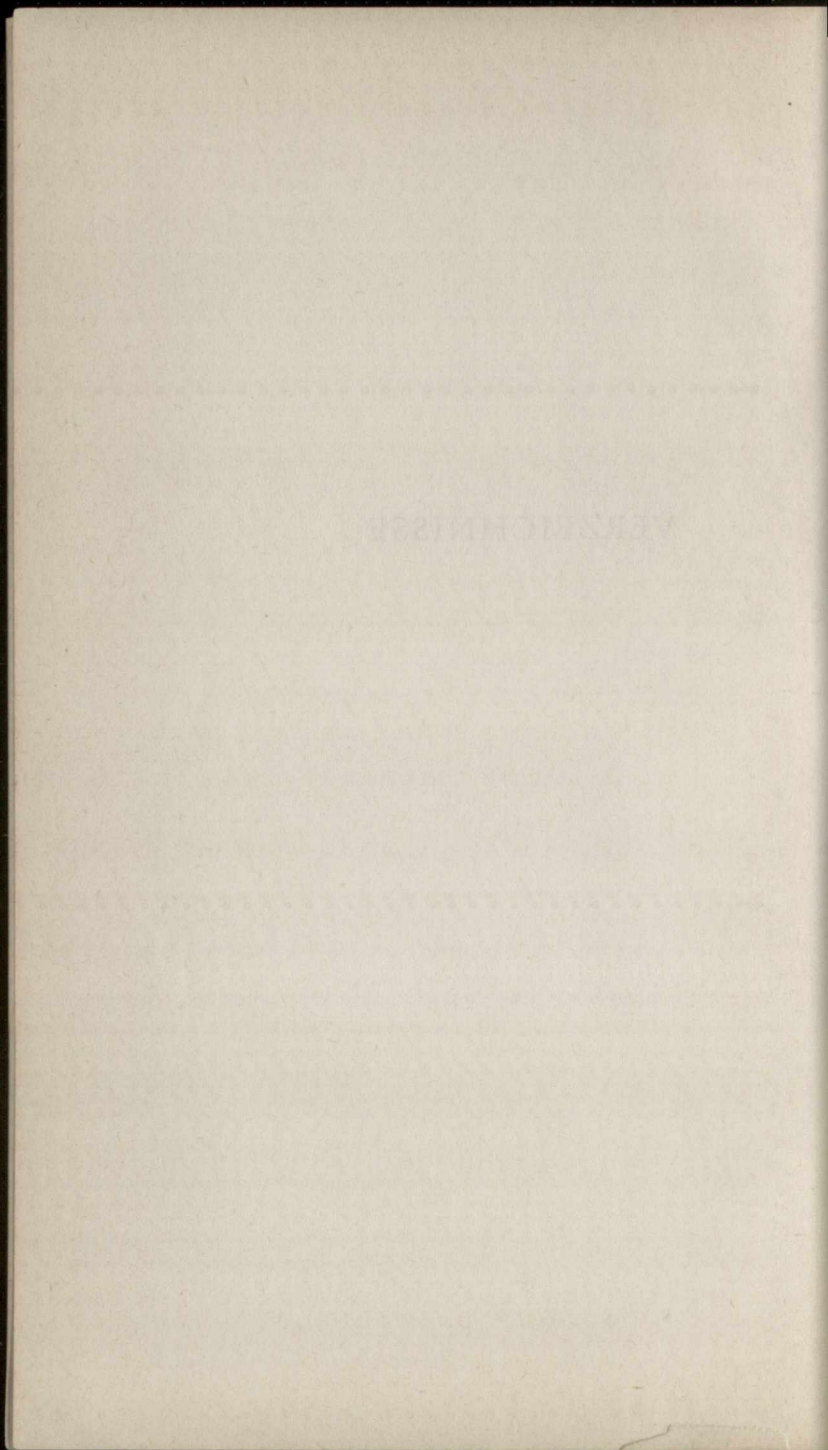
Notwendigerweise eine Ideologie, denn das Urteil überschreitet den theoretischen Beweis, ist pragmatisch gerichtet. Die Wissenschaft als solche kann unmittelbar stets nur die Welt interpretieren; wo die Träger der Wissenschaft die Welt verändern wollen, verlassen sie ihren beruflichen Acker — die Wissenschaft. Das Verhältnis der Wissenschaftler zu den weltgestaltenden Mächten ist von zweierlei Art: Als untergeordnete Berufsschicht (Akademiker) geben sie die Mittel an, die technisch geeignet sind, die von der Macht gesetzten Einzelziele zu erreichen, zeigen sie die Folgen auf, die von der Macht beabsichtigte Maßnahme unter sonst gleichbleibenden Bedingungen haben werden. So weit sind sie der politischen Macht untertan.

Als politisch (nicht »sozial«) freischwebende Schicht (reine Intelligenz), d. h. als Vertreter in der Vernunft, die Gegenspielerin der Macht ist, können die Wissenschaftler nur kritisch wirken; sie entschleiern die Scheinrationalisierungen der Machtpolitik vor den Augen derer, die nicht unbedingt begeistert und betrogen sein wollen. Ihre kulturpolitische Funktion ist es, das schlechte Gewissen der Macht zu sein. Und weh der Gesellschaft, wo die Macht ihr schlechtes Gewissen totgeschlagen hat!





VERZEICHNISSE



## Bibliographie

### Die Schriften Theodor Geigers

1. Die Schutzaufsicht, Breslau 1919, IX, 110 S.
2. Zur Statistik der Unehelichen, in: Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. XI, München 1919, S. 212—220.
3. Das uneheliche Kind und seine Mutter im Recht des neuen Staates. Ein Versuch auf der Basis kritischer Rechtsvergleichung, München, Berlin und Leipzig 1920, XII, 328 S.
4. Rechtfertigung der modernen städtischen Volkshochschule, in: Die Hilfe, Berlin 1921, S. 525.
5. Gesellschaft und Recht als Aufgaben der Volkshochschul-Lehre, in: Die Arbeitsgemeinschaft, Bd. IV, Leipzig 1923, S. 33—54.
6. Englands Handelsbeziehungen zu den Dominions, in: Wirtschaft und Statistik, Jg. 3, Berlin 1923, S. 33—54.
7. Italiens Außenhandel nach dem Kriege, in: Wirtschaft und Statistik, Jg. 4, Berlin 1924, S. 38—40.
8. Ruhreinbruch und Welthandel, in: Wirtschaft und Statistik, Jg. 4, Berlin 1924, S. 230—233 und 296—298.
9. Volkshochschule und Stadt Groß-Berlin, in: Archiv für Erwachsenenbildung, Jg. 1, Berlin 1924, S. 75—83.
10. Adult Education in Finnland, in: Bulletin XXV, The World Association for Adult Education, 1925, 19 S.
11. Unden Saksan Kansinavalistyksestä (Über Erwachsenenbildung im Nachkriegsdeutschland), in: Kansanvalistus ja Kirjastolehti, Helsingfors 1925, S. 7—11 und S. 63—73.
12. Yksilö — Ryhmä — Massa (Individuum — Gruppe — Masse), in: Työväenopisto, Nr. 2 und 3, Helsinki 1925.
13. Die Masse und ihre Aktion, ein Beitrag zur Soziologie der Revolution, Stuttgart 1926, VIII, 194 S. (ins Japanische übersetzt von Hidehiko Hori, Tokio 1930.)
14. Zur Soziologie der Ehe und des Eros, in: Ethos, Zweimonatsschrift für Soziologie, Geschichts- und Kulturphilosophie, Jg. 1, Karlsruhe 1926, S. 595—614.
15. Was kann das Vortragswesen des Rundfunks leisten? in: Funk, Die Wochenschrift des Funkwesens, Jg. 3, Berlin 1926, S. 271.
16. Führer und Genie, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Bd. VI, Köln 1927, S. 232—247.

17. Die Gruppe und die Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft, in: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, Bd. LVIII, Leipzig 1927, S. 338—374.
18. Die Gestalten der Gesellung, Karlsruhe 1928, 145 S.
19. Führen und Folgen (Weltgeist-Bücher Nr. 307), Berlin 1928, 87 S. (ins Portugiesische übersetzt).
20. Gruppe als verwirklichtes Ich-Ideal, in: Archiv für angewandte Soziologie, Bd. I, Heft 2 u. 3, Berlin 1928, 23 S.
21. Katholizismus und proletarische Frage, in: Die Gesellschaft, Internationale Revue für Sozialismus und Politik, Jg. 5, Berlin 1928, S. 349—361.
22. Fünfter internationaler pädagogischer Kongreß Berlin 1928, in: Freie Volksbildung, Bd. III, Frankfurt 1928, S. 353—361.
23. Erfolge und Mißerfolge der Volkshochschulbewegung, in: Die Kunstgemeinde, Mitteilungsblatt der Kunstgemeinde Neukölln, 3. Jg. Nr. 9, Neukölln 1928, S. 153—154.
24. Eine neue Massentheorie, Bemerkungen zu Wilhelm Vleugels »Die Masse« (in: Beiträge zur Beziehungslehre, hrsg. von L. von Wiese, Heft III, München 1930, XII, 104 S.), in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Bd. VIII, Köln 1929, S. 87 bis 105.
25. Soziologie oder Soziosophie? Bemerkungen zu K. Dunkmann's Angewandter Soziologie, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Bd. VIII, Köln 1929, S. 217—225.
26. Soziologie der Industriearbeit und des Betriebes, in: Die Arbeit, Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde, Jg. 6, Heft 11, Berlin 1929, S. 673—689, S. 766—781 (Neudruck: Soziologische Texte, Bd. 1, Neuwied 1959, S. 147—167).
27. Soziologie und Erziehungswissenschaft, in: Schulblatt für Braunschweig und Anhalt, Jg. 42, Braunschweig 1929, S. 829 bis 839.
28. Erziehung als Gegenstand der Soziologie, in: Die Erziehung, Jg. 4, Leipzig 1929, S. 405—427.
29. Wirtschaft, Staat und Recht an der Volkshochschule, in: Freie Volksbildung, Neue Folge des Archivs für Erwachsenenbildung, Jg. 4, Frankfurt 1929, S. 43—46.
30. Weltanschauung und Schule, in: Bremische Lehrerzeitung, Organ des Bremischen Lehrer-Vereins, Jg. 8, Bremen 1929, S. 313—318.
31. Eine Lehrfahrt nach Finnland, in: Freie Volksbildung, 4. Jg., Frankfurt 1929, S. 260—275.
32. Studienreise nach Finnland mit Proletariern, in: Archiv für angewandte Soziologie, H. 6, Berlin 1929, S. 29—38.

33. Abschn. »Gesellschaftslehre« im Sammelbericht über soziologische Literatur, in: Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes, Berlin 1929, S. 103—109.
34. Das Recht der Volks-, Mittel- und Berufsschulen im Freistaat Braunschweig, Quellen-Texte mit Erläuterungen, Braunschweig 1930, XVI, 431 S.
35. Allgemeine Soziologie, als Manuskript gedruckt, Braunschweig 1930, 61 S. (Merksätze zu den Vorlesungen.)
36. Klassenlage. Klassenbewußtsein und öffentliche Schule, in: Die Arbeit, Jg. 7, Berlin 1930, S. 260—266, 331—340.
37. Panik im Mittelstand, in: Die Arbeit, Jg. 7, Berlin 1930, S. 637 bis 654.
38. Sozialpolitik im Betriebe, in: Die Arbeit, Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde, Jg. 7, Berlin 1930, S. 831 bis 840.
39. Zur Theorie des Klassenbegriffs und der proletarischen Klasse, in: Schmollers Jahrbuch, Bd. 54, Berlin 1930, S. 185—236.
40. Die gesellschaftliche Bildungsaufgabe der kaufmännischen Schule. Erster deutscher Handelsschultag, Leipzig-Berlin 1930, S. 13—23.
41. Abschn. »Gesellschaftslehre« im Sammelbericht über soziologische Literatur, in: Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Bd. 19, Hamburg 1930, S. 104—109.
42. »Führung« in Handwörterbuch der Soziologie (Vierkant), Stuttgart 1931, S. 136—141 (unveränderter Neudruck, Stuttgart 1959).
43. »Gemeinschaft« in Handwörterbuch der Soziologie (Vierkant), Stuttgart 1931, S. 173—180 (unveränderter Neudruck, Stuttgart 1959).
44. »Gesellschaft« in Handwörterbuch der Soziologie (Vierkant), Stuttgart 1931, S. 201—211 (unveränderter Neudruck, Stuttgart 1959).
45. »Revolution« in Handwörterbuch der Soziologie (Vierkant), Stuttgart 1931, S. 511—518 (unveränderter Neudruck, Stuttgart 1959).
46. »Soziologie« in Handwörterbuch der Soziologie (Vierkant), Stuttgart 1931, S. 568—578 (unveränd. Neudruck, Stuttgart 1959).
47. Zur Kritik der arbeiterpsychologischen Forschung, in: Die Gesellschaft, Jg. 8, Frankfurt/M 1931, S. 237—254.
48. Zur Kritik der Verbürgerlichung, in: Die Arbeit, Jg. 8, Berlin 1931, S. 619—635.
49. Die Mittelschichten und die Sozialdemokratie, in: Die Arbeit, Jg. 8, Berlin 1931, S. 617—635.

50. Verbürgert die Arbeiterschaft? in: Die Volkswirte, Volkswirtschaftliche Blätter für Verwaltung, Interessenvertretung und Forschung, Jg. 30, Berlin 1931, S. 174—180.
51. Das Tier als geselliges Subjekt, in: Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie, 1. Halbband (Bd. X, 1 der Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, hrsg. v. R. Thurnwald), Leipzig 1931, S. 283—307.
52. Formen der Vereinsamung, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie Bd. X, Köln 1931, S. 220—239 und S. 355—363.
53. Emile Zolas Bedeutung für unsere Zeit, Hefte für Büchereiwesen, Bd. XVI, Leipzig 1931, S. 209—223.
54. Schriften zur industriellen Arbeitsordnung, in: Hefte für Büchereiwesen, Bd. XV, Leipzig 1931, S. 307—313.
55. Abschn. »Gesellschaftslehre« im Sammelbericht über soziologische Literatur, in: Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes, Bd. 20, Hamburg 1931, S. 99—104.
56. Die soziale Schichtung des deutschen Volkes, Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage, Stuttgart 1932, V, 142 S.
57. »Klasse« in: Internationales Handbuch des Gewerkschaftswesens, Berlin 1932, S. 947—950.
58. Schulpflicht, Arbeitsmarkt und Wirtschaftsdruck, in: Schulblatt für Braunschweig und Anhalt, Jg. 45, Braunschweig 1932, S. 193—202.
59. Über die Ausbildung der Volksschullehrer, in: Schulblatt für Braunschweig und Anhalt, Jg. 45, Braunschweig 1932, S. 392—412.
60. Soziologische Kritik der eugenischen Bewegung, in: Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung, Bd. XL, H. 4 (der ganzen Sammlung 353. Heft), Berlin 1933, 52 S.
61. Erbpflege und Sozialpolitik, in: Archiv für soziale Hygiene und Demographie, Bd. VIII, Berlin 1933, S. 223—228.
62. Natürliche Auslese, soziale Schichtung und das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Bd. XII, Köln 1933, S. 159—183.
63. Eugenik, Soziologische Betrachtungen, in: Soziale Praxis, Zentralblatt für Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege. 42. Jg., Berlin 1933, S. 35—43 und S. 66—70.
64. Soziale Gliederung der deutschen Arbeitnehmer, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 68, Tübingen 1933, S. 151—188.
65. Statistische Analyse der wirtschaftlich Selbständigen, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 68, Tübingen 1933, S. 407—439.

66. Erbpflege — Grundlagen, Planung, Grenzen, Stuttgart 1934, IV, 126 S.
67. Die Fürsorge im Dienste der Volksbiologie, in: Freie Wohlfahrtspflege, Mitteilungen aus dem Gebiet der Rechts-, Steuer- und Wirtschaftsfragen Jg. 8, Berlin 1933/34, S. 416 bis 430.
68. Forskydninger i Nutidens sociale Lagdeling (Veränderungen in der heutigen sozialen Schichtung), in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, vol. 72, Kopenhagen 1934, S. 77—98.
69. Bürokratizm a Wychowanie (Bürokratismus in der Erziehung), in: Kultura Pedagogiczna, Warschau 1934, S. 305—357.
70. Nationalsocialismens Fremtidsbillede (Die Vorstellungen des Nationalsozialismus über die Gesellschaft von morgen), in: Socialt Tidsskrift, Bd. X, Kopenhagen 1935, S. 245—257.
71. Samfund og Arvelighed (Gesellschaft und Erbschaft), Kopenhagen 1935, 283 S.
72. Sociologi, Kopenhagen 1935, 32 S.
73. Om Byrokratizmus, in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, vol. 73, Kopenhagen 1935, S. 225—262.
74. Om Forholdet mellem Liberalisme og Demokrati, in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, vol. 75, Kopenhagen 1937, S. 220—245. (Das Verhältnis von Liberalismus und Demokratie.)
75. Reklame for Parlamentsstyret, in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, vol. 76, Kopenhagen 1937/38, S. 149—161.
76. Aufgabe und Schicksal der Intellektuellen, in: Freie Wissenschaft, Straßburg 1938.
77. Sociologi, Grundrids og Hovedproblemer (Soziologie, Grundriß und Hauptprobleme), Kopenhagen 1939, 733 S.
78. Klassesamfund og Staendertanke (Klassengesellschaft und Standesempfinden), in: Socialisten, Kopenhagen 1939, S. 45—51 und S. 83—90.
79. Reklame og erhvorvspolitiksk propaganda (Geschäftsreklame und Propaganda für Wirtschaftspolitik), in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, vol. 78, Kopenhagen 1940, S. 169—187.
80. Konkurrence (Wettbewerb), Kopenhagen 1941, 138 S.
81. Kritik af Reklamen (Kritik der Reklame), Kopenhagen 1943, 399 S.
82. Om Erhvervsetik (über Berufsethik), in: Nationaløkonomisk Tidsskrift, vol. 81, Kopenhagen 1943, S. 173—291.
83. Intelligensen, Stockholm 1944, 218 S.
84. Idealernes Tyrannis, in: Samtid och Framtid, Stockholm 1944, S. 40—48 und S. 54—64.

85. Vidräkning med Märkereklamen (Abrechnung mit der Markenartikelreklame), in: *Samtid och Framtid*, Stockholm 1944, S. 212 bis 222, 1945, S. 125—127.
86. Rettens Emancipation fra Moralen (Die Emanzipation des Rechts von der Moral), in: *Statsvetenskaplig Tidsskrift för politik, statistik, ekonomi*, Lund 1945, S. 195—212.
87. Er Reklamen pengens vaerd? (Zahlt sich Reklame aus?), in: *Dansk Fremtid*, Kopenhagen 1945, S. 143—150.
88. Debat med Uppsala om Moral og Ret (Debatte mit der Uppsala-Schule über Recht und Moral, Lund 1946, 247 S.
89. Ranulf contra Geiger, Et Angreb og et offensivt Forsvar, (Ein Angriff und eine offensive Verteidigung), Kopenhagen 1946, 108 S.
90. Svar til Professor Alf Ross (Antwort an Prof. Alf Ross), in: *Juristen*, Kopenhagen 1946, S. 309—324.
91. Retsreglers Gyldighed og den sakaldte Retsbevidsthed, (Reflektioner i Adledning av Knud Illum: Lov og Ret, Kopenhagen 1945), in: *Statsvetenskaplig Tidsskrift för politik, statistik, ekonomi*, Lund 1946, S. 380—401.
92. Om intellektuel humanisme (Über intellektuellen Humanismus), in: *Ord och Bild*, Kopenhagen 1946, S. 458—465.
93. Videnskab er Kaeteri (Wissenschaft ist Ketzerei), in: *Blink*, Kopenhagen 1946, S. 6—11.
94. Om ejendomsret, socialisering og Burnham's Managerial Revolution (Über das Eigentumsrecht, die Sozialisierung und Burnham's Managerial Revolution), in: *Statsvetenskaplig Tidsskrift för politik, statistik, ekonomi*, Lund 1946, S. 139 bis 150.
95. Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, *Acta Jutlandica XIX*, 2, Kopenhagen 1947, 347 S.
96. Demokratiet under Debat (Die Debatte über die Demokratie), in: *Nationaløkonomisk Tidsskrift*, vol. 85, Kopenhagen 1947, S. 132—150.
97. Klassesamfundet i Støbegryden (Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel), Kopenhagen 1948, 107 S.
98. Demokrati og Planøkonomi (Demokratie und Planwirtschaft), in: *Frie Ord*, Kopenhagen 1948, S. 317—328.
99. Byplan og Socialstruktur (Stadtplanung und Sozialstruktur), (Verhandlungen des 15. Dänischen Stadtplanungskongresses) Kopenhagen 1948, S. 16—23.
100. Er krig uundgaelig? (Ist Krieg unvermeidlich?), in: *Krigen, Freden og Videnskaben*, Kopenhagen 1948, S. 5—14.



101. Panegyrikos for Marx og sovjetvidenskaben, in: *Studenter Bladet*, 17. Aarg. Nr. 5, Kopenhagen 1948, S. 3—4.
102. Soziometrik und ihre Grenzen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, 1. Jahrg. Köln 1948/49, S. 292—302.
103. Soziologische Forschung in Dänemark, Bericht von Th. Geiger, Aarhus, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 1 Köln 1948/49, S. 497—498.
104. Den Danske intelligens fra reformationen til nutiden, En studie i empirisk kultursociologi (Die dänische Intelligenz von der Reformation bis in unsere Zeit. Eine Studie in empirischer Kultursoziologie), in: *Acta Jutlandica*, XXI, Aarhus 1949, 159 S. (mit Beilage eines statistischen Teils).
105. Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft, Stuttgart 1949, 167 S. (deutsche Aufl. von »Intelligenzen«)
106. Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln-Hagen 1949, 228 S. (deutsche Ausgabe von »Klassesamfundet i Støbe-gryden«).
107. Zeitgemäße Fragestellungen der Soziologie, in: *Abhandlungen der Braunschweigischen wissenschaftlichen Gesellschaft*, hrsg. von E. Justi, Bd. 1, Braunschweig 1949, S. 132—136.
108. Kritische Bemerkungen zum Begriffe der Ideologie, in: *Gegenwartsprobleme der Soziologie*, Alfred Vierkandt zum 80. Geburtstag, hrsg. von G. Eisermann, Potsdam 1949, S. 141—155 (teilweise Neudruck in: *Soziologische Texte*, Bd. 4, Neuwied 1961, S. 167 bis 173).
109. Zeitgemäße Fragestellungen der Soziologie, in: *Publications de l'Institut International de Philosophie*, vol. VI, 3, Paris 1949, S. 71—84 und 111—114.
110. Demokratia — ajattelevien ihmisten valtiomuoto, in: *Työväenopisto*, Helsinki 1949, Heft 1.
111. Wilhelm Grønbech og Sociologien (V. G. und die Soziologie), in: *Gad's Danske Magazin*, Kopenhagen 1949, S. 158—167.
112. Udlændinge i dansk kulturliv gennem 400 aar (Ausländer im kulturellen Leben Dänemarks seit 400 Jahren), in: *Politiken*, Kopenhagen 20. 8. 1949.
113. Sociologisk Studenterenquête, in: *Den Jydske Akademiker* 21/8, Aarhus Universitet 1949, S. 118.
114. Betragtninger over vor tids samfundsrevolution (Betrachtungen über die soziale Revolution unserer Zeit), in: *Økonomi og Politik*, Kopenhagen 1949, S. 141—155.
115. Folkestyret under Debat (Debatte um die Volksregierung), in: *Dansk Folkestyre*, Kopenhagen 1949, S. 127—144.

116. Samfundet og dets højere embedsmaend (Die Gesellschaft und die Beamten), in: Nordisk Administrativt Tidsskrift, Kopenhagen 1949, S. 117—134.
117. Den Danske Studenters Sociale Oprindelse (Die soziale Herkunft der dänischen Studenten), in: Nordiske Studier i Sociologi, Nr. 2, under medarbejde af Torben Agersnap, Kopenhagen 1950, 135 S. (mit Beilage eines statistischen Teils).
118. An Historical Study of the Origins and Structure of the Danish Intelligentsia, in: The British Journal of Sociology, I, S. 209—220.
119. Methods of Studies on the Intelligentsia, in: Explorations in Entrepreneurial History, III/2, Harvard, Cambridge/Mase 1950.
120. Lyttervaner — Lytterønsker (Verhalten und Meinung der Radiohörer), in: Tidsskrift for Radio, 1950, S. 39—48.
121. A radio test of musical taste, in: Public Opinion Quarterly, vol. 14, Princeton/N. J. 1950, S. 453—460.
122. Some Reflections on Sociometry and its Limitations, in: Theoria, Lund/Kopenhagen 1950, S. 36—48.
123. Fachbezogenes Bildungswissen, Kritik am Gutachten des Studienausschusses für Hochschulreform, in: Deutsche Universitätszeitung, Jg. 4, Nr. 4, Göttingen 1950, S. 6—9.
124. International Sociological Association, in: Salmonsens Leksikon-Tidsskrift, H. 3, Kopenhagen 1950, S. 780—781.
125. Burnham, James: El dominio de los »Expertos«, in: Revista de Estudios Politicos, Nr. 50, vol. 30, Madrid 1950, S. 81—103.
126. Byråkratismen og fagmandsstyre, in: Nordisk administrativt Tidsskrift, Kopenhagen 1950, S. 98—110 (Bürokratismus und die Herrschaft der Experten).
127. Soziale Umschichtungen in einer dänischen Mittelstadt, in: Acta Judlandica, XXXIII, Aarhus 1951, 132 S. (mit Beilage eines statistischen Teils.)
128. Movilidad y cambio en la estratificación social, in: Revista internacional de sociología, Madrid 1951, S. 5—28, N. 33, S. 227 bis 300, N. 34.
129. Metabolismo Social, in: Revista de Sociología, Madrid 1951, 32 S.
130. Mobilité sociale dans les Sociétés Européennes de notre Temps, Problèmes de population, Straßburg 1951, 12 S.
131. Die Legende von der Massengesellschaft, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Bern-München 1951, S. 305—323.
132. Samfundet og de Homoseksuelle (Die Homosexuellen und die Gesellschaft, ein Beitrag zu einem Sammelwerk über die Homosexualität), Kopenhagen 1951, 10 S. (ins Schwedische übersetzt):

- Homosexualitet och samhälle, in: Homosexualiteten, Studier i dess Orsaker och Problem redigered av Jarl Wagner Smitt, Stockholm 1952, S. 245—258.)
133. Herrschaft der Manager oder Herrschaft der Bürokratie, in: Die Bayerische Schule, Jg. 4, München 1951, S. 22—24.
  134. Betragtninger over Nationalismen (Betrachtungen über Nationalismus), in: Festskrift for J. Petersen, Kopenhagen 1951, S. 40—50.
  135. Preliminary national report for the First International Working Conference on Social Stratification and Social Mobility, in: Rinde und Rokkan, Preliminary Papers and Proposals, Oslo 1951, S. 63—75.
  136. Gemeinsam mit *David Glass*: Circular Letter addressed to participants in the First Working Conference, in: Rinde und Rokkan, Oslo 1951, S. 5—7.
  137. Notes concerning the ISA programme of research on social stratification and social mobility, in: Rinde und Rokkan, Oslo 1951, S. 47—57.
  138. Gemeinsam mit *David Glass*: Survey of existing material relating to social stratification and social mobility, in: Rinde und Rokkan, Oslo 1951, S. 29—31.
  139. Gemeinsam mit *David Glass*: Discussion Paper for conference, in: Rinde und Rokkan, Oslo 1951, S. 14—19.
  140. Aufgaben und Stellung der Intelligenz in der Gesellschaft, in: Wissenschaft und Weltbild, Monatsschrift für alle Gebiete der Forschung, 4. Jg., Heft 1, Wien 1951, S. 29—30.
  141. The Nature of Sociology (hebräisch mit Summary in English), in: Iyyun, Journal of the Philosophical Society, vol. 3, Jerusalem 1952, S. 65—78.
  142. Fortidens Moral og Fremtidens (Moral in Vergangenheit und Zukunft), Kopenhagen 1952, 84 S.
  143. Human Society and Scientific Law, in: Canadian Journal of Economics and Political Science, 18/2, Toronto, May 1952, S. 184 bis 194.
  144. Om Intellektualisme, in: Den Jydske Akademiker, Nr. 1, Aarhus-Universitet 1952, S. 1—2.
  145. Fragen der Jugendbildung im Zeitalter der Technik und der Massengesellschaft, Kind und Technik, in: Psychologische Praxis, H. 11, Basel 1952, S. 63—73.
  146. Über dynamische Analyse sozialer Umschichtungen, in: Soziologische Forschung in unserer Zeit, Festschrift für Leopold von Wiese zum 75. Geburtstag, K. G. Specht Hgdt., Köln-Opladen 1952, S. 50—63.

147. Ideologie und Wahrheit, eine soziologische Kritik des Denkens, Stuttgart-Wien 1953, 195 S.
148. »Schichtung«, in: Bernsdorf/Bülöw (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1955, S. 432—446.
149. Typologie und Mechanik der gesellschaftlichen Fluktuation, in: Die Einheit der Sozialwissenschaft, hrsg. von W. Bernsdorf und G. Eisermann, Stuttgart 1955, S. 84—116.
150. »Ideologie« in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaft, Tübingen 1954, S. 179—184.
151. »Intelligenz«, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaft, Tübingen 1954, S. 302—304.
152. Sociology and Democracy, in: Acta Sociologica, Vgl. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 10—13.
153. Social Sciences and their Method, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 14—17.
154. Evaluational Nihilism, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 18—25.
155. A Dynamic Analysis of Social Mobility, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 26—38 (teilweise in inhaltlicher Übereinstimmung mit »Über dynamische Analyse sozialer Umschichtungen«, siehe 146).
156. Recruitment of University Students, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 39—48.
157. Intelligentsia, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 49—61.
158. Der Intellektuelle in der europäischen Gesellschaft von heute, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 62—74.
159. Die Legende von der Massengesellschaft, in: Acta Sociologica, Vol. 1, Fasc. 1, Kopenhagen 1954, S. 75—79.
160. Bemerkungen zur Soziologie des Denkens, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie XLV/1, Neuwied-Berlin 1959, S. 23—53.
161. Die Gesellschaft zwischen Pathos und Nüchternheit (Acta Jutlandica, Publications of the University of Aarhus, Aarskrift for Aarhus Universitet, XXXII, 1) Kopenhagen 1960, 255 S.
162. Was ist Soziologie, in: Soziologische Texte, Bd. 7, Neuwied 1962, S. 45—55.
163. Das Verfahren der empirischen Soziologie, in: Soziologische Texte, Bd. 7, Neuwied 1962, S. 75—84.
164. Befreiung aus dem Ideologiebann (Die Emanzipation von der Befangenheit), in: Soziologische Texte, Bd. 7, Neuwied 1962, S. 431—459.

## *Namensverzeichnis*

Aakjaer	284	Buisson, F.	294
Agersnap, T.	19	Burnham, J.	468, 470
Adler, M.	298		
Ahlberg, A.	187, 192, 456	Campanella, T.	451
Aichhorn, A.	287	Casanova, J.	273
Andersen, H. D.	127, 129	Chancellor	295
d'Annunzio, G.	263	Christus	278
Anzengruber, L.	151	Churchill, W.	93, 94
		Clow	295
Bacon, F.	431, 444	Comte, A.	48, 49, 50, 59, 98, 100, 280, 297, 432
Bagge, P.	65	Condillac, E.	458
Bangler	65	Cooley, C. H.	448
Barbusse, H.	285	Cournot, A. A.	65
Barnes, H. E.	287	Cunow, H.	187, 193, 211, 213
Barth, P.	295, 300, 303, 314		
Bebel, A.	156, 257	Daastrup	158
Becher, E.	52, 84	Davidson, P. E.	127, 129
Bechly	353	Delaisi	432
v. Below, G.	61	Destutt de Tracy, A.	412
Bergg, F.	156, 257	Deutsch, J. Broda-	243, 245
Berggrav, E.	273	Dewey, J.	295
Bernfeld, S.	287, 298	Dietrich	350
Bernstein, E.	192, 212, 213	Dilthey, W.	296, 433, 452
Berth	432	Dodd, S. C.	78
Betts	295	Dostojewski, F.	270, 273
v. Bismarck, O.	326	Dugas	271
Bluntschli, J. K.	197	Dunkmann, K.	295, 298, 299, 303, 464
Bode	313	Dupréel, E.	36
Bouglé, C.	198	Durkheim, E.	294, 298, 301, 446
v. Brentano, B.	156	Dutton	295
Brix, H.	27	Dymow, O.	286
Broda-Deutsch, J.	243, 245		
Brøndum-Nielsen, J.	273	Eggersglüssl, H.	156
Brugsch, Th.	278	Ehrenburg, I.	275, 281
Buckle, H. T.	59		
Bürgel, B.	156, 257		

Ehrlich, E.	363	Hansen, E.	27
Eisermann, G.	127	Happel	270
Eisler, R.	296	v. Harnack, A.	60
Eliasberg, W.	287	Hart, H.	293
Eliot, T. S.	287	Hau, K.	273, 275
Ellwood, C.	297	Hauptmann, G.	151, 273
Engels, F.	432	Hauser, K.	275
Espinas, A.	294	Hedenius, J.	419
Eulenberg, F.	114	Hegel, G. W. F.	432, 433
		v. Helmholtz, H.	57, 76
Fahlbeck, P.	198, 199, 203	Herbart, J.	296
Farrère, C.	226, 451	Hermes, G.	159, 162
Ferguson, A.	190, 209	Hess, M.	34
Feuchtwanger, L.	270, 273, 274	Hetzer, H.	287, 319, 320, 327
Feuerbach, L.	432	v. Hindenburg, P.	22, 345
Fourier, C.	280	Hitler, A.	16, 21, 93, 94, 348, 349, 353
Franz von Assisi	278	Hölz, M.	157, 158, 256, 273, 274
Freud, S.	298, 432	Holek, W.	158, 257
Freyer, H.	62, 428, 433, 434, 452, 454, 455	Honigsheim, P.	295, 296, 298
Fries, M.	417	Hume, D.	57
Fuchs, G.	266, 273, 274	Husserl, E.	51
Gaardboe	269	Ichheiser	289
Galsworthy, J.	277, 278	Ignatius von Loyola	263
Ganghofer, L.	151	Illum, K.	468
Geiger, T.	passim	Iversen, H.	425
Giddings, F. H.	295	Jaensch	277
Ginsberg, M.	36	Jaspers, K.	7
Glass, D.	471	Jerusalem, W.	362
Goebbels, J.	345, 349	Jüngst, H.	95, 164, 166, 303
Göhre, P.	95, 155, 163, 165	Jung, F.	273
Gringauz	350	Kahle, M.	95, 166
Grønbech, W.	69, 469	Kant, I.	297, 298, 357, 395, 397
Grünwald, E.	424, 440	Kautsky, K.	457
Grundtvig, N. F.	61	Kautz	164, 256
Gurvitch, G.	29	Kawerau, G. S.	295, 298, 314
Guyau, I. M.	294	Keller, H.	266
Hägerström, A.	28, 387, 389, 390, 416, 417, 418, 419, 420	Kepler, J.	442
Hammacher	211, 213		

v. Keudell, W.	304	Marx, K.	120, 122, 187, 188, 190,
King	295		191, 196, 200, 201, 206, 207,
Knospe, H.	14, 16, 17, 28		208, 209, 210, 211, 212, 215,
König, René	17, 41		224, 235, 298, 432, 433, 469
König, Robert	151	Matzke	344
Kraus	261	Michels, R.	261
Kriedck, E.	299, 303, 314	Miedbrodt, K.	162, 163
Kronfeld	277, 287	Millar, J.	191
Krüger, F.	278	Mombert, P.	192, 193, 207, 213,
Kruuse, V.	69, 70		214
Küssner, K.	95, 165	Monroe	295
Kulp	295	Montesquieu,	
Kurella	273	Ch. de la Brède et de	182
Lamprecht, K.	59	Moreno, J. L.	71, 89
Le Bon, G.	36, 294	Morsey, R.	22
Le Play, P. G. F.	294	Müller-Armack, A.	334
Lessing, T.	61, 62, 432	Müller-Lyer, F. C.	295, 298, 314
Levenstein, A.	159, 162	Mumford, L.	171, 182
Lévy-Bruhl, L.	298	Murstad, H.	273, 274
Lindner, G. A.	296	Napoleon I.	412, 434, 458
Litt, T.	301, 309	Naville, P.	65
Livi, L.	100, 108	Neumann, R.	282
Lochner, R.	295, 297, 299, 312	Nietzsche, F.	432
Lombroso, C.	273, 277	Oetker, F.	15
London, J.	236	Ognjew	332
Luchtenberg, P.	310	Olivecrona, K.	28, 29
Lukács, G.	414	Oppenheimer, F.	48, 50, 213, 295
Luther, M.	279	Ortega y Gasset, J.	171
Mach, E.	57	O'Shea	295
de Man, H.	155, 159, 162, 164,	van Overbergh, C.	192, 211, 213
	258		
Mannheim, K.	61, 146, 314, 413,	Pantzer, A.	293
	415, 416, 424, 425, 426, 427,	Pareto, V.	60, 389, 432, 452
	428, 429, 433, 434, 435, 436,	Pauk, F.	159
	438, 439, 440, 441, 444, 445,	Paulsen, F.	296
	446, 451, 453, 454, 455, 457,	Pesch, H.	211, 213
	458	Peters, W.	265, 295
Mann, H.	249	Pfennig, A.	413, 428, 455
Marat, J. P.	226	Philippi, F.	273
Marck, S.	435, 436	Philippovich	212, 213

Piccolomini, E. S.	103	Simkhowitsch, W. G.	187, 193,
Piechowski	159, 161	212, 213, 215	
Platon	49	Simmel, G.	47, 299
Plessner, H.	309	Sinclair, U.	255
Popp, A.	158, 257	Small, A. W.	263
		Smith, W. R.	295
Radbruch, G.	358, 363	Snedden, D.	295, 297
Ranulf, S.	93, 94, 95, 468	Sombart, W.	50, 66, 187, 192,
Rasputin, G. J.	276	193, 211, 212, 213, 215, 229,	
Rehbein, F.	158	233, 241, 254, 256	
Reiniger	313	Speer, A.	34
Reventlow, E. Graf	349	Spencer, H.	50
Rickert, H.	65, 68	Spengler, O.	171, 389
Riehl, W. H.	303	de Spinoza, B.	442
Robespierre, M.	279, 333	Spranger, E.	278
Röpke, W.	171	Sorel, G.	60, 389, 432, 457
Rolland, R.	276	Sorokin, P.	127
Roloff, E. A.	22	Souvestre, E.	248
Rosegger, P.	151	Spann, O.	148, 200, 213, 275,
Rosenberg, A.	349	303	
Ross, A.	468	Stenbock-Fermor, A.	95, 165,
Ross, E. A.	263	167	
Rüstow, A.	61	Strasser, O.	349, 353
		Strindberg, A.	285, 286, 288
Saint Simon	95, 227		
Sauer, W.	363	Tarde, G.	294, 299, 301
Schaeffle, A.	192, 211, 212, 213,	Thukydides	442
303		Thurnwald, R.	268
Scheler, M.	310, 314, 443, 447	Tingsten, H.	87
Scheringer	349	Toebben, H.	272
Schirmer, K.	157	Toennies, W.	78
Schmoller, G.	187, 193, 207, 212,	Toller, E.	273, 274
213, 217, 218		Tolstoi, L.	453
Schopenhauer, A.	279	Trappe, P.	8, 11, 16, 29
Schröder, H.	295, 299, 311	Trevelyan, G.	60
v. Schütz, W.	273	Tumlirz, O.	261
Schumpeter, J.	51, 245	Tureck, L.	157
Segerstedt, T. T.	29		
Seignobos, C.	59	Ulfeldt, L. C.	273, 274
Semon, R.	377		
Shridar-Ketkar	197	Vaerting, M.	299
Sieyès, Abbé	227	Vasari, G.	437



Verkko, V.	29	Weiss, C.	295, 299, 300
Vernières, A.	165	Weizsäcker V. Frhr. v.	278
Vierkandt, A.	82, 98, 147, 219, 230, 240, 424, 426, 469	Werfel, F.	282
Vleugels, W.	36, 464	Westphal, B.	295
Vogt, J.	29	Wettstein-Adelt, M.	95, 165
Walpole, H.	181	v. Wiese, L.	97, 147, 219, 229, 236, 246, 263, 281, 313
Walther, A.	294, 297	Wilde, O.	273
Ward, L. F.	295, 297	Wildenbruch, E. v.	151
Warner, W. L.	126, 187	Willmann, O.	296
Wassermann, J.	273, 275	Windelband, W.	53, 65
Weber, A.	34, 457	Woldt, R.	153, 155
Weber, M.	13, 115, 117, 118, 137, 192, 197, 198, 199, 207, 212, 213, 215, 218, 248, 295, 454	Zahn, F.	127, 136
		Zeuthen, F.	455
		Znaniecki, F.	86
		Zola, E.	256, 270, 280, 286, 466

## Sachverzeichnis

Aberglaube	387	Aufstiegschancen	128
Abgeschiedenheit, soziale	260-292	Aufstieg und Laufbahn	132-134
Acta Jutlandica	25	Auslesemechanismus	117
Afflux	135	Außenschau (Prospektive)	438
Akademikerstand	127-132, 145	Bauerntum	237, 280, 342, 343, 346, 350
Aktivismus	61	Beamtentum	128, 351, 352
Allelonomie	387	Begabung	131
Allgemeine Rechtslehre	22	Begriffsanalyse	11, 77-79
Amerikanismus, soziologischer	51	Beobachtung	165, 166 (siehe auch: Experiment)
Analogieschluß	89	Berufsausslese	131
Anaskopie	147, 149, 150	Berufsschule	329
Angestellte	201, 202, 238, 239, 241, 341, 352, 353	Berufssphäre	284
Anonymität	172, 174, 176, 179	Beteiligte Beobachtung	95
Anpassung	287	Betriebssoziologie	12
Anthropologie	364	Bewertung, primäre	402, 417, 418-420
Antifeminismus	335	Bewußtseinslage, proletarische	256
Antisemitismus	335	Beziehung, soziale	87
Arbeiterbewegung	341	Beziehungslehre	147
Arbeiterbildung	17	Binnenschau (Circumspektive)	438
Arbeiterbiographien	153, 257, 289	Biographie und Bekanntnis	155-159
Arbeiter-psychologische Forschung	151-167	Bolschewismus	26
Arbeiterschaft	340, 341, 342, 348, 349	Brauch	379, 382, 383
Arbeitnehmermittelstand	349	Bürgertum	151, 153, 228, 242, 340, 348, 350, 351, 399, 433
Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie	20, 25	Chancen, soziale	116, 118, 133, 215, 218
Askese	275-282	Chlysti	276
Atomisierung	30, 31, 172, 173, 174, 177		
Atomismus	148		
Attitüden	185		
Aufklärung	34, 455-457		
Auf- und Abstieg	124-127, 248, 249, 256		

Daseinsmodus, sozialer	47, 48	Emigration	12
Deflux	135, 145	Emotionalismus	432
Demographie	82	Empirische Soziologie	10, 11, 24, 35, 67, 75-84, 79 (Begriff), 86, 299, 300, 303, 433
Demokratie	26, 116, 174, 180, 181, 182, 183, 185, 335, 345, 437	Empirismus	51, 400
Demokratisierung	143	Endogene Schichtenreuerung	131
Denken	446-448, 451	Engramm	377
-, pragmatisches	452	Erbpflege	16, 17
Denkmodelle	445	Erfahrungswissenschaftliche Soziologie, siehe: empirische Soziologie	
Denkstil	441	Erkenntniskritik	414-415, 421, 431, 435
Deutschnationale (Partei)	338	Erkenntniswirklichkeit	414, 415, 424
Determinismus	63, 192	Erwachsenenbildung	12, 17
Dezentralismus	183, 184	Erziehung	293-315, 304, 316- 334
Diachronischer Längsschnitt	98	Erziehung als Selbst- verständigungshilfe	326, 328, 329
Diätetik	261-263	Erziehungsrealismus	327
Differentialdiagnose	83	Eugenik	16
Differenzierung	448-450	Exilierung	268-270
Distanz	317	Experiment	71, 80 (Begriff), 81, 154-155
Distanzierung	434, 436-438, 448-450	Familie	303, 321
Disziplin	185	Faschismus	26, 94, 180 (siehe auch: National- sozialismus)
Dualismus gesellschaftlicher Sphären	175	Fluktuation	114-150
Durchgangsschichten	130	Fluktuationsfrequenz	120
Durchgangsstationen (Fluktuation)	121	Fluktuationsintensität	135
Dynamik	24, 97-99, 100-113, 136-137, 146, 147, 150	Formale Soziologie	10, 11
»Einfühlung«	153	Formalisieren	453
Einkommensschichtung	132, 133	Fragebogen	160, 163, 164
Einsamkeit als Disposition	265-282	Freiheit	446-448
Einsamkeit als Lebensstil	263-265	Freizügigkeit, soziale	449
Einzelhaft (Wirkungen)	272-275	Fremde Presse, Die	10
Ekphorie	377		
Elite-Gedanke	335, 345		
Emanzipation von der Ideologie	428, 431-459		

Funktionelle Kapazität	145, 146	Habituelle Ordnung	372
Funktionsbegriffe	148	Handelns- und Zustands-	
Funktionssysteme	178	ordnung	368-369
»Ganzheitler«	203	Heteronomie	387
Gebarenservartung	366-368,	Homo intellectualis	32
378		Homo logicus sive rationalis	
Gebarenskoordination	365-366,	431	
367		Homo oeconomicus	431
Gebarensmodell	366-368, 379-	Homo paedagogicus	314
380		Homo rationalis	432
Gefühlsaskese	32, 185	Homo sentimental	32
Geisteswissenschaften	56, 57,	Humanismus, intellektueller	
58, 59, 71		8, 25, 33	
Geltungsbedürfnis	272	Hypothese	78, 79
Gemeinschaft	19, 29, 81, 174,	Ichideal	250, 251, 301, 302, 304
175, 251, 276, 404		Ideologie	18, 20, 27, 32, 82,
Geschichte	57, 59, 60, 61, 66, 68	163, 228, 251, 253, 331, 339,	
Geschmacksenquôte	92	340, 342, 345, 389, 390, 404,	
Geselligkeit	47, 262	412-430, 431-459	
Gesellige Ordnung	365-366	-, totale	426-428
Gesellschaft und Gesetz-		Ideographische Wissen-	
mäßigkeit	56-72	schaften	65, 75
Gesellschaftskunde	54	Indeterminismus	63, 64
»Gesellschaftslehre«	45	Institut f. Geschichte u. Volks-	
Gesellschaftsstruktur	115	wirtschaft, Kopenhagen	19
Gesellschaftswissenschaft	55	Institut für Gesellschafts-	
Gesetze, soziale	64, 65	forschung, Aarhus 23, 118, 127,	
Gesetze, wissenschaftliche	56,	196	
59, 67, 68, 69, 76		Institute of Statistical Mathe-	
Gesetzmäßigkeit	56-72, 75	matics, Tokio	7
Gesinnungsmoral	392	Intelligenz	21, 22, 93, 457-459
Gewissensmoral	395	Interdependenz, siehe: soziale	
Gewerkschaften	337, 353	Interdependenz	
Gewohnheit	377-379, 382, 383	Interdependenz, psychische	184
Gleichheitsideal	116	International Sociological	
Großgesellschaft, durchgehend,		Association	7
vor allem Teil II,	169-354	Introspektion	11, 79, 82-84, 89,
Großintegrate, organisatorischer		95, 96	
Art	178, 179	Jungsozialismus	253
Gruppe	245, 250, 300, 304, 305,	Jurisprudenz	362
306, 307, 310			

Kapital (Marx)	120	Manifestationsverstehen	416, 429, 437
Kasten	197-198, 199, 218, 222	Masse, diffuse	200, 201, 202
Kataskopie	147, 149, 150	Massenbeobachtung	69, 80, 81, 88, 159
Katholische Kirche	17	Massengesellschaft	29, 30, 31, 171-185, 397, 398
Kausalität	56, 57, 64, 65, 75, 76, 256	Meinungsgegenstand	90
Klasse	115, 117, 126, 138, 186, 187, 191, 194, 197, 199, 201, 203, 206-259, 317 (Begriff)	Menge	245
Klassenantagonismus	231-235	Mentalitäten	339, 340, 341, 343, 346-353, 416, 437, 445
Klassenbewußtsein	33, 194, 255, 257, 258, 316-334	Metaphysik	22, 29, 34, 35, 50, 51, 58, 85, 187, 190, 297, 385, 391, 394, 397, 401, 403, 432, 433, 452
Klassengesellschaft	115, 138, 196, 204, 221, 246	Methode	73-150
Klassenlage	316-334	Migration	124
Klassenlage und politische Stellungnahme	87	Milieu, soziales	264, 282-292, 283, 287, 397
Klassentheorie (Marx)	188	Milieudeterminismus	117
Klatsch	286	Mißachtung	270
Koedukation sozialer Klassen	332, 334	Mittelstand	229, 235-242, 335-353
Kollektivgefühle	26, 32, 446, 457	Mobilität, soziale	18, 100-113
Kommunistische Partei Deutschlands (KPD)	336, 339	Modalität, soziale	47, 48, 55
Kommunistisches Manifest	120	Moral	385-411
Konkomitanzgesetz	75	-, autonome	395
Kontrolle	386, 387	-, dogmatische	394
Korporative Gesellschaftsordnung	172, 399	-, traditionelle	393
Krieg	344	Moralnorm	403, 406
Kulturkritik	171, 172	Moralschisma	395, 396, 398-402, 409
Kulturosoziologie	442, 443, 444	Motivation	64, 65
Kulturwissenschaft	46, 53	Mneme-Theorie	377
Legalismus	407	Nachahmung	378
Liberalismus	99, 116	Nation	340, 343, 344, 345
Literatursoziologie	19, 151-167	Nationalbewußtsein	33, 341, 343
Logistik	78	Nationalsozialismus	13, 14, 15, 20, 21, 27, 28, 29, 31, 93, 164, 335-353, 413, 428
Lokalismus	182		
Lumpenproletariat	258-259		

Nationalsozialistische Betriebsorganisation (NSBO)	337	Positivismus	152, 432, 456
Naturgesetz	56	Primärgruppe	172, 173
Naturalismus	50	Prinzip der Einmaligkeit	66
Naturrecht	49, 50	Private Daseinssphäre	174
Naturwissenschaften	53, 56, 58, 71, 80	Problemkreise	51, 79
Nomothetische Wissenschaften	65	Produktionsgenossenschaften	242
Nordiske Studier i Sociologi	23	Produktionsgüter	222, 223, 225, 239, 242-259, 244, 340, 342, 433
Norm	364-384	Proletariat	152, 153, 155, 238, 239, 242-259, 244, 340, 342, 433
Norm als Imperativ	376	Protestantismus	347
Norm, latente	380-384, 383	Prozessualer Gesellschaftsbegriff	97, 100-113, 137, 148, 221, 234, 246, 307, 368
Normgefüge	371	Psychologie	58, 63, 71, 80, 83, 84, 89, 151-167
Normkern	374, 381, 383	Psychologismus	152
Normsatz	374-376	Psychosoziologie	81
Normstigma	374	Qualitative Aussagen	77
Nüchternheit	32	Quantifizierung	69, 76, 79-84, 85, 88, 96, 148
Objektivität	456	Querschnittsanalyse	136
Öffentliche Daseinssphäre	174, 290	Rangstatus	126, 143
Ordnung	358, 360, 365-366, 368-369, 370-372	Reaktion, potentielle	380
Ordnungsgefüge	23	Realfaktoren	415-417, 421, 425, 426, 427, 446
Ordnungskontrolle	371	Realordnung	371
Ordnungsmechanismus	370	Recht, Begriff	357, 387
Ordnungsmodelle	397	Recht, Funktion	361
Pädagogik	293, 294, 296-299, 300-304	Recht und Moral	385-411
Panideologismus	412, 413, 414, 428, 456	Rechtsdurchsetzung	361
Partikularisieren	434	Rechtsgeltung	360
Pathos	33	Rechtsphilosophie	358
Persönlichkeit, eigenständige	398	Rechtssoziologie	12, 23, 355-411
Phänomenologie	51, 67	-, materiale, formale	359
Physiokraten	50	Rechtswissenschaft	307, 357
Platzbestimmungen	369	Regelhaftigkeit	370
Polarisierung der sozialen Funktionen	174, 175	Regelmäßigkeit	370
Population (Zeitschrift)	100		

Reichstagswahlen (1930)	338	Sichterweiterung	438-441
Reklame	18, 20	Sinninterpretation	61, 62
Relationismus, dynamischer	434	Sinnendefekt	267
Relativismus	152	Sitte	380, 382
Revolution	343	Sittenregel	372
Rockefeller-Stiftung	19, 106	Situation	366
Rolle, siehe: Soziale Rolle		Sozialdemokratische Partei	
Romantik	433	Deutschlands (SPD)	10, 15, 16, 17, 28, 236, 339
Säkularisierung	387	Soziale Bewegung	142, 192
Samtheit	245	Soziale Dichtung	151
Schicht, Metamorphosen	200-205	Soziale Frage	151
Schichtbegriff, logische		Soziale Interdependenz	184, 364- 384, 393, 404, 405, 408, 410, 411
Struktur	191-194	Soziale Lage	167, 186, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 201, 202, 414
Schichtdeterminismus	193, 196, 201	Soziale Rolle	185, 262
Schichtpositionen	132	Sozialer Druck	392
Schichtstruktur und		Sozialismus	188, 254, 279, 348, 349
Schichtungsmodell	21, 194- 196, 197-200	Sozialität	277, 278, 279, 315
Schichtung	101-113, 114, 122, 123-124, 186-205, 189, 220	Sozialkontakte	175, 176
Schichtungsfeld	120, 121, 122, 123, 135, 137-139, 150	Sozialstruktur	122, 143-145
Schichtungsmodell	194-196	Sozialsurrogate	285, 286
-, eindimensionales	195	Sozialverhältnis, versach- lichtes	30, 31
-, mehrdimensionales	196	Sozialwissenschaften	51-55, 57, 65
Schichtübergang	132, 143-145	Soziographie	66
Schizophrenie	265	Soziologie, Begriff	45-55, 297
Schüchternheit	271, 272	Soziologismus	48
Schule	304, 311, 312, 316-334	Soziometrie	71, 80, 85-99
Schulreform	12	Soziopsychologie	164
Seinsverbundenheit	435-436	Soziosophie	49
Seinsfaktoren, siehe: Real- faktoren		Spezialisieren	452-453
Sekundärgruppe	173	Spiritualisierung	391-393, 406, 411
Selbstanalyse	430	Stand	138, 197, 199, 203, 218, 351
Selbstdarstellung	161, 273-275 (siehe auch: Biographie und Bekenntnis)	Standard	386
Selbstdiagnose	454-455		
Selbstverständigungshilfe	326, 328, 329		

Statik	97-99, 100, 136-137, 146, 147	Verfemung	268-270
Stationäres Milieu	134	Vergesellschaftung	35, 97 (siehe auch: Prozessualer Gesellschaftsbegriff)
Statistik	153, 154, 214	Verinnerlichung	386
Statistisches Amt, Aarhus	24, 87, 127	Vermassung	175, 177
Statistisches Reichsamt, Berlin	10	Vernunft	431
Status	114-150, 186	Volksbewegung	336, 339
Statuswechsel	118, 140, 142-143	Volkshochschule Groß-Berlin	10
Strukturänderung	139	Weltflucht	291
Subsistente Norm	364-384	Wertauffassungen, kollektive	33, 395
Substanzdenken	97, 148, 307	Wert-consensus	126
Sympathie	33	Wertgemeinschaft	404
Synchronischer Querschnitt	98	Wertidee	392, 394, 395, 403, 404, 411
Übergang, persönlich und in der Generationenfolge	118-119	Wert nihilismus	26, 31, 32, 33, 34, 385, 410
Umfrage, sozialpsychologische	159-165	-, praktischer	402-405
Umrechnungskontrolle	434	-, theoretischer	390
Umschichtung	87, 139-140, 141, 145-147, 226	Wertschisma	126
Umstände, äußere	367	Werts subjektivismus	398, 402
Umwertung, soziale	125	Wertung, siehe: Bewertung	
Uneheliche Kinder	9, 10, 269, 272	Werturteil	391, 402, 403, 417- 420, 421 (siehe auch: Bewertung)
Universität Aarhus	20	Wirklichkeitswissenschaft	433
Universität Kopenhagen	19	Wirtschaftsmentalitäten	346-353
Universität Lund	21	Wissenssoziologie	425, 428, 435
Universität Toronto	30	Zentralisierung öffentlicher Funktionen	180, 182
Universität Uppsala	21-23	Zentralisierte Massengesell- schaft	184
Uppsala-Schule	18, 20, 21, 22, 23, 416	Zentrum (Partei)	18, 236, 336, 338, 339, 346, 350
Veräußerlichung	386	Zionismus	28
Veranstaltung	386, 397, 406	Zweiklassentheorie	241
Verbalnorm	371		
Verbindlichkeitskalkül	381		
Vereinsamung	260-292		